PERMANENT
RESERVE
76788
To be used according to
Regular Reserve Rules

the LIBRARY

GARRETT
THEOLOGICAL
SEMINARY

This book presented to
Garrett Theological Seminary
in recognition of

WITHDRAWN

EVANSTON, ILLINOIS

LIBRARY USE ONLY

Das Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Redigirt von W. Horn.

Band V.

Cleveland, O.
W. F. Schneider, Verleger.

1873.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

BX7501
.E42
V.5
1873
GETS

Inhaltsverzeichniß.

I. Erzählungen.

	Seite.
Des Kindes Gebet	4, 33
Das Ende eines Geizigen	13
Oguyiomi	17
Die Folgen des Ungehorsams	42
Erfahrungen eines Deutschen in Baltimore	50
Der alte Thomas	78
Fromme Wünsche	80
Saat und Ernte	98, 134, 162
Vertrau auf Gott	107
Eine eigenthümliche Gerichtssitzung	129
Ein Bild aus alten Zeiten	141
Am Scheidewege	176
Sende dem Caleb Lebensmittel	179
Die Bilder der Großeltern	193, 225, 257
Die Bekehrung des Kirchenvorstehers Berthold	196
Martha Grau's Prüfung	207
Wer weiß, wie nahe mir mein Ende	212
Die umgewandelte Familie	230, 271
Die Heimkehr	241
Die Folgen eines Zweikampfes	245, 278
Michael de Ruyter	263
Catalina	290, 321, 360
Das braune Geschwisterpaar	299, 332
Die Tabakspfeife	305
Eine ergreifende Scene	306
Des Wächter's Christnacht	354
Sie hat ihre Nützlichkeit überlebt	365

II. Allgemeine Artikel ꝛc.

	Seite.
Bischof J. J. Escher	2, 39
Gedanken beim Jahreswechsel	10
Stufen aus einem Menschenleben	11, 45, 71, 104, 131, 167
Lection für alte Knaben	49
Skizzen aus Californien	51, 75, 112, 145, 172
Aufgelesene Aehren	52, 111, 143, 174, 204
Auch eine Sternenwelt	53
Ausflug in das himmlische Reich	54
Wer nur den l. Gott läßt walten	73
Der erste Tag	79
Nonce te Ipsum	81
Ein interessanter Brief	85
Genrebilder aus der h. Geschichte	85, 116, 148, 183
Der Steuermann	97
Der christliche Charfreitag und der amerikanische 4. Juli	102
Der alte Herr wieder einmal in der Stadt	115
Das Vaterhaus	140
Gedanken über Weisheit	149
Gewohnheiten	150
Die Parsen	161
Ein Gespräch über die Mäßigkeitssache	170
Physiognomie	177
Wie ich einen Vikar bekam	181
Verschiedene Geschwindigkeit	181
Die Rose	213
Wer waren wohl die ersten deutschen Christen?	237, 267
Ein Gemälde der Stadt	239, 268
Schrifterklären oder Schriftverkehren	274
Reiseerzählungeu	234, 261, 328, 356
Hie und da und überall	276
Ist Tanzen eine Sünde?	297
Er ist gut ab	307
Helf Gott!	310
Heulen und Heilen	310
Der Canarienvogel	337
Merkwürdige Männer	339
Wissenschaft und Gelehrsamkeit	367
Weihnachtserinnerungen	369
Bildung	371

III. Gedichte.

	Seite.
Zum neuen Jahre	1
Die Trauerweide	10
Ehrlich währt am längsten	16
Hoffnung	39
Die neue Lehre	48
Gott ist die Liebe	65
Lied eines Unabhängigen	70
Gott ist groß	75
Am Ostermorgen	102
Drei sind, die da zeugen	107
Traum der Melancholie	114
Alles neu, macht der Mai	129
Der Frühlingsabend	129
Frühlingsgespenster	140
Pfingsten	162
Die Verläumdung	174
Des Pilgers Heimweh	196
Die Vögel	204
Heimkehr	214
Waldfrieden	225
Zur Ernte	245
Am Grabe meiner Mutter	257
Jerusalem	266
Minchen's Papagei	289
Waldversammlungen	298
Heimweh	307

76783

Seite.

Die Wolken ... 321
Abendempfindungen ... 332
Wo die Liebe wohnt ... 338
Zwei Weihnachtsfeste ... 356
Der wahre Grund ... 365

IV. Sonntagschule.

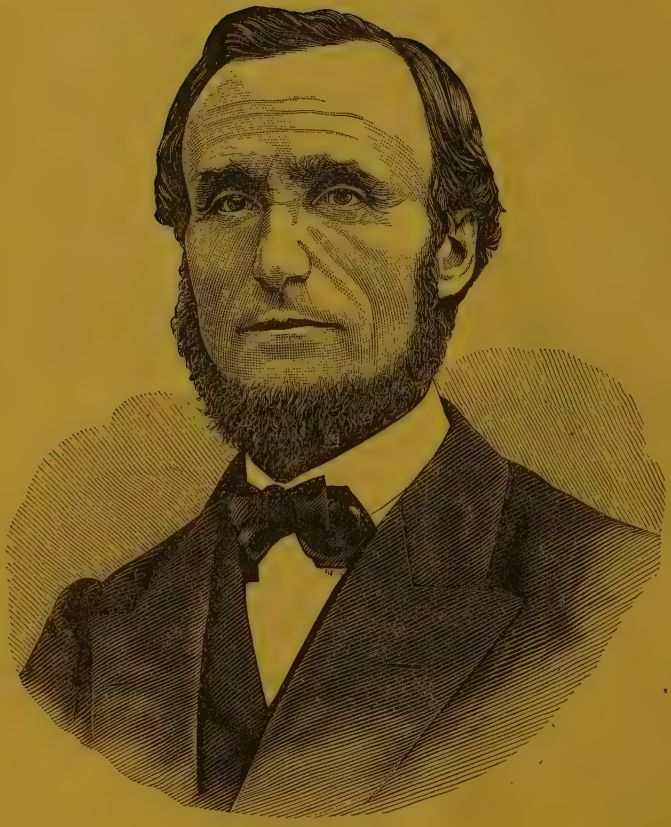
Die Mäßigkeitssache in der S. Schule ... 20
Etwas über den Unterricht in der S. Schule ... 22
Die Weltliebe ... 24
Etwas über den Gebrauch der Allgemeinen S. Schullectionen ... 25
Allgemeine S. Schullectionen für 1873 ... 26
Erklärung der Allgemeinen S. Schullectionen 27, 59, 91, 121, 156, 188, 219, 251, 285, 313, 344, 379
Die Liebe, welche ein S. Schullehrer zu seinen Schülern haben sollte ... 57
Pflichtkreis des Superintendenten ... 58
Illustrationen ... 62, 94, 124, 158, 191, 223, 255
Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren ... 88
Die guten alten und die bessern neuen Zeiten in der S. Schule ... 89, 120, 153, 218
Nutzen einer S. Schule für die Gemeinde ... 118
Bitte ... 125

Seite.

Freude in der S. Schule ... 125
Wandtafellectionen ... 126
Die Pflege der Kinder ... 154, 185
Lerne, ehe du lehrest ... 186
Ein Wink für S. Schullehrer ... 187
Sind S. Schulen ein Bedürfniß? ... 215
Die Bibel in der S. Schule ... 216
Hört ihr die Amsel? ... 217
Kleinigkeiten in der S. Schule ... 219
Unsere Wandtafellectionen ... 248
Die Freigebigkeit in der S. Schule ... 249
Wie können Gemeindeglieder zur Thätigkeit in der S. Schule bewogen werden? ... 280
Brief von Davis, Ill. ... 282
Der Gesang in der S. Schule ... 311
Winke für Lehrerversammlungen ... 311
Wandtafeln in der S. Schule ... 341
S. S. Convention der N. Y. Conferenz ... 342
Eine Convention ... 375
Wie kann ein S. S. Arbeiter seine Arbeit erfolgreich machen? ... 374
Die Allgemeinen S. S. Lectionen noch einmal. 377
S. S. Convention in Sandusky, O. ... 377

V. Dies und Jenes.

Seite 30, 63, 95, 128, 159, 192, 224, 256, 288, 319, 352, 383



Rev. J. J. Escher,

Senior Bischof der Evangelischen Gemeinschaft.

Zum neuen Jahre.

Von W. Horn.

Wieder stehn wir an des Jahres Schwelle,
Achtzehnhundertzweiundsiebzig ist nicht mehr!
Hingewoget auf der Zeiten Welle
Ist es in der Ewigkeiten Meer.
Und mit ihm sind auch so schnell entschwunden,
Seine Freuden-, seine Trauerstunden.

Aus der Zukunft wechselvollem Schooße
Steigt das neue Jahr geheimnissvoll empor;
Wer entschleiert seine bunten Loose?
Wer entriegelt uns der Zukunft Thor?
Die Vergangenheit nur liegt uns offen,
Euer die Zukunft muss man ahnend hoffen.

Ahnend? Strahlt nicht aus der Zukunft Dunkel,
Wie ein heller Morgenstern aus lichten Höhn,
Der Verheissung strahlendes Gefunkel?
Sieht man nicht das Friedensbanner wehn?
Drauf die suessen Worte sind geschrieben:
"Heil ist Allen denen, die mich lieben?"

Darum lasst uns nimmermehr verzagen!
Ueber uns hält ja ein lieber Vater Wacht.
Danken wollen wir in Freudentagen,
Danken auch in dunkler Trauernacht.
Lasst uns diess auf unsere Fahne schreiben:
Gott mit uns! Das soll die Loosung bleiben.

Bischof J. J. Escher.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß der Schreiber dieser Zeilen, nebst noch zwei andern Freunden an den romantischen Ufern des Alleghany Flusses auf einem Gottesacker stand, um dort die letzten Ruhestätten der Entschlafenen zu betrachten. Herbstlich flatterten oben auf dem Hügel die Winde durch die bunten Blätterkronen der Ulmen und Kastanien, welche die Gräber beschatteten, und unten rauschten die Gewässer des Flusses. Eben sank im Westen die Sonne allmählich an dem gelb umhauchten Herbsthimmel herab, und schwebte wie ein zitternder Feuerball über dem fernen Waldesdunkel, als wir uns anschickten den Heimweg anzutreten. Da kam uns von unten her ein Mann entgegen. Tiefer Ernst prägte sich in seinen geregelten Gesichtszügen aus, und ein jeder seiner bedächtigen Schritte schien zu sagen: „Ich laufe nicht als aufs Ungewisse." Als er heraufgekommen und sich auf einige Augenblicke zu uns gesetzt hatte, sagte er: „Bruder H. hier ist mir alles klassisch." Das Conterfei dieses Mannes kann der geneigte Leser in dem voranstehenden Bilde sehen, und die Bedeutung des oben angeführten Ausspruches mag er aus den nachfolgenden Zeilen erfahren.

Wenn man heutiges Tages einen Bischof nennt, so durchsucht die Volksidee alsbald lange und vornehme Ahnenregister, um die Abkunft des genannten Ideals zu ermitteln; und stellt sich unter diesem Würdeträger einen großen Kirchenfürsten am trüben Horizonte der Hierarchie, mit prächtigem Talar und glänzendem Bischofsstabe vor. Das ist nun freilich auch Welt- und Hochkirchenart, aber nicht Gottes- und unserer Kirche Art. Sie verleiht keine Zeichen äußerer Auszeichnung mit diesem Amte als den bescheidenen Titel, und daneben Arbeit, Mühe und Verantwortlichkeit. Und dennoch möchten wir unsere Bischöfe nicht für all die leere Pracht der glänzenden römischen Curia vertauschen. Würdeträger sind freilich unsere Bischöfe auch, aber ihre Würde besteht nicht in unaussprechlichen Titeln und goldbetreßten Kitteln, sondern in dem allerhöchsten göttlichen Auftrag: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter über dies Volk gesetzt!" Und wenn die Feierabendstunde ihrer Wächterdienste im Lande der Leiden geschlagen hat, so werden sie „leuchten wie des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich." Das ist die Würde eines Evangelischen Bischofs.

Johann Jakob Escher wurde geboren am 11. Oktober, in Baldenheim, Elsaß. — Wo Elsaß liegt ist ja seit anno siebzig männiglich bekannt. — Seine Eltern waren ehrbare, wackere Bürgersleute lutherischen Bekenntnisses, und nach ihren Vermögens- und Bildungsverhältnissen gehörten sie dem sogenannten „Mittelstande" an. Dieser Mittelstand ist eigentlich die bürgerliche Blüthe eines Landes und die Quelle des allgemeinen Wohlstandes. Nicht so reich, um in die Gefahr des Müßigganges zu gerathen, und nicht so arm um Jemand beschwerlich zu werden, geht derselbe einen gesunden moralischen, und finanziellen Entwickelungsgang zum persönlichen- und Staats-Wohl, und zum Wohl der Nachkommen.

Im Frühjahr des Jahres 1832 aber sprach Vater Escher: „Ich will mich aufmachen mit meinem ganzen Hause, und ziehen nach dem Lande der Freiheit, jenseits des Wassers." Daß hiezu der neunjährige Jakob, und die übrigen munteren Geschwister, nicht Nein sagten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Es müßte kein rechter Knabe sein, welcher ein schiefes Gesicht macht, wenns heißt „Reisen;" vorab wenns an des Vaters Seite geht. So wurde also gezogen, und glücklich kamen sie im Lande der bürgerlichen Freiheit an und ließen sich nahe bei dem Städtchen Warren, Warren Co., Pa.,

nieder. Ob sie es wohl damals schon ahnten, daß in diesem freien Lande noch eine andere Freiheit für sie aufgehoben sei, deren Licht bald in majestätischer, unverhüllter Klarheit über ihnen, und in ihnen, aufgehen sollte?

Warren ist also der Platz, wo sie sich bei ihrer Ankunft zuerst niederließen. Dort rauscht mit seinen murmelnden Wellen der Alleghany Fluß zwischen malerischen Hügeln dahin, und treibt seine klaren Wasser dem Ohio zu. Dort liegt auch am Flußufer, an einem allmählich emporsteigenden Hügel angelehnt ein Gottesacker. Dort stand auch vor nicht langer Zeit Schreiber dieses mit einigen Freunden, und — der geneigte Leser fängt an, etwas zu merken.

Im Jahre 1833 ritt einst ein Mann gen Warren — ein Mann von kleiner Gestalt, aber mit einer großen Mission, mit schlichtem Aeußeren, aber desto glänzenderem Inneren. Er war ein Mann von sanfter Kindesart; das Lächeln seines Antlitzes war wie die heiteren Sonnenblicke über einer Frühlingslandschaft, und doch war der Mann auf dem Kriegspfade. Er war in vollem Harnisch wie ein Mann gerüstet zum Streit, und an Beinen gestiefelt (d. h. nicht buchstäblich, denn da trug er immer nur Schuhe,) fertig zu treiben das Evangelium des Friedens. Und wenn ich den Namen dieses Mannes nenne, so tritt vielleicht hie, oder da, Einem eine Thräne ins Auge, es war — Johannes Seybert. Und was der dort in Warren wohl wollen? So fragt kaum Jemand, denn Bischof Seybert hatte überhaupt nur ein Wollen, und dieses war: „Zu thun den Willen seines Vaters im Himmel." Wo deßhalb Seybert hinkam und predigte, da kam und predigte er nicht allein, sondern Der, der da gesagt hat: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage," der kam und wirkte mit. So geschah es auch hier in Warren. Im Winter von 1833 auf 1834 gab es dort eine große Erweckung, wobei Viele vom geistigen Tode zum göttlichen Leben kamen, bei welcher Erweckung denn auch Vater Escher mit seinem ganzen Hause selig wurde. Mit welcher Begeisterung wird der liebevolle Mann Seybert da sein „O sel'ges Leben" gesungen haben. Ob er wohl eine Ahnung davon gehabt haben mag, daß unter den Knaben, die da vor ihm über gingen Einer sei, schwarz gelockt, bräunlich und schön, in welchem ein Bischöf stecke, den ihm der Herr zum geistigen Sohn erkoren habe, um am Abend seines Lebens der Erbe seines wichtigen Amtes zu werden?

Bischof Escher selbst sagt von seiner Bekehrung: „Ich war etwa zehn Jahre und vier Monate alt, als ich nach etwa sechswöchentlichem, ernstlichem Suchen die göttliche Gewißheit meines Gnadenstandes mit einer Lichtsfülle, Kraft und Seligkeit erlangte, deren Beschreibung mir durchaus nicht möglich ist. Durch diese Erfahrung wurden selbst meine natürlichen Anlagen gleichsam aus dem Kindheitsschlummer geweckt, und es war mir, wie Einem, der vom Schlafe erwacht und aus einer dunklen Kammer plötzlich in die Strahlenfülle der unbewölkten Sonne eines lieblichen Maitages tritt. Eine unaussprechliche Klarheit, voll Kraft des Lebens und der Heiligkeit erfüllte mein ganzes Wesen und ich empfand eine Glaubensfreudigkeit, die mich, Kind wie ich war, mit Gott, meinem Vater, reden ließ, wie ein Mann mit seinem Freunde redet. Von da an war das Gebet und der Gottesdienst meine Lust, und meine Begierde nach der Erkenntniß Gottes und seines Wortes unersättlich." Und dieses erfuhr der Bischof alles in Warren. Kein Wunder daher, wenn ihm, da er etwa 38 Jahre später, als in den Stürmen des Lebens gereifter Mann, am Ruheplatz der Todten dort stand, wo vielleicht Manche seiner geistigen Kampfgenossen dem fröhlichen Erwachen am frohen Auferstehungsmorgen entgegenschlummerten, alles klassisch, d. h. ehrwürdig, musterhaft, erhaben vorkam. Ja, ja wir wissen es aus Erfahrung, welche Gefühle das Gemüth beschleichen, wenn uns die Wälder, in welchen wir gebetet, und Thränen der Wonne und der Trauer vergossen haben, im Traume entgegenrauschen, oder bei gelegentlichem Besuch ihre Wipfel sich bedeutungsvoll über uns neigen. Es ist heiliges Land und die Stimme Gottes grüßt uns da überall in den Rückerinnerungen an die Vergangenheit.

Dort wurde denn auch die ganze Familie sogleich in den Kirchenverband der Evangelischen Gemeinschaft aufgenommen. Im Jahre 1837 ergriff Vater Escher abermals den Wanderstab, und zog mit den Seinigen von Warren, nach dem Staate Illinois, wo er sich unweit der damals noch kleinen Stadt Chicago niederließ. Freilich das Illionois und Chicago von 1837, und das Illinois und Chicago von heute — ja „überhaupt der ganze sogenannte „Westen von 1837, und der Westen von heute bilden einen Contrast, welchen nur der zu begreifen versteht, der diese Riesenentwickelung mit durchlebt und deßhalb aus persönlicher Erfahrung reden kann. Wild und uncultivirt lag die endlose Landschaft da, und nur die Stimme der Natur redete darin. Auf den unermeßlichen Ebenen äßten die Hirsche, und weideten die Büffel, durch die rauschenden Wälder plätscherten muntere Bäche von keiner künstlichen Brücke überspannt. Der rothe Sohn der Wildniß strich birschend über die blumenreichen grünen Matten. Hie und da nur sah man die spärlichen Fußtritte der voranschreitenden Cultur und Civilisation. Und wie die ganze paradiesische Landschaft der wirkenden Hand desfleißigen Arbeiters harrte um dem jungfräulichen Boden den lohnenden Ertrag abzugewinnen, so harrten auch die Menschen, die neuen Ansiedler, mit ihren unparadiesischen Herzen in einer geistlichen Wildniß dem Licht eines besseren Tages entgegen. Die neuen Ankömmlinge von Warren waren mit diesem Lichte versehen, und sollten auch für die Zukunft ein Licht in der Wüste bilden, welches scheine an einem dunklen Ort, bis der Tag des geistlichen Lebens bei ihren Nachbarn anbreche. Die Gegenwart zeigt, daß dieses erfüllt ist. Sie bildeten damals die erste Classe der Ev. Gemeinschaft westlich vom Michigan, wo heute etwa 25,000 Glieder derselben sind. Und wie viele mögen schon im Glauben selig entschlafen sein? — Zu jener Zeit hatte noch kein Prediger der Ev. Gemeinschaft jene Wildniß besucht.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Des Kindes Gebet.

Historische Erzählung von Dr. Isidor Proschko.

I.

Eine arme Familie.

Die milde Nacht des Südens hatte ihren Sternenmantel ausgebreitet. Ein weiches, duftiges Licht des Vollmondes lag über den Dörfern und jenen Hügeln mit den prächtigen Villen, welche sich zwischen zahllosen Gärten in der Gegend von Brianza an der Straße von Bellagio nach Mailand emporheben. Dort wimmelte es, trotz der späten Stunde von Menschen, Thieren und Fuhrwerken aller Art, welche in langen Reihen von den rückwärts glänzenden Alpen bis zu den Fluthen des Comer-Sees herab in das Paradies der Lombardei vorüberzogen, in das Land herab, dessen Hauptstadt eben ein Fest sehen sollte, wie sie seit langer keines mehr gesehen hatte.

Es war die Nacht vor dem 26. Mai des Jahres 1805.

Alle Corso's der großen Hauptstadt der Lombardei wimmelten von Menschen und Fuhrwerken; das Wunderwerk der Welt, der prächtige Dom, war Innen und Außen mit verschwenderischer Pracht geschmückt, denn es galt am nächsten Tage ein großes Fest in demselben und in der Hauptstadt Mailand zu feiern, dessen Bedeutung für alle Bewohner der Lombardei wie für ganz Europa eine hohe war!

denn am Tage des heiligen Philipp sollte der Kardinal Monsigniore Caprera, die eiserne Krone von Monza auf das lorbeerumschlungene Haupt des Mannes setzen, der, wie seine damaligen Lobredner sagten, sein Genie und seinen Ruhm aufbot, um der Halbinsel Italien eine große Zukunft za bereiten; des Mannes, dessen Namen damals ganz Europa erfüllte und auch im fernen Afrika, Asien und Amerika mit Bedeutung genannt wurde, weil er mit starker Hand in die Geschicke der Staaten dieser Erdtheile eingriff: — des mächtigen Kaisers der Franzosen Napoleon Bonaparte.

Während auf den öffentlichen Plätzen und Gassen Mailands sich die wogende Menge drängte und die Nacht voll Leben und Lärmen zum Tage geworden zu sein schien, saß in einer der entlegensten Stadtgegend vor einem kleinen Häuschen, welches an den prachtvollen Lustgarten einer Villa stieß und mit seinen verwitterten und bemoosten Mauern gar sonderbar gegen das mit Marmorbüsten aller Art verzierte Säulenwerk des erwähnten großen Landhauses abstach, ein kleines blasses Mädchen von etwa sieben Jahren, mit einem Lockenköpfchen und schönen blauen Augen, welche wie vom sanften Thaue befeuchtet schienen; denn das liebliche Kind blickte gar traurig vor sich nieder und hielt die weißen Hände im Schooße gefaltet, während ein Bologneser Hündchen zu den Füßen des Kindes spielte und schmeichelnd emporzuklettern suchte.

Das bleiche Kind merkte nicht, daß sie schon eine geraume Weile von zwei Männern aufmerksam betrachtet wurde. Der eine von kleiner Statur, in einem grauen Soldatenmantel gehüllt, hatte ein fahles, ausdrucksvolles, fast viereckiges Gesicht, aus welchem ein paar schöne, helle Augen blitzten, auf seinem Haupte saß ein kleiner einfacher Soldatenhut; der andere trug gleichfalls einen dunklen, jedoch blauen Mantel, zwischen dessen rothen Aufschlägen ein fast noch jugendliches Gesicht hervorblickte. Auch seine feurigen Augen ruhten auf dem Kinde.

„Ein liebliches Kind," sagte jetzt der Erstbezeichnete dieser Männer. „Was machst Du hier Kleine?" fragte er in wohlklingendem italienischem Accente. —

Das Mädchen blickte fast erschrocken empor.

„Gebetet habe ich," erwiderte sie, die frommen blauen Augen auf die Frager richtend.

„Und für wen?" fragten diese.

„Nun für wen Andern," entgegnete die Kleine, „als für die Eltern, die Geschwister und —"

Hier stockte das Kind.

„Nun für wen denn noch?" fragte der Mann im grauen Mantel.

„Für den König," war die Antwort.

„Für welchen König?" forschte der Graue weiter, und die fast mit Stolz gesprochene Antwort erfolgte rasch:

„Für den König, für welchen der Vater uns beten gelehrt! — der morgen in unserem großen Dome gekrönt werden wird."

„Wer ist Dein Vater, und wie nennst Du Dich, mein liebes Kind?" fragte der Graue jetzt mit erhöhtem Interesse.

„Ich bin das Kind des Malers Giuseppe Falconieri" entgegnete das Mädchen, „wir wohnen im Häuschen hier."

„Und seid wohl arme Leute?" meinte der Graue, „das scheint Dein fadenscheiniges Röcklein und Dein bleiches Gesichtchen, mein liebes Kind, auszudrükken."

„Ach ja," erwiderte die Kleine, das Köpfchen senkend, „wir sind recht arm!"

„Nun," sagte der Graue, „da Du aber so fromm bist und täglich für den König betest, den sie morgen krönen werden, so will ich Dir als Belohnung für Deinen frommen Sinn und für Dein Gebet ein kleines Geschenk machen."

Der Graue zog bei diesen Worten ein Goldstück aus seiner Tasche und hielt es dem Mädchen vor; aber die Kleine machte jetzt ein ernstes Gesicht und schüttelte das Köpfchen.

„Wir sind keine Bettler, Signore" sagte sie, indem eine hohe Röthe über ihr blasses Antlitz fuhr, „nur die Bettler an den Kirchthüren lassen sich ihr Gebet bezahlen; wir beten aus gutem Herzen für unsere Wohlthäter und unsern König und nur ein solches Gebet kann ihm nützen!"

Nach diesen Worten stand die Kleine rasch auf und verschwand mit einer Ver-

beugung im Innern des Häuschens.

Der Mann im grauen Mantel und sein Begleiter blickten einander aber höchst überrascht an. Lächelnd sagte der Erstere in französischer Sprache: „Hat man je ein stolzeres Kind der Armuth gesehen? — par Dieu! diese Kleine könnte den Großalmosenier manches Kronenträgers beschämen. Sie will für den König beten, aber sich ihr Gebet nicht bezahlen lassen. Eh bien, vorwärts! treten wir dem Kinde nach in dies Häuschen, wir müssen diese arme Familie näher kennen lernen."

Aber der junge Begleiter des Grauen zog jetzt seine Uhr hervor: „Wir müssen, wenn wir unerkannt bleiben wollen, unsern geheimen Spaziergang durch die Straßen abkürzen, Onkel," sagte er mit halbleiser Stimme, „sehen Sie, daß man uns bereits beobachtet."

Wirklich nahte sich von der entgegengesetzten Seite eine größere Patrouille von französischen Gendarmes. Ihr rasch entweichend, waren die beiden Männer im nächsten Augenblicke hinter den nahen Rosenhecken verschwunden.

In dem ärmlichen Häuschen aber, in welches das kleine bleiche Mädchen geschlüpft war, saß das liebliche Kind jetzt auf dem Schooße seiner Mutter neben dem Vater, dem armen Maler Giuseppe Falconieri, welcher, ein Corsikaner von Geburt, früher in besseren Verhältnissen gelebt hatte, durch die Kriege in Italien aber um seine wenigen Ersparnisse gekommen war und nun außer seiner treuen Gattin Clara und seinen drei Kindern keinen andern Schatz in seiner Familie zählte, als seinen Glauben, seinen schönen seligen Glauben an die allwaltende Vorsehung, an die erbarmende Liebe des allerheiligsten Erlösers der Menschheit, welcher auch an diesem Abende die Herzen der kleinen Familie erfüllte, als diese, fern von dem Getöse der bereits im festlichen Schmucke prangenden Hauptstadt, nun den Abendsegen betete.

Es war ein schönes, rührendes Bild, wie der arme und doch so reiche Vater neben seiner Lebensgefährtin im Kreise seiner Kinder saß und mit ihnen von der Macht und Güte des Erlösers sprach, sie denselben verehren lehrte, und wie das jüngste der Kinder, die eben in's Häuschen zurückgekommene, liebe, blonde Cäcilie, mit gefalteten Händchen auf dem Schooße ihrer Mutter saß und den Lehren des Vaters zuhorchte, der das Kind das schöne Gebet des Herrn beten ließ und die Gebote Gottes hersagen lehrte.

Dann erzählte der gute Vater seinen Kindern die schöne biblische Begebenheit, wie der Heiland am Oelberge in der Stunde vor seinen Leiden auch auf seinen himmlischen Vater vertraute und zu seinen Jüngern die ernsten Worte sprach: „Wachet und betet!"

Die Kleinen hörten dem theueren Vater aufmerksam zu, bis allmälig der Schlummer sie zu beschleichen begann.

So war die Nacht vollends herabgesunken und die ganze Familie begab sich zur Ruhe.

Cäcilie lag in der Nebenkammer und lauschte noch mit kindlicher Freude den Worten der Mutter, welche dem geliebten Kinde von dem heiligen Schutzengel erzählte, der an dem Bettlein frommer Kinder Wache halte und sie beschütze vor allen Gefahren. Als die Kleine von den süßen Worten eingewiegt, endlich in den Schlaf sank, da drückte ihre Mutter noch einen sanften Kuß auf des Kindes Lippen und schritt nun auch dem eigenen Lager zu, um nach des Tages Mühen die erquickende Ruhe zu genießen.

Draußen aber vor dem offenen Fenster flötete eine Nachtigall ihr sanftes Abendlied in dem anstoßenden Lorbeerhaine, der zu einem großen Garten des Cardinals Caprera gehörte, zu einem Garten, der ein zweites Paradies zu sein schien.

Jetzt schwebte gleich einem riesenhaften, zitternden Rubin der volle Mond am hohen Himmel, streute sein Silberlicht über die reizende Flur und blickte recht freundlich auch durch das offene Fenster auf die kleine Schlafstätte, beleuchtete nun mit seinem vollsten Glanze das rosige Gesichtchen der Kleinen, und schien an der niedlichen Schläferin einen solchen Gefallen zu haben, daß er mit seinem vollen Lichtstrahle endlich dem Kinde die lieben Augen öffnete.—Das gute Kind zählte wohl erst das siebente Lebensjahr; aber es hatte bereits das volle Verständniß der traurigen Lage seiner Eltern und

da der verscheuchte Schlaf nicht mehr kommen wollte, erhob es sich von seinem Lager, schlich auf den Zehen zum offenen Fenster, kniete im weißen Nachtkleidchen, lieblich wie ein kleiner Engel nieder, hob, während der sanfte Nachtwind mit seinen goldenen Ringellocken spielte, seine klaren blauen Augen und die gefalteten feinen Hände zum sternenvollen Himmel empor und begann mit halblauter, lieblicher Stimme das Unser Vater zu beten. Immer inbrünstiger wurde ihr kindliches Gebet, während der strahlende Mond sein Silberlicht wie einen Heiligenschein um das Lockenhaupt der Kleinen legte.

„Und vergib uns unsere Schulden," betete sie, „und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel—"

Horch! ein tiefer banger Seufzer, der aus dem innersten Herzen zu kommen schien, antwortete dem Gebete des Kindes . . .

Cäcilie hielt inne.—Was war das?—hatte ihre liebe Mutter im tiefen Schlafe aufgeseufzt?—Doch nein, die arme gute Frau lag sanft und ruhig auf ihrem Lager und träumte vielleicht von dem künftigen Glücke ihrer theuren Kinder. Es war wohl das Rauschen des Blattgeflechtes der fichtenähnlichen Pendane, welche mit ihren schilfartigen Blätterbüscheln und der pyramidalen Krone wohl an dreißig Fuß hoch zwischen den zierlichen Pitangosträuchen mit den kleinen, weißlichen Blüthen und den dunkelrothen, säuerlich-süßen Beeren neben der lieblichen Myrthe und dem wunderlichen Perrückenbaume aus Madeira als eine seltene Zierde dieses Lustgartens vor dem Fenster emporragte.

Die Kleine beruhigte sich wieder und begann jetzt, da der Schlaf nun einmal von ihren Angen gewichen war, das, was sie der gute Vater eben eine Stunde vor dem Schlafengehen gelehrt hatte, herzusagen, um sich Alles noch einmal recht in's Gedächtniß einzuprägen. Cäcilie machte den Anfang mit den zehn Geboten Gottes und sie wiederholte mit lauter Stimme das erste und zweite derselben und so fort bis zum fünften: „Du sollst nicht tödten!"—und „Du sollst nicht tödten!" erschallte es mit heller, fast weinerlich und grausenhaft klingender Stimme unten im Gebüsche des Gartens . . . „Du sollst und darfst nicht tödten!!!" schallte es noch einmal und wie ein flammender Blitz zischte es jetzt durch die Luft; wie das Klirren einer berstenden Fensterscheibe schallte es herauf, und an der großen Laube huschte es wie ein dunkles Nachtgespenst vorüber, während der Vollmond am hohen Himmel hinter einer riesenhaft emporsteigenden Wetterwolke entschwand, und plötzlich kalte Nachtluft gegen das Fenster heranströmte.

Ein lauter Schrei entrang sich der Brust der erschrockenen Kleinen, sie floh vom offenen Fenster zurück und zitternd in die Arme ihrer erwachenden Mutter, welche sie an ihre Brust schloß, und als sie die Ursache dieses Angstrufes erfuhr, der lieben Kleinen die Thränen von den Augen wegküßte. Sie meinte, nur ein böser Traum habe das Kinderherz erschreckt; dann aber nahm sie das immer noch bebende Kind zu sich auf das eigene Lager, wo gar bald wieder Schlummer die Augen der sorgsamen Mutter und des lieben Kindes schloß.

Am Krönungstage.

Die Tage der italienischen Republik waren gezählt. Dieselben Gründe, welche den gewaltigen Dictator Europa's, Napoleon Bonaparte gezwungen hatten, in Frankreich wieder die Monarchie herzustellen, hatten ihm geboten, auch der Volksherrschaft in Italien ein Ende zu machen, denn die politischen Interessen beider Staatengebiete mußten in Einklang gebracht werden.

Der erste Gedanke Napoleons war gewesen, die neuzuschaffende Krone Italiens auf das Haupt seines Bruders Josef zu setzen, welcher jedoch für sich und seine Nachkommen jedem Anspruche der Nachfolge auf dem Thron Frankreichs entsagen sollte.

Prinz Josef Bonaparte wies aber diese Zumuthung zurück, und so kam es, daß Kaiser Napoleon selbst den vor ihm am 15. März 1805 mit ihrem Vicepräsidenten de Melzi erschienenen Abgeordneten der italienischen Republik in feierlicher Audienz das Versprechen gab, er werde

die eiserne Krone der Lombardei vorläufig so lange selbst behalten, als es Italiens Interesse erfordern würde, welche Erklärung er auch am 18. März im französischen Senat wiederholte.

So kam es denn ferner, daß der Dictator Europa's, um in voller Kaiserpracht auf die Phantasie der Italiener den rechten Eindruck zu machen, in den ersten Tagen des Monats Mai 1805 seine Hauptstadt Paris verließ und mit seinem Hofstaate nach dem schönen Mailand abging, um sich die eiserne Krone auf das Haupt setzen zu lassen, und, nachdem er auf dieser Fahrt das Schlachtfeld von Marengo besucht hatte, in den letzten Tagen des Wonnemonats daselbst eintraf.

Die Corso's, auf denen sich eine unabsehbare Menschenmenge bewegte, welche dem neuen Könige von Italien zujubelte, waren festlich geschmückt, der alte königliche Palast prangte im schönsten Schmucke und überall war das mit Lorbeerkränzen umwundene strahlende N, der Anfangsbuchstabe des damals so bedeutungsvollen Namens Napoleon, auf Gebäuden und Säulen, auf Triumphpforten und Ehrenbögen angebracht. Ganz Italien schien für den neuen Cäsar begeistert, der, wie einer seiner Lobredner sagte, sein Genie und seinen Ruhm aufbot, um der Halbinsel eine große Zukunft zu bereiten.

Auf allen öffentlichen Plätzen war kriegerisches Gepränge entfaltet, und was Reichthum und Kunst vermochte, hatte man zur Verherrlichung des großen Festes dieser Königskrönung aufgeboten; selbst der damalige Meister der dramatischen Kunst, der große Mime Talma, war nach Mailand berufen worden, um mit seiner Kunst den „Ehrentag des Cäsars" im Mailänder Theater zu verherrlichen.

So stand denn der kleine Corse im Strahle seines Siegesglanzes am Morgen des 26. Mai in dem mit weißblauen Sammtteppichen, mit dem silbernen Nausgeschlagenen großen Empfangssaale des königlichen Palastes zu Mailand zwischen seinen Treuesten der Treuen, den Generalen Berthier, Jourdan, Lannes, St. Cyr und Mortier, mit dem königlichen Krönungsmantel angethan. Viele andere Würdenträger in festlichen Pracht-Uniformen umgaben ihn, nur zunächst an seiner Seite harrten die Cardinäle Fesch und Caprera, dem Kaiser ihre Glückwünsche darbringend, des Augenblicks, wenn die Signale der großen Glocken des Mailänder Domes zum Aufbruche in die geweihten Hallen auffordern würden, in welchen der letztgenannte Kirchenfürst dem Kaiser der Franzosen die eiserne Krone von Monza, welche einst schon Karl der Große getragen hatte, mit den auf ihrem Reife eingegrabenen Worten: Dio me la diede, guai a chi la tocca (Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie berührt) auf das Haupt setzen sollte.

Stolz um sich blickend, wie ein zum Himmel steigender Halbgott, stand der nunmehrige Herrscher Frankreichs und Italiens vor den hohen Bogenfenstern mit den goldberänderten Glastafeln des königlichen Palastes, unter welchem sich die wogende Menge der schaulustigen Italiener herandrängt, um den Anblick des prachtvollen Triumph- und Krönungszuges des Imperators zu schauen; hundertfache Rufe: viva imperatore e re Napoleone! schallten zu ihm empor; seine Blicke flogen über die unabsehbare Menge, seine Augen strahlten, er fühlte sich am Zenith seiner Macht. „Sehen Sie, Monsignore," sagte er jetzt, sich zu dem nebenstehenden Cardinal Caprera wendend, „Sehen Sie diese allgemeine nnd freudige Bewegung unter dem von meiner Anwesenheit begeisterten Volke Italiens; gestehen Sie, mein Herr, daß noch kein König, so weit die Geschichte reicht, auf diesem classischen Boden mit solchem Enthusiasmus, mit so allgemeiner Freude von seinen neuen Unterthanen empfangen worden ist!"

Der angesprochene Cardinal blickte lächelnd durch das Fenster; „Sire," sagte er, „ich sehe allerdings Tausende, die unten ihre Hüte zum Palaste heraufschwenken und höre den hundertfältigen Jubelruf über die Anwesenheit Euer Majestät."

„Eh bien", fiel Napoleon ein, „Sie werden auch in wenigen Minuten die hundert- und tausendfachen Stimmen hören, welche sich mit dem Krönungsgeläute vereinigen!"

Der Cardinal entgegnete: „Allerdings theile ich die Meinung Euer Maje-

stät, daß in diesem Augenblicke ganz Italien für den Kaiser und König Napoleon begeistert ist, und ich freue mich dessen; aber ich kann mich in diesem Momente auch eines seltsamen Gefühles nicht erwehren, welches mich bei dem Gedanken ergreift, wie wandelbar die Volksgunst ist."

Auf Napoleons Stirne trat eine Falte und sein früher so strahlendes Antlitz verfinsterte sich — der Cardinal aber fuhr fort in seiner Rede: „Entschuldigen Sie, Sire, daß ich eben in diesem großen Augenblicke Ihres bevorstehenden Ganges zur Krönung eine solche Aeußerung wagte, vielleicht mag dieselbe höchst unzeitig erscheinen; allein Eure Majestät sind ein großer Mann des Genies und des Glückes und einen solchen können meine Worte nimmer verletzen, meine gutgemeinten Worte, mit denen ich eben nur sagen will, daß Eure Majestät gerade jetzt, da Sie auf dem Höhenpunkt Ihrer Macht und Ihres Glückes stehen, am vorsichtigsten sein sollen und nicht glauben dürfen, daß alle Hosianna-Rufe, welche von da unten heraufer schallen, aus dem Herzen kommen."

„Par Dieu!" rief Napoleon, „wer zwingt diese Leute zu jubeln und ihre Hüte zu schwenken, wenn sie nicht selbst sich dazu angeregt finden?"

„Die Mode des Tages, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft unter Ihrer Regierung, Sire", entgegnete der Cardinal, „vielleicht auch die Vorkehrungen der Väter dieser Stadt, in deren Interesse es liegt, Eure Majestät einen recht festlichen Empfang zu bereiten; — ja, Sire," setzte er einlenkend hinzu, „es werden sich heute viele Hände im Königsdome für Sie zum Himmel erheben; aber nicht alle diese Hände werden rein sein, und vor dem Allmächtigen, der Ihre Regierung in diesem Lande segnen möge, wird das Gebet eines Kindes, das vielleicht in ärmlicher Hütte ein einfaches Vaterunser für sie zum Himmel empor sendet, mehr gelten, als all die Jubelhymnen dieser begeisterten Hosiannarufer, die mit Ihnen, Sire, im festlichen Gewande zum Krönungsdome ziehen werden."

Kaiser Napoleon blickte jetzt dem ernsten Sprecher scharf in das offene, ehrliche Antlitz. „Monsignore," sagte er, „ich verstehe Sie; daß Sie mir gerade in diesem Augenblicke, wie Daniel dem Belsazer, eine feurige Mahnung an die Wand meines Palastes schreiben wollen, hat seine Bedeutung. — Sie sind eine ehrliche, mir treu ergebene Seele, Cardinal, und wollten mich warnen, in diesem Augenblicke meines Glückes und Glanzes der Unbeständigkeit dieses letzteren eingedenk zu sein; Sie wollen mir sagen: daß auch die Geschichte der Großen der Erde oft an sehr dünnen Fäden hängt und Krone und Scepter ein Geschenk der Gottheit sind; nun, Sie handeln, mein Herr, damit als rechter Priester und ich danke Ihnen; allein ich sage Ihnen auch, daß ich nichts zu besorgen habe und nichts fürchte: mich trägt eine hohe Gunst dieses Volkes, welches von meiner starken Hand die Lösung seines Geschickes für alle Zukunft hofft und mir aufrichtig ergeben ist; ich sage Ihnen, mein Herr, nicht Sie allein werden im Krönungsdome das Te Deum für mich anstimmen; auch die frommen Gebete der Kinder des Volkes, welches in mir den Friedensbringer dieses Landes verehrt, werden für mich in derselben Stunde zum Himmel steigen; und überdieß", setzte er mit stolzem Lächeln hinzu: „bedarf es des vielen Betens und Singens nicht, wo hunderttausend Banjonete mir den neuen Königsthron sichern; ja, mein Herr", schloß er seine Rede, "gerade der heutige Tag, an dem ganz Italien sich für mich begeistert, wird Sie überzeugen, daß mein Glück unsterblich ist."?

In diesem Augenblicke erschallten draußen die harmonischen Klänge aller Glokken des großen Mailand, Kanonensignale krachten durch die Lüfte, neue Jubelrufe tönten von den Gassen und Plätzen der Stadt herauf, die Thoren des Kron-Saales flogen auf und herein traten die ersten Würdenträger des Kaisers, an ihrer Spitze Talleyrand mit dem kaiserlichen Ceremonien-Minister und Präfekten Salmatoris, den Kaiser und künftigen König der Lombardei, zum großen Krönungsgang in dem Mailänder-Dom abzuholen. Napoleon trat zwischen die beiden Cardinäle Fesch und Caprera, seine

beiden Marschälle folgten ihm und unten standen die Prachtwagen bereit, welche den neuen Cäsar unter dem Geläute der Glocken, dem lauten Jubel der Volksmenge und beim Klange des prächtigen Pyramiden-Marsches dem Krönungsdome entgegenführten.

(Schluß folgt.)

Die Trauerweide.

(Von A. Voß.)

Ein Bild der stillen kummervollen Klage,
Stehst Trauerweide du an Grabeshügeln
Und spendest Schatten theuern Todtenbetten.
Gleich sanftem Wellenschlage
Bewegst du deine dunkelgrünen Zweige,
Als ob mit Engelsflügeln
Du wolltest Frühling fächeln diesen Stätten.

Dein ganzes Wesen lieblich ist umflossen
Von sanfter Weichheit. Ganz in Leid verhüllet
Bist stumme Hüt'rin du am Leichensteine.
Vor Trauer ganz zerflossen,
Neigst stille du dein grünes Haupt zu Boden,
Als ob du, tief erfüllet
Von Mitleid, trösten wolltest die Gebeine.

Wie lang herniederwallend Haar umkränzen
Dich deine Zweige, deine Blätter sinken
Wie weiche Thränentropfen sanft hernieder.
Und wenn dann hell erglänzen
Des Mondes bleiche silberfarb'ne Strahlen,
Die Sterne magisch blinken,
Wenn Dämm'rung ruhet auf der Erde wieder:

Dann ist's, als wär' mit Glorienschein umgeben
Die Schattenspenderin der Grabesstätte;
Als ob sie einem Priester Gottes gleiche,
Sieht man sie sich erheben
Und Segen spendend auf sich niederbeugen
Zum stillen Todtenbette,
Als ob sie diesem warmen Trost nun reiche.

Ein sel'ger Friede zieht in unsre Herzen
Und spendet Trost, als wie mit Engelsstimmen
heiß' Gebet steigt aus dem Herzensgrunde;
Wir [illegible]den unsre Schmerzen
Vertrauend auf den treuen Herrn im Himmel,
Und jetzt, in dieser Stunde
Beginnt der Strahl der Hoffnung neu zu glimmen.
Hab' Dank, Gefährtin du am Todtenbette!
Wenn einst auch ich nicht mehr hienieden weile,
O dann beschatte du auch meine Grabesstätte!

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Gedanken beim Jahreswechsel.

Von W. H.

Es ist gewiß ein ernster Gedanke, daß keine Macht den Lauf der Zeiten hemmen, noch den verschwundenen Augenblick zurückbringen kann. Wie ein gewaltiger, unaufhaltsamer Strom fließt die Zeit ruhig dahin, und trägt auf ihren Wogen alles Irdische mit sich fort. Auf diesen Strom flammen die Sonnenblicke des Glücks, und in ihn münden die Thränenbäche der Leiden. Die da weinen auf ihrem Schmerzenslager sind am Jahresschlusse mit denen die da leben „alle Tage herrlich und in Freuden," zugleich ein Jahr älter geworden. In diesem Strudel der Zeit wogt Liebe und Haß, Leben und Tod. Da wechseln die Lustgänge der Freundschaft, und des Wohlthuns Wonne, mit den Schleichwegen der Bosheit und des Neides. Da ertönen die Segensstimmen der Gnade, und der Leidenschaften Schreckensfluch. Das „Talitha Kumi" von den holdseligen Lippen des Engels des Bundes, und das „Anathema" aus dem Munde des strahlenden Richters. Und wenn man die Bücher aller Herzen lesen könnte, welche Verzeichnisse von verwelkten Freuden, gescheiterten Hoffnungen und bangen, quälenden Zweifel würde man da finden.

Wiederum hebt sich nun ein neues Jahr aus dem Schooße der verschleierten Zukunft und steigt vor unseren erwartungsvollen Blicken empor. Vom frischen Hügel begrabener Hoffnungen erhebt sich auch das Menschenherz, wendet sich dem neuen Jahre zu, und hofft aufs Neue, um sich vielleicht eine Gelegenheit für neue Täuschungen zu bereiten. Aber steht denn die menschliche Hoffnung auf solch' schwankendem Boden, daß sie jedesmal in dem Dunste eitler Täuschungen zerfliegt? wenn sie blos auf die Zeit und das Zeitliche gerichtet ist, Ja! Ist sie aber auf etwas Höheres gerichtet, das dem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen ist, dann nicht — Nein, dann nicht!

Der Weltmensch folgt dem Truglicht eitler Hoffnung durch den Sumpf seiner

Fleischessaat, und während er das gaukelnde Meteor verfolgt, merkt er nicht, wie am Wege die Sünde lauert, und hinter dem bunten Flieder seines Lustrausches die giftgeschwollene Natter der Leidenschaften in gewundenem Knäuel ruht, und mit der flammenden Zunge zischt. Er verfolgt das Truglicht und immer tiefer führt es ihn hinein in Sumpf und Moor, und wenn er es endlich zu greifen wähnt, so zerplatzt es vor seinen getäuschten Blicken, wie eine Seifenblase, oder huscht neckend hinweg, um an einem andern Platze wieder aufzutauchen. Und wenn es der arme Mensch wieder sieht, so zieht er aufs Neue das Banner seiner Hoffnung auf und beginnt aufs Neue— um aufs Neue getäuscht zu werden—die Hetzjagd seines Glückes. Anders der, dessen Hoffnung droben ist, da Christus ist. Wie ein Sonnenadler hinweg schwebt, hoch über das Getümmel und Gewimmel der Erde, empor durch den reinen Aether dem Strahlenauge der Sonne entgegen, so schwebt auch der Christ auf den Flügeln seines Glaubens, hinweg vom Getümmel dieser Erde, hoffnungsvoll und ruhig der noch helleren Sonne—der Sonne aller Geister entgegen. Dort liegen seine Schätze, dort ruht seine Hoffnung, und diese Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

So soll denn im neuen Jahre das unser Motto sein: „Suchet was droben ist, da Christus ist," so werden wir am Schlusse desselben keine Täuschungen zu beweinen haben. Bringe uns dann das Jahr auch, was es will, haben wir nur das süße Bewußtsein, daß der Herr es uns schickt, so werden wir seligen Frieden haben.

Das Magazin wünscht schließlich seinen Lesern und Leserinnen ein glückseliges neues Jahr. Auch im nun begonnenen Jahre wird es, wie bisher, ruhig und freundlich seine monatlichen Besuche abstatten, um am Familientische, fern vom Geräusche der Welt und dem Gewirre der Zeitfragen, seinen Freunden eine gemüthliche Unterhaltungsstunde zu bereiten; und es soll je mehr und mehr sein Bestreben sein, zu verdienen, nicht nur als ein angenehmer, sondern auch als ein nützlicher Besucher begrüßt zu werden.

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

4. Das Jahr 1848.

Es gibt oft Ereignisse im Menschenleben, die so groß und außerordentlich sind, daß sie nie vergessen werden. Ereignisse, die lange vor ihrem Erscheinen durch drohende Vorzeichen angekündigt werden und dann in ihrer ganzen Größe hereinbrechen. Ein solches Ereigniß war die große Revolution, die im Jahre 1848 ganz Deutschland überfluthete. Wie ein Feuer im dürren Walde, so durchlief der Revolutionsgeist die Gauen Deutschlands von Süden nach Norden, von Osten nach Westen. Das Joch der vielen Abgaben war dem deutschen Volke zu schwer geworden, und daher entbrannte die Entrüstung und Empörung der sonst so ruhigen Bürger und Bauern gegen ihre Landesherren, und namentlich gegen die vielen stolzeu und groben Beamten des Landes. Daß unter den deutschen Beamten hie und da recht grobe Flegel sind, habe ich selbst oft erfahren, besonders einmal auf einer Reise, die ich im Königreich Baiern machte. In München begab ich mich auf die Polizeistation, um nach damaliger Landessitte meinen Reisepaß visiren zu lassen. Nachdem dies geschehen war, bedankte ich mich bei dem Polizeischreiber recht höflich und wollte dann weiter gehen. Da ich aber in der rechten Hand den Hut und in der linken Hand den Reisestock und Reisepaß trug und somit die Stubenthür nicht leicht aufmachen konnte, so setzte ich den Hut auf und öffnete mit der freien Hand die Thür. Diese Freiheit wollte aber dem Herrn Polizeischreiber nicht gefallen. „Wordens," rief er mir nach, „wissen's net, daß se in der Polizeistub den Hut abnemme müsse." Ich blickte den gestrengen Herrn sehr ernst an und erklärte ihm den Umstand, der mich genöthigt hatte den Hut aufzusetzen. „Hut ab" schrie darauf der erboste Beamte, „oder i ruf den Wachmeister und laß se gleich einstecke." Ich behalte den Hut auf, dachte ich bei mir selbst, als ich die komische Drohung des groben Polizeischreibers hörte und blieb

ruhig stehen. Aber da wurde der erzürnte Gerichtsherr miserabel grob. Er schimpfte und fluchte und rief den Wachtmeister und befahl ihm, er solle mich in die Wachstube bringen. Ich folgte dem Wachtmeister und frug ihn, was ich denn in der Wachstube thun solle. „Da müssen's warde, bis se verhört werde," antwortete mir der Gerichtsdiener. Ich sagte ihm, daß ich in einigen Stunden mit der Eisenbahn nach Augsburg reisen wolle und wenn ich länger warten müsse, dann geschehe es auf Kosten des Polizeischreibers. Darauf schloß der Wachtmeister die Thüre zu und ging fort. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück und sagte, ich solle mit ihm gehen. Nun ging's der unterdessen ruhig und kühl geworden nochmals hinauf zu dem Polizeischreiber, war. „Wissen's," sagte er, „i bin halt hitzig, aber se dürfe in der Polizeistub den Hut net aufsetze." Ich mußte den hitzigen Diener der Gerechtigkeit bedauern und ging ruhig meines Weg's. Das grobe Benehmen solcher Beamten, durch welche das Volk oft gedrückt und mißhandelt wurde, war eine Hauptursache der großen Revolution. Auch im Lande Waldeck brach der Sturm und die Empörung los. Die Fürstin, die damals nach dem Tode ihres Gatten das Land regierte, war eine edle Frau, aber sie war nicht stark genug, die Corruption der Beamten zu beseitigen. Der Revolutionssturm brauste auch nur gegen die Beamten. „Die Fürstin soll leben, aber die Beamten sollen sterben," das war die Losung, mit welcher ein großer Haufe bewaffneter Bürger und Bauern, nach der Hauptstadt des Landes zog. Bis aber diese bunte Armee, die bei den Wirthshäusern oft „Halt" machte nach der Hauptstadt kam, waren die Herren Beamten schon längst davon gelaufen. Da stürmten die Revolutionäre die leeren Häuser der Beamten und demolirten sie auf eine schändliche Weise. Die Revolutionswuth, die durch den Branntwein genährt und groß geworden war, durchbrach alle Schranken der Ordnung und Zucht. Aber horch! was gibt's da? Von der Casseler Straße her hörte man Trompetenschall. „Die Hessen kommen," das war der Schreckensruf, den man jetzt von allen Seiten her hören konnte. Eine Compagnie hessischer Cavalleristen rückte heran. Aber noch von einer anderen Seite her tönte der Schall der Trompeten. Die Waldecker Armee war auch auf den Beinen und rückte mit den Hessen zugleich in die Stadt ein. Die Spannung der Gemüther war sehr groß, aber es wurde kein Blut vergossen. Die Revolutionäre hielten sich ruhig. Sie sahen die Soldaten an und begrüßten unter denselben ihre Söhne, Verwandten und Bekannten mit warmem Händedruck. Und somit verwandelte sich die drohende Revolution in ein gemüthliches Beisammensein der Soldaten, Bürger und Bauern.

Der Leser muß aber nicht denken, daß nun der Revolutionsgeist im Lande Waldeck beseitigt gewesen sei. In den Städten und Dörfern, unter Alt und Jung rumorte derselbe noch lange fort. An Sonn- und Wochentägen hörte man das Gerappel der Trommeln und den kriegerischen Tumult der aufgeregten Volksmenge.

Auch in meinem Geburtsorte regte sich die Revolutionslust. Jünglinge und Knaben organisirten sich in eine kleine Armee und trommelten, marschirten und exercirten drauf los, als wollten sie das russische Reich einnehmen. Leider wurde gewöhnlich der Sonntag zu diesem komischen Exercitium gebraucht. Ja noch mehr. Die Kriegslust war so groß, daß selbst an den kirchlichen Feiertagen, die in Deutschland doch als besondere heilige Tage angesehen werden, getrommelt und exercirt wurde. An einem Feiertage kam unsere kleine Armee sogar auf den Kampfplatz und ins Schlachtgewühl. Sie machte nämlich einen Ausflug nach einem preußischen Dorfe, welches eine halbe Stunde von meinem Orte, am Fuße eines hohen Berges in dem sogenannten „kölschen Sauerlande" liegt. Die Einwohner des Dorfes, wie des Sauerlandes überhaupt, sind streng katholisch. Da nun die Waldecker streng lutherisch sind, so gab dieser Unterschied oft Anlaß zu allerlei Zänkereien zwischen den beiden Parteien. Die bekannten Schimpfwörter „lutherischer Dickkopf," „katholischer Kreuzkopf" wurden oft gegenseitig ausgewechselt. Zuweilen ging der Religionseifer so weit,

daß die Fäuste gebraucht und tüchtig drein geschlagen wurde.

Unser Ausflug nach dem preußischen Dorfe geschah am zweiten Ostertage. In froher Heiterkeit marschirte die kleine Armee nach dem Tact der Trommel ins Dorf hinein. Wir hatten nichts Böses im Sinn, sondern wollten nur durchs Dorf marschiren und den Einwohnern desselben unsere Militärkunst zeigen. Aber kaum hatten wir die Hälfte des Dorfes erreicht, da begrüßte uns ein furchtbarer Steinregen. Von der Höhe des Berges herab wurden die Steine in unsere Reihen geschleudert. Das Bombardement kam so unerwartet, und war so gefährlich, daß wir genöthigt waren, den Rückmarsch anzutreten. Die frommen Katholiken verfolgten die „Ketzer" mit Fluchen und Steinwürfen bis vor das Dorf. Hier machten wir „Kehrt" und griffen unsere Verfolger tapfer an. Der Kampf wurde heftig und sehr gefährlich. Religionshaß im Bunde mit Revolutionswuth durchdrang die jungen Streiter und machte sie muthig, wüthend und grausam. Die Feinde warfen mit Steinen und schlugen mit Knüppeln drauf los, und wir stürmten mit unsern Waffen auf sie ein. Auf beiden Seiten gabs harte Schläge und blutige Köpfe. Es war ein Wunder, daß Niemand ums Leben kam.

Der christl. Leser kann hieraus sehen, wohin das Revolutioniren führt. Es ist wahr, was die heil. Schrift sagt: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben;" und was das Sprichwort sagt: „Friede ernährt, und Unfriede verzehrt!"

Es gibt eine Revolution auf Erden die so alt ist, als die Menschen sind; die im Leben Adams ihren Anfang genommen und fortgewüthet hat bis auf den heutigen Tag; nämlich die Revolution gegen Christum und sein Reich. Unter allen Revolutionen ist sie die größte und allergefährlichste. Sie untergräbt und zerstört das Wohlergehen der Menschen und führt sie in die finsteren Abgründe der Gottentfremdung und des ewigen Todes. Und dieser schauerliche Revolutionsgeist durchwühlt alle Stände und Schichten der Menschheit und treibt sie an zur Rebellion gegen Gott und seine Rechte. Er offenbart seine Revolutionswuth nicht nur in dem Herzenslande der frechen Religionsspötter und Gotteslängner, sondern auch in der Kirche. Auch unter dem Volke Gottes wühlt und rumort er zum schrecklichen Verderben derer, die sich nicht warnen lassen. Die Merkmal,e an welchen er erkannt wird, sind Hochmuth, Selbstklugheit, Eigensinn, Starrsinn, Unnachgiebigkeit, Unversöhnlichkeit, Ungehorsam, Rechthaberei, Verkleinerungssucht, Tadelsucht und dergleichen.

Geliebter Leser! Bist du frei von dem Revolutionsgeiste des ewigen Abgrund's? Wird dein Herzensland von dem Geiste Christi regiert, und das je und allezeit? Was antwortet dein Gewissen? Was redet deine Lebensgeschichte? O bedenke, wohin das Revolutioniren gegen Christo und sein Reich führt. Eile und errette deine Seele! Mein Herz betet für dich, daß der liebe Vater im Himmel dich ziehe zu seinem Sohne Jesu Christo, der dich recht frei machen kann und will.

Das Ende eines Geizigen.

(Von P. Sch.)

Herr N. war ein sehr reicher Mann, welcher in einer unserer östlichen Städte seine fürstliche Residenz hatte. Nebst diesem großartigen Palaste besaß er noch viele kleine Häuser in der Vorstadt, welche, wenn sie auch nicht im Mittelpunkt der Stadt lagen, doch verhältnißmäßig sehr hohe Rente brachten, welche von den armen Miethsleuten, um nicht plötzlich an die Sonne gesetzt zu werden, jeden Samstag bezahlt werden mußte. Außer diesem Grundeigenthum und den Häusern besaß er noch sehr viel baares Geld; eignete eine Menge Eisenbahnactien; war Theilhaber von Kohlen- und Eisenbergwerken, kurzum, wo die Spekulationssucht ihr Netz auswarf, stand er an der Spitze. Bei all' diesem unermeßlichen Reichthum war aber Herr N. ein Geizhals und zwar im strengsten Sinne des Worts. Die Dienstmagd hatte den strengsten Befehl, die Ueberreste, welche

von der reichbesetzten Tafel abgetragen wurden, keinem Armen, der sich zuweilen zum hinteren Thore herein schlich, zu geben, sondern in das Spülfaß zu werfen. Wenn man ihnen einmal etwas gibt, drückte er sich oft frevelhaft aus, so hat man dieses Gesindel immer auf dem Hals. Kam ein Armer an die Hausthür, so wurde er kaltblütig abgewiesen, mit der wegwerfenden Bemerkung, er wäre ein Faulenzer, er solle arbeiten. Bei ihm waren nämlich Armuth und Faulheit gleichbedeutende Begriffe; er konnte nicht begreifen, daß es zu aller Zeit unverschuldete Arme gab, und auch bis an's Ende der Welt solche geben werde.

An den Krüppeln, die man in großen Städten häufig an den Straßenecken sitzen sehen kann, und ihre dürftigen Hände um ein Almosen ausstrecken, konnte er ganz gefühllos vorüber gehen. Diesen konnte er die Faulheit zwar nicht vorwerfen; aber für Solche, meinte er, wären ja die Armenhäuser da, welche ohnehin vom Staat durch Auflegen von hohen Steuern erhalten werden müßten, welches die Grundbesitzer und Eigenthümer von Häusern empfindlich genug zu fühlen hätten; zudem wären solche verkrüppelte Leute in einer Stadt doch nichts als ein Hinderniß. Kurz gesagt: Herr N. hatte kein Herz für die Armen; es war kalt wie Eis, und hart wie Stahl. Die Schattenseite der Menschheit kannte er nicht. Bei all' diesem war aber Herr N. doch noch religiös, oder wollte es doch wenigstens sein. Er war Glied einer der fashionabelsten Kirchen, welche gewöhnlich über die heiße Sommerszeit, der Bequemlichkeit der Glieder und des Predigers halber geschlossen war, und weil die Gemeinde sehr reich war, auch kein Opfer gehoben wurde; mit welcher Einrichtung Herr N. auch vollkommen zufrieden war. Die Kosten, die die Gemeinde zu bestreiten hatte, wurden durch die Stuhlgelder gedeckt. War eine extra Ausgabe nothwendig, so wurde sie gewöhnlich durch eine Subscription aufgemacht, wo selbstverständlich Herr N's. Name mit seinen 5 Dollars, wenn es auch mit etwas saurem Gesichte geschah, auch nicht fehlen durfte. Aber all dieser Reichthum und Wohlstand schützte ihn vor der Stunde, die bei allen Menschen einmal eintreten wird, nicht. Auf einmal hieß es bei ihm: „Thue Rechnung von deinem Haushalten, du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein."

Eines Samstag Morgens um 9 Uhr verließ er seine Wohnung, um, wie gewöhnlich, seine Hausrente einzuziehen; zu dem Ende begab er sich auf den Weg nach den engen, schmutzigen Straßen, wo seine Miether, den Thieren gleich, in finsteren Keller- und Dachstuben hausten; aber Halt! — hieß es mitten auf dem Wege; — noch das Bankbuch in der Hand, wurde er plötzlich von dem Todesengel angehalten. Auf offener Straße stürzte er, von einem Schlag gerührt, besinnungslos nieder. Schnell war er, wie es in volkreichen Städten gewöhnlich der Fall ist, von einer Menge Menschen umgeben, unter welchen ihn Einige sogleich als Herrn N. erkannten. Man brachte ihn in die Apotheke an der Ecke, wo von einigen herbeigeeilten Aerzten alle möglichen Wiederbelebungsversuche angestellt wurden, welches auch endlich so weit gelang, daß der Sterbende wieder einigermaßen seine Besinnung bekam. Schnell verschaffte man sich nun eine Kutsche, und beförderte ihn nach Hause. Dort angekommen, zog man die Hausglocke, worauf die Dienstmagd erschien, und die Thüre öffnete. Sobald sie aber die Natur der Sache erfuhr, rannte sie wieder in's Haus zurück, und benachrichtigte Frau N., daß ihr Gatte todt sei. Frau N., eine ältliche, aber dabei immer noch sehr rüstige, nett aussehende Dame, erschien augenblicklich in fieberhafter Aufregung; beruhigte sich aber einigermaßen wieder, als man ihr bedeutete, daß Herr N. nicht todt, sondern nur in einer tiefen Ohnmacht sich befinde. Man trug nun den Kranken, oder vielmehr Sterbenden die Treppe hinauf, wo in einem prachtvoll ausgestatteten Zimmer ein Bett mit weißen Atlasdecken für ihn bereit stand, auf welches der Kranke gelegt wurde. Schnell benachrichtigte man den einzigen Sohn, welcher in einer benachbarten Bank als Beamter angestellt war, welcher sogleich mit etwas blassem, aufgeregtem Angesicht erschien. Man sandte gleichfalls auch nach dem Hausarzt, welcher aber, sobald

er des Kranken ansichtig wurde, bedenklich den Kopf schüttelte, und Frau N. und ihrem Sohne zu verstehen gab, daß seine Wiederherstellung ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liege, und daß sie sich geradezu auf das Unvermeidliche gefaßt machen könnten. Auf dieses hin fiel es dem Sohne ein, daß sein Vater über das kolossale Vermögen noch keine testamentarische Verfügung getroffen habe. Schnell wurde auch diesem Umstand Rechnung getragen. Man schickte nach einem Advokaten, welcher nach der Verfügung, wie man eben dem Sterbenden die Worte in den Mund legte, welche er zwar nicht beantworten konnte, sondern nur mit einem schwachen Kopfnicken bestätigte, das gerichtliche Dokument verfertigte, und dann das Zimmer wieder verließ. Während dieser Zeit wurde die Lage des Kranken immer bedenklicher. Der Puls wurde immer schwächer, der Athem immer kürzer; dabei phantasirte er aber heftig über seine Besitzthümer, Hausmiethe und andere Gelder. Auf einmal verlangte er einen Goldthaler; man reichte ihm einen hin; hastig ergriff er ihn, und untersuchte wiederholt durch den Klang an der Bettstelle dessen Aechtheit. Bestürzt stand Frau N. mit ihrem Sohne da, ohne im Geringsten etwas für den zwischen Zeit und Ewigkeit Schwebenden thun zu können. Endlich schickte man nach dem Geistlichen, bei dessen Gemeinde der Sterbende (wie oben bemerkt) ein Glied war. Derselbe, ein vornehmer, jugendlicher Mann, in schwarzer Kleidung mit einer untadelhaften weißen Halsbinde, erschien. Aber statt den Kranken, so viel unter solchen Umständen noch zu thun war, einfach auf den einzigen Erlöser Jesum Christum hinzuweisen, und ein hohepriesterliches Gebet für ihn zu dem Gnadenthron empor zu senden, gerieth er in eine scheinbare Verlegenheit; ergriff in seiner Amtswürde die mit Goldschnitt und prachtvollen Verzierungen geschmückte Bibel, welche auf einem neben dem Bette stehenden Marmortische lag, und fing nach einem ungefähr minutenlangen Hin- und Herblättern, und zwar in einer scheinbaren Verwirrung, aus dem 19. Kap., Matth., von dem reichen Jüngling an zu lesen. Als er an die Stelle kam, wo es heißt: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme," raffte der Kranke alle seine Kräfte auf, richtete sein Haupt so viel er vermochte empor, ließ seine gläsernen Augen, welche bereits anfingen, starr zu werden, in der Stube umhergleiten, und fragte mit herausfordernder Stimme: „Wer sagt das?! Wer sagt das?!" Bei diesen Worten verließ ihn seine Kraft, und er sank wieder auf das Kissen zurück. Durch diesen ungewöhnlichen Auftritt gerieth der Geistliche in eine noch viel größere Verwirrung, und wollte für diese, für den Sterbenden so schrecklichen Worte ein Labsal finden. Er wollte jedoch etwas suchen, was auf diesen Mann passe — d. h. auf seine Stellung als reicher Mann Bezug habe. Er wußte wohl nicht, daß die gottlosen Reichen keinen Trost in der Schrift haben. Als er wieder eine Weile hin- und hergeblättert hatte, fing er wieder an zu lesen im 5. Kap. Jakobi: „Wohlan nun ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird," u. s. w. Kaum hatte er diese Worte gelesen, so raffte der Sterbende noch einmal alle seine Kräfte zusammen und fragte abermals, nach der vorigen Weise: „Wer sagt das?!" Bei diesen Worten war seine Kraft erschöpft; die Stunde, oder vielmehr der Moment war gekommen. Er sank auf sein Kissen zurück, und verschied; das traurige Schauspiel war zu Ende; der Geistliche stellte nun die Ausübung seiner Pastoralpflichten ein, und der Sohn, nachdem die Aufregung einigermaßen vorüber war, traf die nöthigen Vorkehrungen für ein Leichenbegängniß; man bestellte den Leichenbestatter. Als man daran war, die Leiche anzukleiden, fand man, daß der Verstorbene die eine Hand fest verschlossen hielt; alle Mühe, sie zu öffnen, war vergebens. Man hatte nämlich vergessen, ihm den Goldthaler, ehe die Starrheit eintrat, aus der Hand zu nehmen, und jetzt war dieses nicht mehr möglich, ohne die Hand zu verletzen. So wurde er denn mit dem Goldthaler in den Sarg gelegt. Den nächsten Tag fand das Begräbniß statt, allwo eine fast meilenlange Reihe von Kutschen seinem

Sarge folgte. Dort außerhalb der Stadt, ungefähr drei Meilen von seiner königlichen Wohnung, liegt er begraben. Ein kolossales Monument deckt sein Grab, in welchem er in einem silberbeschlagenen Rosenholz Sarge, seinen Goldthaler krampfhaft fest haltend, schlummert, dem allgemeinen Auferstehungs- und Gerichtstage entgegen. Wie wahr und wie theuer sind doch die Worte unseres Seligmachers: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nehme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?"

„Darum, was ich euch sage, das sage ich Allen: Wachet."

Ehrlich währt am längsten.

(Von W. Horn.)

Kunz Stibitz kam zu Leberecht
Des Stoffelbauern Wagenknecht,
Und sprach: „Gevatter, nun wie gehts?
Mir däucht ihr hängt die Ohren stets.
Auch nehmt ihr ab, bei meiner Ehr',
Sagt an, was macht den Kopf euch quer?
Habt ihr nicht einen guten Herrn?
Er lohnt mit Dank die Arbeit gern.

„Ja", sprach Gevatter, „Herrendank!
Der Lohn ist kurz, der Tag ist lang,
Mit leerem Magen Dreschen gehn
Und seine Kinder hungern sehn
Ich sag's, es ist kein kleiner Schmerz
Für eines guten Vaters Herz;
Das Korn wird theurer immerfort
Und ist auch noch die Frucht verdorrt,
Wie Casper Lenz von Rußland schrieb,
So ist fürwahr die Zukunft trüb."

„Ja, rosig siehts nicht aus für uns."
Sprach schelmisch nun Gevatter Kunz,
„Ich bin so übel ab wie Ihr,
Doch gibts noch Rath, ich bürg dafür.
Man sagt wohl, ich verdiene nichts
Im Schweiße meines Angesichts
Und lebe doch, und leb' nicht schlecht —
Hört an, Gevatter Leberecht!
Ich geh' aufs Fouragiren aus,
Bring manchen fetten Fang nach Haus.
Ein Büchsenschuß bringt feistes Wild,
Das in der Stadt sein Silber gilt. —

Der dick Herr ist heidnisch reich
Sein Fruchthaus liegt nicht weit vom Steig,
Es ist ein schlechtes Schloß daran,
Ich öffne — danach kräht kein Hahn.
Da liegt das Korn im Ueberfluß,
Man nimmt sich, was man haben muß.
Schlagt ein, Gevatter — nur geschwind!
Wer niemals wagt, niemals gewinnt."

„Zum wagen hätt' ich wohl den Muth,
Doch scheint mir der Gewinn nicht gut.
Ein schlecht Gewissen — Diebesbrod
Und endlich noch den Henkertod —
Das hole sich, wems Freude macht.
Nein, lieber schaff' ich Tag und Nacht,
Wenn ihr mich auch als Narr verlacht."

Drauf trollt sich Kunz verdrießlich fort,
Beschämt von seines Freundes Wort.
Doch übt er ferner Elsterntreu
Und trieb fürs Leben Allerlei
Mit Pulver, Blei und Dieterich,
Und manchem Bruder Liederlich.

Auf einmal heißt es einen Tag:
Kunz Stibitz sitzt im Schuldgemach!
Er brach das Schloß im Herrenhaus
Und stahl fünfhundert Thaler 'raus.
Und als der Knecht ihn dabei sieht, —
Er wüthend seine Waffe zieht —
Und fügt zum Diebstahl noch den Mord,
Indem er ihm das Herz durchbohrt.
Nun sitzt er in Verzweiflungsnoth:
Das Urtheil lautet auf den Tod.
Das war der Lohn für seine Kunst —
Man gab ihm noch dazu umsonst
Im Kerker eine Schlummerstätt,
Am Galgen dann ein Sterbebett.

Indeß verlor auch Leberecht
Den Dienst forthin als Wagenknecht,
Doch gab man ihm an dessen Statt
Den Platz, den einmal Stipitz hat,
Der doppelt seinen Lohn eintrug,
Dazu ein Gutchen für den Pflug,
Und noch zum Lohne seiner Treu
Ein Stückchen Wiesenland dabei.

Die schwere Zeit, die wandte sich
Für Leberecht und er verglich
Sich oft dem Knaben, der im Krieg
Vom Trommler zum Major aufstieg.

* * *

Da hat es wieder sich bewährt,
Daß ehrlich doch am längsten währt.

Hoffe auf den Herrn, und thue Gutes; bleibe im Lande, und nähre dich redlich.

Oguyomi.

Geschichte eines Kindes.

Landeinwärts von der Sclavenküste Afrika's, wo der schöne Nigerstrom sich in das atlantische Meer ergießt, liegt das Yaruba-Land, bewohnt von einem heidnischen Negervolke, dessen liebstes Handwerk in Krieg und Sclavenjagd besteht. Es liegen große, volkreiche Städte darin-

nen, die beiden ansehnlichsten derselben sind Abeocuba und Ibadan.

Vor zehn Jahren gerieth die letztere in Fehde mit einer Nachbarstadt, welche den Häuptlingen unterthan war; sie heißt Ifon. Die Einwohner von Ifon verweigerten den schuldigen Tribut; die Krieger von Ibadon rückten aus, die Zinspflichtigen mit Gewalt zu nöthigen. Ifon schickte alle ihre waffenfähige Mannschaft ins Feld, aber sie erlag nach heißem Kampfe. Der Feind erstieg die Mauern, sprengte die Thore und drang mit allen Schrecken und Greueln eines rohen und erbitterten Siegers in die unglückliche Stadt ein. Mord und Brand durchwüthete sie von einem Ende bis zum andern. Was sich zur Wehr setzte, wurde niedergehauen, Weiber und Kinder gefangen und in die Sclaverei geführt. Nur Wenigen gelang es, aus dem Getümmel zu entkommen und sich in den die Stadt umgebenden Buschwald zu flüchten.

Unter diesen war eine Mutter mit ihrem Kinde, einem achtjährigen Töchterchen. Der Mann war im Kampfe gefallen, die beiden Söhne in der Verwirrung von ihnen abhanden gekommen. So liefen die zwei Verlassenen, von Todesangst gejagt immer tiefer in den Wald hinein. Zwei oder drei Tage irrten sie in dem finsteren, pfadlosen Dickicht umher, bis sie, von Hunger und Müdigkeit erschöpft, sich unter einem großen Baume niederwarfen. Sie hielten sich fest umschlungen, als wollte sie Jemand aus einander reißen; und obwohl sie auf ihrer ganzen Wanderung noch keinen Menschen, weder Freund noch Feind, begegnet waren, wagten sie doch kein lautes Wort zu wechseln und lauschten mit Herzklopfen auf jeden Laut in der Wildniß.

Da rauschte es plötzlich in den Büschen. Zwei Männer brachen wie wilde Thiere daraus hervor. Der eine rief: Die Mutter ist mein! der andere: Mir gehört das Kind! Da half kein Bitten und Flehen. Ohne Erbarmen wurden sie aus einander gerissen; jeder lief mit seiner Beute davon, keins wußte von dem andern wohin.

Wenige Tage darauf zog das Heer der Ibadankrieger unter Siegesjubel wieder in ihre Stadt ein, jeder mit einem Haufen von gefangenen Männern, Weibern und Kindern hinter sich her. Es waren in diesem Kriege nicht weniger als zehntausend Menschen erbeutet worden. Ibadan wurde plötzlich eine große Meßstadt.

Die armen Gefangenen wurden wie auf dem Viehmarkt ausgeboten, gemustert, verhandelt, gekauft, vertauscht, verschenkt und nach allen Gegenden hinaus in ihr Elend abgeführt.

Was ist aus der Mutter und ihrem Kinde geworden?

Seit dem Jahre 1853 wirkt der Missionar Hinderer mit seiner Gattin zu Ibadan im Dienste des Evangeliums. Während der Mann die endlosen Straßen der Stadt durchwandernd bald da bald dort durch die Predigt Alt und Jung, Häuptlinge und Volk zum Reiche Gottes einladet, hat die Frau im Hause eine Anzahl Negerkinder um sich, speiset, kleidet und pflegt sie und gibt ihnen christlichen Unterricht.

Es hatte sich schon zur Zeit jener traurigen Vorfälle eine kleine Christengemeinde in Ibadan gesammelt. Zu ihr gehörte ein Mann, welcher früher selber Sclave gewesen und, weil er so an eigenem Leib und Seele erfahren hatte, was es heiße: Sclave sein, ein um so innigeres Mitleiden gegen jene Unglücklichen empfand. Dieser kam in jenen Tagen mit großer Hast zum Missionar gelaufen und meldete: dicht neben seiner Wohnung würde so eben ein nettes kleines Mädchen feilgeboten, und wenn es nicht bald einen Käufer fände, so würde man es nach der Küste schleppen, wo es dann ohne Zweifel in einem Sclavenschiffe über das weite Meer nach Amerika übergeführt würde. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Das Kind hate ihm das Herz abgewonnen. Er bat auf das beweglichste, der Missionar möchte das Kind kaufen und aus dem ihm drohenden Jammerleben, welches er mit den lebendigsten Farben schilderte, erlösen.

Nach einiger Erwägung, ob es unter den Heiden nicht mißverstanden werden könne, wenn ein Christ sich in den Sclavenmarkt mische, gab der Missionar das Geld her. Der Mann eilte mit freudeglänzenden Augen davon. In wenigen Minuten war er wieder zurück, die kleine Losgekaufte an der Hand.

Ihr denket, das Kind werde außer sich gewesen sein vor Freude und Dankbarkeit. Im Gegentheil, es stieß beim Anblick seiner Pflegeeltern einen Schrei des Entsetzens aus, der Allen durch Mark und Bein ging. Es hatte in seinem Leben noch kein weißes Gesicht gesehen. Zum Glück fiel man bald darauf, es in das Gemach zu schicken, wo die übrigen Pfleglinge des Missionshauses, die kleinen Mohren und Mohrinnen, gerade um das Abendessen versammelt waren. Diese umringten sogleich und mit großer Freude die neue Kamerädin, wischten ihr die Thränen aus den Augen und redeten ihr tröstlich zu, sie sei an einem guten Ort, wo man ihr Kleider und Speise gebe, wo man sie nicht den bösen Leuten verkaufe, wo sie beten lerne und aus dem Buche lesen. Jeder brachte ihr sein Schüsselchen entgegen und lud sie zum Miteſſen ein. Es währte keine Stunde, so hatte das Kind ein Herz zu den weißen Leuten gewonnen, und in wenigen Tagen war es der Güte und Freundlichkeit ihrer Pfleger gelungen, daß sie sich hier wie ein Kind des Hauses fühlte.

Oguyomi — dies war ihr Name, wie man jetzt erfuhr — war ein gutmüthiges, williges und gelehriges Kind. Sie war glücklich, wenn sie neben ihrer weißen Mama am Boden saß, in das Abc Buch vertieft oder sich um die Kunst bemühend, eine Nadel einzufädeln oder gar die ersten Stiche einer Näharbeit zu thun. Die kleinen Kindergebete und Bibelsprüche, die man sie gelehrt hatte, herzusagen und besonders das Singen machte ihr großes Vergnügen; und rührend war es, sie niederknieen zu sehen, wenn die anderen Kinder es thaten, wie sie da ihre Händchen faltete und dann mit so erstauntem Gesicht bald die anderen Kinder, bald die Lehrerin ansah und sich befliß alles wohl und recht zu machen. Es schien als fühle sich die Kleine in dem neuen Lebenskreise ganz glücklich, und oft konnte man ihr herzliches Lachen aus der Mitte aller andern deutlich heraushören.

Und doch trug das Kind ein Weh mit sich herum, welches je länger je stärker es hinnahm. Oguyomi wurde immer stiller, ihr Aussehen immer bekümmerter. Lachen hörte man sie endlich gar nicht mehr, und ihre einzige Freude war noch, ihr wolliges Köpfchen in den Schooß ihrer Pflegerin zu legen und zuweilen ihr in die Augen emporzusehen.

Eines Tages, als sie wieder so traulich an ihr lehnte, nahm die gute Frau Gelegenheit zu einem neuen Versuch in das Geheimniß dieses kleinen Herzens einzudringen.

„Was ist Dir, Oguyomi, daß Du so traurig bist?" fragte sie.

Keine Antwort.

„Ist Jemand unfreundlich gegen Dich?"

„O nein," sagte sie schnell.

„Bist Du etwa nicht gerne hier?"

„Hier? Ach, Mama, hier bin ich so gerne."

„Nun denn, was hast Du, Herzchen? was macht Dich so betrübt?"

Da brach sie mit einem Male in einen Strom von Thränen aus und mit herzerschütternder Stimme rief sie: Aya mi! Aya mi! (Meine Mutter! meine Mutter!)

Aber wie sollte man dem armen Kinde zu seiner Mutter verhelfen in dieser großen, fremden Stadt von fünf vollen Stunden im Umfang, wo eine Bevölkerung von hundertzwanzigtausend Menschen sich drängt und Haus an Haus, Hütte an Hütte zu endlosen Gassen und Gäßchen sich an einander reiht?

Alle Nachforschungen nach Oguyomis Mutter waren vergeblich; es war auch nicht die Spur der Verschollenen zu entdecken. Vielleicht hatte man ihr einen neuen Namen beigelegt, wie man oft den Sclaven zu thun pflegt. Vielleicht war sie nach ihrer Gefangennahme gar nicht zur Stadt gebracht oder weit hinein ins Land verkauft oder über's Meer geführt worden? Es war ein schweres Ding, von jedem neuen Gange in dieser Angelegenheit abermals ohne Erfolg heimkehren und den fragenden Augen des Kindes mit traurigem Kopfschütteln antworten zu müssen.

Wenn aber der Mensch in seiner Sache nichts mehr thun kann, so kann er noch darum beten. Wohl dem, der das glaubt und dem es zur rechten Zeit einfällt. Unsere Freunde trösteten die arme Waise: Bitte den lieben Gott, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Der wird Dir auch die Mutter wiedergeben, so es Dir gut ist. Von nun an hörte man in allen ihren kleinen Gebeten die Bitte wiederkehren, Gott möge doch machen, daß sie ihre Mutter noch einmal sehen möge.

Es war ein halbes Jahr vergangen, seitdem Oguyomi in das Haus des Missionars gekommen war. Eines Tages früh am Morgen gingen die Kinder der Gewohnheit gemäß zu dem kleinen Bache, welcher dicht an jenem Gehöfte vorbeifließt, um Wasser zum Bedarf des Hauses zu holen. Hier ergötzte sich das kleine Volk, wie Kinder zu thun pflegen, damit, daß sie einander Wasser ins Gesicht spritzten. Der Jubel bei dieser gegenseitigen Neckerei war groß.

Während dessen geht eine Frau an der Stelle vorüber. Sie verwundert sich der ngewohnten Erscheinung, schwarze Kinder in weißen Kleidern zu sehen—sie trugen jene Kleidchen, welche von europäischen Missionsfreunden für sie gesendet worden. Die Frau steht still; sie sieht mit Wohlgefallen den spielenden Kindern zu. Da hört sie plötzlich aus ihrer Mitte eine Stimme heraus, die ihr bekannt ist. Sie nimmt den Korb, den sie auf dem Kopfe trägt, herunter, stellt ihn auf den Boden und horcht auf's neue. Sie hört die kleine süße Stimme noch einmal. Ein Schauer der Ahnung zittert durch ihre Glieder: Oguyomi! ruft sie. Das Kind dieses Namens wendet sich um, sieht die Frau einen Augenblick stumm und verwundert an und eilt mit dem Schrei: Meine Mutter! meine Mutter! ihr in die Arme.

Die übrigen Kinder laufen alsbald in's Haus und verkünden mit fröhlichem Getümmel: Oguyomi hat ihre Mutter wiedergefunden! Niemand will's glauben und doch bleibt Keiner im Hause zurück, und draußen wartet ihrer ein Anblick, der ohne Deutung Alles mit einem Male sagt. Das Weib kaum ihrer selber mächtig, ruft einmal ums andere: Ist es kein Traum? keine Täuschung? Ist es wahr, daß ich mein Kind sehe? meine Oguyomi? — Das Kind aber hängt im seligsten Entzücken am Halse der Mutter und dabei laufen ihm stromweise die Thränen über die Wangen.

Endlich kommt die Kleine so weit zur Besinnung, der Mutter zu sagen, daß sie in diesem Hause wohne, sie möge mit ihr

kommen, „ihre weißen Freunde" zu sehen. Aber die Frau fürchtet sich vor weißen Gesichtern. Sie steht zögernd und bange, während das Kind fortfährt in sie zu dringen: Fürchte Dich nicht, liebe Mutter! Diese weißen Leute sind so gut, so lieb! Sie werden es auch gegen Dich sein. Hätten sie mich nicht aufgenommen, Du hättest mich nimmer wiedergesehen."

Die Negerin raffte sich jetzt auf, den Rettern ihres Kindes zu danken. Aber die Fülle ihres Herzens erstickte ihre Worte. Aber- und abermals warf sie sich zur Erde und schluchzte laut vor Uebermacht der Freude. Endlich gelang es, sie in etwas zu beruhigen und in das Haus zu führen, wo man ihr die Geschicht ihrer Tochter erzählte und ihre eigene sie abfragte. Sie war Sclavin in derselben Stadt. Ihr Herr war ein wohlwollender Mann. An diesem Morgen hatte er sie zur Feldarbeit ausgeschickt; auf dem Wege dahin hatte sie durch Gottes sonderliche Fügung ihr Kind gefunden.

Sie kam seitdem so oft es ihr Dienst zuließ, in das Haus des Missionars, um sich auf eine Stunde an dem Anblick und Gespräch mit ihrem Töchterchen zu weiden. Aber plötzlich blieb sie aus, man wußte nicht warum? Fragte man die Leute, so hieß es: Sie ist auf ihres Meisters Bauernhof gesendet und hat dort eine Zeitlang zu thun; oder: Sie ist über Land gegangen, oder sonst dergleichen; denn der Jarubaneger treibt sich lieber durch allerlei Ausflüchte herum, ehe er sich entschließt von Jemand zu sagen: Er ist krank oder er ist gestorben. Als die Hausgenossen endlich mit Ernst auf Gewißheit drangen, was es mit der Frau wäre, erfuhr man, daß sie schwer krank darnieder lag.

Eine gute That, auf die man sich einmal eingelassen, zieht leicht die andere nach sich. Der Missionar entschloß sich, zu dem Kinde auch die kranke Mutter loszukaufen. Ihre Krankheit ließ ihren Werth nach der Schätzung ihres Herrn um eben so viel sinken, als er in den Augen der christlichen Liebe stieg. So wurde man über sie leicht Handels einig. Aber mit Gottes Hilfe ist sie unter den Händen ihrer Pfleger wieder genesen und steht seitdem in Diensten der christlichen Anstalt, welcher sie die höchsten Güter des Lebens: Freiheit, Gesundheit, ihr liebes Kind und das Evangelium verdankt.

Die letzten Nachrichten, welche uns über Oguyomi zugegangen, sind aus dem Jahre 1858. Sie wird jetzt zu einer achtzehnjährigen Jungfrau erwachsen sein, und wir zweifeln nicht, es ist an ihr geschehen, was von Kindheit her ihr Lieblingsgebetlein war:

Oluwa nitori Jesu Christi, fi Emi Mimo re fun mi, d. h.: O Herr, um Jesu Christi willen, gib mir Deinen heiligen Geist.

Sonntagschule.

Die Mäßigkeitssache in der Sonntagschule.

(Von Prof. A. Hülster.)

Daß die Mäßigkeitssache in der Sonntagschule eine Stelle finden sollte, ist selbstverständlich; denn Mäßigkeit ist eine christliche Tugend und ohne dieselbe das Mannesalter in Christo nicht denkbar, und daher hat man derselben daselbst ebensowohl Aufmerksamkeit zu schenken und ihr Pflege angedeihen zu lassen, wie andern hervorragenden christlichen Tugenden. Man braucht auch nicht Bange zu haben, daß man Christum dabei nicht zum Vorbild nehmen könne, da es ja gerade das charakteristische in Christo ist, daß er eine in schönstem Ebenmaß der Kräfte und Tugenden dastehende Persönlichkeit

war und all sein Thun den Stempel der Gemessenheit an sich trug. Der Heiland, welcher am Kreuz den betäubenden Trank von sich abwies, weil er im Besitz voller Geistesklarheit in's Todesdunkel hinabsteigen wollte, hat gewiß auch während seines Erdenlebens sich nie dem benebelnden Einfluß starker Getränke ausgesetzt, sondern auch in dieser Beziehung ein Musterleben geführt.

Wie soll man aber das Interesse der Kinder und Schüler in der Mäßigkeitssache rege erhalten? Gewiß nicht dadurch, daß man ganz und gar von derselben schweigt. Bekanntlich hat man wenig Interesse an dem, womit man sich wenig oder gar nicht beschäftigt. Einem psychologischen Gesetz zufolge leben wir in der leiblichen oder geistigen Umgebung um uns her, wir sind zu Hause in der Atmosphäre, die uns umgibt; nicht dasjenige hat Einfluß auf unsere Denk- und Lebensweise, was ganz jenseits unseres Horizontes liegt, sondern was in den Kreis unseres Gedankengangs und in den Kreis unseres täglichen Lebens einschlägt, und uns ständig berührt. Eine Ursache der starken Familienliebe ist sicher auch das beständige Zusammenleben, wobei man sich gegenseitig völlig kennen lernt und die verschiedenen Personelemente gleichsam in einen hin- und herwebenden Austausch eingehen. Ebenso ist es auch hier. Sollen alle Glieder der Sonntagschule in der Mäßigkeitsfrage interessirt sein, und von den Grundsätzen der Mäßigkeit so durchdrungen werden, daß dieselben einen gestaltenden Einfluß auf's Leben ausüben, nicht umhin können, so muß diese Frage immer wieder den Gegenstand der Unterhaltung bilden, und auf anregende Weise mit denselben in Berührung gebracht werden.

Es könnte der Sache wohl nicht jeden Sonntag besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, und doch könnte man selbst in den regelmäßigen Zusammenkünften hin und wieder ohne viel Zeitverlust ein Kraftwort für sie einlegen. Es werden doch oft für mancherlei Verhältnisse Fürbitten zum Gnadenthron emporgesandt, warum sollte denn nicht der Superintendent oder ein von ihm Angestellter hin und wieder der besagten Sache in seinem Gebet auf's inbrünstigste gedenken können. Auch wird es dem Superintendenten nicht schwer fallen, oft zeitgemäße Bemerkungen zu machen, darauf bezügliche stattgefundene Begebenheiten zu erzählen, durch interessante Beispiele zur Nachahmung anzuspornen oder vor ähnlichem Unglück abzuschrecken, und durch Hinweisung auf biblische Erzählungen, Thatsachen und Lehren die religiöse Weihe über das Ganze auszubreiten und das religiöse Vorbild in die Höhe zu halten. Die Bibel bietet auch in dieser Beziehung des Unterhaltenden, Belehrenden und Vorbildlichen nicht wenig, und die Geschichte und tägliche Erfahrung ist eine unerschöpfliche Quelle, aus der immer wieder neue, interessante und Gutes wirkende Mittheilungen geschöpft werden können. Als ein zur besonderen Förderung in der Sache dienendes Mittel wird sich aber eine zu solchem Zweck eigens bestimmte und zu einer festgesetzten Zeit regelmäßig wiederkehrende Versammlung erweisen, vorausgesetzt natürlich, daß dieselbe in gehöriger und entsprechender Weise geleitet wird.

Die ganze Sache ist der ungetheilten Aufmerksamkeit und der energischen Inangriffnahme aller S.Schulfreunde auf's dringendste zu empfehlen. Freilich sollten die Kinder einer jeden christlichen Familie wie in den Grundsätzen der christlichen Religion überhaupt, so auch insbesondere in den Grundsätzen der Mäßigkeit erzogen werden; allein es geschieht dieses leider in vielen Fällen nicht, und dann sind ja auch die Sonntagschüler nicht alle Kinder bekenntnißmäßig christlicher Eltern. Die Sonntagschule hat die Aufgabe, die elterliche Erziehung zu vervollkommnen und die Kinder zu wahren Christen heranzubilden; sie kann daher auch in dieser Frage bestimmend auf die Lebensgestaltung der Schüler einwirken, und weil sie es kann, soll sie es auch. Die Zukunftsgestaltung unseres Volkes hinsichtlich der Mäßigkeitsfrage hängt in hohem Grade davon ab, wie die Sonntagschule ihre Aufgabe lösen wird, und es ruht daher eine große Verantwortlichkeit auf den Beamten und Lehrern der Sonntagschulen unseres Landes. Sehen wir dazu, daß wir es an unserem Theile nicht

fehlen lassen, denn auch in diesem Punkte wird der Herr strenge Rechenschaft von uns fordern, doch sollte nicht dieser Gedanke uns zur Thätigkeit anspornen, sondern der Gedanke, daß wir durch unsere Arbeit mithelfen an der Beförderung des Reiches Christi und Theil haben an seiner Verherrlichung.

Naperville, den 22. Nov., 1872.

Etwas über den Unterricht in der Sonntagschule.

(Von G. Versteeher.)

Um diesen Gegenstand in der richtigen Weise beleuchten zu können, muß natürlich vorerst der Zweck der Sonntagschule ins Auge gefaßt werden, damit wir eine solide Grundlage haben, auf welcher weiter gebaut werden kann. Dieser ist nun anerkanntermaßen die religiöse Erziehung der Jugend, die Rettung der Seele des Kindes, die sich zwar allerdings nicht allein auf die Sonntagschule beschränken, sondern im elterlichen Hause schon beginnen soll. Und selbst die Existenz der Sonntagschule bestimmt dieses schon, wie auch der Zweck, warum die Sonntagschule überhaupt ins Leben gerufen wurde, darauf hinweist.

Diese Aufgabe der Sonntagschule, das Kind in der christlichen Religion zu unterrichten und zu belehren, scheint in diesem Lande ganz besonders von wichtiger Bedeutung zu sein, weil die Kinder in den öffentlichen Schulen hier meistens gar keinen, immerhin aber doch nur einen sehr nothdürftigen Religionsunterricht erhalten und dadurch gerade das wichtigste Lebensprinzip entbehren müssen. Und somit mangelt den Kindern ohne den Religionsunterricht in der Sonntagschule in einem gewissen Sinne gerade das, was die Grundlage des zeitlichen und ewigen Glücks des Menschen bildet.

In dieser Auffassung wäre demnach der Unterricht im Lesen und drgl. so viel wie möglich zu vermeiden und sollte nur in soweit stattfinden, als er mit dem wesentlichen Bestandtheil des Unterrichts in der Religion in Verbindung steht. Doch mögen auch hier die verschiedenen Verhältnisse der Umstände die Sache in mancher Hinsicht ändern; in allen Fällen sollte derselbe jedoch nur eine untergeordnete Stelle einnehmen.

Aus den oben angeführten Erörterungen geht hervor, daß in der Sonntagschule alle Klassen in der christlichen Religion unterrichtet werden sollen und nicht, wie dies in sehr vielen Schulen noch der Fall ist, die Kleinsten davon ausgeschlossen werden. Denn was kann es Besseres geben, als diese kleinen Lämmer Jesu in ihrer zarten Jugend mit dem großen Kinderfreund bekannt zu machen und sie ihm zuzuführen, der ihnen zuruft: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." Doch hat dieser Unterricht ihrem Fassungsvermögen angemessen zu sein, und wenn der Anschauungsunterricht mit in Verbindung gesetzt wird, so kann bei ihnen am meisten bezweckt werden. Dieses lehrt uns unser Heiland, der große Lehrmeister, schon, wenn er seine köstlichen Lehren in Bilder und Gleichnisse einkleidete. Ferner sollte bei den Kleinen die Art und Weise des Unterrichts wohl beachtet werden, und sie sollte nicht in der Frage- sondern vielmehr in der Erzählform bestehen: doch nicht so, wie ich schon bei manchen Lehrern gesehen habe, die ihren kleinen Schülern den Gegenstand des Unterrichts vom Anfang bis zum Ende mit einer gelehrten Miene salbungsvoll vortrugen, ohne irgend welche Frage während der ganzen Dauer an sie zu richten. Dies ist dem von Natur aus heiterem Gemüthe der Kinder nicht entsprechend, und es kann der Lehrer dadurch den gewünschten Erfolg nicht erzielen; er sollte ihnen vielmehr in einem heiteren, doch mit Ernst und Liebe gepaarten, in einer natürlichen erzählenden Weise den Gegenstand des Unterrichts vor's Gemüth führen. Doch hiezu ist schon eine natürliche Anlage, allgemeine Liebe zu den Kindern überhaupt und große Weisheit und Geschicklichkeit erforderlich, und darum ist auch nicht jeder beliebige Lehrer tauglich, eine Kleinkinder-Klasse zu führen. Deßhalb mögen solche Lehrer, wie auch alle andern, wohl zum Herrn flehen: Rüste uns aus mit deinem Geist, erfülle unser Herz mit dei-

ner Liebe und verleihe uns Weisheit und Verstand.

Bei älteren Schülern nun, die in ihrer geistigen Entwicklung schon weiter vorangeschritten sind, hat sich natürlich die Art und Weise des Unterrichts wieder zu ändern. Und obwohl aber bei ihnen nicht mehr, wie bei den Kleinen, so viel Nachdruck auf den Anschauungsunterricht zu legen ist, so sollte doch das Gebiet desselben nicht gänzlich verlassen werden. Sobald sie auf einer höheren Entwicklungsstufe angelangt sind, sollte das Denkvermögen bei ihnen angeregt und sie zum eigenen Forschen veranlaßt werden. Um dieses bewirken zu können, ist ein gründliches Studium der Lektion von Seiten des Lehrers erforderlich, der sich nicht allein nur speciell mit dem biblischen Inhalt der Lektion, sondern auch mit dem etwaigen geschichtlichen Zusammenhang, wie dieser in vielen Lektionen vorkommt, bekannt zu machen hat. Und hiezu gibt ihm das Evang. Magazin, sowie auch der Kinderfreund einen vortrefflichen Leitfaden in die Hand, so daß der Lehrer, wenn er nur einigen Fleiß anwendet und das ernstliche Gebet nicht versäumt, gut vorbereitet bei seiner Klasse erscheinen kann.

Zu einer solchen Vorbereitung des Lehrers ist es aber nöthig, daß mit den Sonntagschul-Lektionen eine bestimmte Reihenfolge eingehalten wird, damit er jederzeit weiß, welche Lektion nächsten Sonntag vorkommt, wozu wiederum die schon erwähnten Sonntagschul-Schriften benützt werden können. In manchen Sonntagschulen ist es jedoch leider noch der Fall, daß der Superintendent nach Eröffnung der Schule eine beliebige Lektion für den Unterricht der Kinder wählt. Dies ist ein Übelstand, der nicht schnell genug abgeschafft werden kann, indem auf solche Weise von einer Vorbereitung lediglich keine Rede sein kann, und in Folge dessen die Lehrer oftmals kaum im Stande sind, den Inhalt der Lektion den Kindern deutlich zu machen. Dadurch wird der Unterricht langweilig, die kostbare Zeit wird mit nutzlosen Phrasen vergeudet, und der Lehrer sowohl als die Schüler können kaum den Zeitpunkt erwarten, wo die Schule beschlossen wird.

Zum Zweck der Vorbereitung für die Lehrer ist an vielen Orten eine Bibelstunde eingeführt, und wo solches noch nicht geschehen ist, sollte, wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, ein Anfang damit gemacht werden. In diesen Bibelstunden wird die Lektion für den nächsten Sonntag besprochen und die Ansichten gegenseitig ausgetauscht. Durch solche Vorbereitungsstunden wird, wie leicht einzusehen ist, viel Gutes bewirkt.

Doch nicht allein in dieser Hinsicht ist ein geregeltes Vornehmen der Lektionen anzurathen, sondern auch darum, weil es den Kindern dadurch möglich gemacht wird, einen systematischen Plan von den Offenbarungen Gottes und dem Erlösungswerk zu erhalten und ihnen somit das Brod des Lebens nicht nur brockenweise vorgelegt wird.

Durch diese bisher angeführten Bemerkungen wird aber immerhin eine Sonntagschule noch nicht zu dem Standpunkt erhoben, daß sie ihren Auforderungen genügend entspricht und zu einem reichen Segen für das Werk Gottes wird, wenn der Geist der Liebe nicht in ihr herrschend ist. Der Superindent sowohl als das Lehrpersonal muß erfüllt und durchdrungen sein von der Liebe Jesu Christi. Denn was würde es sie nützen, wenn sie auch mit Menschen- und mit Engelzungen zu reden im Stande wären und hätten der Liebe nicht, so wären sie ein tönend Erz oder eine klingende Schelle u. s. w. Fühlen aber die Kinder, daß sowohl der Superintendent als auch die Lehrer aus Liebe zum Herrn und zu ihnen sich der vielen Mühe und Arbeit unterziehen, so kann es nicht verfehlen, daß die Worte der Lehre und Ermahnung einen tiefen Eindruck auf ihr Herz ausüben und Früchte tragen zum ewigen Leben. Und ist dieses der Fall, so wird der Herr das Pflanzen und Begießen mit seinem Segen krönen — und „an Gottes Segen ist alles gelegen."

Jeder Sonntagschullehrer sollte allezeit im Gedächtniß halten, daß er an köstlichen Pflanzen arbeitet, welche entweder Gift- oder heilsame Pflanzen der Gesellschaft, und entweder Erben des Himmels oder der Hölle werden.

Die Weltliebe.

Von J. Jauch.

Nach deren verschiedenen Seiten hin durch Illustrationen erläutert, als Beispiel zur illustrirenden Lehrmethode.

II.

4) Ein untrügliches Kennzeichen von Besitzthumsliebe ist die große Unzufriedenheit mancher Menschen mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen, auch selbst dann, wenn gerechte Ursache zu solchen Unzufriedenheiten vorhanden zu sein scheint. Zu murren wider sein Schicksal heißt zu murren wider die göttliche Vorsehung, die uns in unseren Stand gesetzt hat, wenn anders wir nicht gar selbst Schuld daran sind. Unzufriedenheit erzeugt Lüsternheit, und aus dieser geht wiederum Neid und Mißgunst hervor, wovon im vorigen Satze die Rede war. Als die Kinder Israels wider Gott murrten über die Beschwerden auf der Reise, was lag ihnen näher, als Lüsternheit nach den Fleischtöpfen Egyptens. Und wer kann lüstern sein, ohne ein Gebot Gottes zu übertreten und dem Allmächtigen ebenso mißfällig zu sein, als Derjenige, der die zeitlichen Güter in Fülle besitzt und darüber seinen Schöpfer vergißt, und er liebt die Welt nicht minder.

Die Unzufriedenen sind gleich den Kindern, die von einem hohen Hügel aus, den Gipfel eines andern erspähen, und wähnen, wenn sie dort stünden, so könnten sie mit den Fingern an die Wolken reichen. Haben sie aber denselben erreicht, so sind sie eben noch so weit von den Wolken, als zuvor. Wer in seiner gegenwärtigen Lage unzufrieden ist und meint, ein bessere Lage würde ihn glücklich machen, der findet bald, wenn auch sein Wunsch erfüllt wird, daß er der wahren Zufriedenheit noch so sehr ermangelt, als zuvor.

Einem gewissen Mann von dürftigen Umständen, aber dabei mit einer zahlreichen Familie wurde eines Tages von einem gewissen Freund erzählt, daß er eine ansehnliche Summe in der Lotterie gewonnen habe. Mürrisch antwortete er: „Gott schickt eben Andern das Brod und mir die Kinder." Nun trug es sich aber zu, daß Gott, dessen allweise Vorsehung er also zu kritisiren wagte, ihm den längst gewünschten Reichthum zukommen ließ. Aber eine Bürde wurde ihm abgenommen. Er sah, wie eines nach dem andern seiner Kinder erkrankte und starb. Als endlich sein letztes Kind, eine liebevolle Tochter, ihm durch den Tod entrissen wurde, da wurde er tief ergriffen, und erinnerte sich schmerzlich an sein ehemaliges Murren, und seine Unzufriedenhit.

Wenn aber im Gegentheil uns die Welt gekreuzigt ist, und wir der Welt, so werden wir mit unserem Loos zufrieden sein und es mit dem Dichter halten wenn er sagt:

„Welche Gott Kinder heißt
Werden hier schlecht gespeist,
Weil er in jener Welt
Ihnen ihr Theil bestellt.
Meine Zufriedenheit."

Hier ein Beispiel: Ein interessantes Gespräch fand einmal statt zwischen Dr. Taulerus und einem Bettler am Weg. „Guten Morgen, armer Mann!" redete Ersterer den Letzteren an. „Ich habe noch nie einen schlechten Morgen gehabt," antwortete der Bettlerr „Nicht!" sagte der Doktor. „Du bist ein elender, armer Mann, beinahe nakend, ohne Freunde oder irgend Jemand, der dir aus der Noth hilft. Wie kann es denn wahr sein, daß du noch keinen schlechten Morgen gehabt habest?" „Ich will es Ihnen sagen," antwortete der Bettler: „Ob krank oder gesund, sei das Wetter kalt oder warm, bin ich nakend oder gekleidet, reich oder arm, so preise ich Gott dafür." „Aber mein Freund," wendete der Doktor ein, „wenn dich Christus zur Hölle verstoßen sollte." „Nun so müßte ich mir es gefallen lassen," war die Antwort. „Aber ich habe zwei Arme; den Arm des Glaubens und den Arm der Liebe, mit welchen ich ihn so fest umklammern würde, daß er mit mir müßte. So bin ich das versichert, daß wenn er bei mir wäre, so müßte mir die Hölle selbst zum Himmel werden." Aber ferner:

5) Der liebt gewiß die Welt über Gebühr, den die verschiedenen Ansprüche der Wohlthätigkeitszwecke unangenehm berühren, und von welchen er durch allerlei nichtssagende Vorwände verschont zu bleiben sucht. Es gibt derjenigen Christenbe-

kenner nicht wenige, die so lange die Religion Jesu hoch preisen, als sie dieselbe nichts kostet und nicht bis in die Börse hinab reicht. Letztere, und das Herz, scheinen von einem Stück zu sein. Wird die Börse angetastet, so blutet das Herz. Wie würde der Leser einen solchen Charakter bezeichnen? Einen Geizhals. Ja aber er will es durchaus nicht sein. Ein geiziger ist nach seiner Ansicht ganz ein anderer Mensch.

Gotthold's Söhne kauften sich einmal eine Sparbüchse zusammen, um sich die kleinen Geldsummen, die sie gelegentlich erhielten, darin aufzubewahren. Sie fanden gar bald aus, daß, wie leicht auch die Pfennige hineinfielen, es doch sehr schwierig sei, sie wieder herauszubringen, worauf ihr Vater folgende Anwendung davon machte: „Wie mit der Sparbüchse so verhält es sich mit den Herzen im Allgemeinen. Das Nehmen geht ihnen ganz leicht, aber das Herausgeben überaus schwer, insbesondere für das Werk Gottes und für die Armen. O! wie lange muß man da schütteln und wie viele Kunstgriffe anwenden, um von einem verschrumpften Menschen, — oft Christenbekenner — einen Pfennig herauszubringen für heilige Zwecke * * * * Und wenn der Tod endlich kommt und zerbricht die Sparbüchse in Stücke und er sein Bisthum einem anderen lassen muß, da thut er es nur ungern und mit Widerstreben. Ich glaube gar, wenn es nicht zu lächerlich und nutzlos wäre, so würde es Mancher machen, wie einmal ein Geiziger es machte, bei seinem letzten Willen sich selbst zum Erben einsetzen. Wie furchtbar thöricht sein Geld aufzubewahren und den Himmel zu verlieren!"

6) Aber noch eines der am grellsten hervorleuchtenden Kennzeichen von Weltliebe ist Stolz und Hoffart. Dieses Ungeheuer möchte nicht minder als das vorhergenannte die Menschheit sammt und sonders verzehren, und wer nur ein wenig auf der Sternwarte steht und um sich schaut, der wird gar bald gewahr werden, wie die Weltliebe auch in dieser Form, gleichwie ein Krebsschaden in der Kirche um sich frißt und Alles zu verheeren droht.

Es kann zwar das menschliche Herz von Hochmuth bis zum Ueberlaufen voll sein, ohne sich in unnöthigen Zierrath und Verschwendungssucht zu verlieren, nie aber wird Letzteres vorhanden sein können ohne von jenem regiert zu werden. Eine gewisse Dame — Repräsentantin von einer Legion ihres Geschlechts — war wohl anderer Meinung. Sie fragte nämlich einmal ihren Prediger, ob man nicht Kleiderzierrath und Juwelen tragen könne, ohne stolz zu sein. Der Prediger erwiederte: „Wenn sie den Schwanz des Fuchses aus der Höhle hervorstehen sehen, so seien Sie dessen versichert, der Fuchs ist drinnen."

Schließlich sei noch bemerkt, daß der bloße Besitz von irdischen Gütern noch kein Beweis ist, von Besitzthumsliebe, wie aus vielen Exempeln als z. B. Abraham, Hiob und anderen mehr erhellt, so lange man sein Herz nicht daran hängt; kann aber leicht zum Fallstrick des Verderbens werden. Der Herr erlöse uns von allem Uebel. Amen.

Etwas über den Gebrauch der „Allgemeinen Sonntagschul-Lectionen."

Die Einführung der allgemeinen Sonntagschullectionen ist jedenfalls einer der segensreichsten Fortschritte in der Sonntagschulsache. Es gibt den verschiedenen S. S. Blättern nicht nur Gelegenheit für eine jede Schule nützliche Erklärungen und Anweisungen zu geben, sondern bringt auch in einer geordneten, systematischen Reihenfolge den Schülern nach und nach die ganze heilige Geschichte vor das Gemüth. Fast die ganze evangelische Kirche der Ver. Staaten und Englands betheiligt sich an diesem Plan, und überall werden Hülfsquellen zur Förderung des Studiums der Lectionen geschaffen. Auch unsere Kirche hat dafür gesorgt, daß allen Wißbegierigen Gelegenheit gegeben werde, alles zu lernen was einem Sonntagschullehrer zur Erklärung der Lection nothwendig ist, und wer sich dieser Mittel nicht bedient, muß sich selbst die Schuld beimessen.

Bei den Erklärungen im Magazin ist es darauf abgesehen, den historischen und praktischen Sinn des Schrifttextes klar und faßlich darzustellen. Für mehr spe-

culative, wissenschaftliche Erörterungen ist beides der Raum zu beschränkt und der Platz nicht geeignet. Ein Sonntagschullehrer soll kein Professor der Theologie, sondern ein Lehrer der Anfangsgründe der christlichen Religion für Kinder sein. Es sollte aber ein Jeder, welcher an der Sonntagschule betheiligt ist, das Magazin halten, um sich der Erklärungen bei Lehrerversammlungen und beim Unterricht bedienen zu können.

Die „Andeutungen" am Schlusse einer jeden Lection sollen nur die Hauptpunkte nach der Reihenfolge hervorheben, um dem Lehrer das System des Ganzen zu veranschaulichen.

Im „Kinderfreund" wird nun der Text gegeben, sammt dem Grundgedanken des Ganzen, und dabei übersichtliche, praktische Anmerkungen über die verschiedenen Haupttheile der Lection. Dieselben sind mehr dazu bestimmt den Lehrer daran zu erinnern und die Reihenfolge zu bestimmen, als zu erklären. Daran können dann, je nach Fähigkeit des Lehrers und der Fassungskraft der Schüler, praktische Nutzanwendungen, Beispiele ꝛc. geknüpft werden. Die Fragen sind ebenfalls nur zum Leitfaden bestimmt. Man wird auf einmal einsehen, daß es uns hier nicht möglich ist, die Fragen so zu stellen, wie es einer jeden Klasse, und unter diesen wieder einem jeden Schüler am nützlichsten ist. Ein guter Lehrer wird deßhalb beim fragen über die Lection stets das Fassungsvermögen und das geistige und geistliche Bedürfniß seiner Schüler im Augenmerk haben, und je nachdem seine Fragen stellen. Es ist besondere Vorsicht hier zu gebrauchen, daß, wenn uns Alles so mundgerecht gemacht wird, wir nicht in einen Formalismus gerathen, und die Lectionen und Fragen nur abhaspeln, und somit das rechte Interesse und dadurch auch der rechte Nutzen verloren geht. Deßhalb sollte ein jeder Lehrer, je nach Bedürfniß, auch hier die Fragen vermehren, oder schwerer oder leichter stellen, um aus der Lection für seine Klasse den möglichst größten Nutzen herauszubringen.

Wenn das Herz traurig ist, so hilft keine äußerliche Freude.

Allgemeine Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Erstes Quartal.

1.	Die Schöpfung	1 Mose	1, 1. 26—31.
2.	In Eden	"	2, 15—25.
3.	Der Sündenfall und die Verheißung	"	3, 1—8; 15.
4.	Kain und Abel	"	4, 3—10.
5.	Noa und die Arche	"	6, 13—18.
6.	Der Bogen in den Wolken	"	9, 8—17.
7.	Verwirrung der Sprachen	"	11, 1—9.
8.	Der Bund des Herrn mit Abraham	"	15, 1—7.
9.	Die Flucht aus Sodom	"	19, 15—26.
10.	Abrahams Glaubensprüfung	"	22, 7—14.
11.	Jakob und Esau	"	27, 30—40.
12.	Jakob zu Bethel	"	28, 10—22.

Zweites Quartal.

1.	Das Kind Jesus	Matth.	2, 1—10.
2.	Flucht nach Egypten	"	2, 13—23.
3.	Die Taufe Christi	"	3, 13—17.
4.	Die Versuchung Christi	"	4, 1—11.
5.	Christi Amt	"	4, 17—25.
6.	Die Seligpreisungen	"	5, 1—12.
7.	Christus lehrt beten	"	6, 5—15.
8.	Verschiedenes Fundament	"	7, 21—29.
9.	Kraft die Sünden zu vergeben	"	9, 1—8.
10.	Der zwölf Jünger Berufung	"	10, 1—15.
11.	Jesus und Johannes	"	11, 1—11.
12.	Die freundliche Einladung	"	11, 25—30.

Drittes Quartal.

1.	Das Gleichniß vom Säemann	Matth.	13, 18—23.
2.	Der Gang auf dem Meer	"	14, 22—33.
3.	Des Kreuzes Vorherkündigung	"	16, 21—28.
4.	Verklärung Christi	"	17, 1—8.
5.	Jesus und die Kleinen	"	19, 13—22.
6.	Hosianna dem Sohne Davids	"	21, 8—16.
7.	Einsetzung des Abendmahls	"	26, 26—30.
8.	Jesus in Gethsemane	"	26, 36—46.
9.	Vor dem Hohenpriester	"	26, 59—68.
10.	Vor dem Landpfleger	"	27, 11—26.
11.	Christi Kreuzigung	"	27, 45—54.
12.	Christi Auferstehung	"	28, 1—8.

Viertes Quartal.

1.	Israel. Der Neue Name	1 Mose	32, 24—30.
2.	Joseph's Träume	"	37, 3—11.
3.	Joseph wird verkauft	"	37, 23—28.
4.	Der Herr ist mit Joseph,	1 Mose	39, 1—6; 20—23.
5.	Joseph wird erhöhet	"	41, 37—49.
6.	Der Bericht der Söhne Jakobs über Egypten	"	42, 29—38
7.	Joseph gibt sich zu erkennen	"	45, 1—8.
8.	Joseph läßt seinen Vater kommen	"	45, 19—28.
9.	Jakob in Egypten,	1 Mose	46, 1—4. 29—23.
10.	Joseph und Pharao	"	47, 5—10.
11.	Prophetischer Segen,	1 Mose	48, 15. 16; 49, 8—10.
12.	Josephs letzte Tage	"	50, 15—26.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 5. Januar.

Die Schöpfung. — 1. Mose 1, 1. 26—31.

Uebersichtliche Darstellung. — Damit der Mensch Gott, so viel als zu seiner Bestimmung nothwendig ist, erkennen lerne, hat sich Gott demselben geoffenbaret, und zwar hauptsächlich in seinem Worte, indem in demselben der Herr uns nach allen seinen großen Eigenschaften entgegentritt. Er hat sich uns in demselben im Anfang als der große Schöpfer aller Dinge geoffenbaret, auf daß wir seine allmächtige Kraft erkennen sollen. Dann tritt er uns in seiner Allweisheit und Allwissenheit als der Lenker, Erhalter und Regierer alles Geschaffenen, und besonders der Menschheit entgegen. Nachher hat er sich den traurigen Verhältnissen, welche die Sünde in die menschliche Familie eingeführt hat, anbequemt, und erscheint uns in seiner großen Gnade und unergründlichen Liebe als Erlöser der gefallenen Menschheit. Zuletzt wird er in seinem Worte uns nach seiner strengen Gerechtigkeit als der Richter des ganzen menschlichen Geschlechts geschildert. Nach den Geboten und nach der Offenbarung, welche er den Menschen gegeben hat wird er dann einen jeglichen richten. In der vorliegenden Lection, als der ersten in diesem Jahre, haben wir die Schöpfung zu betrachten, in welcher der Mensch den Mittelpunkt bildet. Alles andere ist um des Menschen willen geschaffen. Der mächtige Bau des Weltalls, die strahlenden Himmelskörper stehen vollendet da; die Erde blüht in paradiesischer Wunderpracht und die Thiere erfreuen sich in dem neugeschaffenen Reich, da schuf Gott den Menschen, und setzt ihn zum König über die Schöpfung. Daran sehen wir die erhabene Bestimmung, den hohen Werth des Menschen in den Augen Gottes, aber auch dessen wichtige Stellung und große Verantwortlichkeit. Er sollte nicht nur Gottes Ebenbild sein, sondern Gott sollte auch sein großes Vorbild sein, nach dessen Offenbarung und Willen er sich ausschließlich richten sollte.

Texterklärungen.—V. 1. Im Anfang. Dieser Anfang war da und dann, da es Gott in seiner Allweisheit für gut und zeitgemäß hielt, die Schöpfung zu vollziehen. Es war der Anfang der Zeit, als die Dinge ins Dasein gerufen wurden, welche nach der Zeit gemessen werden. Der Ausdruck hat nur Bezug auf das Geschaffene und nicht auf den Schöpfer, denn bei Gott ist keine Veränderung, noch Zeitwechsel. Fragen wir aber, warum Gott die Welt nicht früher geschaffen habe, so wird uns darauf wohl keine andere Antwort werden als die, daß die ewige Weisheit dies am Besten wußte. Im Anfang schuf Gott.—Es war also nicht die Wiederherstellung, oder Zusammenstellung einer Schöpfung aus vorhandenen Stoffen, sondern ein Erschaffen aus Nichts, aus dem göttlichen Willen, durch sein Wort. In diesem ersten Verse der Bibel liegt auch zugleich die Bestätigung des ersten Artikels des christlichen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." Weil er der Schöpfer aller Dinge ist, so liegt darin schon die Voraussetzung, daß alle Geschöpfe von ihm abhängig und ihm zu dienen und Gehorsam zu leisten schuldig sind.

V. 26. 27.—Lasset uns Menschen machen.—Die Schöpfung erreichte ihren Gipfelpunkt in der Erschaffung des Menschen. Bei der Schöpfung der andern Dinge spricht Gott blos: „Es werde!" und es ward. Hier jedoch geht er ganz anders zu Werke. „Lasset uns" spricht er. Die herrliche Wohnung für den zu schaffenden Bewohner derselben war nun mit allen Bequemlichkeiten und Schönheiten ausgestattet. Nun war der Moment der Schöpfung dieses Erdbewohners gekommen. Nun spricht der Herr gleichsam berathend, während bei den vorhergehenden Dingen nur sein Machtwort gebraucht wurde. Und mit wem berieth sich denn der Herr, daß er in der Mehrzahl sprach? Etwa mit den Engeln, wie Einige meinen? Oder war dieses Wort eine bloße Selbstaufforderung? Nein. Das Wort zeigt blos, daß hier Gott als Dreieinigkeit, als Vater, Sohn und Geist wirkte, und als Dreieinigkeit bei der Menschenschöpfung bethätigt war. Bei dem ganzen Act der Menschenschöpfung tritt mehr die göttliche Sympathie, so zu sagen, das Liebesgefühl zu dem Werk, als seine Macht hervor. Er war im Begriffe sein menschliches Ebenbild ins Dasein zu rufen, und es ist seine Lust zu wohnen bei Menschenkindern.—Ein Bild, das uns gleich sei.—Der Mensch sollte also ein gott ähnliches Wesen werden. Worin bestand diese Gottähnlichkeit? 1) Dasselbe ist hauptsächlich nach dem inneren Menschen, denn die Seele des Menschen ist ein Geist, unsichtbar, thätig, frei unsterblich und vor dem Fall mit göttlicher Weisheit erfüllt. 2) In den geistigen Eigenschaften, als da sind: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit ꝛc. 3) Indem ihm die Herrschaft über die ganze Erde übertragen, und er so zu sagen zum Statthalter Gottes auf Erden eingesetzt war. Also nach seinem Geiste, nach seinen moralischen Eigenschaften und nach seiner Stellung war der Mensch Gottes Ebenbild.

V. 28—30.—Und Gott segnete sie.—Nachdem der Herr den Menschen ins Dasein gerufen hatte, theilt er ihm sogleich seinen besonderen Segen mit, gleich wie ein liebevoller Vater in seiner Freude sein neugebornes Kind segnet. Auch Gott hatte Freude an dem Werk seiner Hände und besonders an seinem Ebenbild; doch war dieses keine leidenschaftliche Freude, sondern floß aus inniger reiner Liebe zu dem Menschen. — Und herrschet. Hiemit will der Herr dem Menschen nicht blos die Herrschaft über alles Geschaffene übertragen, sondern ihm zugleich auch, als seinem Statthalter, auf Erden seinen Beruf zeigen und wie er denselben zu erfüllen habe. —Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut ꝛc. Hiemit übergibt nun Gott dem Menschen die Erzeugnisse der Natur und die Creatur zu seinem Dienste und zu seiner Speise, daß er sie nach seinen Bedürfnissen gebrauchen und nicht mißbrauchen solle.

V. 31. — Es war sehr gut. — Zum siebenten Male hieß es jetzt nicht blos gut, sondern sehr gut. Das Meisterwerk der Schöpfung, der Mensch, war jetzt geschaffen, und somit der Schlußstein dem Ganzen eingefügt. Das ganze Schöpfungswerk bot jetzt eine allgemeine Uebersicht, und hing nun in der ganzen Kette in makelloser Fügung ein Glied in dem andern.

Andeutungen.—1. Gott als Schöpfer.
2. Die allgemeine Schöpfung—Himmel und Erde.
3. Der Mensch, als Krone des Ganzen.
4. Das göttliche Ebenbild im Menschen.

Sonntag den 12. Januar.

In Eden.—1. Mose 2, 15—25.

Uebersichtliche Darstellung. — In der vorliegenden Lection sehen wir, wie Gott der Herr den Menschen zum Herrn des Paradieses einsetzt und ihm ein Gebot gibt, um daran seinen freien Willen zu prüfen. Das physische, geistige und ewige Leben lag blühend und glückverheißend vor dem Menschen. Nun stellete der Herr auf die Uebertretung seines Gebotes die Todesstrafe. Dann folgt die Benennung aller Thiere mit einem besonderen Namen. Dann wurde für den Menschen eine Gehülfin, Gesellschafterin — sein anderes Ich — das Weib geschaffen. Da der Mensch sahe, daß bei allen Thieren die Geschlechter gesondert seien, und bei einer jeden Art sich Männlein und Weiblein gesellschaftlich gegenüber standen, mochte in Adam der Wunsch rege werden, auch also mit einer Gehülfin bedacht zu werden. Diesem Verlangen kam dann der Herr durch die Erschaffung des Weibes entgegen.

Texterklärungen.—V. 15.—Bauete und bewahrete. — Gott der Herr setzte den Menschen in den Garten, aber nicht wie er den Fisch ins Wasser setzte blos, um zu spielen, sondern um zu arbeiten. Er sollte den Garten bauen und bewahren. Nicht zum Müßiggang, sondern zum nützlichen Schaffen war er da. Dieses legte ihm auch sogleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit auf. Aber damals war das Arbeiten für den Menschen nicht des Lebens Fluch, sondern des Lebens Lust.

V. 16. 17.—Du sollst essen. — Es wurde dem Menschen die Erlaubniß gegeben, von allerlei Bäumen im Garten zu essen. Aus diesem geht auch hervor, daß sich der Mensch damals hauptsächlich von Baumfrüchten nährte. Der Getreidebau wurde erst später eingeführt.—Aber von dem Baum des Erkenntnisses ... sollst du nicht essen. Dieser Baum war ein Baum der Prüfung. Daran knüpfte sich das Gebot. Das Gute ist der Gehorsam mit seinen guten, das Böse der Ungehorsam mit seinen schlimmen Folgen. Wären die ersten Menschen gehorsam geblieben, so würden sie die Folgen des Bösen nie praktisch erkannt haben. „An dem Baume der Erkenntniß Gutes und Böses sollte der Mensch zum Bewußtsein und zur Bethätigung seiner Wahlfreiheit, und zwar nach Gottes Absicht durch Entscheidung für das Gute zur Machtfreiheit, d. i. der vom Guten aus der Gegensätze mächtigen wahren Freiheit gelangen. Er war bestimmt, die der wahlfreien Kreatur nothwendige Selbstentscheidung entweder für oder wider Gott, entweder für das gottgewollte Gute oder das mögliche Böse herbeizuführen, und so ihre Selbstständigkeit zu vollenden. Die Idee eines freien, persönlichen Wesens bringt es mit sich, daß sein Verhältniß zu Gott ein Verhältniß freier Liebe sei.' — Des Todes sterben. — Unter diesem Sterben ist hauptsächlich verstanden, daß der Mensch, sobald er von der verbotenen Frucht esse, das glückliche Liebesleben mit Gott verliere und sich geistlich von ihm trenne und somit des geistlichen Todes sterbe, welcher dann auch den physischen, und endlich den ewigen Tod—ewige Trennung von Gott nach sich ziehe. Zu bemerken ist noch, daß nicht die Frucht an sich selbst den Todeskeim in sich trug, sondern die That des Ungehorsams, die Uebertretung.

V. 18—20. — Es ist nicht gut. — Darunter ist nicht an und für sich selbst etwas Schlimmeres zu verstehen, sondern blos ein „Nichtvollendetsein." Gott hatte vorher erklärt, daß Alles gut sei, und so war es auch, soweit als es vollendet war. Daß der Mensch sei, das war gut, aber dem Alleinsein sollte durch Erschaffung einer Gehülfin abgeholfen werden. — Gehülfin. — Damit wird nicht eine Dienstmagd, oder Sclavin, sondern eine Gesellschafterin, welche an den Freuden, Genüssen und Vorrechten des Lebens mit Adam gleichen Antheil haben sollte, verstanden. Es war sein zweites Ich, sie sollten sich gegenseitig erfreuen, unterstützen und mittheilen. — Sollten sie heißen. — Gott führt dem Adam alle Thiere vor, damit er in deren Benennung seinen Verstand bethätigen möge. Denn die Bezeichnung mit einem Namen war nicht ein Werk bloßer Willkür, sondern sollte deren Natur entsprechen.

V. 21 — 25. — Diese Verse schildern uns die Erschaffung des Weibes und die Stiftung der Ehe.— Und nahm seiner Ribben eine. — Also Substanz von dem Manne, damit Gleichheit der Natur, der Gesinnung und des Gefühls hergestellt werde. Er bildete gewissermaßen eine zweite Hälfte, dem Manne gegenüber, worauf auch unsere Ausdrücke „Ehehälfte, andere Hälfte ꝛc." hindeuten. Dieses ist aber selbstverständlich im socialen und nicht im persönlichen Sinne aufzufassen, denn persönlich bildete jedes für sich ein abgeschlossenes Ganze.—Und brachte sie zu ihm.—Also Gott selbst führte dem Adam das Weib zu und stiftete damit die heilige Ehe. Daraus geht nicht blos hervor, daß die Ehe eine göttliche Stiftung ist, sondern auch, daß der Herr selbst für den Menschen die Gehülfin bestimmt, und dieses nicht ein Werk menschlicher Willkür, sondern göttlicher Fügung sein soll. Der Mensch soll Gott hier nicht vorgreifen und auch die Bestimmte nicht abweisen, die Gott ihm zuführt. Ach wenn hier immer auf die Winke und Führung Gottes gesehen würde, wie viel Unheil würde da verhütet werden. Adam erkannte auch sogleich die Natur und Bedeutung der göttlichen Stiftung und drückt sich in begeisterten, poetischen Worten demgemäß aus. So lebten sie in liebevollem Beisammensein mit dem Kleide der Unschuld züchtig umhüllt.

Andeutungen. — 1. Die göttliche Anweisung und das Verbot.
2. Die Androhung der Strafe.
3. Die Offenbarung des göttlichen Entschlusses zur Erschaffung des Weibes.
4. Die Schöpfung selbst.
5. Die Stiftung der h. Ehe.

—o—

Sonntag den 19. Januar.

Der Fall und die Verheißung.—1. Mose 3, 1—8. 15.

Uebersichtliche Darstellung.—Die Lection schildert uns eine höchst traurige, ja die traurigste aller Begebenheiten, die Quelle alles Elends, und doch wirft auch der Schlußvers wieder einen Strahl freundlichen Verheißungslichtes in diese schwarze Jammernacht. Die Versuchung des Menschen vom Teufel, als Symbol aller nachfolgenden Versuchungen, und der Sündenfall, als die Mutter aller Sünde, werden uns hier geschildert. Der Mensch brauchte, oder besser mißbrauchte, das Recht seiner freien Selbstbestimmung auf eine traurige Weise. Gott hatte ihm alle Kräfte, alle Mittel und alle Gelegen-

heiten zur Entwickelung zur höchsten Stufe der Seligkeit gegeben, aber der Mensch mißbrauchte das und stürzte sich muthwillig ins Verderben. Aber der Herr wollte so das erhabene Werk der Menschenschöpfung nicht zu Grunde gehen lassen, sondern ihm auf eine solche Weise eine Gelegenheit zu seiner Rettung geben, worin sich seine unergründliche Liebe aufs allerherrlichste offenbarte. Dieses zeigte er dem Menschen in dem dunklen Verheißungsschimmer Vers 15.

Texterklärungen.—V. 1. Und die Schlange war listiger. — Daß die Schlange hier nicht blos als eine von Gott geschaffene Kreatur auftritt, ist schon aus Cap. 1, 25 zu ersehen. Dort heißt der Herr alle Thiere gut. Entweder war es der Satan in Schlangengestalt, oder er bediente sich einer Schlange als mittelbares Werkzeug. Als „die alte Schlange" wird ja der Teufel auch Off. Joh. 20, 2 bezeichnet.—Ja sollte Gott gesagt haben.— Hier versucht der Teufel zuerst Zweifel an der göttlichen Zusage zu erregen. Das ist ja allgemein seine Art, denn er weiß, wenn der Mensch einmal den Glauben an Gottes Wort hat fahren lassen, so schwankt er wie ein steuerloses Fahrzeug auf dem wilden Meere dahin. Zum anderen suchte er das göttliche Gebot zu entstellen und Unzufriedenheit und Mißtrauen zu erregen. „Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen" sagte er, während doch dem Menschen nur von einem Baum zu essen verboten war.

V. 2. 3. — Da sprach das Weib ꝛc. — Eva ließ sich mit dem Versucher in Erörterungen ein, und das war schon der erste Schritt zu ihrem Unglück. Hätte sie gesagt: „Hebe dich weg von mir ꝛc." wie der „Weibessame" später that, so wäre sie gerettet gewesen.

V. 4. 5.—Da sprach die Schlange ꝛc.— Als der Versucher merkte, daß ihm das Weib nicht direkt widersprach, so wurde er kühner und rückte mit der Farbe heraus, indem er geradezu die Worte Gottes als Unwahrheit bezeichnete. Da er merkte, daß das Weib die Folgen der That fürchtete, sprach er: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben" Im Gegentheil stellte er ihr großen Vortheil in Aussicht. Er paßte seine teuflische Versuchung dem reinen Zustand des Menschen an, und verhieß nicht blos irdische Vorzüge, sondern mehr geistige Güter. Eure Augen werden aufgethan, ihr werdet sein wie Gott, und wissen was gut und böse ist. Also Zweifel und Lügen waren seine Waffen! Sie sind es heute noch.

V. 6.—8.—Und das Weib schauete, an daß von dem Baume gut zu essen wäre. —Wie konnte sie dieses nun anders sehn, als dadurch, daß sie dem Versucher glaubte. Hätte sie sogleich ihr Auge vom Baum und sich selbst vom Teufel weggewandt, so hätte die Geschichte nicht solch trauriges Ende gefunden. Sie schauete die liebliche Frucht. Das Schauen gebar die Lust und die Lust die Sünde und die Sünde den Tod. — Und gab ihrem Manne auch davon.—Nicht zufrieden damit, daß sie selbst das Gebot Gottes übertreten hatte, verleitete sie auch ihren Mann zur Sünde, und er folgte. Wie eine Sünde die andere erzeugt, so reizt auch ein Sünder den andern zur Sünde. Jedenfalls trat sie zu ihrem Manne mit denselben Gründen, welche ihr der Versucher vorgelogen hatte. Daß er in den Genuß von der verbotenen Frucht einwilligte, zeigte auch bei ihm Zweifel an Gottes Wort. Von dort an bis heute hat sich also das Wort bestätigt: „Die Menschen glauben der Lüge mehr denn der Wahrheit." Da wurden ihre Augen aufgethan.—D. h. sie sahen jetzt, daß sie ihr Glück verscherzt und das Verderben über sich herabgezogen hatten. Sie sahen den Verlust der Gottesgemeinschaft, der Unschuld, sie sahen ihre Schande und schämten sich. Daher kam dann auch ihre Furcht vor der Erscheinung des Herrn, dem sie sonst mit kindlicher Freude und inniger Liebe entgegengekommen waren.

V. 15.—Ich will Feindschaft setzen.— Der Mensch haßt die Schlange als ein ihm widriges Geschöpf, verfolgt sie und bringt sie um; sie ist ihm ebenfalls feindselig und beißt ihn auch ungereizt. Eigentlich aber sind hier im geistlichen Sinne gemeint: Der Teufel und seine Diener als Schlangensame. und Christus und seine Nachfolger als der Weibessame.—Derselbe—Christus nämlich, und durch ihn seine Gläubigen—wird dir den Kopf zertreten. Im Kopf der Schlange ist das Gift, darauf zielt man auch, wenn man dieselbe tödten will, und diesen wird des Weibessame zertreten d. h. Christus wird ihm die Macht nehmen wie denn auch durch seine Erlösung geschehen ist — Du wirst ihn in die Ferse stechen. — Dieses ist der untere Theil am menschlichen Körper, und ob hier ein Biß auch schon schmerzt, so ist er aber doch nicht gefährlich. Unter dieser Ferse mögen wir erstlich die Menschheit Christi verstehen, welchen der Satan auf allerlei Weise zu stechen suchte, aber trotz der Wunden lebt er in Ewigkeit. Zum andern sind darunter auch in gewissem Sinne seine Kinder zu verstehen, welche der Teufel plagt und verfolgt, aber nicht tödten kann.

Andeutungen.—1. Die Versuchung.
2. Der Sündenfall.
3. Die Verheißung des Schlangenkopfzertreters.

—o—

Sonntag, den 26. Januar.

Cain und Abel. — 1. Mose 4, 3—10.

Uebersichtliche Darstellung.—In der vorigen Lection betrachteten wir den Sündenfall. Mancher mag vielleicht gedacht haben, die auf die Uebertretung des göttlichen Gebots gesetzte Strafe sei ziemlich hart, gegenüber der an sich kleinen Sünde. Aber war die Sünde wirklich klein? Es war eine Uebertretung des Gebotes Gottes, und die Quelle und Mutter aller andern Sünden. Wenn an einem Mühldamm das Wasser eine kleine Oeffnung gerissen hat, und der Eigenthümer läuft schnell, um es zu verstopfen; so möchte Jemand auch sagen, daß einer solchen kleinen Oeffnung gegenüber so große Eile überflüssig sei. Aber gerade der Anfang ist der wichtige Moment. Der kleine Anfang kann die Ursache sein, daß viel Unglück geschieht und Menschenleben verloren werden. So war es auch eigentlich nicht die That an sich selbst sondern die Bedeutung und Tragweite und Folgen derselben, welche sie zu einer so großen Sünde machten. Ein trauriger und schrecklicher Beweis für die Entwickelung und Größe dieser ersten Uebertretung liefert uns die Geschichte der heutigen Lection. In dem Sohne der ersten Eltern, welche die Sünde in die Welt gebracht haben, begegnen wir schon einem Mörder, und sogar einem Brudermörder. In ihm sehen wir schon die Leidenschaften des Neides und Hasses so ausgebildet, daß er sich nicht fürchtet seinen leiblichen Bruder zu erwürgen, der ihm doch nichts zu Leid gethan hatte. Blos weil derselbe wegen seiner Frömmigkeit

bei Gott angenehm war, beneidete und haßte er ihn. Da sehen wir schon gleich die Verfolgung der Kinder Gottes auf eine schauderhafte Weise in der Welt eingeführt.

Texterklärungen. V. 3 — 5. — Dem Herrn Opfer brachte. Beide, Kain und Abel, opferten. Aber Kains Opfer gefiel Gott nicht, wohingegen er an Abels Opfer Wohlgefallen hatte. Woher dieser Unterschied? Kain brachte sein Opfer wohl nur, um Gott damit für das, was er im Leben empfing zu danken, ihn damit zu befriedigen, und ihm nichts schuldig zu sein. Abel hingegen brachte das Opfer nicht nur mit einem dankbaren Herzen, sondern im Glauben (Ebr. 11, 4.) an die Verheißung. Er brachte es im Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, und gab dadurch zu erkennen, daß er des Herrn zur Versöhnung für seine Sünden bedürfe, worauf schon sein Opfer als ein Thieropfer hinweist.

V. 6. 7.—Warum ergrimmest du?—Als Kain sah, daß sein Bruder bei dem Herrn bevorzugt war, regte sich der Neid und die Bosheit in seinem Herzen. Und doch war allein sein Betragen daran schuld, und nicht das seines Bruders. Bei Gott ist kein Ansehen der Person, sondern er sieht allein aufs Herz, wie der Herr denn auch sagt: Wenn du fromm bist, so bist du angenehm. Es gibt eine natürliche Frömmigkeit, durch welche der Mensch schon von Natur still und eingezogen lebt, und äußerlich zum sittlichen Leben mehr geneigt ist, als Andere. Aber die Frömmigkeit des Herzens ist, was hier gemeint ist, und was allein vor Gott gilt, und diese besteht in der Innewohnung des Herrn im Herzen und der Hingabe desselben mit dem Willen und der Liebe an Gott. — Ruhet die Sünde vor der Thür. — Der Versucher lauert überall und allezeit, um den Menschen zu verderben. Wenn man nun nicht wacht, und besonders wenn man keine höhere Kraft hat, als seine eigene, so ist man bald gefällt. Aber durch die Kraft Gottes kann man der Sünde widerstehen.

V. 8.—Da redete Kain ꝛc.—Entweder redete Kain auf eine listige Weise freundlich mit seinem Bruder, um ihn dadurch sicher zu machen, und sich dann auf ihn zu stürzen, um sein höllisches Vorhaben auszuführen, oder in einem böswilligen Tone des Vorwurfs, welches ihn dann zu der bösen That aufstachelte. Gott hatte ihn noch gewarnt, aber wie leicht vergißt das der Mensch in seiner Wuth. Er schlug seinen Bruder todt.

V. 9. 10. Wo ist dein Bruder? — Nicht als ob es Gott nicht gewußt hätte, sondern er fragte, um ihn von seinem Verbrechen zu überzeugen. Hätte Kain jetzt seine That bekannt und bereut, so hätte er wohl können gerettet werden, aber ein jeder Sünder, welcher Vergebung erlangen will, muß erst seine Schuld einsehen und eingestehen. Kain sagt: „Ich weiß nicht; Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Was hier Kain als ganz und gar außer seinem Pflichtkreis betrachtet, ist wirklich unser aller Pflicht. Wir sollen Alle Hüter unserer Mitmenschen sein. Wir sind dafür Gott verantwortlich. — Schreiet zu mir. — Das Blut Abels schrie zu Gott um Rache. Als ein gerechter Gott muß der Herr eine jede Sünde, welche nicht mit dem Blute, das da bessere Dinge redet denn Abels, abgewaschen ist, nach dem Gesetz strenge bestrafen. So schreien eines jeden Menschen Sünden um Strafe und Vergeltung zu Gott, wenn sie nicht durch das Blut Jesu Christi getilgt sind.

Abel war also gewissermaßen der erste Märtyrer, und der erste Mensch, der je den leiblichen Tod geschmeckt hat. Aber er war fromm und ging in den Himmel, so daß trotz der Sünde die Erstlingsgarbe, welche der Tod abmähte, in die Scheune des Himmels gesammelt wurde.

Andeutungen.—1. Opfer der Selbstgerechtigkeit, und Opfer eines gottgeweihten Herzens.
2. Der Haß der Sünder gegen die Frommen.
3. Die Leidenschaften des Herzens führen zur bösen That.
4. Wenn du fromm bist, so bist du angenehm.
5. Wie die Sünde um Rache schreiet.

Dies und Jenes.

Was einen „Gentleman" macht.

„Halloh! Sie Mann mit dem Eimer," sagte ein brittischer Offizier, indem er sein feuriges Pferd vor dem Hause des Gouvernörs Chittenden anhielt, „können Sie mir sagen, ob Sr. Ehrwürden, der Gouverneur von Vermont hier wohnt?"

„Er wohnt hier," war die Antwort des Mannes, welcher mit seinem Eimer ruhig dem Schweinstalle zuschritt.

„Ist Sr. Ehrwürden zu Hause?" fuhr der gespornte Herr fort.

„Ohne Zweifel," sagte der Andere.

„So halten Sie mein Pferd, ich habe Geschäfte mit Ihrem Herrn." Ohne Zögern griff der Mann mit dem Eimer zu und hielt das Pferd, während Jener die Treppe empor stieg und mit seiner Reitpeitsche an die Thüre klopfte.

Die gute Hausfrau öffnete bald, und nachdem sie das Begehren des Offiziers erfahren hatte, eilte sie hinaus, um ihren Mann zu rufen. Als sie jedoch sah, daß der Ritter ihren Mann zu einem Pfosten verwandt hatte, um sein Pferd daran zu binden, ging sie wieder ins Haus und sagte dem Fremden, daß ihr Mann draußen im Hofe sich befände, jedoch nicht vermögend sei, ihm und seinem Pferd zugleich aufzuwarten.

Die Beschämung und Verwirrung des Offiziers läßt sich besser denken als beschreiben.

Wächterruf zum Jahre 1873.

Ihr Männer und Frauen laßt Euch sagen:
Des Jahres Glocke hat ausgeschlagen!
Bewahret das Feuer und auch das Licht,
Damit der Menschheit kein Schade geschicht!
Das Licht der Wahrheit, vom Geist entflammt,
Das Feuer der Liebe, dem Licht entstammt.
Der liebe Gott wahr Euch vor Leid und Schmerz,
Er gebe Euch Segen in Haus und Herz.
Vom Schatze des Lebens das rechte Theil,
Jedem zu Nutz' und zu wahrem Heil.
Den Kinderlein: Eltern lieb und gut
Den Jünglingen: fröhlichen Christenmuth,
Den Jungfrauen: Zucht und Bescheidenheit,
Den Eltern: Wahre Frömmigkeit,
Den Greisen: Der Enkel blühende Schaar,
Den Greisinnen: goldene Myrthe ins Haar,
Den Armen: ein still genügsames Herz,
Den Reichen: Gefühl für Anderer Schmerz,
Den Scheiternden: Kraft nach Oben zu schaun,
Den Leidenden: duldendes Gottvertraun,
Dem neuen Heim wie dem Vaterland:
Friede und Freiheit aus Gottes Hand!
Und der ganzen lebenden Menschenschaar
Ein recht glückliches neues Jahr.

Einhundert und sieben Insassen des Staatsgefängnisses von Connecticut ersuchten kürzlich die Legislatur des Staates, ein strengeres Gesetz gegen berauschende Getränke zu passiren. In ihrem Gesuch wiesen sie geschichtlich und logisch auf die Thatsache hin, daß mehr als Dreiviertheile der Unglücklichen die Verirrungen ihres Lebens und ihr gegenwärtiges schauderhaftes Elend dem unmäßigen Genuß von berauschenden Getränken zuschrieben, welcher ihnen durch das gegenwärtige Gesetz zugänglich gemacht sei.

In der Stadt New York befinden sich 315 religiöse, moralische und wohlthätige Gesellschaften und Vereine, von welchen die National-Vereine ein Einkommen von $6,000,000 berichten. Die Local-Vereine veräusgaben jährlich $2,500,000. Es befinden sich in der Stadt 470 Plätze für gottesdienstliche Uebungen, mit Sitzen für etwa 350,000 Personen. Die protestantischen Kirchen und Missionen haben davon 380, mit Sitzen für 250,000 Personen. Es sind 240 regelmäßig incorporirte protestantische Kirchen in der Stadt, mit einer durchschnittlichen Gliederzahl von 300, welches im Ganzen die Zahl der Communikanten auf 72,000 bringt.

Eine alte Frau, die vor Gericht Zeugniß ablegen sollte, wurde von dem Richter ersucht, den Hut abzulegen. Sie weigerte sich aber hartnäckig und sagte, es gebe kein Gesetz, das eine Frau zwinge, den Hut abzunehmen.

Ah, erwiderte einer der Richter, Sie verstehen das Gesetz; wollen Sie nicht bei uns auf der Richterbank Platz nehmen und uns belehren?

Nein, ich danke Ihnen, entgegnete sie schnell, es sitzen schon genug alte Weiber dort.

Als sich Jean Paul in Dresden befand, wurde er in einer Gesellschaft gefragt, welchem Sinne, dem Geruche oder dem Geschmacke, er den Vorzug gebe. „Lieber geruchlos, als abgeschmackt," war seine Antwort.

Ausgedroschen. Ein junger Mensch, der sonst nicht einfältig war, aber, wie er von sich selbst sagte, sich nicht mit Worten behelfen konnte, kam eines Tages in eine Gesellschaft sogenannter Witzlinge. Diese schraubten ihn, ohne, wie das solcher Herren Art ist, ihn zu Worte kommen zu lassen, dermaßen, daß er voll Verdruß aufstand und wegging. Als er noch in der Thüre war, rief Einer aus der Gesellschaft: „Den haben wir recht ausgedroschen." Schnell wandte sich Jener um und sagte: „Ei, das ist auch wohl eine rechte Kunst! so viel Flegel und eine Garbe."

Goldenes A, B, C.

Fortsetzung vom Novemberheft 1872.

L.

Lern', um Geist und Herz zu bilden,
Nicht um vor der Welt zu glänzen!
Lern' aus Büchern, lern' vom Leben,
Beide sollen sich ergänzen!

Lies nur Gutes, übe Vorsicht,
Nicht gesund ist jede Speise;
Auch Erfahrung kann Dich fördern
Nur, wenn Du sie nützest weise.

Von den Büchern, draus Du lerneſt,
Seien zwei Dir werth vor allen,
Zwei, die Deinen Blick zu öffnen
Gottes Güte hat gefallen!

Die Natur mit ihren Wundern
Ist das eine; lies es gerne!
Und das andre sei Dir niemals,
Nie das Buch der Bücher ferne!

Was Dir dunkel blieb im ersten,
Wird das zweite Dir erhellen;
Schöpfe wie ein durst'ger Wandrer
Stets aus diesen Lebensquellen!

Mr.

Mürrisch zeige nimmer Dich,
Grämlich und verdrossen,
Lästig wirst Du selber Dir,
Lästig den Genossen.
Trübest Dir der Jugend Glück,
Die mit leichtem Sinne
Jeden frohen Augenblick
Zählet zum Gewinne.

Sieh, der Himmel spannt sich blau
Ueber grünen Matten!
Willst Du ihn mit düsterm Grau
Launenhaft umschatten?
Runzle Deine Stirne nicht
Schon in jungen Jahren;
Ach Du wirst, was Kummer ist,
Früh genug erfahren!

Die Antwort aus den Gräbern.

Vor einigen Jahren kehrten in einer Stadt in England vier junge Männer, die bis spät in die Nacht hinein mit Spielen und Trinken die Stunden in einem Wirthshause zugebracht hatten, nach Hause zurück. Ihr Weg führte sie an einem Kirchhofe vorüber. Im Mondlicht sahen sie einige Denkmäler bei den Gräbern stehen. Im Zusammenhange mit ihren leichtfertigen und gottlosen Gesprächen fragte Einer den, der am frechsten seinen Spott mit dem Heiligen getrieben: Kannst du dich wohl auf jenen Leichenstein stellen, und mit lauter Stimme über den Kirchhof hinrufen: „Ihr Todten, stehet auf und kommet zum Gericht!? Er erklärte sich dazu bereit. Sie öffneten sofort die Kirchhofspforte, und, wie er gesagt, so that er. Er stieg auf den Leichenstein; die Andern blieben in einiger Ferne stehen, und mit lauter Stimme rief er zum ersten Male: „Ihr Todten, stehet auf und kommt zum Gericht!" Nach einer Pause wiederholte er es zum zweiten Male, und rief über die stillen Gräber hin: „Ihr Todten, stehet auf und kommet zum Gericht!" Da erhebt sich hinter einem Grabhügel eine weiße Gestalt und antwortete: „Herr, hier bin ich, ich komme schon." Der junge Mann erschrak, brach zusammen, und fiel von dem Steine zur Erde. Er war von dem Augenblicke an irre geworden, und mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden. Auf die Uebrigen aber war der Eindruck dieser Scene so gewaltig, daß einer von ihnen sich gründlich zum Herrn bekehrte und ihm später als Missionar unter den Heiden diente. Die weiße Gestalt aber war eine geistesschwache Frau, die in ihrem Wahne auf die nahe Wiederkunft des Herrn wartete und öfters die Nächte auf dem Kirchhofe zubrachte. Sie war bei einem Grabe liegend eingeschlafen, und als sie durch den Ruf geweckt wurde, glaubte sie die Stimme des Erzengels zu hören, der die Todten zum Gericht rufe. — So tragen auch die ungläubigen Spötter den Stachel in ihrer Brust umher, und glauben doch, daß die Todten auferstehen werden zum Gericht.

Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde.

In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf die Entdeckung von Verbrechen und Jemand behauptete: es sei nichts so verborgen, das nicht doch ans Licht komme Ein angesehener Mann widersprach ihm mit einer ungewöhnlichen Gereiztheit. Es kam zu einem lebhaften Streite zwischen Beiden; der Behauptende führte mehrere Beweise für seine Behauptung an; der Andere widersprach immer hitziger, und endlich sprang er, wie seiner selbst nicht mächtig, vom Stuhle auf und sagte: „Wenn Sie recht hätten, so müßte der Mord, den ich — Hier schien er sich zu besinnen, die Worte erstarben ihm im Munde, und er sank bewußtlos nieder.

Durch diesen Vorfall kam eine 30 Jahre lang verborgen gebliebene Begebenheit an das Licht. Der Mann hatte als junger Mensch einen Mord begangen, der aber nicht entdeckt war; seitdem war er von Stufe zu Stufe in Ehre und Ansehen gestiegen; die Zeit war darüber hingegangen und keine Möglichkeit der Verlautbarung des Verbrechens schien mehr vorhanden; er war ganz sicher.—Da mußte sein eigener Mund, gerade indem er vom Gewissen getrieben die Möglichkeit der Entdeckung läugnen wollte, die Sache verrathen.

Rechnungsaufgabe.

Vier Kinder sollen unter sich die Summe von $437 theilen. Anna als Jüngste bekommt die Hälfte und 8 Stück. Bertha vom Reste die Hälfte und neun Stück. Cora nimmt die Hälfte vom Reste, das Uebrigbleibende ist der Doris. Wie viel erhält Jede?

Räthsel.

Bald bin ich eng, bald bin ich weit,
Des Waldes Zier, ein ehern Kleid;
Kann schützen dich vor Schnitt und Stich
Und auch vergiften, nimmst du mich.
Zur Norm dient mir ein Theil der Hand,
Der Allmacht Ruf setzt mich ans Land;
Bin blechern, silbern, kurz Metall—
Ein Meisterstück allüberall.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. Februar 1873. Nr. 2.

Des Kindes Gebet.

Historische Erzählung von Dr. Isidor Proschko.

III.

Am Krönungsabende.

Der Act der Krönung im Mailänder Dome war vorüber. Kaiser Napoleon hatte aus den Händen des Cardinals Caprera die alte eiserne Krone der Lombardei empfangen, in welchem Lande fortan als sein Stellvertreter und Vice-König sein Stiefsohn Eugen Beauharnis, der Sohn seiner Gemahlin Josephine, die Verwaltung führen sollte.

Eine prächtige Festtafel, an welcher der gesammte höhere Adel der lombardischen Hauptstadt theilnahm, folgte; auf allen Straßen und Gassen der Stadt waren Buden und Lauben errichtet, in welchen der jubelnden Volksmenge Erfrischungen gespendet wurden. Damit der große „Ehrentag des Cäsars" auch durch die Kunst würdig gefeiert werde, sollte am Abende eine große Festvorstellung stattfinden, bei welcher Kaiser Napoleon mit all seinen Marschällen erscheinen wollte.

Der große Mime Talma hatte zu dieser Vorstellung eine Schöpfung des berühmten Corneille, den „Nikodemus", gewählt. Das Bild dieses seinem Schicksale trotzenden Helden sollte am Abende des Krönungstages dem Kaiser vorgeführt werden, aber nicht im großen öffentlichen Theater, sondern im großen grauen Saale des königlichen Palastes, wo Talma eine kleine, aber prachtvoll ausgestattete Schaubühne mit sammtblauen Vorhängen, auf denen in reicher Verzierung das vielfach verschlungene große N im Goldglanz schimmerte, errichten ließ.

Die Uhren am großen Mailänder-Dome dröhnten die siebente Abendstunde. Es war einer der schönsten Abende des Frühlings; Mailand, „die prächtige", wie sie der Italiener nennt, lag da im wunderbaren Dufte, der wie ein zarter Schein von durchsichtiger, blauer Gaze über die Ebenen gesponnen schien. Das rauschende Leben auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt hatte sich einigermaßen gelegt: jetzt lagen die ermüdeten Hosianna-Rufer betäubt da und dort in Gruppen halbträumend den Klängen der Guitarre und des Tambourins lauschend; wie in einem Bienenstocke summte und surrte es zwischen den schattigen Alleen der Corso's und öffentlichen Gärten, am weiten Himmelsplane sprang Stern um Stern hervor, als wollte auch der große Hausherr oben beleuchten zum Krönungsfeste, das die Mailänder mit einbrechender Nacht noch durch eine großartige Illumination der ganzen Stadt feiern wollten.

Da stand jetzt der stolze Cäsar, als gekrönter König Italiens, entkleidet von der Last des goldenen Krönungsmantels, unter den Auserwählten seines engsten Cirkels im Saale des königlichen Palastes, und lehnte das von der schweren Bürde der eisernen Krone gedrückte Haupt auf den weichen dunkelblauen Sammt des mit seinen großen königlichen Wappen gezierten Lehnsessels, über welchem hoch oben an der Saaldecke Jupiter mit seinem feurigen Blitz-Bündel auf seinem verkörperten Doppelgänger im Kronsessel und in den Nischen des Saales die lebensgroßen Statuen der Viskonti, Sforza, Medizi und Doria auf die fremden Gäste ihres Palastes herabblicken.

Hinter dem Kaiser und in einem klei-

nen Halbbogen um ihn herum saßen die Offiziere des kaiserlichen General-Stabes, die Nobili mit ihren in Gold, Perlen und Diamanten prunkenden Frauen und im Hintergrunde und auf den Gallerien drängten sich die Neugierigen aller vornehmen Stände, denen man den Zutritt in dieser Halle der Kunst gestattet hatte.

Aller Augen waren auf den gewaltigen Machthaber gerichtet, der, sonst gewohnt an der Spitze der Armeen sein mächtiges Commandowort zu rufen, in dieser Stunde vom Strahle der zahllosen Lichter an den silbernen Lüstern und Leuchtern des Saales umflossen, ruhig und schweigend, wie ein steinernes Götterbild in der Kunsthalle der Antiken dasaß und sein feuriges Auge starr und unbeweglich auf den noch herabgelassenen Vorhang der kleinen Bühne gerichtet hatte, auf welchem, ihn gleichsam begrüßend, das Bild der Sieges-Göttin mit dem hoch erhobenen Lorbeerkranze schwebte.

Dicht hinter dem Lehnsessel, auf welchem der stolze Cäsar saß, standen neben seinen Generalen vier vornehme italienische Nobili im schönsten Nationalschmucke in dunklen, mit Edelsteinen überfüllten Sammetkleidern. Man hatte der italienischen Nationalität geschmeichelt, indem man diese jungen Adeligen auf ihren Wunsch den Platz in der unmittelbaren Nähe des Kaisers und des neuen Königs, gleichsam als dessen nationale Leibgarde, einnehmen ließ.

Süßer Duft wohlriechender Rauchwolken durchwehte den Saal, und mit ihm mischten sich die Wohlgerüche der prächtigen Blumenflora, welche in großen Alabastergefäßen an den Wänden, in den Haarflechten und an den Kleidern der schönen Damen dieser Versammlung zu schauen war.

Jetzt begann das Orchester mit dem sanftesten Adagio den Beginn der Fest-Ouvertüre anzuzeigen; alle Blicke wendeten sich nun der Bühne zu, auf welcher vor Allem der große Talma hervortreten und den Kaiser der Franzosen und neuen König von Italien mit einem schwungvollen Festprologe begrüßen sollte. Auch Kaiser Napoleon erhob jetzt sein stolzes Haupt und blickte erwartungsvoll dem Aufziehen des Vorhanges entgegen.

Die sanfte Musik ging allmählig in ein lauteres, zuletzt rauschendes Allegro über, ein Trompetentusch erfolgte, dann schallte der gewaltige Pyramidenmarsch, als das zweite Signal für das Oeffnen des Vorhanges.

In diesem Augenblicke aber öffnete sich eine der vordersten Seitenthüren des Saales und ein junger Mann im Kleide eines kaiserlichen Kammerherrn mit einem leichenblassen Gesichte trat in den Saal, und schritt durch die Menge der Gäste gerade auf den Kaiser zu.

Es war Monsieur Talleyrand, der Neffe des berühmten Ministers dieses Namens.

Er verbeugte sich vor dem Kaiser und reichte diesem ein versiegeltes Briefchen. „Von dem Ceremonien-Minister Salmatoris" lispelte er — „Eure Majestät geruhen augenblicklich zu lesen."

Napoleon nahm das Billet, entfaltete es, las und — Todtenblässe bedeckte sein Antlitz. — Der gewaltige Sieger von Marengo und Arcola mußte sich an der Lehne des Sessels halten; es schien als befiele ihn ein leises Zittern.

Jetzt gewannen seine erstarrten Züge wieder Leben, seine Augen flammten und seine Blicke flogen im Kreise herum. Mit unverkennbarer Aengstlichkeit erfaßte der Mann, der auf der Brücke von Arcola einen Kartätschenhagel bestanden und gewohnt war im Schlachtgetümmel zu lächeln, jetzt den Arm des neben ihm sitzenden Generals Berthier. — „Freund!" rief er mit unterdrückter, halbleiser Stimme, „ich bin verrathen! — wie? sind auch Sie mit unter den Verschwornen?!"

. . .

General Berthier sprang auf. „Sire!" rief er, „was bedeutet das? — was haben Eure Majestät?"

Aber der Kaiser wandte sich jetzt mit gleich ängstlicher Hast zur andern Seite: „Jourdan! Lannes! Mortier! Bessieres! St. Cyr!" rief er, „verlassen auch Sie Ihren Freund und Wohlthäter?"

Wie ein elektrischer Schlag fielen diese Worte in den Kreis der Umgebung des Kaisers. Die Generale sprangen auf, griffen nach ihren Degengefäßen und reihten sich augenblicklich um den Gebieter, wie die Trabanten um den strahlenden Jupiter auf dem weiten Himmels-

plane. „Majestät!" rief General Berthier; „fassen Sie sich, wir sind, was wir immer gewesen, Ihre bis zum Tode treuen Generale und gehorsamen Unterthanen!"

Schon machte die Bewegung im Saale Aufsehen, Alles richtete die Köpfe nach der Gruppe, wo der Kaiser stand, der jetzt das erhaltene Billet dem General Bessieres übergab: „Aber so lesen sie doch", rief er, „lesen sie dieß Billet; lesen Sie: wenn ich mich mit einem Schritt von dieser Stelle entferne, so bin ich des Todes, die Mörder stünden neben mir."

Der Kaiser blickte jetzt starr über die Menge. Todtenstille herrschte im Saale, eine furchtbare Minute der peinlichsten Erwartung ging vorüber. Jetzt zitterte der Silberklang einer helltönenden Glocke durch die Räume des Saales — der blaue Vorhang der kleinen Bühne rauschte empor und alle Augen flogen auf dies treppenförmige Podium der Bühne. Dort stand der Präfekt Salmatoris mit entblößtem Degen und hinter ihm eine doppelte Reihe von französischen Elite-Gendarmen mit vorgestrecktem Gewehre, deren Läufe in den Saal herab gerichtet waren — die Hähne der Gewehre knatterten und im nächsten Augenblicke sprang auch die der Bühne entgegenstehende Thüre des Theatersaales auf, der Commandeur der kaiserlichen Leibgarde trat herein, hinter ihm wohl fünfzig Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonneten und sein Finger wies sogleich auf die vier jungen Nobili in der Nähe des Kaisers, von denen zwei die italienische, zwei die Schweizer-Garde-Uniformen trugen und welche augenblicklich von den Gendarmen umringt wurden, während Kaiser Napoleon, von seinen Generalen umgeben, in einem der Nebenkabinete des Saales in Sicherheit stand.

Von der Bühne herab aber donnerte der Präfekt Salmatoris: „Im Namen des Kaisers! Jeder lasse augenblicklich seinen Dolch auf den Boden fallen, widrigens eine Musketensalve den Saal von den Verräthern befreien wird!"

Abermals trat Todtenstille ein; Salmatoris verließ jetzt die Bühne und trat in den Saal herab, dessen Zugänge sämmtlich bereits durch Soldaten besetzt waren.

„Niemand rühre sich mehr von der Stelle!" befahl er. In nächster Minute standen jene vier Nobili allein in der Mitte der bärtigen Gendarmes d'Elite und französischen Garde-Grenadieren, welche einen doppelten Kreis um sie geschlossen hatten; — sie standen da im dumpfen Schweigen, aber leichenblaß wie die von Henkersfaust zur Richtstätte geschleppten Verbrecher.

Jetzt bückte sich Präfekt Salmatoris und griff nach den Gegenständen, die auf dem Boden lagen. Zu den Füßen dreier dieser jungen Männer lag nämlich — ein Dolch . . . vergebens suchten sie diesen Dolch mit den Fußsohlen zu bedecken; der vierte, ein baumlanger Mann in der knappen Schweizer-Uniform, riß aber ein langes Stilet aus seiner Uniform und schleuderte es, ohne daß ihn Jemand daran hindern konnte, gegen jene Saalthüre, durch welche Kaiser Napoleon mit seinen Generalen abgegangen war.

Unbeschreibliche Bestürzung bemächtigte sich jetzt aller Anwesenden im Saale; mehrere Damen waren in Ohnmacht gefallen, ihre Begleiter standen wie versteinert, theils drängten sie sich der Thüre zu; — dennoch wagte Niemand, seinen Schrecken in Worten kund zu geben, denn Präfekt Salmatoris gebot lautlose Stille. — In nächster Minute waren die vier jungen Verschwörer in Mitte der Gendarmen abgeführt, und Mann für Mann der anwesenden Gäste mußte sich jetzt stillschweigend in die Vorhalle entfernen, wo ein Jeder mit wenigen Ausnahmen sich einer genauen Durchsuchung seiner Kleidungsstücke, ob er nicht verborgene Waffen trage, unterwerfen mußte; jeder Gast und jede Dame erhielt den strengsten Auftrag, über das Vorgefallene das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Draußen aber riefen die metallenen Zungen aller Glocken des großen Mailand die Stunde aus, in welcher als Nachfeier der Königskrönung in der Metropolitankirche Cardinal Caprera einen feierlichen Abendgottesdienst für das Wohl des neuen Königs der Lombardei abhalten sollte . . .

Während dieser Ceremonie blieben alle Thore des königlichen Palastes geschlossen, nur der kaiserliche Befehl durchlief die

Räume desselben: daß bei schwerer Strafe Niemand von dem Vorfalle im Theatersaale reden dürfe, bei welchem Kaiser Napoleon allerdings einen ebenso großen Mangel an Geistesgegenwart bewies, als am 9. November 1779, da Arena und andere Deputirte zu St. Cloud ihre Dolche wider ihn gezückt hatten. — Aber wer konnte es verhüten, daß alle jene, welche die schreckliche Scene mit angesehen, reinen Mund halten würden!? — Rasch durchlief daher die Kunde von diesem Attentate die Straßen von Mailand — ebenso rasch bildeten sich Deputationen, welche dem Kaiser ihre Glückwünsche bringen wollten, aber keine derselben wurde vorgelassen; sie erhielten alle die Weisung: für ihre nothwendigen Geschäfte zu sorgen. —

IV.

Die kleine Cäcilie.

Das Fest der Königskrönung war vorüber, aber nicht das Trauerspiel, zu welchem die grauenvolle Scene im Theatersaale des königlichen Palastes Veranlassung gewesen. Der ganze Hofstaat des Kaisers war in Bewegung, galt es doch jetzt alle Fäden einer Verschwörung in die Hand zu bekommen, welche Napoleon in dem Augenblicke zu den Todten schleudern sollte, in dem er den ersten Fußtritt auf den Schemel zum Thron der alten Longobarden-Könige machte ....

So stand denn, durch Estaffeten aus Paris berufen, acht Tage später ein mäßig großer Mann von magerem Körperbau, mit einem blassen, spitzigen Antlitz im königlichen Palaste vor dem Cäsar. Es war Herr Josef Fouche, der Minister der geheimen und öffentlichen Polizei, welchen der Kaiser augenblicklich nach Mailand berufen hatte, damit er mit seinem gewohnten Scharfsinne und seiner Energie das Schlangenhaupt der Verschwörung erfasse und mit einem Schlage vernichte.

Herr Fouche hatte in der That alle Fäden dieser kurzen, aber furchtbaren Verschwörung bereits in seiner Hand. Mit der Pünktlichkeit des Mannes, dem die höchste geheime Gewalt im Staate anvertraut war und zugleich mit der Geschmeidigkeit des Hofmannes berichtete er jetzt im innersten, nach allen Seiten sorgfältig verschlossenen Cabinete des königlichen Palastes zu Mailand vor seinem Gebieter stehend, daß die Verschworenen, welche es im Theater auf das Leben des Kaisers abgesehen hatten, vier junge Männer seien, welche durch die von Bonaparte in Italien und der Schweiz angeregten Unruhen um ihre Eltern und ihr Vermögen gekommen waren, und die einander zugeschworen hatten, nicht eher zu ruhen, bis Napoleon von ihren Dolchen gefallen sein würde.

Napoleon ging mit weiten Schritten und mit verschlungenen Armen, mit vorgebeugtem Kopfe und fast geschlossenen Augen im kleinen Cabinete rasch auf und nieder; ein wilder, düsterer Zug lag auf seinem fahlen Antlitz, er befand sich in dem Zustande höchster Aufregung, in welchem bei gewöhnlichen Menschen, wie der Regen die düsteren Wetterwolken bersten macht, dieser bittere Seelenschmerz sich in Thränen auflöst; aber diesem Manne schien die Natur das süße Geschenk der Thräne versagt zu haben.

Jetzt blieb er vor dem Polizei-Minister wieder stehen; „Und was sagte man," fragte er mit Heftigkeit, „was sagte man in Mailand zu diesem Attentate?"

„Man bedauert es," entgegnete der Polizei-Meniſter, „man wagt nicht laut davon zu reden; aber die öffentliche Meinung spricht sich dennoch dahin aus, daß Eure Majestät zu sehr auf die Sympathien aller Italiener rechneten und daher, wie man wahrgenommen haben will, durch die plötzliche Mittheilung der Gefahr, in welcher sich Ihre Person im Theatersaale befand, in so große Bestürzung versetzt wurden."

„Ich werde die öffentliche Meinung einmauern lassen!" rief der Kaiser, mit dem Fuße stampfend, „wenn sie sich in solcher Weise über meine Person ausspricht."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Präfekt Salmatoris stand mit einer tiefen Verbeugung vor dem Kaiser.

„Ihr mittelbarer Lebensretter, Sire," sagte Fouche, der hiermit seiner Unterredung mit dem Kaiser rasch eine andere Wendung geben wollte, auf den Eintretenden deutend.

Aber Napoleons Augen blitzten jetzt

von fast unheimlichem Feuer, sein blasses Gesicht röthete sich, seine kleine Gestalt schien in diesem Augenblicke länger zu werden. „Ah, mein Herr," rief er dem Eintretenden entgegen, „Sie sind also der Unbesonnene, der, meinen Rang und meine Stellung vergessend, mir das fatale Billet mit der Nachricht von der Verschwörung wider mich unmittelbar in dem Augenblicke zusandte, als Aller Augen im Theatersaale auf mich gerichtet waren und sich somit Alles an meiner natürlich erklärbaren Bestürzung weiden konnte."—

„Sire," stammelte der arme Präfekt, der für seinen, dem Kaiser so treu als schnell geleisteten Dienst einen so sonderboren Dank einerntete und eher des Himmels Einsturz als eine solche Sprache von Seite des Kaisers erwartet hätte, „Sire," sagte er, „ich hatte, als ich wenige Minuten vorher die Verschwörung erfuhr, keinen Augenblick mehr zu verlieren, um Eure Majestät zu warnen, denn die Dolche der Verschwörer blitzten schon dicht hinter Ihrem Rücken, Sire."

„Schweigen Sie!" donnerte Bonaparte dem Sprecher entgegen, „Sie hätten andere Mittel wählen können, um die Elenden, die es auf mein Leben abgesehen hatten, zu entfernen und zu fassen, ohne solch' allgemeines Aufsehen zu erregen."

„Sire," bat der Präfekt wieder, „ich konnte doch nicht wissen, welche eigentlich diese Verschwörer seien, bevor man nicht die Dolche zu ihren Füßen fand."

„Fort!" schrie jetzt Bonaparte, „aus meinen Augen! wagen Sie es nicht mehr, vor mir zu erscheinen, mein Herr, bis ich Sie wieder rufen lasse; — Sie sind ein Unbesonnener, der mich in der öffentlichen Meinung blos stellte, und den ich nicht länger im Amte, zu welchem er nicht befähigt ist, lassen darf.

So wüthete der Mann, der kurz vorher noch geäußert hatte, daß ihm an der öffentlichen Meinung, die er „einmauern" lassen werde, nichts gelegen sei — und der eben in Ungnaden gefallene Präfekt konnte vor der Hand nichts anderes thun, als dem leisen Winke Fouches folgend, nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer wieder zu verlassen und abzuwarten, daß er, wie bei ähnlichen Anlassen des ungemessenen Zornausbruches seines kaiserlichen Gebieters gar oft geschah, in einigen Tagen wieder gerufen und von dem Kaiser zur Hoftafel gezogen würde, ohne daß dieser je mehr auch nur mit einer Silbe des Vorfalles erwähnte.

Nachdem aber Präfekt Salmatoris abgegangen war, wandte sich Napoleon, wieder ruhig geworden, zu seinem Polizeiminister.

„Jetzt berichten Sie, Fouche," sagte er, sich fast ermüdet von der großen Aufregung in seinen Lehnsessel werfend, „jetzt berichten Sie, wie ist man eigentlich zur Kenntniß dieser Anschläge gelangt? wer war mein Retter? wem soll ich mit kaiserlicher Munificenz lohnen? wer war der Schutzengel des Kaisers und Königs Napoleon?"

„Ein Kind war es, Sire," entgegnete der Minister.

„Was sagten Sie da?" fragte der Kaiser.

„Sire," wiederholte der Minister, „Ihr Schutzengel war ein Kind; das Gebet eines Kindes hat Sie gerettet, Majestät!"

„Das Gebet eines Kindes?" fragte der Kaiser, dem Minister starr in's Auge blickend.

„So ist es, Majestät," entgegnete Fouche; „der Bericht über diese Thatsache ist ebenso kurz als seltsam. Als die Verschworenen, fünf an der Zahl, über Ihre Ermordung, Sire, einig waren und sich vor dem Altare der Krönungskirche hierzu im feierlichen Schwure verbunden hatten, da befand sich einer unter ihnen, der kein so verhärtetes Gewissen hatte, als die Uebrigen, der noch einige, wiewohl die letzten Regungen seines Gewissens fühlte und, diese bekämpfend, eben noch am Vorabende des Krönungstages durch die Tamarindengebüsche im Garten des Cardinals Caprera schlich, als, wie er später aussagte, seine wirren Gedanken plötzlich durch die Stimme eines Engels unterbrochen wurden, welcher ihm die ernsten Worte, die des Gebetes zurief: Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, und als er erschrocken aufhorchte, ihn wieder an das heilige Gebot Gottes erinnerte: Du sollst nicht tödten! — Und so kam es," berichtete

Fouche weiter, „daß der vom Strahle der Gnade im letzten Augenblicke getroffene Verschwörer seinen Dolch, welchen er Eurer Majestät in das Herz stoßen wollte, weit von sich schleuderte, daß dieser klirrend an die Gartenwand flog, und er selbst, ein reuiger Sünder, nachdem er noch vergebliche Versuche gemacht hatte, seine Mitverschworenen von ihrem Vorhaben abzubringen, von ihnen aber für den Fall eines Verrathes mit dem Tode bedroht worden war, am Abende des Krönungstages zu den Füßen eines Priesters stürzte, diesen von dem beabsichtigten Attentate in Kenntniß setzte und ihn bat, Alles dem Präfekten Salmatoris mitzutheilen, so daß dieser eben noch rechtzeitig Eure Majestät warnen konnte und das Schreckliche zu verhindern im Stande war."

Hier hielt der Minister mit seinem Berichte inne, der Kaiser aber stand schweigend vor ihm und blickte starr vor sich nieder. Was in diesem Augenblicke in seinem Innern vorging, konnte wohl Niemand sehen, man sagte aber, daß damals die einzige Thräne, welche dieser große Eroberer in seinem Leben jemals weinte, in seinem Auge gezittert habe.

„Fouche!" sagte er nach einer langen Pause, „ich will dieses Kind sehen."

„Sire!" entgegnete der Minister, „ich habe diesen Wunsch Eurer Majestät vorausgesehen und habe es nach den Angaben des reuigen Italieners, welcher vorsichtshalber einstweilen in Haft gehalten wird, bereits ermittelt; es ist ein siebenjähriges Mädchen, Cäcilie, die Tochter eines armen Malers, Giuseppe Falconieri, eines Korsikaners, der in einer ärmlichen Hütte nächst dem Palastgarten des Cardinals Caprera wohnt."

„Von nun an aber reich sein soll," fiel der Kaiser Napoleon mit Wärme ein. „Allons! lassen Sie uns zu dem Quartiere der Eltern dieser Kleinen fahren; ich will sogleich persönlich als der Wohlthäter dieser Familie auftreten. Vorwärts, eilen wir!"

„Das ist nicht nöthig, Sire," entgegnete der Minister; „ich und Cardinal Caprera haben bereits Veranstaltung getroffen, daß Eurer Majestät diese Kleine vorgeführt werde."

Herr Fouche öffnete nach diesen Worten die Thüre, und im selben Augenblicke trat Cardinal Caprera, die kleine Cäcilie, das Töchterlein des armen Malers Giuseppe Falconieri, von deren kindlichem Gebete am Fenster des Schlafzimmers ihrer Eltern bereits erzählt wurde, an seiner Hand führend, herein.

„Sire!" sagte er, sich verbeugend, „hier sehen Sie den kleinen unschuldsvollen Schutzengel, welcher durch sein kindliches Gebet dem großen Kaiser der Franzosen und König der Lombarden das Leben erhalten."

Auf Kaiser Napoleons Antlitz malte sich aber freudige Ueberraschung. "Mon Dieu!" rief er, „das ist ja die Kleine, welche ich und mein Neffe Eugen Beauharnais, als wir am Abende vor meiner Krönung, um uns einen Scherz zu bereiten und die Stimmung des Volkes ungekannt zu vernehmen, durch die Straßen von Mailand und dessen Umgebung schlichen, vor einem kleinen Hause nächst Ihrem Palastgarten, Herr Cardinal, trafen. — Nun, mein Kind!" setzte er hinzu, „damals wolltest Du von mir für Dein frommes Gebet zum Wohle des Königs kein Geschenk annehmen. Sieh! die Vorsehung hat Dich zum zweiten Male auf meinen Weg geführt, jetzt mußt Du Dich fügen, wenn Kaiser Napoleon Dich und Deine Familie glücklich machen will."

Cäcilie, welche gleichfalls in dem Kaiser jenen Mann im grauen Mantel sogleich erkannte, wollte ganz verwirrt dem Kaiser zu Füßen fallen. Aber der Mann, dessen Herz und Hand sonst nur von Eisen war, hob jetzt das liebliche Mädchen zu sich empor und drückte einen sanften Kuß auf dessen Stirne; dann reichte er dem Kirchenfürsten Caprera die Hand. „Cardinal!" sagte er mit tiefer Rührung, „Sie haben Recht; nicht die hunderttausend Bajonnete, die mir zu Gebote stehen, sondern das Gebet dieses Kindes hat mir Leben und Thron erhalten."

So sprach der Mann, der damals im höchsten Glanze seiner Macht auf Erden stand. Er hielt auch Wort und begründete fortan das Glück der ganzen Familie des armen Malers Giuseppe Falconieri, der sogleich zum Hofmaler des Kaisers ernannt wurde und mit all den Seinen

dem Kaiser Napoleon nach Paris folgen mußte, wo dieser ihn und seine Kinder fortan mit Wohlthaten überschüttete.

Wie anders hätte sich Europa's Schicksal ohne diese „Lebensrettung" gestaltet! Gottes Rathschluß ist unerforschlich, unbegreiflich, und wir müssen gläubig das Haupt davor beugen. Aber dem verführten Jünglinge brachte des Kindes Gebet noch weit mehr „eine Lebensrettung" — es rettete seine Seele und seinen Leib, und so bist Du, kleine Cäcilie, fürwahr dessen Schutzengel geworden. Ja, Gottes Wege sind wunderbar! Er gebraucht oft geringe Werkzeuge, um große Zwecke zu erreichen, wer sich aber auf seine eigene Macht verläßt, der wird zu Schanden. Das Gebet eines Kindes vermochte mehr als alle Macht Napoleons und die Bajonnete seiner Legionen.

Hoffnung.

Hoffnung schlummert tief im Herzen,
Wie im Lilienkelch der Thau;
Hoffnung taucht, wie aus den Wolken
Nach dem Sturm des Himmels Blau;
Hoffnung keimt, ein schwaches Hälmchen,
Auch an nackter Felsenwand;
Hoffnung leuchtet unter Thränen,
Wie im Wasser der Demant.

Von der Welt schon oft betrogen,
Armes, schwaches Menschenherz,
Immer wendest du dich wieder
Gläubig hoffend himmelwärts:
Wie Arachne unverdrossen
Täglich neue Netze spannt,
Kreuze auch durch ihre Fäden
Täglich rauh des Schicksals Hand.

Franz Frhr. Gaudy.

Bischof J. J. Escher.

(Schluß.)

Als Bischof Escher fünfzehn Jahre alt war, diente er schon als Lehrer in der Sonntagschule und in seinem siebenzehnten Jahre wurde er zum Superintendenten derselben erwählt. Zugleich auch wurde er damals zum Präsidenten des neuerrichteten Missions-Hülfsvereins erwählt, welcher der erste Miss.-Hülfsverein im Westen war. Mit Bezug auf diese seine ersten Amtsdienste sagt Bischof Escher selbst: „In allen diesen Aemtern war ich, bei allen meinen großen Mängeln, und in meiner Kenntnißarmuth und Schwachheit, doch gewürdigt, dem Heiland der Sünder Seelen zuzuführen. Die mächtigen Erweckungszeiten, die wir in den Gebetsübungen mit den Kindern in der Sonntagschule hatten, gehören zu den köstlichsten Erfahrungen meines Lebens."

In Anbetracht der Thatsache, daß Bischof Escher, in Folge der wiederholten Wohnungsveränderung und wegen der mangelhaften Verhältnisse, in welchen sich die öffentlichen Schulen zu jener Zeit, ganz besonders in neuen Gegenden, befanden, die Gelegenheit versagt war, sich auch nur der gewöhnlichsten Hülfsmittel zur Ausbildung seines Verstandes und Aneignung des nöthigsten Wissens zu bedienen, muß es besonders auffallen, daß er trotz dem zu jener Zeit schon befähigt war als Lehrer in der Sonntagschule zu dienen und die verschiedenen Aemter mit solchem Erfolg zu bekleiden. Der Selbstunterricht war ja bisher seine Elementarschule, sein Gymnasium und seine Universität gewesen. Wir stoßen somit hier wieder auf die bekannte Thatsache: Obgleich der Genuß eines geregelten wissenschaftlichen Studiums für seinen Besitzer von unschätzbarem Werth ist, so kann es doch die eine Hauptsache nicht ersetzen, während diese Veranlassung zur wenigstens theilweisen Ersetzung jenes geben kann. Und wie oft hat man die Gelegenheit, zu beobachten, daß Solche, welche eine wissenschaftliche Ausbildung zu genießen bevorrechtet waren, sich damit brüsten, und ihre Zeit in gelehrtem Phrasenmachen vergeuden, und immer mit den abgenagten Knochen der Vergangenheit stolziren; während mancher Andere, welcher solche Vorrechte nicht hatte, dem aber der Herr den Feuerbrand seiner göttlichen Liebe ins Herz geworfen hat, nachher aber emsig, wie eine Biene über die duftende, blumenreiche Flur der Literatur von Blüthe zu Blüthe eilt und nicht nur deren Farbenpracht bewundert, sondern auch sogleich in emsigem Schaffen, in praktischer Anwendung, den süßen Honig herauszieht und ihn dem Herrn

76783

opfert zu einem süßen Geruch. Ja, wie oft macht man die Beobachtung, daß so ein *feiernder* Scholastiker vornehm und mitleidig über einen „Nichtstudirten" lächelt, wenn etwa im Vortrag die Dehnungsbuchstaben nicht alle zur vollen Geltung kommen, oder wenn oft der „Hartezähnestoß" den Platz des „Gelindelippenstoßes" einnimmt; aber trotzdem fällt das praktische Resultat des Wirkens sehr zu Gunsten des *Arbeiters* aus. Diese Bemerkungen werden gewiß bei keinem Verständigen in den Verdacht kommen, als ob sie der Unwissenheit das Wort redeten. Es gibt leider noch Menschen, welche sich sehr viel mit ihrer Buchstabengelehrsamkeit brüsten und auch Solche, die sich ihrer „Ungelehrsamkeit" rühmen. Jene bilden den starren eisigen Südpol, diese den Nordpol der wissenschaftlichen Welt und sind beide gleich sehr zu bedauern.

Im Juni des Jahres 1845, also in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, wurde Bischof E. bei der ersten Sitzung der Illinois Conferenz als Probeprediger aufgenommen. Er bereiste dann im ersten Jahre mit Rev. P. Epley den Rock River Bezirk, wovon er selbst sagt, daß sich derselbe von Mineralpoint, Wis., bis Rock Island, Ill., und vom Rock River bis zum Mississippi erstreckte. Das ist freilich schnell geschrieben, aber welch ein gewaltiges Kirchspiel bildete solch ein Bezirk. Er umfaßte über 10,000 Quadrat-Meilen und man hätte daraus Fürstenthümer, wie Lichtenstein und Homburg, nach Herzenslust auf Bestellung zuschneiden können, wie ein Schuster aus einer Haut Sohlleder die Sohlen herausschneidet. Auf einem solchen Arbeitsfelde lernt man Reiten u. Leiden, Hungern, Frieren, Schwitzen und Beten, und auf Gott vertrauen, wer es etwa noch nicht kann. Vom nächsten Jahre seiner Wirksamkeit sagt der Bischof: „Im zweiten Jahre wurde ich nach dem Iowa Territorium gesandt, um dort irgend wo eine neue Mission aufzusuchen. Hier diente ich zwei Jahre, theils in Krankheit, mit geringem Erfolg, und machte eine Schule der Entbehrung und Strapazen durch, welche mir für die Zukunft vom größten Nutzen waren." Nach noch zweijährigem Dienst auf Milwaukee Mission, und ein Jahr auf Elkhardt Bezirk, Ind., wurde er zum Vorstehenden Aeltesten gewählt und auf den Wisconsin Distrikt stationirt. Der Distrikt umfaßte damals den ganzen Staat, oder auch umgekehrt der Staat den Distrikt, und zählte etwa 600 Glieder. Nach Ablauf des vierjährigen, gesegneten Amtstermins hatte sich die Gliederzahl mehr als verdreifacht, und es wurde eine Conferenz daraus gebildet. Heute hat sich die Gliederzahl mehr als verzehnfacht.

Vom Vorst. Aelt. retirirte oder avancirte—diesen Begriff vermag Schreiber nicht zu bestimmen—Bruder Escher wieder zum Stationsprediger, indem er auf die Chicago Station versetzt wurde, von welcher ihn jedoch die Wiederwahl zum Vorst. Aelt. Amte schon nach einjähriger Wirksamkeit wieder abrief und ihm den Chicago Distrikt anwies. Nach vierjähriger, reich gesegneter Dienstzeit daselbst, wurde er auf den Plainfield Bezirk versetzt. Dieses war die Zeit, wo die Gründung des North-Western Collegiums vorbereitet wurde und durch Beschluß der Conferenz bei ihrer nächsten Sitzung dann auch wirklich erfolgte. Bischof Escher wurde, nebst seinem Dienste auf der Plainfield Station, dann die Agentschaft für die Schule übertragen. Er sagt davon: „Durch Gottes Hülfe und die Mitwirkung mehrerer Brüder, die mir tüchtig zur Seite standen, aber unter mancherlei und großen Schwierigkeiten, wurde die Lehranstalt in Gang gesetzt."

Im Mai des Jahres 1862 übernahm er das Amt des Correspondirenden Sekretärs des S. Schul- und Tractatvereins der Evang. Gemeinschaft, und Editors der Jugendschriften, sowie das eines Gehülfseditors des Christl. Botschafters, wozu er zwei Jahre zuvor erwählt worden war. (Der geneigte Leser soll nur bei dieser Titelreihe nicht neidisch werden, denn die Arbeit und Mühe überragt bei weitem den Punkt der Ehre.) So zog er denn mit seiner Familie nach Cleveland, Ohio. Wegen Krankheit des Chefredakteurs des Chr. Botschafters war Bruder Escher genöthigt die Redaktion des Blattes ungefähr anderthalb Jahre fast ganz allein zu besorgen, nämlich bis zur General-Conferenz im October 1863,

wo er dann zu dem Amte eines Bischofs erwählt wurde, welches er gegenwärtig noch inne hat. Ungefähr neun Jahre hat Bischof Escher nun seinem gegenwärtigen Amte mit Treue, Fleiß und großer Selbstverleugnung vorgestanden, und während dieser Zeit, nach seiner eigenen Mittheilung etwa sechzig bis siebzig jährlichen Conferenz-Sitzungen beigewohnt und ungefähr 130,000 Meilen gereist. Er hat einigemal den atlantischen Ozean im Dienste der Kirche gekreuzt und das Werk im In- und Auslande, zum Theil allein, beaufsichtigt. Diese Facta's reden für sich selbst.

Ueberhaupt ist gegen die Wirksamkeit Br. Eschers, während seiner Dienstzeit als Bischof wohl nur die eine Klage erhoben worden: Er arbeitet zu viel und bricht sich zusammen. Obgleich dieses nun auch eine Klage ist, welche weder eine gefährliche Untersuchung, noch die Ausschließung aus dem Reiche Gottes nach sich ziehen mag, so entsteht doch die Frage, ob es nicht am Ende gebotene Pflicht sei, für die Männer, zu welchen die Kirche als ihren irdischen Hauptstützen emporblickt, mögliche Schonung ihrer Person zu beobachten, um sich derselben unter der Leitung Gottes so lange als möglich zu erhalten. Darauf mögen dann auch wieder die Verhältnisse ihren eisernen Finger als Antwort legen, und sprechen: Wer kann sich da schonen, wenn Nothwendigkeit und Pflicht zu wirken gebieten. Und so waren denn freilich die Verhältnisse der Vergangenheit, besonders als Bischof Escher nach dem Ableben des sel. Vater Lang's in seinem Amte allein stand.

Um nun den Cirkel der Schilderung der vielseitigen Thätigkeit des Bischofs zu vollenden, brauchen wir blos noch auf die Thatsache, welche ja noch allen Lesern frisch im Gedächtniß sein wird, hinzuweisen, daß er auch der Redakteur des Ev. Magazins während dessen theologischen Laufbahn war.

Gewiß haben die Leser, mit dem gegenwärtigen Editor, der ferneren Betheiligung des Bischofs am Magazin, welches ihm doch als sein Pflegekind, trotzdem es nun einen etwas veränderten Beruf einzuschlagen bestimmt wurde, besonders am Herzen liegen sollte, mit Spannung entgegengeschaut, besonders auch weil die übrigen Kirchenorgane mit seinen jeweiligen Mittheilungen erfreut wurden; doch werden es Zeit und Verhältnisse noch nicht gestattet haben. Wir leben jedoch in Hoffnung!

Gegenüber den schon angeführten Unterrichtsverhältnissen in der Jugend Bischof Eschers, ist uns schon oft die Thatsache aufgefallen, daß er, als Prediger des Evangeliums, auf allen einschlägigen Gebieten der Literatur und Wissenschaft so wohl bewandert ist, und daß er, besonders in seinen öffentlichen Vorträgen, sich nicht nur einer fließenden Rede, sondern einer durchaus gewählten Sprache zu bedienen im Stande ist, und zwar in deutsch und englisch. Ganz besonders aber versteht er die deutsche Sprache musterhaft zu handhaben.

Es dürfte schwierig und gewagt für uns sein, über des Bischofs Gemüthsanlagen etwas sagen zu wollen. Manche Leute sind schon von Natur angelegt, nicht Jedermann hinter die Coulissen in die Falten ihres Herzens blicken zu lassen, sondern die Selbstbeherrschung besitzen, dieses Vorrecht als unveräußerliches Privateigenthum für sich zu reserviren. Wenn dann bei ihnen die Gnade Gottes das herrschende Princip wird, so wird dadurch dieser Vorhang zwar nicht fester zugezogen, aber die Gemüthsordnung wird bestimmter und die Handlung geregelter. Wenn wir aber in das feste dunkle Auge des Bischofs blickten, so konnten wir uns nie des Gedankens erwehren: Da liegen alle Anlagen vorräthig, sich selbst und Andere zu beherrschen. Glücklicherweise ist dabei nun der heil. Geist der Stratege geworden und deßhalb muß es eine heilsame Wirkung haben.

Wir schließen diese Skizze mit des Bischofs eigenen, schönen Schlußworten einiger autobiographischer Notizen: „Noch will ich nachträglich bemerken, daß ich von meiner Bekehrung an in der Lehre von der gänzlichen Heiligung und christlichen Vollkommenheit, sowie dem Werk derselben unterrichtet, und je mehr und mehr durch Forschen in der Schrift, und Erfahrung, darin befestigt wurde; auch nie seit meiner Bekehrung daran gezweifelt,

noch den Sinn geändert habe. Mein Wünsch ist, den Willen Gottes zu erfüllen; und meine Hoffnung, durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi selig zu werden."

Gott walte es! Amen.

Die Folgen des Ungehorsams.

(Von Wartauer.)

Es wollte dem Johann nicht mehr gefallen im väterlichen Hause. Es war da noch alles so altmodisch und einfach, dazu war der Vater auch viel zu strenge, und tadelte ihn jedesmal, wenn er sich mit lustiger Gesellschaft abgegeben und Abends etwas spät nach Hause gekommen war; und selbst die Mutter unterließ es nicht, ihn oft und viel zu ermahnen, um ihn anzuhalten zur Tugend und Gottseligkeit. Sie forderte ihn auf, in die Predigt und in die Betstunde zu gehen, und gleich wie seine Geschwister, fromme und tugendsame Kameraden zu wählen, und obschon er ihnen oft derb entgegen gekommen war und ihnen gesagt hatte, sie wären eben alte Leute und wollten auch ihn schon vor der Zeit zum alten Manne machen, da er doch auch selbst denken könne und wisse, was Mode sei und einem jungen Manne von seinem Stande zukomme, so unterließen sie es doch nicht, ihm das Leben zu verbittern und ihn zu knechten, wie er wenigstens meinte.

So geschahe es denn eines Morgens, nachdem der Vater ihn wegen seines Verhaltens am vorigen Tage zurechtgewiesen und ermahnt hatte, daß er mit trotziger Miene, die Reisetasche in der Hand, in die Stube trat, als man gerade vom Familiengebete aufgestanden war und meldete mit wenigen Worten, daß es für ihn hier nicht mehr zum Aushalten sei, und daß er fortgehen werde, um in der Fremde, wo er unbehelligt leben könne, sein Auskommen zu suchen.

Gebeugten Hauptes, ernst und milde stand der Vater da und mit einem wehmüthigen, aber durchdringenden Blicke seinem Sohne in das düstere Auge schauend, sprach er: „Kannst du es wagen, die grauen Haare deiner Eltern durch solche Kränkung vor der Zeit in die Grube zu bringen? Bedenke, daß weder Gottes noch deiner Eltern Segen dich begleiten wird, wohl aber der Fluch, den du durch deinen Ungehorsam jetzt anziehest, wie Salomon bezeuget!"

Die Thränen, die über die gefurchten Wangen der Mutter nieder rannen, sowie ihr Schluchzen, zeugte wohl von ihrem tiefe Kummer den sie hatte, aber ihn aussprechen konnte sie nicht, sie sank im Schmerz in Ohnmacht nieder — aber das alles rührte ihn nicht; kalt und finster, wie er war, blieb er, und in starrem Trotze wandte er sich der Thüre zu und ging.— „Ach," seufzte die Mutter im Aufblick zum Himmel, „Hüter Israels, wie lange wird sie währen, diese Nacht voll grauenhaftem Dunkel?" aber kein Sternlein der Hoffnung sahe sie schimmern.

So eilte denn dieser ungerathene Sohn mit schnellen Schritten, aber auch mit pochendem Herzen davon; denn wollte er sichs auch selbst nicht gelten lassen, daß er ein großes Unrecht thue, so bemächtigte sich seiner doch eine solche Beklommenheit und ahnungsvolle Bangigkeit, daß es sein Schritt fast gehemmt und er beinahe bewogen wurde, inne zu halten und den bessern Gefühlen nachzugeben, und ins Elternhaus zurückzukehren. Doch, „nein!" sagte er wieder zu sich selbst; „sie haben es mir doch zu schlimm gemacht; ich will jetzt meine Jugend und Freiheit genießen!" So marschirte er denn einige Tage aufs gerade Wohl hin, bis sein Reisegeld auf die Neige ging und er Arbeit suchen mußte, welche er, da er ein starker Bursche war, auch bald fand. Doch um Arbeit war es ihm im Grunde eigentlich nicht zu thun, denn er arbeitete blos weil er mußte, wohl aber um Gesellschaft. Die wollte und mußte er haben. Er suchte und fand sie—freilich solche, die mit ihm gleicher Gesinnung war, die Jugend und Freiheit genießen und sich einen guten Tag machen wollte. An die Zukunft dachte Keiner, nicht an Morgen, noch weniger an Alter, noch an die Ewigkeit. Man verpraßte was man hatte und machte Schulden, wo man etwas geborgt bekam. So gingen Wochen, Monate und auch Jahre dahin und an-

statt besser, wurde es immer schlimmer.

Ach — seufzte der Vater, als er kummervollen Herzens die letzte Nachricht von seinem ungehorsamen Sohne vernahm — Ach, Hüter ist die Nacht der Sünden noch nicht bald hin, wird er nicht bald wie der verlorne Sohn im Evangelium umkehren, und mein Herz erleichtern und mit Freude erfüllen! Aber nein! — es war ihm dieses nicht vergönnt; er mußte sein vor der Zeit gebleichtes Haupt zur Ruhe niederlegen, ohne diesen Trost zu erfahren, denn der Sohn hatte längst Vater und Mutter vergessen, wie er Gottes und seiner Rechte vergessen hatte.

Jahre waren nun auf diese Weise vergeudet worden, und Johann meinte, es sei nun auch Zeit für ihn, einen eigenen Herd zu gründen, und da er ja nach eigenem Gutdünken handeln konnte, weder nach Gottseligkeit oder Tugend fragte, so fand er auch bald ein Mädchen, die da willig war ihm die Hand zum Bunde der Ehe zu reichen. Es wurde Hochzeit gemacht, aber kein Segen von Gott erfleht zu diesem wichtigen Schritt, wohl aber mußten die Gläser klingen und die Musik rauschen, wie es ja der Brauch war, und die lustigen Kameraden tanzten bis an den lichten Morgen, daß es eine Art hatte. So war denn der Ehestand angefangen aber Gott hatte kein Theil darin, keine Bibel kam in's Haus wohl aber Karten, und jener fromme Gottesmann hat Recht wenn er sagt: „Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd' und traurig aus," und ein Haus ohne Familiengebet ist wie ein Haus ohne Dach, wo alle Wetter einziehen. So gings denn auch hier, indem nach etlichen kurzen Flitterwochen die Splitterwochen kamen, und die währten gar lange. Armuth und Unmuth stritten sich um die Herrschaft, und so gab es des Streits und Haders viel, und die Finsterniß im Herzen wurde noch immer dunkler, denn um den Leiden noch das Siegel aufzudrücken, ging er wieder fleißiger ins Wirthshaus und blieb auch länger drin sitzen, so daß er selten nüchtern nach Hause kam. Was er verdiente das wurde versoffen oder verspielt, und das Weib mußte sich selbst ihren und ihres Kindes Unterhalt verdienen, denn von ihrem Manne bekam sie nichts als grobe Worte und Schläge obendrein.

„Es muß Jemand krank sein, dort drüben in jener armseligen Hütte mit den zerbrochenen Fensterscheiben," sagte Frau M. eines Morgens zu ihrem Mann, denn sie haben die ganze Nacht Licht gehabt, ich will so bald ich kann hingehen und sehen, wer es ist." Ihr Mann, der mit ihr eine ächt christliche Gesinnung hatte, nickte ihr Beifall zu und so ging sie dann hin — und was traf sie an? Auf einem armseligen Strohlager in Lumpen gehüllt, bleich und abgezehrt vom Fieber lag das Kindlein, und daneben saß die Mutter ebenso bleich und abgehärmt als das Kind. So hatte sie fast regungslos die Nacht zugebracht, blos daß sie hie und da ihrem sterbenden Liebling ein paar Tropfen Wassers auf die trockenen Lippen träufelte, oder etwa das Lager einmal änderte. Der Vater aber schnarchte noch, denn er war eben wieder wie gewöhnlich, spät und betrunken nach Hause gekommen.

Die Nacht war vergangen und der Tag erschienen und mit demselben kehrte auch ein Bote der Ewigkeit in der Hütte ein, erlöste das Kindlein von seinen Schmerzen, und nahm es mit sich in den himmlischen Garten, wo es sicher wohnen konnte, denn was wäre wohl hier auf Erden anders aus ihm geworden als ein Trunkenbold? und das wollte Gott nicht haben.

Der Mutter that der Trennungsschmerz wehe, sie ließ ihren Thränen freien Lauf und auch der Vater, als er endlich zur Besinnung gekommen und die Todesbotschaft vernahm und in das kalte blasse Antlitz seines Kindes schaute, schien bewegt. Aber statt Gottes Hand der Liebe zu erkennen, die das Lämmlein zu sich nimmt, wenn die Alten nicht folgen wollen, um sie auf solche Weise zu ziehen, murrten sie gegen den Allmächtigen, als den, der ihnen allein alles Unglück schicke, daß während es Andern immer nach Herzenswunsch gehe, er sie von einer Trübsal in die andre führe.

Doch so konnten sie jetzt nicht stehen bleiben und mit dem Ewigen hadern, sie mußten nun die schwere Pflicht erfüllen ein Särglein herbeizuschaffen und den Todtengräber zu bestellen, daß er dem Kleinen die Ruhekammer bereite. Einen Prediger und ein christliches Begräbniß wollte und brauchte man nicht, denn

der Prediger würde doch weiter nichts thun, als einem das Sündenregister vorhalten, Buße und Bekehrung predigen u. s. w., und dergleichen hatte man ja schon früher zum Ueberdruß gehört. So kamen denn etliche Nachbarn von derselben Gesinnung zusammen und trugen den kleinen Leichnam ohne Sang und Klang hinaus zu seiner Ruhestätte und senkten ihn ins kühle Grab hinab; als aber der Schollen dumpfer Ton das Ohr des Vaters erreichte, da war es ihm doch als ob ein Pfeil sein Herz durchbohrte, seine letzte Hoffnung war zerbrochen. Am Grabe stehend, sehnte er sich, wohl das erste Mal seit er seines Vaters Haus verlassen, nach höherem Troste, dann in Verzweiflung um sich her blickend, brach er unter dem Ausruf: „Ist denn Niemand hier, der ein gebrochenes Herz trösten kann!" zusammen. Aber wer hätte hier Trost bringen sollen? Denn von Gott, der doch hier allein hätte recht trösten können, wollte weder er noch seine Kameraden etwas wissen und so mußte er seinen Schmerz allein tragen und bitter fühlen, daß der Weg der Sünde ein schwerer ist.

Still und gedrückt ging er nach Hause und beinahe hätte man glauben mögen daß die Nacht der Sünde schwinden und ein besserer Tag für Johann und seine Frau anbrechen werde, denn er hielt sich nun einige Tage vom Wirthshaus fern und kam Abends nüchtern nach Hause; aber leider nur einige Male, denn die alten Gesellen kamen wieder und nöthigten ihn mitzugehen, damit er nicht etwa zu tiefsinnig werde, oder gar dem Schmerz noch unterliege, und was sie eben alles wußten. Er ging mit und bald ging alles wieder im alten Geleise, als ob nichts passirt wäre und ob man nichts zu befürchten hätte für die Zukunft.

Freilich, das Mutterherz konnte so schnell nicht vergessen. Daher trieb es ihr auch jedesmal die Thränen in die Augen, wenn sie das leere Bettlein betrachtete, oder in der Stille und Einsamkeit das Vergangene wieder ins Gedächtniß rief. Sie konnte es Gott nicht vergessen, daß er so hart gegen sie war und seine Hand so schwer auf ihr ruhen ließ.

So kam es denn, daß auch sie von Mangel, Gram und Sorgen zu Boden gedrückt, von einer schleichenden Krankheit befallen wurde. Die tiefeingesunkenen Augen sanken noch tiefer in ihre Höhlen zurück, die blassen Wangen wurden noch blasser, die Füße versagten ihren Dienst und sie mußte das Bett hüten. Die Auszehrung hatte sie als ihre Beute gezeichnet. Jetzt war das Maß des Elendes voll, und hätten sich nicht etliche Nachbarsfrauen ihrer erbarmt und sie gepflegt, und alles für sie gethan was in ihren Kräften gestanden, so wäre die Noth noch größer gewesen.

Dank deßhalb der christlichen Nächstenliebe, daß sie nicht müde wurde ihre Opfer zu bringen, denn schien auch alles zur Wiederherstellung der Gesundheit sonst zu sein, und hatte der Arzt sich auch dahin erklärt, daß sie nicht mehr lange zu leben hätte, so blieb ihnen doch die köstliche Genugthuung, daß die Kranke vom Leiden gedrückt, von den täglichen Beweisen echt christlicher Liebe geschmolzen und auf das Wort des Heils aus ihrem Munde aufmerksam wurde; ja, es zu Herzen nahm. So drang denn der Strahl der Wahrheit in die Seele, daß sie ihre Lage erkannte, aber jetzt kam sie freilich erst in Noth. O was waren da der Sünden so viele, mehr als wie Haare auf dem Haupte, und die drückten so schwer bei Tag und Nacht, daß sie keine Ruhe hatte. Doch der da gesagt hat: „Mir hast du nicht gebracht Schafe deines Brandopfers, noch mich geehret mit meinen Opfer, ja mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten," der sprach auch zu ihr: „Ich, ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen und gedenke deiner Sünde nicht." So brach nach langer Sündennacht das frohe Lebenslicht in ihre Seele herein. Glücklich wie noch nie in ihrem Leben, reichte sie die Hand der Nachbarin M. als diese an einem Morgen kam und sich nach ihr erkundigte und erzählte ihr mit freudigem Angesicht, wie sie unter Thränen und Seufzen die Nacht hindurchgerungen, aber auch den seligen Trost, die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden im Blute des Lammes gefunden habe.

Freudig erzählte sie jetzt allen, die sie besuchten, von dem was der Herr an ihrer Seele gethan hatte, und ganz besonders suchte sie es ihrem Manne zu bezeugen, welcher Genuß in Jesu sei u. s. w.; aber er wollte nichts davon hören, er ging mürrisch seine Wege oder ließ sich gar nicht sehen. So vergingen noch etliche Tage und die Dulderin schlief ruhig ein. Tiefer Frieden lag noch auf dem erblaßten Angesicht, und man konnte mit guter Zuversicht sagen: Hüter, hier ist die Nacht hin und der helle Tag angebrochen. Die Nachbarn sorgten für ein christliches Begräbniß, dem ja der Mann pflichtgemäß beiwohnen mußte. Seit vielen Jahren war es das erste Mal, daß er wieder einmal von der rettenden Jesusliebe zeugen hörte, vielleicht auch das letzte Mal. — Wie er kam so ging er wieder, — alle bessern Gefühle und Regungen unterdrückend, ließ er die Todten in der Vergessenheit ruhen. Der Schnee breitete dann über beide sein Leichentuch und die Nachbarn sagten, wenn sie einmal zufällig oder absichtlich da vorbei kamen; „Denen ist's wohl gegangen, die halten nichts Gutes auf der Welt! Gott hab sie selig!"

Aber was ward denn aus ihm? Wo finden wir ihn? Nun er ging vom Grabe weg, nach Hause, aber nicht um da zu bleiben, denn hier war seines Bleibens nicht mehr. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe. Er fürchtete sich, denn der Gottlose fürchtet sich ja da, wo nichts zu fürchten ist. Er packte seine Sachen noch einmal zusammen, verließ das Häuschen, das ohnehin nicht sein eigen war, und ging aufs gerade Wohl wieder weiter. In die Welt hinaus trieb es ihn, weg von der Stätte, wo das Gewissen so viel Anlaß hatte ihn zu verklagen, aber auch noch tiefer in die Sünde hinein ging es. Hatte er früher hie und da noch etwas Rücksicht auf Weib und Kind genommen, so war jetzt die letzte Schranke gebrochen und so ging es im Doppelschritt dem Verderben zu. Doch auch seine Tage waren gezählt. Der vom Laster der Trunksucht und Ausschweifung zerrüttete Körper brach unter der Last zusammen und man fand ihn eines Morgens todt in einer Scheune liegend von Niemand betrauert. Man mag fragen: Hüter ist die Nacht nun hin! aber es heißt: Nein! auf ewig nein! Der Weg des Trunkenboldes führt zum Verderben. Hölle und Verdammniß sind sein Loos. Ewige Nacht und Dunkel ist sein Erbtheil. Hoffnung bleibt da ein Fremdling und Reue ist da zu spät. So endete der, welcher als Jüngling, einst eine hoffnungsreiche Zukunft vor sich hatte, der alle Mittel besaß, um glücklich leben zu können, der den Weg zum Himmel wohl wußte, aber ihn nicht gehen wollte.

Die Welt, von der er sich so viel versprochen, gab ihm nichts, das Sündenleben, das ihm so schön geschienen, daß er demselben Eltern, Geschwister und alles opferte, gab ihm Nichts als Elend und Gewissensbisse, das verachtete Grab eines Trunkenboldes und ewige Verdammniß.

Deßhalb lieber junger Leser noch ein Wort an dich!

„In allem was dir vorkommt zu thun, bedenke das Ende." Wie mancher Jüngling, der leichtsinnig den guten Rath seiner besten Freunde verschmäht, und im jugendlichen Leichtsinn dem Rathe des Fleisches gefolgt, hat ein Ende genommen mit Schrecken, und wie manche Jungfrau, die mit Leichtsinn einem Trunkenbold die Hand zur Ehe gereicht, hat sich in's größte Verderben gestürzt.

Kehrt auch hie und da noch einer wieder um, so ist die Zahl derer, die fortfahren in der Sünde bis das Verderben sie erreicht, doch vielfach größer, so daß es doppelt nöthig ist gerade in den Jugendjahren vorsichtig zu sein, was wir für einen Weg wählen. Denn:

„Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen."

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

5. Eine Reise nach dem Missionshause.

Wenn eine Familie mit Kindern gesegnet ist und die lieben Kleinen groß werden, dann entsteht bei den Eltern die

Frage, was sollen unsere Söhne werden? Diese ernste Frage beschäftigte auch meine Eltern zu der Zeit als ich 14 Jahre alt wurde. Da ich das jüngste Kind war, und meine Brüder das Geschäft meines Vaters gelernt hatten, so wünschten meine Eltern und Brüder, daß ich ein anderes Geschäft lernen sollte. Aber welches? das war die brennende Frage. Der eine Bruder meinte ich sollte Lehrer werden, der andere wollte haben ich sollte Apotheker werden und der dritte hatte wieder eine andere Ansicht. Meine Eltern sprachen nur wenig über diese Angelegenheiten, aber man konnte es ihnen ansehen, daß sie viel darüber dachten.

Eines Tages rief der Vater mich allein und sagte mir, er glaube, daß es dem lieben Gott wohlgefällig sei, wenn ich Missionar würde. Sehr gern wollte er die Kosten an mich wenden, wenn ich willig wäre den armen blinden Heiden das Evangelium zu verkündigen. Er wisse auch, daß ich im Missionshause zu Barmen Aufnahme und eine gute Ausbildung bekommen könne. Diese Worte gingen mir tief zu Herzen. Der Augenblick war mir so wichtig, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Der Vater fuhr dann fort, und belehrte mich über das große Werk der Heidenmission und wie nothwendig es sei, gerne unsere Kräfte und Gaben für sie aufzuopfern; über den Mangel an geeigneten Missionaren und die Beschaffenheit und Pflichten eines Missionars, der von Gott berufen sei. Er schloß die Belehrung mit den Worten: „Ich will beten, daß Gott dein Herz erneure und dich willig und tüchtig mache zu seinem Dienste."

Von dieser Zeit an fühlte ich sehr unruhig. Ich sahe auf der einen Seite das Geschäftsleben mit seinen irdischen Vorrechten und Vortheilen, aber auch mit seinen Gefahren für die Errettung der Seele, und auf der andern Seite das Missionsleben mit seinen mannigfaltigen Mühen und Entbehrungen, aber auch mit seinen großen Verheißungen für Zeit und Ewigkeit. Wie ein Wanderer, der vor sich zwei Wege sieht und nicht weiß, welchen er gehen muß, so sahe ich vor mir die beiden Richtungen, die meiner künftigen Laufbahn gestellt waren, und wußte nicht, welche ich gehen sollte. Und je mehr ich nun das Angenehme und Unangenehme der beiden Richtungen in Rechnung nahm, desto größer wurde die Schwierigkeit der Wahl. Aber so gehts, wenn man in dieser Angelegenheit sich mit „Fleisch und Blut" bespricht. Die Wahl wird schwierig und bringt Kampf und Qual.

Die Zeit eilte schnell dahin, der Frühling ging seinem Ende entgegen und ich schwebte noch immer zwischen Wollen und Nichtwollen. Mein Vater hatte im Sinn eine Geschäftsreise ins Siegerland zu machen. Ich hatte große Lust zum Reisen und frug ihn, ob ich mitreisen dürfe. Zu meiner großen Freude sagte der Vater, daß er meine Mitreise wünsche.

Der Tag der Abreise kam schnell herbei. Frühe Morgens verließen wir unsere Heimath und gingen zu Fuß über Hallenberg nach Berlenburg. Es war schon Abend als wir die Stadt erreichten. Auf einer Anhöhe blieben wir stehen, und betrachteten die Stadt und Umgegend, die im röthlichen Lichte der Abendsonne schimmerte. Merkwürdige Erinnerungen knüpfen sich an diese romantische Gegend. Hier war ehedessen das Asyl der Wittgenstein'schen Separatisten und die Geburtsstätte der Berlenburger Bibel. Merkwürdige Männer, wie Hochmann, Dippel, Arnold u. A. m., fanden hier zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts einen heimathlichen Herd. Nachdem wir die Gegend betrachtet und über Manches aus der alten Zeit gesprochen hatten, schritten wir weiter der Stadt zu. Die drückende Hitze des Tages hatte einer milden Abendkühle Platz gemacht. Köstlicher Wohlgeruch duftete aus den prachtvollen Gärten, mit welchen die alterthümliche Stadt umgeben ist. Ein großer freundlicher Mann kam auf uns zugeschritten. „Grüß Gott, Johannes!" sagte der Fremde, indem er meinem Vater die Hand reichte. „Grüß Gott, Br. B.!" (ich habe den Namen des Fremden vergessen, will ihn deßhalb B. heißen) erwiderte mein Vater, während der Fremde unsere Hände schüttelte. „Wo kommt ihr her, und wo geht die Reise hin?" frug darauf der Fremde. „Wir kommen heute

von Heim und wollten morgen nach Siegen reisen, antwortete mein Vater. „Dann geht mit mir Heim und bleibt bei mir über Nacht," sagte der Fremde. Wir nahmen die Einladung an und herbergten bei einer Familie, die den inneren Gehalt des Christenthums durch Erfahrung kannte. Die l. Leute bewiesen uns viel Freundschaft und Liebe. Nachdem das Abendbrod genossen war, wurde der Abend auf eine echt gemüthliche Weise in christlicher Unterhaltung zugebracht. Wenn die deutsche Gemüthlichkeit in dem Familienleben christlich geregelt ist, dann ist sie doch etwas wundervolles.

„Hast du schon davon gehört, daß Br. Simenroth sein Sohn Missionar werden will?" frug Bruder B. „Ich habe davon gehört," antwortete mein Vater, „und bin froh darüber, denn ich glaube, daß der junge Simenroth ein tüchtiger Missionar wird." „Das glaube ich auch," sagte Bruder B., „er hat in Neuwied die Wiedergeburt erfahren und will im Barmer Missionshause sich ausbilden für die Heidenmission. Ich saß neben meinem Vater etwas zurück und lauschte auf jedes Wort. „Die Wiedergeburt erfahren," dachte ich bei mir selbst, das ist's, was mir fehlt. Nachdem noch Manches über den Missionsdienst gesprochen war, sagte Bruder B.: „Ich denke, unter deinen Söhnen ist auch noch ein Missionar." Mein Vater sah sich um, blickte mich lächelnd an und sagte: „Ich habe die Hoffnung, daß mein Heinrich ein Missionar wird.". Bruder B. wurde hoch erfreut über diese Worte. Er rückte seinen Stuhl etwas näher und sagte zu mir: „Glücklich bist du, mein Junge, wenn du ein Diener des Herrn Jesu Christo wirst. Der Missionsdienst ist die edelste Beschäftigung, die auf Erden gefunden wird. Habe Muth und weihe dich diesem Dienste und der Herr wird's versehen."

Nachdem wir eine angenehme Nachtruhe und Frühstück genossen, und Familiengebet gehalten hatten, nahmen wir Abschied von den braven Berlenburgern und reisten weiter ins Siegerland hinein. „So Gott will, wollen wir von Siegen nach Barmen reisen," sagte mein Vater zu mir, „ich wünsche, daß du das Missionshaus daselbst siehest und kennen lernst." Ich war damit gern zufrieden und freute mich, daß unsere Reise länger wurde. Die nächste Nacht hatten wir wieder eine angenehme Herberge in einem Dorfe bei Siegen, bei bekannten christlichen Leuten. Nachdem wir zwei Tage im Lande Siegen zugebracht und unsere Geschäfte verrichtet hatten, reisten wir weiter über Meinertshagen nach Barmen.—Die Beschreibung des wunderschönen Siegerlandes will ich den geschickten Händen eines Siegerländers überlassen, der in Cleveland wohnt und daselbst Editor des Evang. Magazins ist. Gegen Abend des zweiten Tages sahen wir Barmen und Elberfeld mit allem was drum und dran hängt, vor unsern Augen ausgebreitet. Aber welch ein Anblick war dies? Ich sahe ein Häusermeer ohne Ende, mit hohen Thürmen und vielen rauchenden Schornsteinen; und ich hörte ein Gehämmer und Gepolter, wie ichs in meinem Leben noch nicht gehört hatte. An diese Anschauung wurde ich vor fünf Jahren wieder lebhaft erinnert durch einen Knaben des Bruder Eberhart zu Lomira, Wisc. Der Kleine war zum erstenmal nach Fond du Lac gewesen, und da er gefragt wurde, wie ihm die große Stadt gefallen habe, sagte er: „Ich habe die Stadt nicht gesehen, es waren so viel Häuser da."

Unser Weg in die Stadt führte über den Bahnhof. Hier sah ich die Eisenbahn zum erstenmal. Während mein Vater mit einem Bekannten, den wir zufällig trafen, redete, ging ich ein wenig vorwärts und betrachtete die Locomotiv, die nahe am Wege stand. Als ich dicht bei der großartigen Maschine in die Betrachtung derselben ganz vertieft war, fing sie plötzlich an zu pfeifen. Ich dachte der Dampfkessel würde platzen und lief zurück so schnell ich konnte. „So gehts, wenn die Neugierde den Verstand regiert," sagte mein Vater, indem er mir begreiflich machte, daß gar keine Gefahr vorhanden sei. Mit Scham erkannte ich meinen Irrthum und versprach in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Des anderen Tags besuchten wir das Missionshaus. Ich ahnte es, daß der Besuch um meinetwillen gemacht werde, daß sein Zweck kein anderer sei, als bei

mir Lust und Interesse an der Mission zu wecken. Das Missionshaus ist Eigenthum der Rheinisch-Westphälischen Missionsgesellschaft, die 1828 ins Leben trat und 1829 ihre ersten Missionare nach Südafrika sandte. Auf dieses Missionsgebiet ist auch seitdem ihr Hauptaugenmerk gerichtet geblieben. Ein zweites bedeutendes Arbeitsfeld betrat sie 1834 auf der Insel Borneo und ein drittes im Jahr 1847 in China. Das Seminar dieser Anstalt steht in erfreulicher Blüthe. Wenn ich nicht irre zählte es damals 15 Zöglinge. Unser Besuch in der Anstalt der über eine Stunde währte, machte auf mich einen tiefen Eindruck. Besonders interessant für mich war die Besichtigung der Trophäen, die diese Anstalt aufzuweisen hat, namentlich die heidnischen Götzen, die aus dem Reiche der Finsterniß hieher gesandt waren. Könnte ich doch Missionar werden! das war mein Gedanke, als wir die Anstalt verließen und unsere Heimreise antraten. Dieser Gedanke machte mir viel Unruhe. Ich fühlte eine starke Neigung zur heil. Missionssache, aber mit einem unerneuerten Herzen in eine Missionsanstalt zu gehen, um Missionar zu werden, das war mir schlechthin nicht möglich.—

Ich wählte das Geschäftsleben und blieb darin, bis ich die Wiedergeburt erfahren hatte. Erst nachdem mir diese Gnade geschenkt war, wurde es mir möglich Missionar zu werden. Es wär mir unmöglich zu glauben, was Professor W. von St. Louis vor drei Jahren in Milwaukee, Wisc., bei einer Sitzung der Missouri Synode sagte. Auf eine Frage, ob eine Gemeinde die Amtsverwaltung eines unbekehrten Predigers als göttlich sanctionirt betrachten müsse, antwortete der Professar: „Freilich muß sie; aber sie muß dabei beten, daß Gott ihren unbekehrten Seelsorger bekehre." Armer Seelsorger und arme Gemeinde dies, dachte ich, als ich diese Antwort hörte. Ich bin fest überzeugt, daß die Motive, die Jemanden, der unbekehrt ist, bewegen, das Predigtamt zu übernehmen, entweder in Unwissenheit oder in Unaufrichtigkeit wurzeln. Auch hier gilt das göttliche Wort: „Tritt nicht herzu! ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land."

Die neue Lehre.

(Von W. Horn.)

Höret, was ich hab vernommen:
Es sind neue Apostel ins Land gekommen
Und predigen in der Welt herum
Ein neues Evangelium:
„Der Mensch ist geworden und nicht geschaffen,
Er stammt von einem verschollenen Affen,
Und in der guten alten Zeit
Hat er sich sogar eines Schwanzes erfreut.
Der Glaube an Gott und seine Gesetze
Ist nur ein albernes Pfaffengeschwätze;
Es gibt keinen Himmel, kein ewiges Leben,
Der Gottesdienst ist nur ein thöricht Bestreben,
Es gibt keine Hölle, es gibt keine Strafe,
Der Mensch stirbt wie der Ochs und die Schafe."
So lautet nach Vogt's und Büchners Geständniß
Der freien Männer Glaubensbekenntniß.

Ich muß gestehn, das lautet ein wenig
Freimännerisch-affentönig!
Doch eh' wir ein förmliches Urtheil fällen
Laßt uns die Herrn vor die Schranken stellen;
Sie haben doch am Ende recht
In ihrer Verwandtschaft mit dem Affengeschlecht.
Wir können sie ja daran erkennen,
Daß sie sich freie Männer nennen.

Der Affe wirthschaftet frei in der Welt,
Er thut was seiner Lust gefällt,
Vorausgesetzt—wie bei den Kindern—
Daß Furcht und Schwachheit ihn nicht d'ran hindern.
Nun, wenn man dieses Freiheit nennt,
So ist der Frei-Männer Argument,
Von Freiheit, Bildung, Naturgesetz
Am Ende doch kein leer Geschwätz.
Sie thun ja auch nach Lust und Gier,
Wie jedes andre freie Thier,
Und wären sie auf Erden allein
Sie richteten sie zum Tanz- und Trinksaal ein.
Die Affen bequemen sich der Cultur,
Sie schweifen umher durch Wald und Flur,
Und sind sie sonst auch falsch und störrig,
Für Thorheiten sind sie sehr gelehrig.
Auch hierin stehn nicht die Vettern entfernt
Sie haben sogar das Schwatzen gelernt.
Der Affe hat auch kein Gewissen,
Er thut was er will, und nimmt was er kann,
Das Erstere wird man ja auch vermissen
Beim sogenannten „freien Mann;"
Und wenn er nicht immer nimmt, was er kann,

War Ehrlichkeit schwerlich schuld daran.
Dann führt auch der Affe aufrechten Gang:
Zweibeinig, gravitätisch, frei und frank,
So thun auch die Herrn vom Freimänner-Verein,
Das heißt, wenn sie zufällig nüchtern sein.
Der Affe kennt weder Himmel noch Hölle,
Er ist ein unbesorgter Geselle,
So ist es auch bei seinen Vettern
Die nichts als ihren Bauch vergöttern,
Der höchste Ruhm zu jeder Zeit,
Ist ihre Affenherrlichkeit.
Ihr großer Geist zerrinnt im Sterben,
(Kein großer Verlust für ihre Erben,)
Und dann ist Alles Alles vorbei—
Sogar die Freiheitsduselei.
Nun hätten wir die Paralelle gezogen
Und fühlen uns zu der Frage bewogen:
Haben denn die Herren so ganz unrecht,
Von ihrer Verwandtschaft mit dem Affengeschlecht?

Und stehts noch Jemand weiter an
Zu werden auch ein „freier Mann,"
So wähl' er zum Ahnherrn einen Affen,
Und schimpfe weidlich auf die Pfaffen,
Verleugne Gott und seine Gesetze,
Und übe sich im Freiheitsgeschwätze,
Vertilge tüchtig Schnapps und Bier
Und leb' und handle wie das Thier,
Und ist er dann noch immer nicht frei,
So wisse, daß es unsre Schuld nicht sei,
Wir haben ihm ja deutlich erzählt,
Was Büchners neue Lehre enthält,
Und was er von seinen Ahnen docirt,
Er hat doch wohl ihre Papiere studirt.

Doch wer mit uns noch fest dran hält,
Daß Christus sei der Herr der Welt,
Und wem das alte Gotteswort
Noch immer ist des Glaubens Hort,
Und wem das wahre Christenthum
Noch immer ist des Lebens Ruhm,
Und wer nicht Lust hat sich zu brüsten
Mit dem Affenschweif der Materialisten,
Und wem noch über Tod und Gruft
Die Himmelsluft entgegenruft,
Der fürchte sich nur nicht zu sehr
Vor diesem freien Männerheer.
So lang Gott sitzt im Regiment
Ist ihnen nicht der Sieg vergönnt.
Sie tragen trotz der Sinneslust,
Das „Anathema" in der Brust.
Sie wägen weniger denn nichts
Am großen Tag des Weltgerichts.

Wer sich durch die Liebe Gottes bewegen lassen kann den Sinn zu ändern, der geht den köstlichen Weg.

Eine Lektion für alte Knaben.

Von Germanikus.

„Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat, sie klappert aber klingt nicht." Göthe.

„Ich hab's immer gedacht." Dieses ist ungefähr die allgemeine, aber sehr wichtige Antwort einer gewissen Classe von Menschen, wenn sich etwas Unerhörtes, oder doch Unerwartetes zuträgt, und indem gewöhnlich Niemand dagegen protestirt mag es als große Vorsicht erscheinen, oder auch, daß man es glaube.

Herr Pfarrer Jones wurde als Kaplän des Staatsgefängnisses ernannt; die Anstellung war eine wohlüberlegte und günstige, denn durch jahrelanges Bestreben und Wirken im Predigtamt hatte der alte Herr sich das Vertrauen der besten Männer erworben; sein Alter, Stand und Ansehen machten ihn für diesen Posten besonders tauglich. Die gute Nachricht verbreitete sich bald und gelangte auch unter die Leute auf einem Bezirk den der Ehrw. Herr früher bereist hatte.

Ein gewisser Herr Brown hörte es auch und freute sich darüber, dachte aber sogleich, daß er sich einen kleinen Spaß erlauben würde mit seinem Nachbar, und ging auch bei der ersten Gelegenheit zu Werke. Herr Schmitt arbeitete in seinem Felde nahebei und folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihnen:

„Bruder Schmitt, hast du das Neueste schon gehört?"

„Nein, was ist es, Bruder Brown?"

„Ei sie sagen, unser früherer Prediger, Vater Jones, sei gestern nach dem Staatsgefängniß gebracht worden."

„Du sagst doch nicht! ist es wirklich möglich?"

„Ich denke, es ist wahr, ich habe es heute von Bruder K. erfahren, der es in der Zeitung sah.

„Ei, ei, ei! Weißt du was Br. Brown, ich will dir ein Ding oder zwei sagen, die ich sonst noch Niemand, selbst meiner Frau nicht gesagt habe: zwischen mir und dir und dem Zaunpfosten da, ich habe schon längst gedacht, Vater Jones sei der Mann nicht, der er zu sein scheint; ich hab' immer gedacht, er gehe an einem dieser Tage noch ins Staatsgefängniß—ei,

ei, ei; doch ist der alte Sünder besser dort als unter ehrlichen Leuten."

Herr Brown bot ihm guten Abend ohne ihn zu erleuchten, mag er es sonst erfahren, ich hab's immer gedacht er lernt noch eine Lektion. Wie doch die Welt einen Menschen zu drängen liebt, wenn er bergab geht. Die Moralia ist deutlich.

Erste Erfahrungen eines Deutschen in Baltimore.

(Von Fr. Kurtz.)

Als vor ungefähr dreißig Jahren das Auswanderungsfieber die Gemüther im lieben, alten Vaterlande ansteckte, ergriff es auch die Leute in B., und besonders machte sich mancher Jüngling auf den Weg, um in Amerika sein Glück zu suchen. Unter Anderen sehen wir auch einen stillen, biederen Jüngling, der so recht anspruchslos und nachdenkend mit dahintrabt. Von seiner Seereise, und was sich da für Begebenheiten zugetragen und für Gedanken und Pläne ihn beschäftigt haben, wissen wir nichts. Aber glücklich kam er in der Stadt Baltimore an. Wie es nun bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, suchte auch unser argloser Deutscher zuerst nach seinen Landsleuten, und fand auch bald eine freundliche Aufnahme bei seinem Landsmann Unver., welcher seines Zeichens ein Grobschmied war. Die Freude des Wiedersehens war groß. Nun muß man aber auch sogleich noch mehr Landsleute aufsuchen. Gedacht, gethan! Der Schmied verläßt seinen Amboß und Blasebalg, und geht mit dem Landsmann an's Besuchen. Wie es denn gebräuchlich ist, muß man bei solchen freudigen Zusammentreffen nach alter deutscher (?) Sitte auch Eins trinken. Diesem kamen denn auch die beiden Freunde treulich nach, und an Gelegenheit dazu fehlte es nicht. So verging der Tag lustig und vergnügt, und die untergehende Sonne fand die Beiden noch weit von der Heimath entfernt. Mit dem Schmied kam es endlich so weit, daß er nicht recht mehr wußte, ob die Sonne am Aufgehen, oder Untergehen sei. Man machte sich auf den Heimweg, aber leider konnte man wegen der Dunkelheit in und außer dem Kopf die Straßen nicht mehr unterscheiden. Und um nun das Maaß des Jammers voll zu machen, kommt der Schmied zuletzt noch in einen Straßenkrawall. Jetzt wurde es unserem Deutschen aber erst wunderlich zu Muth, weil er nicht recht unterscheiden konnte, ob die Leute beteten oder fluchten, weil auf englisch geschimpft und geflucht wurde. So steht er denn erwartungsvoll da und harrt der Dinge, die da kommen werden. Auf einmal sieht er sich von einer Anzahl Blauröcke umringt, wovon Jeder mit einem Knüppel versehen war. Das war ihm nun freilich eine fremdartige Komödie. Man denke sich die Lage des armen Jünglings—er weiß nicht recht was er beginnen soll. Er weiß nicht, ob es am Platze sei anzugreifen, und rechts und links derbe, eindrucksvolle deutsche Hiebe auszutheilen; und sich aus der Schlinge zu ziehen, und seinen Landsmann Grobschmied allein seinem Schicksal zu überlassen, war als Deutscher auch seine Sache nicht. Die Polizei nimmt den Schmied beim Kragen, und fort gehts. Was aber nun anfangen? Unbekannt, keine Straße nach Haus kennend, und dazu noch der Sprache fremd. So blieb ihm nichts übrig als dem Zuge nachzufolgen, welches er dann auch that, doch nur von ferne. Endlich kommen sie an ein gewisses Haus, und hinein gehts mit Vetter Schmied, ohne auch nur vorher anzufragen, ob der deutsche Landsmann damit einverstanden sei. Der arme Jüngling steht draußen rathlos und neugierig, was denn nun wohl aus seinem Landsmanne geworden sei. Endlich wagt er es zur halboffenen Thür hinein zu gucken. Man bemerkt ihn von Innen und winkt ihm einzutreten. Er läßt sich das auch nicht zweimal sagen, und tritt so recht treuherzig und ehrerbietig ins Lokal; aber, o Schrecken!—auf einmal öffnet sich eine Seitenthür, und hinein, zu seinem Landsmanne, hinter Schloß und Riegel muß der Arglose spazieren. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Er sucht seine Rechte geltend zu machen, beruft sich auf sein gutes darmstädtisches Bürgerrecht, aber alles hilft nichts, denn

die Menschen verstehen eben so viel von seiner Rede, als ob er griechisch, oder hebräisch spräche. Da sitzt er nun und hat Muße zum Nachdenken. Wunderlich gehts ihm durch den Kopf, denn er kann es gar nicht recht begreifen, daß man in Amerika auf eine solche Weise empfangen werde. So wurde die Nacht verbracht so gut es eben ging. Am nächsten Morgen wurden die Thüren geöffnet und die Gefangenen waren auf freiem Fuß. Unser Deutscher hat aber hieraus eine heilsame Lection gelernt, und ob er jetzt schon mehrere Jahre ein Bürger Baltimore's ist, wurde ihm doch nicht zum zweiten Male in jenem Hause Quartier angewiesen. So kann wohl Mancher unschuldig leiden, denn es heißt eben: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen." Wohl dem deßhalb, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder. Beschwerlich ist es jedenfalls und gefährlich ist es nach Leib und Seele.

Skizzen aus Californien.

(Von Georg Schmid.)

Reisen und Erzählen sind zwei unzertrennliche Begleiter, und der, welcher reist, hat eine gewisse Verpflichtung auf sich, denen, welchen ihre Umstände das Reisen verbieten, seine Beobachtungen mitzutheilen. So wird es hoffentlich den Lesern des Magazins nicht uninteressant sein, wenn ich ihnen in einer Reihe von Artikeln manche von meinen Beobachtungen aus Californien, den Sandwichinseln, und dem Isthmus von Darien, an welchen Plätzen ich mich kürzere oder längere Zeit aufgehalten habe, mittheile. Und sollte der geneigte Leser es nicht so geschmackvoll finden, als er es erwartet, so muß er sich eben mit Vielen trösten, welche nach Californien kamen, um Säcke voll Gold zu finden, aber wie Urian in Mexiko, leider nichts als „Sand und Stein" fanden. So stehe denn hier

1. Ein Erdbeben.

Der geneigte Leser erschrecke nur dieses ernsten Anfanges wegen nicht. Die Erde ist ja überall des Herrn.

Die Offenbarungen Gottes in der Natur sind immer erhaben und großartig, ganz besonders aber wenn die Elemente in ihrer vernichtenden Kraft an dem winzigen Menschen vorüberziehen, wie in einem Gewitter, Erdbeben ꝛc. Ein Gewitter ist jedoch von einem Erdbeben sehr verschieden, namentlich auch darin, daß das letztere ohne alle Vorzeichen plötzlich kommt, wohingegen ein Gewitter seine Vorboten aussendet. Es läßt die gewaltige Bühne des Firmamentes mit dunklen Wolkengebirgen decoriren, durchwebt dieselbe mit flammenden Blitzstrahlen, und läßt den Donnerlaut vor sich her posaunen. Aber nichts derart geschieht bei einem Erdbeben.

Es war am 15. October 1867, als wir in Oakland, Cal., Morgens wie gewöhnlich aufstanden, und einem heiteren Tag entgegenhofften. Des Himmels Blau lächelte freundlich über der Landschaft, und die Sonne wandelte wie gewöhnlich in ihrem Strahlenkleide aus dem Morgenrothe hervor. Manche der Einwohner benützten die Kühle des Morgens noch zu einem erquickenden Schlaf, andere versammelten sich um den Frühstückstisch. Da auf einmal fingen die Schüsseln und Tassen an zu klirren, die Gläser fielen von den Gesimsen herunter, die Häuser bewegten sich, die Schornsteine fielen herab, und zitternd und schreckensblaß sprangen die Esser vom Frühstückstisch und die Schläfer von ihren Lagern auf. Die Erde erbebte in ihren Eingeweiden, und allenthalben hörte man Wehklagen und Jammergeschrei. Die Bäume bogen sich zur Erde, als ob sie von der Riesenfaust eines gewaltigen Orkans geschüttelt würden. Ueberall in der Erde und in Häusern, namentlich in Backsteinhäusern, konnte man Risse wahrnehmen, wenn letztere nicht einstürzten. Jedermann war in ängstlicher Befürchtung, die Stöße möchten sich wiederholen, und Alles eilte auf die Straßen, oft barfuß oder nur halb angekleidet, um nur das nackte Leben zu retten. Niemand denkt daran, bei solcher Gelegenheit wie bei einer Feuersbrunst, etwas in Sicherheit zu bringen, denn wo ist ein Platz, den man da sicher nennen könnte? Wird nicht oft in wenigen Minuten eine ganze Stadt durch ein Erdbeben in einen

Trümmerhaufen verwandelt, und Hunderte von Menschen unter den Ruinen begraben! Selbst Tage lang nach dem Erdbeben ist die Angst noch so groß, daß es Niemand wagt, in einem Hause von Backsteinen zu schlafen, sondern oft hohe Miethe zahlt, um nur in einem Främhause ein nothdürftiges Unterkommen zu finden.

An dem obengenannten Tage sahe ich zwei Arbeiter auf einem Dache beschäftigt. Auf einmal kam das Erdbeben, und sie hatten nichts, woran sie sich halten konnten. Was war da zu thun? Kein Augenblick der Warnung, keine Zeit zum Ueberlegen. Sie warfen sich flach auf das Dach und das war ihre Rettung, sonst wären sie drei Stockwerke tief herabgestürzt. Ein anderer Mann war auf einem unvollendeten Thurme beschäftigt. Er sagte, der Thurm habe etwa achtzehn Fuß hin und her geschwankt, und als ich ihn fragte, was er während des Erdbebens oben gedacht habe, antwortete er mir: „Mich fest zu halten." Eine Familie kam an jenem Morgen vom Osten nach Oakland, um sich dort heimathlich niederzulassen. Als sie aber Zeuge des Erdbebens waren, sprangen sie flugs wieder auf ihren Wagen, und gingen hin, wo sie hergekommen waren. Sie wollten kein zweites Erdbeben mitmachen. Es ist in der That auch eine unheimliche Erscheinung, ein solches Erdbeben. Die gelehrte Welt mag solche Erscheinungen deuten und demonstriren, wie sie will, man muß mit jenen Egyptern sagen: „Dies ist der Finger Gottes." Solche Gelegenheiten sind Bußprediger ohne Wort, welche einen gewaltigen Eindruck auf das menschliche Gemüth zu machen geeignet sind, mehr als manche Predigten mit vielen Worten. O, daß sich die Menschen warnen ließen!

Aufgelesene Aehren von S. K.

Motto: Philipper 4, 8.

1. Das königliche Gebet.

König Friederich Wilhelm IV. von Preußen und die Königin waren in Erdmannsdorf. In der Nähe dieses Schlosses lebte ein, unserm König durch seine treu geleisteten Dienste sowohl, als durch seine aufrichtige Frömmigkeit wohlbekannter Graf, der während seiner damaligen Krankheit von seinem königlichen Herrn und Nachbar oftmals besucht wurde. Bei einem dieser Besuche äußerte der Graf in vertraulicher Unterredung gegen seinen hohen Gast, daß ihm der Gedanke so schmerzlich sei: seine beiden Söhne, die in der Anstalt der Brüdergemeinde zu Nizky erzogen würden, und von denen er mehrmals betrübende Nachrichten erhalten habe, möchten mißrathen und er sie in der seligen Ewigkeit nicht wiederfinden. Der König tröstete den Kranken mit den Verheißungen, die im Worte Gottes der ernstlichen Fürbitte gegeben sind. Dann verordnete er alsbald im stillen, daß die Söhne eilig zum Besuche nach Hause kämen, damit sie den Vater noch lebend antreffen möchten und derselbe noch ein Wort ernster, väterlicher Liebe zu ihnen reden könne. Eines Tages, als er wußte, daß die Jünglinge angekommen waren, tritt der König in das Zimmer des Kranken, um den alle Angehörigen sich gerade versammelt hatten. Er fragt den Grafen nach seinem Befinden, und als dieser ihm antwortet, er glaube bald heimgeholt zu werden, da sagte der König zu den Umstehenden: „Dann glaube ich, wir können nichts Besseres thun, als beten." Er kniete darauf mit der ganzen Familie nieder, und betete laut und mit herzlichem Ergriffensein, und flehte besonders inbrünstig zu dem Herrn, er möge sich doch auch der Kinder in Gnaden annehmen, sie bewahren und einst mit dem Vater bei sich vereinigen. Der Geist Gottes hatte die betenden Herzen bewegt. Der sterbende Vater war mächtig getröstet und erquickt. Die beiden Söhne aber waren gewaltig erschüttert und es zeigte sich von Stund an, daß eine kräftige Umwandlung in ihren Herzen vorging. Nach dem Tode ihres Vaters kehrten sie wieder in die Anstalt nach Nizky zurück. Ihren Mitschülern und Lehrern konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß mehr als die Trauer um den heimgegangenen Vater die Herzen der Brüder erfüllte. Sie merkten bald, hier habe der Geist des

Herrn ein Werk begonnen, von dessen Vollendung die Schrift sagt: „Das alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" Und jenes gesegnete Feuer ist nicht allein bei ihnen geblieben, sondern es hat in der Anstalt weiter gezündet. Hat man doch in den Jahren 1846—48 von einer großen Erweckung in der Knabenanstalt zu Nizky gehört? Die hat sich an vielen jungen Seelen dort in einem geheiligten Leben, und bei einigen schon in einem seligen Sterben bewährt. Diese heilsame Bewegung von dem rechtschaffenen Erwecktsein jener jungen Grafen ist also durch des Herrn Hand eine weitere Folge von dem gesegneten Eindrucke, den die Jünglinge damals an dem Sterbebette ihres Vaters dem herzlichen, gläubigen Gebet des Königs empfangen haben.

Merke Leser! das war echt königlich und christlich gehandelt. Das war auch Grund gelegt der für und für bleibet. Das heißt die Lücken verzäunet und die Wege gebessert. Jesaia 58, 12. Und des Gerechten Gebet vermag viel, so es ernstlich ist. Und sein Gedächtniß bleibt im Segen. Gehe hin, thue desgleichen!

Auch eine Sternenwelt.

Wenn Du, lieber Leser, durch die Hauptstraße einer bevölkerten Stadt wandelst, bleibst Du hie und da an den prächtigen Schauläden stehen und betrachtest mit Wohlgefallen die gefälligen Formen, die eine geschickte Hand den verschiedenen Gegenständen, seien sie nun aus Gold oder Silber, aus Porzellan, Steingut, Thon, Kupfer, Eisen, Glas, Gummi, u. s. w. verlieh. Wie gern weilst Du an der Drehbank eines geschickten Drechslers, die regelmäßigen Körper bewundernd, welche seine Hand mit Hilfe des Meisels liefert. Und läßt sich gar irgend einmal ein Glasspinner sehen, so zahlst Du wohl auch noch einige Groschen Eintritt, um die niedlichen Figuren bewundern zu können, die er fast im Nu ins Leben ruft.

Und doch, was sind all diese Kunstgegenstände gegen die Naturgebilde, die das weite Schöpfungsreich, die ein einziger Wintertag erzeugt? Bringe das feinste Rädchen der kleinsten goldenen Damenuhr, das Dir so überaus fein gesägt, gefeilt und polirt erscheint, unter ein Mikroskop und Du wirst staunen, welche Zähne, Zacken und Unebenheiten sich daran finden! Halte dagegen Deine Loupe an eine gefrorene Fensterscheibe und Du wirst wiederum staunen über die untadel- und unmakelhafte Regelmäßigkeit der kleinen Eisbilder.

Unstreitig ist der Winter der größte Künstler in Bezug auf Bildung von strengen Formen. Was er mit seiner kalten Hand, aber ohne alle Werkzeuge erschafft, steht Alles in genauem Winkel und Ebenmaße.

„Es schneit! Es schneit!" ruft eines Tages entzückt die fröhliche Jugend. Und siehe da, die wolkigen Flocken wirbeln in dichtem Gedränge vom Himmel nieder und bald sind Pfad, Garten und Wald, Baum und Halm von der lockeren Schneedecke überzogen. Die Phantasie nennt sie das Festgewand des Winters; der praktische Landmann erblickt in ihm eine schützende Hülle der Saaten; der Steppenbewohner betrachtet die weiten Flockenschichten nicht ohne Bangigkeit, denn fährt der wilde Dämon, der Sturm, darein und wühlt die lockeren Massen auf, werden sie ihm ein Schrecken, der seine Hütte gefährden und sogar sein Leben bedrohen kann; dem Gebirgsvolke ist die dichte Schneehülle ebenfalls kein liebsamer Gast. Er umlagert seine Thür, zerdrückt seine ohnedies luftigen Dächer und droht ihm als furchtbare Lawine zum nächsten Frühjahre. Dir aber, liebe Jugend, ist der Schneefall, zumal wenn die weißen Flocken gleich „Pudelmützen" vom Himmel fallen, eine gar liebliche Erscheinung, denn mit ihr eröffnet sich Dir ein Reigen voll mannigfacher Lust und Freude.

Gewiß aber stimmst Du mit mir überein, wenn wir uns heute den Schnee einmal etwas genauer ansehen, und ihn nicht blos als das Bette, das die Erde deckt und nicht blos als den Stoff, der sich zu Schneebällen und Schneemännern formen läßt, sondern als ein Kunstgebilde betrachten.

Fragen wir also zuerst: Woraus entsteht der Schnee? Wie der

Herr einst zu Adam sagte: „Mensch, Du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden," können wir ähnlich zum Schnee sagen: „Schnee, du bist Wasser und sollst auch wieder zu Wasser werden." Die Beweise für diese Thatsache liefert Dir jede thauende Fensterscheibe, jede Schneeflocke, die auf Deiner Nasenspitze zerrinnt, jeder Bach, der im Frühlinge von den geschmolzenen Schneewassern anschwillt und über seine Ufer tritt. Ebenso wie sich der Regentropfen aus Dünsten, welche in der Luft schweben, bildet, bildet sich der Schnee auch aus gefrorenen Dünsten.

Wie aber entsteht der Schnee? Das ist freilich eine andere Frage. Daß die wunderbaren Wolkengebilde, mögen sie hoch oder niedrig über unsern Häuptern dahinziehen, schwarzgrau, silberweiß oder purpurroth aussehen, nichts weiter sind als eine Anhäufung unzählbarer Dunstbläschen, ist eine allbekannte Sache. Tritt nun ein kalter Luftstrom in einen solchen Raum voller Wasserdämpfe, so verwandeln sich augenblicklich die kleinen Dunstgebilde in zierliche Eisnadeln. Ist die Kälte bedeutend, so fallen die Krystalle in dieser Gestalt, nämlich als bloße Eisnadeln herab, was dann, wenn die Sonne dazu scheint, ein reizendes Blinkeln und Flimmern gibt. Die Bewohner des Nordens sind freilich über diese Art Schneefall keineswegs entzückt, denn dieser „trockene Schneestaub" dringt nicht nur durch die feinsten Ritzen ihrer Wohnungen, sondern ist auch für ihre Augen und Lungen sehr empfindlich.

Ist nun aber in den Wolkenschichten keine bedeutende Kälte, sondern nur eine mäßige, so setzen sich jene feinen Eisnadeln nach einem wunderbaren Naturgesetze, das das ganze Weltall durchdringt, an einander und bilden sechseckige Sternchen, die sich aneinander anhängen und dann als größere oder kleinere Flocken hernieder schweben.

Betrachte nur einmal die Gestalt einiger solcher Kunstgebilde und schon an diesen wenigen kannst und wirst Du die außerordentliche Regelmäßigkeit der Bauart erkennen und bewundern. Die sechs Strahlen stehen genau in einem Winkel von 60 Grad zu einander, so daß man um jedes solches Sternchen einen vollendeten Kreis ziehen kann.

Der schönste, zierlichste Orden auf der Brust eines Fürsten oder eines Kriegers ist bloße Stümperarbeit gegen ein solch himmlisches Strahlenkränzchen.

Schon der große Naturforscher Keppler († 1630) machte auf die wunderbaren Formen der Schneesterne aufmerksam. Nachdrücklicher geschah dies in unserer Zeit von dem englischen Wallfischjäger Scoresby, der auf seinen Polarreisen häufig genug mit diesem himmlischen Ordenssternregen in Berührung kam. Er zeichnete mehrere Hundert dieser Zaubergebilde auf. Andere Naturforscher haben immer noch neue Gestalten entdeckt, so daß man jetzt viele Hundert Schneesternchenformen kennt.

Du aber, wenn Du dergleichen Wunderkrystalle in Natura sehen willst, brauchst deshalb nicht etwa erst in das Land der Eisbären und der Seehunde zu reisen. Das Wunderland mit seinen Zaubergebilden geht dicht vor Deiner Hausthür an. Tritt nur an einem Tage, da es schneit, hinaus, strecke Deinen mit einem Tuchärmel bekleideten Arm aus und im Nu haben sich Hunderte der silbernen Sterne daran gehangen. Oeffne nun Deine Augen weit, nimm, was noch förderlicher ist, eine Loupe zur Hand, und Du wirst die herrlichen Eiskrystalle in ihren reizendsten Formen erblicken und den großen Schöpfer bewundern und anbeten, dessen Allmacht und Weisheit sich auch in dieser Sternenwelt in ihrer ganzen Größe offenbart. (Waldstein.)

Ein kleiner Ausflug in das himmlische Reich.

Bis nach China, in die Heimath der gelben Menschen, werden wohl nur wenige von Euch, liebe Leser, selbst, wenn Euch später einmal eine außerordentliche Reiselust anwandelte, kommen, obgleich ich es Euch allen wünschen möchte, ein paar Monate Eures Lebens mit jenen wunderlichen Menschen zu frühstücken und ihr eigenthümliches Treiben zu beobachten. Eine Stunde in einer chinesischen Hütte würde Euch des absolut

Neuen und Interessanten mehr bieten, als ein Tag in Paris oder London.

Da es nun also etwas unsicher ist, ob es Euch später Eure Zeit, Euer Beruf oder Euer eigensinniger Geldbeutel erlaubt, einen Abstecher in das „himmlische Reich," wie man China zu nennen pflegt, zu machen, so laßt Euch vor der Hand Einiges über die lieben Leute daselbst erzählen, so daß wir ihnen also nur im Geiste einen kleinen Besuch abstatten.

Auffällig ist uns schon die Gesichtsform des allerersten Chinesen, der uns auf der Grenze entgegentritt und uns nach unsern Pässen fragt. Sein gelbgebräuntes Antlitz erscheint uns breit und eckig, was besonders die hervorstehenden Backenknochen bewirken. Die Stirne spitzt sich nach oben etwas ab, ähnlich einer Pyramide, und legt sich schräg nach dem Schädel zurück. Das Kinn, auf dem der Grund und Boden für den Bartwuchs nicht recht fruchtbar zu sein scheint, verläuft ebenfalls schmal und tritt etwas hervor. Die Bauart der Nase bietet von der beliebten römischen Adlernase gerade das Gegentheil. Die chinesische ist kurz und aufgestülpt und macht sich mit ihren aufgeblasenen Flügeln ziemlich breit. Auch die abstehenden Ohren wollen sich nicht gut mit unsern Ansichten von Schönheit vertragen. Am meisten aber fallen uns die schmalen, schief geschlitzten Augen auf. Ihr stechender, aber zugleich etwas lauernder Blick erscheint uns unheimlich, wir wissen nicht, was wir dahinter suchen sollen. So ähnlich nun, wie das Gesicht dieses Grenzwächters, sind sie alle im ganzen Mongolenreiche. Hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieser Völkerstamm, nach seinem Geschmacke, den und jenen Herrn Chinesen und die und jene Frau Chinesin auch für besondere Schönheiten hält.

Eine ganz kuriose Wirthschaft treiben sie mit ihren Haaren, die ihnen der liebe Gott wie allen andern Menschenkindern und noch dazu in der bei uns sehr gesuchten, brennend schwarzen Farbe wachsen läßt. Sie schneiden nämlich in der Regel den Bart weg. Nun das geschieht ja auch häufig von den guten Deutschen, bei denen übrigens noch hie und da die sehr beschränkte Ansicht herrscht, daß eine fromme Rede ihre Weihe verliere, wenn sie aus einem bartumsäumten Munde komme. Die Chinesen gehen indeß noch weiter. Sie beschneiden und stutzen auch die Augenbraunen, ja, sie rasiren sogar ihr schönes Haupthaar bis auf ein kleines Büschel mitten auf dem Wirbel ab. Dieses aber flechten sie zu einem zierlichen, steifen Zopfe, dessen Pflege jeden Morgen ihre größte Sorge ist.

Ueberhaupt scheinen die guten Chinesen mit den Formen, die der große Weltenschöpfer einzelnen Naturkörpern gegeben hat, gar nicht recht einverstanden zu sein. So legt sich das weibliche Geschlecht die allergrößten Schmerzen auf, indem es seine Füße so lange schnürt und preßt, bis sie so ziemlich die Gestalt eines Pferdefußes angenommen haben. Und diese Mißform, die ihm das Gehen außerordentlich erschwert, nennt es dann schön und reizend. Nicht blos den Hunden, nein, auch den armen Katzen hackt man die Schwänze ab. Das ist der geschickteste und beliebteste Gärtner, der die Bäume und sonstigen Gewächse nach bestimmten Formen zu ziehen und zu beschneiden weiß. Daher sieht man in den chinesischen Kunstgärten nicht etwa üppig wuchernde Gipfel, sondern die Baumkronen zeigen die Gestalt eines Drachen, Phönix, Einhorns oder wohl gar eines Affen. Diese Verstümmelung vollziehen sie selbst an den Felsen. Ihre schönen Formen, die ihnen die freie Naturbildung verliehen hat, sagen dem chinesischen Auge nicht zu. Der Meißel wird angesetzt und das vielzackige Felsenhaupt in Würfel, Kreuze, Sterne und andere Formen umgebildet.

Wir sind nun schon etwas tiefer in das sonderbare Land hinein gekommen. Was uns jetzt besonders auffällt, ist die eigenthümliche Tracht, die bei dem männlichen, wie bei dem weiblichen Geschlechte ganz gleichmäßig ist. Nur das Gesicht sagt uns: Das ist ein „Er," das eine „Sie" und das ein „Es". Obgleich uns diese meist gerade und scharfeckig geschnittne Kleidung, aus den buntesten Farben zusammengesetzt, nicht sonderlich gefallen kann, müssen wir doch zugestehen, daß sie eine sehr praktische ist. Gürtel und Schnürleib kennt das chinesische Geschlecht nicht, daher es auch dort wenig Brust-

und Magenleidende gibt. Die Kleider sind alle leicht und weit, so daß sich alle Gliedmaßen frei bewegen und naturgemäß entwickeln können. Der Körperbau ist deshalb durchgehends ein kräftiger und gesunder. Die großen Bambushüte auf den bezopften Köpfen dienen heute als Sonnen- und morgen als Regenschirme. Die dicksohligen Schuhe ermöglichen einen sichern, bequemen Gang. Wollten wir nun ein Fräulein aus dem himmlischen Reiche fragen, ob das Gewand, das sie gegenwärtig trägt, nach dem neuesten Modejournal gefertigt sei, würde es uns ins Gesicht lachen und sagen: „In China gibt es kein Modejournal, das alle acht Tage die Farben, Falten, Falbeln und Schleifen der Kleider geändert wissen will. Wie unsere Ur-Ur-Urgroßmütter gekleidet gingen, so gehen wir alle heutiges Tages noch, und zwar Reiche und Arme. Nur die Feinheit und Kostbarkeit der Kleiderstoffe unterscheidet die ersteren von den letzteren." Bei den Chinesen findet also gerade das entgegengesetzte Verhältniß in Bezug auf die Kleidermode statt. Bei uns heißts: „Alles, was neu und fremd ist, ist schön und gut," bei ihnen aber: „Das Alte ist das Beste."

Obgleich nun der Chinese, wenn er auch der veränderlichen Mode nicht huldigt, mit seinem Habit sehr viel Pomp zu machen sich bestrebt, die Farben nicht stechend genug bekommen kann und Gold, Silber und Perlen als Besatz nicht schont, mit einem Worte äußerlich viel Luxus treibt, fehlt ihm doch im großen Ganzen der Sinn für Reinlichkeit. Wohin wir auch unsere Blicke richten, sei's auf seinen Körper, in seine Wohnung, auf die Straßen und Plätze: überall Unsauberkeit und Schmutz. Von einer Polizei, die jeden Mittwoch und jeden Sonnabend dir Straßen fegen läßt, ist in den Städten des himmlischen Reiches nicht die Rede. Auf dem Lande wohnen z. B. die Schweine ganz gemüthlich mit in der Stube des Bauern. Nun, ich wünsche gesegnete Mahlzeit, wenn dieses Borstengesindel unter dem Mittagstische herum grunzt und quiekt!

Thätigkeit und Sparsamkeit sind dagegen dem gewöhnlichen Volke durchaus nicht abzusprechen. Mit unendlicher Geduld und Ausdauer weben und schnitzen sie unzählige Luxusartikel. Namentlich bietet ihnen das Bambusrohr ein Material, aus dem sie eine große, große Menge Geräthschaften für Hütten und Paläste verfertigen. Der Landmann läßt wo möglich keinen Zoll breit Boden unbebaut. Ja, in manchen Gegenden geht diese Sparsamkeit sogar so weit, daß man die Gottesäcker auf die Felsen verlegt, damit nur kein fruchtbares Stück Land dadurch verloren gehe.

Obgleich das chinesische Volk auf der einen Seite die sinnlichen Genüsse dieses Lebens ganz besonders liebt und namentlich diejenigen, deren Kasse es erlaubt, ihre Tage in erstaunlicher Ueppigkeit und Schwelgerei verbringen, kann man ihm doch auf der andern Seite einen innigen Zug zum Religiösen nicht absprechen. Sei die Hütte noch so klein und armselig, man findet einen kleinen Tempel mit dem dickbäuchigen Hausgotte, „Johs" genannt, darin. Vor ihm flackern bunte Lichtchen, dampfen Räucherkerzen, lodern Flammen in denen ihm zu Ehren Goldpapier verbrannt wird. Vor diesem Götzenbilde liegt jeden Morgen die ganze Familie im Gebet auf den Knieen.

Wahrhaft rührend ist die Ehrerbietung, die die Kinder ihren Eltern entgegen bringen und die Liebe, mit der sie besonders an ihrer Mutter hängen. Die Eltern in ihren alten Tagen versorgen und pflegen, erscheint den Kindern als die heiligste Pflicht. Irgend ein gröberes Vergehen gegen die Eltern wird unnachsichtlich mit dem Tode bestraft.

Beschließen wir hiermit unsere Gedankenreise in das himmlische Reich. Wie? Ihr möchtet Euch gern ein kleines Andenken aus dem sonderbaren Lande mitnehmen? Nun gut, so grabt Euch den Entschluß recht tief ins Herz, Euren guten Eltern mit derselben Liebe und Ehrerbietung zu begegnen, wie die Kinder des fernen Chinas den ihrigen.

Die Magnetnadel hat keine Ruhe, bis sie die Richtung nach Norden gewonnen hat; so sollte auch unsere Seele keine Ruhe haben, bis sie die Richtung nach Jesus auf ewig gewonnen hat.

Sonntagschule.

Die Liebe, welche ein Sonntagschullehrer haben sollte zu seinen Schülern.

(Von Prof. A. Hülster.)

Der treue Heiland, welcher lieb hatte seine noch in der Welt wallenden Jünger mit einer sich stets gleichbleibenden Liebe bis in sein Todesleiden hinein, frug damals nach seiner Auferstehung an den Ufern jenes heimathlichen Sees den untreu gewordenen Petrus: „Simon Johanna, hast du mich lieber, denn mich diese haben?“ und auf die Betheuerung seiner Liebe hin gab er ihm den Auftrag: „Weide meine Lämmer.“ Wir ersehen hieraus, welche Hauptanforderung der Herr an diejenigen macht, die seine Lämmer zu weiden haben, die als Hirten derselben dienen sollen. Allerdings ist hier speciell von der Liebe zu diesen nicht die Rede, sondern von der Liebe zu Christo dem Erzhirten selbst; aber gerade diese Thatsache, daß er der Erzhirte ist, weist darauf hin, daß in der Liebe zu ihm jene zu den Seinen eingeschlossen ist. Die Liebe Christi zu allen seinen Lämmern und Schafen war so unendlich groß, daß er sich für sie in den Tod dahingab und sein Herzblut vergoß; wer also ihn von ganzer Seele liebt, der muß auch die lieben, welche er auf seine Arme genommen und besonders gesegnet und für welche er sein Leben dahingegebrn hat.

Fast will es den Anschein haben, als ob der Herr eine größere Liebe voraussetzen zu müssen meint bei denen, welche seine Lämmer, als bei denen, welche seine Schafe weiden sollen. Denn zum zweiten und dritten Male, als er den Petrus beauftragte seine Schafe zu weiden, hatte er ihn nur gefragt, ob er seinen verläugneten Meister überhaupt liebe, und nicht, ob er ihn lieber habe als die andern Jünger. Jedenfalls gehört eine besondere Liebe dazu, die Lämmer der Heerde Christi zu pflegen. Es ist dies zwar in mancher Hinsicht eine angenehme Arbeit. Wem hätte es je so viel Vergnügen verursacht eine Heerde Schafe anzusehen, sei es nun, daß sie weiden oder springen und sich lustig machen, als die Lämmer zu beobachten in ihrem munteren Treiben und lachender Lebensfröhlichkeit. Aber freilich eben diese Lebensfröhlichkeit ist es, welche die Arbeit des Hirten oft erschwert; bei Knaben artet sie oft in Ausgelassenheit aus, und dann wird das Eindruckmachen, das Erziehen, das zu Jesu Führen und unter die veredelnde Zucht des Geistes bringen erst recht zu einer schwierigen Aufgabe. Das Lehren, das Samenausstreuen des göttlichen Wortes, alle Mühe und Arbeit scheint so wenig Wirkung zu haben und die Frucht läßt oft so lange auf sich warten, wenigstens nimmt man sie so lange nicht wahr. Da ist Geduld erforderlich, Glauben, Hoffnung, Liebe. In solchen Fällen wird sich die echte Liebe kund thun durch beständiges Fortarbeiten und unverdrossenes Harren, bis zuletzt doch die Frucht zum Vorschein kommt.

Eine Liebe stark wie der Tod hatte ein einstiger Sonntagschullehrer in Chicago in Hrn. Moody's Sonntagschule, wie dieser uns berichtete. Derselbe hatte eine Klasse von zehn schon ziemlich erwachsenen Knaben, in deren unbändigem Wesen das Wort der Lehre allem Anschein nach nicht haften bleiben wollte, trotz der nicht nachgebenden geduldreichen Thätigkeit des Lehrers. Dieser kränkelte jedoch an der Auszehrung und konnte seinen Posten nicht lange mehr bekleiden. Eines Tages, nachdem er Sonntags zuvor in der Sonntagschule gefehlt hatte, kommt

er zu Hrn. Moody und kündigt an, er müsse das Lehren aufgeben, denn er habe wieder einen Anfall von Lungenbluten gehabt und werde nun auf das Geheiß seines Arztes in seine elterliche Heimath in weiter östlicher Ferne zurückkehren, um dort in kurzer Frist zu sterben. Er sterbe auch gerne in den Armen der Seinigen und freue sich auf die Paradieseswonne bei seinem Heilande. Aber ein Umstand erschwere ihm sein Scheiden unendlich und lasse ihm keine Ruhe: Trotz seines Betens und Ermahnens sei noch keiner seiner Sonntagschüler bekehrt und er könne den Gedanken nicht ertragen, sie unbekehrt und ungerettet zurücklassen zu müssen, und sie noch einmal der Reihe nach zu besuchen, mit ihnen zu sprechen und zu beten, dazu sei er zu schwach, auch wisse er kaum ob es fruchten werde, da er sie ja so oft ermahnt und mit ihnen und für sie gebetet habe. Hr. M. entgegnete: Diesmal wird es mehr fruchten; das Gebet und Flehen ihres schon gleichsam sterbenden Lehrers wird ihre Herzen erweichen. Ich spanne an und fahre Sie in meiner Kutsche von einem zum andern bis Sie fertig sind, und dabei nehmen Sie sich so viel Zeit als Sie nöthig haben um vor gänzlicher Ermattung sich sicher zu stellen.

Gesagt, gethan. Er kommt zu dem ersten, erinnert ihn an die vielen gespendeten göttlichen Heilslehren, an seine daraus erwachsende Verantwortlichkeit, spricht zu ihm von seinem sündhaften und verlorenen Zustand und weist ihn auf Christus den Sünderfreund. Die Worte des sterbenden Lehrers dringen tief ein ins Herz und während derselbe inbrünstig betet für die Bekehrung seines Schülers schmilzt dieser zu Thränen, fängt an um Gnade zu schreien und ist bald ein seliges Gotteskind.—Den nächsten Tag geht er zu dem zweiten, dann zum dritten und vierten bis zum letzten. Bei allen zehn hat er im Ganzen, wenn auch auf verschiedene Weise, denselben Erfolg; alle bekehrten sich zu Gott und freuten sich nun des Zeugnisses ihrer Kindschaft.

Jetzt athmete der Lehrer frei auf; nun, sagte er, gehe ich mit Freuden und sterbe selig und vergnügt. Er rief seine Schüler zusammen und hielt zum Abschied erst noch eine Betstunde mit ihnen. Und was für eine Betstunde muß das gewesen sein! Da waren gewiß alle Engel zugegen und jubelten mit gehobener Brust beim Anblick dieser geretteten Lämmerschaar! Der folgende Tag war zur Abreise bestimmt. Früh morgens begrüßten ihn die Schüler schon am Bahnhof, um ihm das letzte „Lebewohl" zuzurufen und sangen unter Thränen zum Abschied das Lied: "We shall gather at the river," etc.

Der Lehrer eilte heim und starb nach wenigen Tagen in jubelndem Glaubenstriumph. Seine Schüler aber sind alle dem Herrn treu geblieben und einige von ihnen bekleiden jetzt verantwortliche Aemter in der Kirche und sind fleißig an der Arbeit, Seelen für Jesum zu gewinnen.

Von diesem Lehrer ließe sich sagen was Johannes vom Heiland sagt: „Wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende." Möge doch eine solche Liebe ausgegossen werden über alle Sonntagschullehrer, Vermahner, Klaßführer und Prediger der ganzen Kirche!

„Pflichtkreis des Superintendenten."

(Von C. F. Braun.)

Das Wort „Superintendent" besagt, an sich schon: Daß es eine Person ist, die die Oberaufsicht über Andere führt —. Wenn es nun meine Aufgabe ist, den Pflichtkreis eines S. S. Superintendenten zu beschreiben, so wäre es seine Hauptpflicht —:

1. Daß er die Oberaufsicht über die S. Schule führen soll — das meint: Er soll die Aufsicht über die übrigen Beamten und Lehrer, sammt den Schülern führen, welche dann besteht, daß er:

2. Die Schule auf constitutionelle Weise eröffnen und beschließen soll; oder Jemand dazu anzustellen, und das auf die rechte Zeit; er sollte aber hierzu nicht über 15 Minuten Zeit verbrauchen.

3. Soll er die Lection des Tages öffentlich ausgeben, und durch Abwechslung mit der Schule, dieselbe lesen; auch zu-

sehen, daß ein jeder Lehrer bei seiner Klasse sei —, die Klassen eintheile, und überhaupt gute Ordnung halte.

4. Wenn fremde Kinder kommen, dann soll er sie in passende Klassen bringen, und den entwaigen Besuchern Sitze anweisen; auch im Nothfall eine Klasse lehren —.

5. Sollte er vor dem Schluß der Schule die Lection des Tages den kleinen Kindern auf eine bildliche und einfache Weise begreiflich zu machen suchen; jedoch in so kurzer Zeit wie möglich; überhaupt die Schule so interessant zu machen suchen, wie möglich, durch kurze Ansprachen, Erzählungen und dgl. —.

6. Wenn ein Prediger die Schule besucht, so sollte der Superintendent demselben Gelegenheit geben, die Schule anzusprechen, oder zu beschließen —; und nicht wie einen Fremden in der Ecke sitzen lassen —.

7. Soll er bei den Lehrerversammlungen, sowie auch bei allen Vereinsversammlungen den Vorsitz führen, und zusehen, daß alle Lehrer (wo möglich) dieselbe besuchen; auch bei allen Veränderungen oder Wechseln, die er in der Schule zu machen wünscht — seine Lehrer sammt dem Prediger um Rath fragen. Auch soll er bei Pflichtversäumnissen von Lehrern oder Schülern, dieselben besuchen, und sie zum Ernst und Fleiß aufmuntern —.

8. Um nun ein recht nützlicher Superintendent zu sein, und diese Pflichten alle ausüben zu können, muß er oft und viel für sich selbst sowie auch für die ganze Schule beten, und sein Hauptbestreben dahin richten —: Die Kinder zu Jesu zu führen —; so wird die S. Schule unter seiner Aufsicht herrlich gedeihen —.

Das gebe Gott um Jesu Willen! Amen.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 2. Februar.

Noah und die Arche. — 1. Mose 6, 13—18.

Uebersichtliche Darstellung.—Furchtbar hatte seit dem ersten Sündenfall die Sünde schon um sich gegriffen, als Noah lebte. Die Erde war voll Frevel, wie der Herr sprach. Noah allein, mit seiner Familie, scheint noch in Gottesfurcht und Treue vor dem Herrn gewandelt zu haben. Noah war der Sohn Lamech's, der Zehnte in der Reihe von Adam durch Seth. Um seines frommen Wandels willen entging er mit seiner Familie dem allgemeinen Gerichte, welches über die damalige Menschheit in der Sündfluth (eigentlich Sintfluth, d. h. allgemeine Fluth) hereinbrach. Er rettete sich mit seiner Frau und seinen Kindern in die nach göttlichem Befehl erbaute Arche, in welche auch Thiere von jeder Thierart aufgenommen wurden.

Die Menschen hörten nicht mehr auf die göttlichen Warnungen, und wollten sich vom Geist Gottes nicht strafen noch unterweisen lassen. Da kündigte er ihnen den Untergang an; aber weil er will, daß allen Menschen geholfen werde, so gab er ihnen noch 120 Jahre Frist zur Buße. Noah predigte vom Namen des Herrn und baute die Arche, als ein drohendes Zeichen der hereinbrechenden göttlichen Strafgerichte. Aber die Menschen achteten nicht darauf, sondern fröhnten ihren eigenen Lüsten und stürzten sich so muthwillig ins Verderben. Die Sündfluth brach herein.

Der Zeitpunkt dieser Fluth war zufolge der gewöhnlichen Bestimmungen der hebräischen Zeitrechnung des Jahrs der Welt 1656, vor Christo 3547 Jahre. In eine vorgeschichtliche, noch ganz der Urwelt angehörige Zeit versetzten die Sagen anderer Völker ähnliche Ueberschwemmungen, und bestätigen damit die Geschichte von der Sündfluth. Nicht weniger als diese Uebereinstimmung uralter Sagen können auch die Versteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf den Gipfeln hoher Berge, die Spuren von Thierkörpern aus den wärmsten Ländern, die in den kältesten gefunden werden, zur Bestätigung der mosaischen Erzählung dienen.

Texterklärungen.—V. 13. Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen.—Damit will der Herr sagen, daß die Menschen das Maaß ihrer Sünde erfüllt hätten und er beschlossen habe, sie von der Erde zu vertilgen.

V. 14.—Mache dir einen Kasten. Die Arche war nicht nach Schiffsart, sondern in der Art eines Kastens gebaut, weil sie nicht zum Segeln, sondern blos zum Tragen bestimmt war. Es ist aber festgestellt, daß ein kastenartig gebautes Schiff um ein Drittel mehr Last, als andere Schiffe von gleichem Kubikinhalt, tragen kann.

V. 15.—Die Größe des Kastens: 300 Ellen Länge, 50 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, ergeben eine Grundfläche von 15,000 Quadratellen und einen Kubikinhalt von 450,000 Ellen, wahrscheinlich des gewöhnlichen Maaßes von Mannesellbogen (5. Mose 3, 11.), d. h. vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gemessen. Der Bau übertrifft an Größe die größten Linienschiffe.

V. 18.—Aber mit dir will ich einen Bund aufrichten. Ein Bund ist eine von zwei Personen, oder Partheien einstimmig getroffene Uebereinkunft, worin beide Theile gewisse Verpflichtungen übernehmen. Gewöhnlich ist dabei ein Bundeszeichen. Gott machte mit Noah einen Bund, daß er hinfort die Erde nicht mehr mit Wasser verderben wolle, und daß er wolle Noah zu einem großen Volk machen. Als Zeichen setzte er den Regenbogen in die Wolken.

Anmerkung.—Die Arche Noahs kann zweckmäßig als ein Bild der neutestamentlichen Kirche betrachtet werden: Dieselbe ist die Rettungsarche für alle, die vor der Sündfluth der Verdammniß bewah-

ret bleiben. Sie ist groß genug für alle. Sie ist fest und sicher, beschützt durch Gottes Macht und Liebe. Sie hat ein Fenster, das ist das Licht des heil. Geistes, und eine Thür—nur eine—das ist Jesus Christus, der Gründer und Träger dieser Rettungsarche.

Andeutungen.—1. Wie die Sünde die Menschen ins Verderben stürzt.

2. Gott hat Geduld und warnt den Menschen.

3. Er verdirbt den Frommen nicht mit den Gottlosen.

4. Wie die Arche für Noah und seine Familie das Rettungsmittel war. so ist die Kirche des Neuen Bundes (Jesus Christus) das Rettungsmittel von der ewigen Verdammniß.

5. In Christo hat Gott mit allen Menschen einen Gnadenbund gemacht, und alle können durch ihn selig werden.

——o——

Sonntag den 9. Februar.

Der Bogen in den Wolken.—1. Mos. 9, 8—17.

Uebersichtliche Darstellung. — Indem Noah nach dem Ausgang aus der Arche zum ersten die Erlaubniß erhielt vom Fleische der Thiere sich zu nähren, daß er den Ackerbau fortbildete und der erste war der Wein baucte, so wird mit ihm der Eintritt einer neuen Culturperiode bezeichnet. Obgleich durch die Wasserfluthen alles Fleisch auf Erden getödtet war, so hatten doch die „Uebergebliebenen" in Folge des Sündenfalls, den Hang zur Sünde im Herzen, welches sich auch bald offenbarte. Im Hinblick darauf sprach der Herr: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf," und versprach, daß er die Erde mit Wasser nicht mehr überfluthen wolle. Er segnete dann den Menschen, ähnlich wie einst im Paradiese, und zum Zeichen des Bundes setzte er den Regenbogen in die Wolken.

Texterklärungen. — V. 8—10. Der Herr redete bei dieser Bundesschließung nicht nur zu Noah, sondern schließt alle seine Nachkommen, und sogar die Thiere, welche mit in der Arche waren, mit ein. Alles was in der Arche war, und alle Nachkommen waren dem Bunde einverleibt. Alles was in der Arche der wahren Kirche ist—in der lebendigen Gemeinschaft mit Christo steht, ist im Gnadenbunde, sammt allen Denen, die noch künftig dazu kommen werden.

V. 11. — Und soll hinfort keine Sündfluth mehr kommen. — Kein wiederholtes Weltende durch eine neue Sündfluth soll kommen, aber dieses soll den Sünder nicht ermuthigen in seiner Sünde zu beharren, denn der Herr hat tausend Wege zu strafen, und wird einen jeden zu finden wissen.

V. 12—17. Der Regenbogen. — Ob der Regenbogen auch schon vor der Sündfluth vorhanden war, läßt sich nicht bestimmen, jedoch ist es wahrscheinlich; nur war er nicht vorhanden als Bundeszeichen. Wenn der Regenbogen mit seinen schillernden Farben auf dem dunklen Wolkengrunde erscheint, so ist das das Zeichen, daß der schwarze Sturmmantel den Himmelsbogen nicht mehr ganz umzieht, sondern die Sonne anfängt Sturm und Dunkel zu verscheuchen und den Sieg davon zu tragen. So ist der Bogen auch das Zeichen, daß der Herr nicht seinen Zorn, sondern seine Gnade und Liebe über die Welt will walten lassen. Delitzsch sagt: „Aufleuchtend auf dunklem und noch kurz vorher in Blitzen sich entladendem Grunde veranschaulicht er den Sieg der göttlichen Liebe, über den finster feurigen Zorn; entstanden aus der Wirkung der Sonne auf das dunkle Gewölk versinnlicht er die Billigkeit des Himmlischen, das Irdische zu durchwirken, ausgespannt zwischen Himmel und Erde verkündigt er Frieden zwischen Gott und Menschen, den Gesichtskreis überspannend die allumfassende Allgemeinheit des Gnadenbundes."

Andeutungen.—1. Der Segen.

2. Der Gnadenbund.

3. Das Gnadenzeichen.

——o——

Sonntag den 16. Februar.

Verwirrnng der Sprachen. — 1. Mos. 11, 1—9.

Uebersichtliche Darstellung.—Noah war im Alter von 950 Jahren zur Ruhe eingegangen. Die Menschen wuchsen an der Zahl, und so wuchsen sie auch verhältnißmäßig in Sünde und Ungerechtigkeit. Es war Gottes Wille, daß sie sich ausbreiten und die Erde erfüllen sollten, aber der Menschen Wille war gerade das Gegentheil. Sie wollten zusammenbleiben und sich als großes Volk einen großen Namen machen. Um diese beiden Zwecke zu erreichen fingen sie an einen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Aber der Herr verwirrete ihre Sprache und vereitelte dadurch ihr Vornehmen. Ein Theil blieb zurück, die andern zerstreueten sich in verschiedenen Richtungen. Durch die Sprachverwirrung wurde diese Stätte Babel genannt, d. h. Verwirrung. So lange hatte die ganze Menschheit mit den Offenbarungen Gottes in Verbindung gestanden, durch diese Völkerzerstreuung jedoch wurde das „Gottesvolk" von den andern Völkern getrennt, und das wirkliche Heidenthum nahm seinen Anfang.

Texterklärungen. — V. 1. Alle Welt einerlei Sprache. Alle Menschen sprachen bis jetzt nur eine Sprache, welches wahrscheinlich die hebräische war. Nach Ainsworth wurde 1757 Jahre—bis hundert Jahre nach der Sündfluth—bis auf Peleg, nur die hebräische Sprache gesprochen. In derselben redete Jehovah mit seinem Volke und gab sein Gesetz.

V. 2.—Gegen Morgen. Vom Araratlande, eigentlich südöstlich. Ein ebenes Land. Die Menschen scheinen in der Urzeit das Wohnen in den Ebenen überhaupt dem Wohnen auf und zwischen den Bergen vorgezogen zu haben. Bequemlichkeit und Fruchtbarkeit kamen dabei besonders in Betracht. Dazu hatte das Land Sinear (Babylonien) einen besonderen Reiz der Fruchtbarkeit. Zahn gibt Auszüge aus Hippokrates und Herodot über die einzige Fruchtbarkeit dieses Palmenlandes, wo das Getreide 200 bis 300 fältigen Ertrag gab.

V. 3. — Weil sie hier in der Ebene keine Steine finden konnten, so gebrauchten sie Thonerde, an welcher die Gegend reich war, und brannten sie zu Ziegeln, und nahmen Thon, eigentlich Asphalt, welcher als Mörtel diente.

V. 4. — Wohlauf ꝛc. Als ihnen die Zubereitung der Ziegel zum bauen ihrer Häuser gelang, gingen sie weiter, und beschlossen eine Stadt und einen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte. Die Ebene Sinear hat, nach Berichten von Reisenden, eine Ausdehnung, welche ans Großartige grenzt. Wahrscheinlich hatte nun das

Volk die Vorstellung, daß diese Ebene unermeßlich sei, und durch Aufführung des Thurmes wollten sie ein Mittel schaffen, damit sie sich allezeit zurecht finden könnten. Eine andere Hauptabsicht aber war, „sich einen Namen zu machen." Ruhmsucht, Eitelkeit, Hochmuth waren die Beweggründe. Sie wollten sich zusammenhalten, um als ein großes Volk zu glänzen, ob auch das Wohl des Einzelnen dabei zerstört wurde. „Das ist der Charakterzug eines jeden Babels, mag es am Euphrat liegen, an der Tiber oder an der Seine: die Individuen müssen sich mit ihren Ueberzeugungen, ihrer Freiheit, ihrer Persönlichkeit dem weltlichen oder geistlichen Uniformitätsruhm ganz opfern." Alles Babel ist Verwirrung und Auflehnung gegen Gott, und alle Verwirrung ist Babel, weltlich oder geistlich.

V. 5. — Da fuhr der Herr hernieder. Will uns nur sagen, daß der Herr nichts thut in Uebereilung ohne Ueberlegung.

V. 6.—Sie werden nicht ablassen. Die sündhaften, trotzigen, ruhmsüchtige Menschen werden es mit ihrem Thun aufs Aeußerste treiben, wenn der Herr nicht ins Mittel tritt, und ihnen Einhalt thut.

V. 7.—Wohlauf. Das göttliche Wohlauf hier, bildet einen ironischen Gegensatz zu dem zwiefachen Wohlauf der Babylonier, und vernichtet dasselbe. „Wo der Herr nicht die Stadt bauet, so bauen die Leute umsonst," „An Gottes Segen ist Alles gelegen." Lasset uns hernieder fahren. Dies ist keine Anrede an die Engel, sondern eine Selbstaufforderung der h. Dreieinigkeit. Sprache verwirren. Dadurch konnte einer den andern nicht mehr verstehen, es gab Mißverständnisse, Entzweiung, und der Bau hörte von selbst auf. So gehts auch in dem allgemeinen Babel der Welt: Es ist eine Verwirrung, sie sprechen nicht die Sprache des Reiches Gottes, sondern die ihrer Lüste und Leidenschaften, und ist daher keine Vereinigung und kein Gelingen.

V. 8.—Was sie durch den Thurmbau zu verhüten suchten, wurde durch die göttliche Dazwischenkunft ausgeführt, nämlich ihre Zerstreuung in alle Länder.

V. 9. — Babel. Der Herr selbst hat in Folge des menschlichen Trotzes die Sprachen verwirrt und die Menschen zerstreut, und werden auch nie mehr zu einem Volke zusammenkommen und eine Sprache sprechen, bis sie einst gesammelt werden vor dem Richter aller Welt. Eigentlich ist die ganze Welt im geistlichen Sinne ein großes Babel, welches unter dem Fluche liegt, aber der Herr will in Christo Jesu die Menschen aus diesem Babel unter seinen Hirtenstab sammeln, damit alles eine Heerde werde. „Darum fliehet aus Babel, damit ein jeglicher seine Seele rette!"

Andeutungen.—1. Der Menschen Trotz und Eitelkeit.

2. Das Volk zu Babel ein Bild der gegenwärtigen Welt.

3. Der Thurm, ein Bild der Bestrebungen der Menschen heutzutage, sich unsterblich zu machen, und sich zum Himmel empor zu bauen.

4. Der Herr siehet aller Menschen Thun.

—o—

Sonntag den 23. Februar.

Der Bund des Herrn mit Abraham.— 1. Mose 15, 1—7.

Uebersichtliche Darstellung. — Abram (später Abraham, d. h. Vater der Menge), der Sohn Tharahs, Stammvater der Juden und vieler arabischer Volksstämme, wanderte von Mesopotamien, wohin sein Vater den Wohnsitz von Ur in Chaldäa verlegt hatte, nach Canaan aus. Im Hain Mamre bei Hebron erscheint ihm Jehovah, und verheißt ihm und seinem Samen das Land zum Eigenthum. Nach manchen Wanderzügen läßt er sich bleibend daselbst nieder. Zur Befreiung Lots macht er den berühmten Kriegszug gegen Kedor-Laomor, wo ihm auf der siegreichen Heimkehr Melchisedeck segnend entgegentritt und den Zehnten von der Beute empfängt. Es folgt die Verheißung, welche in der heutigen Lection aufgezeichnet ist, daß Abrahams Same zahlreich wie die Sterne sein und Kanaan besitzen werde, und ein Opfer vermittelt die erste förmliche Bundesschließung zwischen Gott und Abraham. Abrahams religionsgeschichtliche Bedeutung wird auch im Neuen Testament hervorgehoben. Er ist der Vater der Gläubigen, das Urbild des Glaubens. Das „Wandle vor mir und sei fromm" ist die Signatur seines Lebens. In der inneren Stimme seines Geistes und Gewissens vernimmt er die Stimme Gottes, der zu folgen er selbst im Gegensatz gegen alle Ueberlieferung das höchste Gesetz seines Lebens wird; die sich selbst verleugnende Hingabe an seinen Gott ist sein Gottesdienst.

Texterklärungen. — V. 1. Nach diesen Geschichten. Nachdem Abram sich der unschuldig Bedrückten angenommen und von dem Kriegszug wieder zurückgekommen war. Fürchte dich nicht. Die Rede des Herrn hatte wohl eine mehrfache Bedeutung: 1. Hatte sie Bezug auf die mögliche Rache der von Abram besiegten Könige. Dann zweitens auch auf seine Zukunft im irdischen und geistlichen Leben für Zeit und Ewigkeit: „Ist Gott für uns, wer mag dann wider uns sein?" Ist er unser Lohn, so sind wir reich genug.

V. 2—4. Abraham hatte keine Kinder, hätte aber gerne seine Verhältnisse in Bezug auf seine Erben geregelt gehabt, und trug deßhalb dem Herrn die Sache vor, mit dem Vorschlage, den Sohn seines ersten Knechts zum Erben einzusetzen. Schönes Beispiel, wie man dem Herrn alle Angelegenheiten vortragen soll.—Aber der Herr hatte es anders beschlossen und sagte ihm, daß sein eigner Sohn sein Erbe sein solle.

V. 5. — Also soll dein Same werden. So unzählbar wie die Sterne am Himmel, soll Abrams Same werden. Dies war ein wichtiger Augenblick. Kinderlos, und ohne natürliche Aussichten mit Nachkommen erfreut zu werden, gehörte ein starker Glaube, ein Glaube, welcher ohne Rücksicht auf alle natürlichen Unwahrscheinlichkeiten festen Halt an den göttlichen Verheißungen nehmen mußte. Nun folgt: V. 6 das herrliche Resultat. Abram glaubte dem Herrn, d. h. er glaubte der Wahrheit dieser Verheißung mit Rücksicht auf den, der sie gegeben hatte. „Denn er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben; sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre, und wußte aufs allergewisseste: daß, was Gott verheißt, das kann er auch thun." Röm. 4, 20. 21— Rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. — Abram wurde, indem er glaubte, durch das Wort und den Geist des Herrn gerecht gesprochen. Nicht durch irgend eine Handlung, denn eine solche war nicht dabei, sondern allein durch die Auffassung des göttlichen Wortes mit einfältigem zweifellosem Herzen da, wo nach blos menschlichem Urtheil gar kein Grund für solche Auffassung war. Dieses ist auch die Wei-

se, wie Alle müssen gerechtfertigt werden: mit kindlichem, zweifellosem Glauben Gottes Verheißungen in seinem Worte glauben und sich zueignen.

V. 7. — Ich bin der Herr. Ich bin es, der dich bisher geführt und werde dich auch ferner führen.

Andeutungen. — 1. Gottes Trostwort: Fürchte dich nicht.

2. Abrams zutrauliche Gemeinschaft mit Gott, indem er ihm seine Angelegenheiten vorträgt.

3. Die göttliche Verheißung.

4. Abrams Glaube.

5. Die Glaubensgerechtigkeit.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 5.

1. Die Arche. — Obzwar dieselbe viele Kammern oder Gemächer enthielt, so war doch nur eine Thür daran. „Die Thüre sollst du mitten in seine Seite setzen." Vers 16. Ebenso gibt es nur eine Thür zur Arche unseres Heils und diese ist Christus. Es werden ja nicht zwei Christus verkündigt, den einen in dieser, einen andern in jener Kirche.—Spurgeon.

2. An jenem verhängnißvollen Morgen, da die Arche zum Einzug der Passagiere geöffnet wurde, da hätte man aus den Lüften herab ein Paar Adler, ein Paar Raben, ein Paar Colibris, ja ein Paar von jeglicher Art Vögel dem Kasten auf leichten Schwingen zueilen sehen können. Hätte aber Jemand Zuschauer sein dürfen, so würde man gleichzeitig beobachtet haben, wie ein Paar Schnecken, ein Paar Schlangen, ein Paar Würmer u. s. w. auf dem Boden dahinkrochen, demselben Zufluchtsort sich nähernd; denn da waren kriechende, sowohl als fliegende Thiere.

Was will ich damit sagen? Dieses, daß es Viele unter euch gibt, die mit Verstand und Erkenntniß begabt, so hoch fliegen können, daß ich weit hinter ihnen zurückbleiben müßte. Andere hingegen sind so arm und unwissend, daß sie kaum ihre Bibel zu lesen im Stande sind. Aber merkt: der Adler muß herunter, um zur Thür hinein zu kommen; der Wurm und die Schnecke müssen an dem Kasten emporkriechen und zur selbigen Thür hinein. Es gibt nur einen Eingang für Alle.

Bist du etwa ein armes kriechendes Geschöpf—ein Wurm—der von den Leuten kaum eines Blickes gewürdigt werden sollte: Gib dich zufrieden. Eile zu Jesu, er hat Raum für dich in der Arche.–Spurgeon.

Zu Lection 6.

Mizra Ibrahim geht bei Nacht durch die öde Wüste. Der Sturm tobt und treibt ihm die Sandwellen ins Gesicht. Nur müh am kann er sich vorwärts bewegen. Auf einmal hört er lärmende Stimmen, und Furcht und Schrecken ergreift ihn, im Bewußtsein, daß nicht selten ein Wanderer in der Wüste ein Opfer wilder Raubgier geworden ist. Näher und näher kommen die Stimmen. Gerade als er im Begriffe ist, die Flucht zu ergreifen, tritt der Vollmond strahlend hinter dunklen Wolken hervor, und nun sieht er, daß die Gefürchteten seine Freunde sind, die ihn suchen. So tritt uns, wenn Sturm und Wetter uns umtoben, der Regenbogen als Gnadenzeichen aus den Wolken hervor.

Zu Lection 7.

Vers 4. Der Stolz des Menschen. Der Dämon Stolz kommt mit uns auf diese Welt und verläßt auch Manchen nicht eine halbe Stunde vor seinem Ende. Er ist durch und durch in das Innerste unsers Wesens hinein verwoben, so daß wir nicht eher das Letzte davon gehört haben werden, als bis wir mit dem Leichentuch umwickelt sind.

„Daß wir uns einen Namen machen."

Auf einen guten Namen kommt gar Vieles an; aber ein eitler Ruhm, wie der der Babylonier, wird bald zu nichte. Bezüglich eines guten Namens hatte jener Moralist recht geredet, als er sagte: „Was du auch immer sonst einbüßen mögest, mache dich nur niemals eines guten Namens verlustig; denn ein solcher ist mehr werth, als ein goldener Gürtel." Ein Anderer hat einen guten Namen mit einem Blatt weißes Papier verglichen, das, wenn einmal besudelt, nicht so leicht wieder rein gemacht werden kann, ohne irgend welche Spuren zurückzulassen. Gute Thaten machen einen guten Namen, große Thaten einen großen, aber alle gute Thaten sind große Thaten.

Zu Lection 8.

Vers 5.—Gottes Verheißungen sind dem gläubigen Kind Gottes eine unerschöpfliche Fundgrube reicher Schätze. Selig, wer da weiß den wahren Werth aus denselben herauszufinden und sich damit zu bereichern. Sie sind gleich einer Rüstkammer, eine treffliche Auswahl von Waffen, sowohl zum Angriff auf die Feinde als auch zur Vertheidigung.

Vers 6.—Gottes Verheißungen trauend. An einem kalten Wintertag kam ein kleiner Waisenknabe von sechs bis acht Jahren an die Thüre einer reichen Dame und fragte, ob er nicht den Schnee um das Haus herum wegschaufeln dürfe. „Bekommst du immer genug zu thun, mein Junge?" fragte ihn die Dame. „Zuweilen," antwortete der Knabe, „dann aber zu andern Zeiten wieder nur sehr wenig." „Und ist dir niemals bange, daß du nicht hinlänglich verdienen könnest für deinen Bedarf." Der Knabe schien verlegen um eine Antwort, sagte aber endlich getrost: „Denken Sie nicht, daß Gott einen kleinen Waisenknaben versorgen wird, wenn er sein Vertrauen auf ihn setzt, und das Beste thut, das er kann?"

Habt Ihr eine Wandtafel in der Schule?

Wenn Ihr keine habt, so schafft unverzüglich eine an, und wenn Ihr eine habt, so unterlaßt ja nicht, die Lection so gut Ihr es könnt darauf zu illustriren. Wie das geschehen soll, darüber könnt Ihr am besten urtheilen. Ihr kennt am besten Eure Schüler und deren Bedürfnisse. Macht es aber zum Gegenstand Eures Nachdenkens — Eures Studiums. Das gilt besonders den Superintendenten. Sind es keine Bilder, so könnt Ihr doch Sätze oder Worte schreiben. Könnt Ihr es selbst nicht, so findet sich schon sonst Jemand in der Schule, der es kann. Versuchts! Probirt geht über studirt, und Uebung macht den Meister.

Dies und Jenes.

Ein Kanarienvogel, ein Bote des gerechten Gottes.

In einer bekannten Stadt Mitteldeutschlands verschwand ein Dienstmädchen, und Niemand wußte, wo es geblieben war, bis man die Leiche in einem Brunnen fand. Die erste Vermuthung war, daß das Mädchen aus Unvorsichtigkeit beim Wasserschöpfen hineingefallen sei. Als man aber die Leiche genauer untersuchte, fand es sich, daß ihr der Hirnschädel mit einem schweren Werkzeuge, einer Axt oder einem Hammer zerschlagen war. Wer war aber der Frevler, der diese That verübt hatte? Darauf konnte Niemand Antwort geben. Man stellte Vermuthungen an, man fragte, man forschte; aber nirgends war eine Spur zu finden, die auf den Missethäter geleitet hätte. So vergingen Monate, ohne daß man ihm auf die Spur kam. Da flog Jemandem ein Kanarienvogel aus dem Fenster. Der Eigenthümer setzte ihm nach, um seinen Liebling wieder einzufangen. Es fanden sich auch dienstwillige Seelen, die ihm dabei behülflich waren. Aber der kleine Flüchtling ließ sich so leicht nicht einfangen; er durchflog manche Straße und manche Gasse der Stadt, bis er in die letzte Gasse an die Mauer des Brunnens kam. Da setzte er sich in eins der vielen Mauerlöcher, und lief tiefer hinein, als wenn er sich verstecken wollte. Es wurde schnell eine Leiter herbeigeschafft; Einer stieg hinein, und erhaschte ihn glücklich. Aber indem er die Hand in das Loch steckte, und den Vogel ergriff, stieß er an einen Gegenstand, der ihm auffiel. Nachdem er den Vogel dem dankbaren Eigenthümer zurückgegeben hatte, langte er auch nach dem Gegenstande, und holte einen großen Hammer heraus. Alle waren verwundert, wie ein Hammer da hineinkäme, und betrachteten ihn neugierig. Es war ein großer Schmiedehammer, und deutlich Blutflecken an ihm zu sehen. Während der eingefangene kleine Flüchtling in seinen Käfig zurückwanderte, mußte der Hammer auf die Polizei wandern. Dieser Hammer brachte die geschehene Mordthat wieder in Erinnerung; denn aus den Blutflecken schöpfte man den Verdacht daß er das Werkzeug sei, womit jener Mord an dem Mädchen verübt worden sei. Die Polizei ließ daher in allen Schmieden nachfragen, ob man da vielleicht einen großen Hammer vermisse; man habe einen solchen gefunden, und der Eigenthümer möge sich melden. Und richtig, es meldete sich ein Schmiedemeister mit der Anzeige, daß er seit so und so viel Monaten seinen großen Hammer vermisse. Auf weiteres Befragen erklärte er daß er weiter nichts darüber wisse, als daß er einen Gesellen gehabt, der um jene Zeit sich losgemacht habe, und auf die Wanderschaft gegangen, und daß mit ihm der Hammer verschwunden sei. Da er sich aber nicht habe denken können, daß der Geselle den schweren Hammer mit auf die Wanderschaft nehmen würde, so habe er auch keinen Verdacht der Entwendung auf ihn gehabt. Als man ihm nun den Fundort angab, und die Blutflecken an dem Hammer zeigte, und auch die Zeit stimmte, so pflichtete er dem Verdacht bei, daß wohl am Ende der Geselle jenen Mord verübt habe, obwohl er sonst keinen Grund zu solchem Verdacht wisse. Es wurde nun dem Gesellen nachgespürt, er wurde ausfindig gemacht, zurückgebracht und vor Gericht gestellt, wo er bald eingestand, das Verbrechen begangen zu haben. Auch gestand er, wie er dazu gekommen sei. Er habe ein Liebesverhältniß mit dem Mädchen gehabt; da sie ihm dies aber aufgekündigt habe, so sei er wüthend auf sie geworden, habe ihr des Abends beim Brunnen, wo sie gewöhnlich Wasser geholt habe, und er sonst öfter mit ihr zusammengekommen sei, mit dem Hammer aufgelauert, sie erschlagen, und dann in den Brunnen geworfen, um auf die Vermuthung zu leiten, sie sei hineingefallen. Um aber jede Spur zur Entdeckung zu entfernen, habe er den Hammer in jenes Mauerloch gesteckt, in der Meinung, daß da gewiß kein Mensch den Hammer suchen werde, und dann sei er in die Fremde gegangen.—Siehst du, lieber Leser, da nicht auch wieder Gottes Finger?!

Wer ist dir der Liebste?

Auf die Frage. Welche Menschen ihm die liebsten wären, antwortete der deutsche Kaiser Friedrich III.; „Die Gott mehr fürchten, als mich."

Ein kleiner Zug göttlichen Waltens.

Zwei Einwohner im Dorfe Sendlingen (Königl Hannoverschen Amts Celle) waren mit einander in Uneinigkeit wegen eines stattlichen Eichbaums, welcher genau in der Grenzfurche ihres Landes stand. Jeder von ihnen hielt ihn für sein Eigenthum; keiner aber hatte dafür genügende Beweise anzuführen. Da sandte der liebe Gott einst einen Blitzstrahl, welcher die Eiche bis auf die Wurzel spaltete, so daß die eine Hälfte auf das Land des ei-

nen, die zweite auf das Land des andern Nachbars fiel. Ob dieser Entscheidung ihres Streites wandelte die beiden Nachbarn ein solcher Schrecken an, daß einige Zeit verging, ehe sie sich entschlossen, ein jeder seine Baumhälfte weg zu holen. Der Baumstumpf ist noch jetzt vorhanden und ward dem Schreiber dieses gezeigt, als ihm diese Begebenheit erzählt wurde.

Wer ist zu fürchten?

In einem Postwagen führten junge Leute ein leichtfertiges Gespräch, und einer sagte: einen Teufel fürchte ich nicht, weil es keinen gibt, den lieben Gott lass' ich in Ruh, und er mich, ich habe also nichts zu fürchten. Ein schlichter Bürgersmann saß in der Ecke, dem man's ansah, daß er schlecht mit solchen Gesprächen zufrieden war, und der Sprecher zupfte ihn mit der Frage an: Nun, was fürchten Sie denn? — Gott fürchte ich — und alle Menschen, die ihn nicht fürchten.

Ansicht eines freien Mannes vom Gebet.

„Fasten und Beten sind thörichte Sachen!"
So sagte ein Freigeist, mit höhnischem Lachen.
Ein Frommer erwidert: „Das meine ich nicht,
Ich denk, das ist jedes Menschen Pflicht."
„Haha!" lacht Jener: „Seid nur kein Thor,
Das schwatzt man nur dummen Bauern vor.
Bei Euch daheim da beten wohl All?"
„Ach nein," sagt dieser, „in meinem Stall
Da hab' ich zwei Schweinchen, die beten nie,
Mich däucht, die glauben gerade wie Sie."

W. Horn.

— Casper: Wie mag es wohl zugehen, daß jetzt so viele Männer unverheirathet bleiben?

Sam: Weil die Mädchen zu sehr den Blumen auf dem Felde gleichen.

Casper: Wie so denn das?

Sam: Nun, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheuern und sind doch herrlicher gekleidet, als Salomo mit seiner herrlichsten Pracht aber,—

Casper: Nu was weiter?

Sam: Der Himmel ernährt und kleidet sie leider nicht wie die Blumen, sondern der Vater muß es thun.

— Amtmann: „Also du willst die Stelle des Todtengräbers nicht übernehmen, Hans?"

Hans: „Nein, Herr Amtmann, ich dank Ihnen recht schön!"

Amtmann: „Nun warum willst du sie denn nicht annehmen?"

Hans: „Ja sehen's Herr Amtmann, s' Sprüchwort sagt: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber hinein, und da will ich das lieber Andern überlassen."

— Trumpf. Der Pfarrer von Ahausen: „Sie beklagen sich darüber, mein lieber Herr College, daß der Mauerschwamm in Ihre Kirche gekommen sei; ob das nicht vielleicht gar von Ihren wässerigen Predigten herrühren dürfte!"—

Der Pfarrer von Bhausen: „Wissen Sie was, mein lieber Herr Amtsbruder, halten Sie darin eine oder zwei Ihrer trockenen Predigten, vielleicht vergeht der Schwamm dann wieder."

Goldenes A, B, C.

N.

Neid ist häßlich, abscheuwerth.
Neid am eignen Glücke zehrt;
Während er nach fremdem schielt,
Das er nimmermehr erzielt,
Wird das seine schwinden!
Liebeleer ist Neid und arm,
Schafft sich selber Qual und Harm,
Neid verbittert jede Lust;
Laß ihn nie in deiner Brust
Eine Stelle finden!

O.

Ordnung siehst Du allwärts nur
In dem Haushalt der Natur
Seit Beginn der Zeiten,
Siehst der Sonne Tageslauf,
Siehst die Sterne ab und auf
Ihre Bahnen gleiten.

Sei an sie auch Du gewohnt
Früh schon! Deine Müh' sie lohnt,
Spart Dir bittre Stunden;
Alles steht am rechten Ort,
Suchst nicht lange da und dort,
Ordnung hat's gefunden.

Arithmetische Aufgabe.

Einem Boten, der vor 3 Tagen abgereist war, und der täglich 10 Meilen zurücklegt, wird ein zweiter nachgeschickt, der täglich 12 Meilen läuft. In wie viel Tagen wird dieser den ersten einholen?

Zweisilbige Charade.

Das Erste und das Ganze
Als Ströme brausend fließen;
Auf Zwei im Sonnenglanze
Viel tausend Blümlein sprießen.

Märzvioleu ſuchend.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. März 1873. Nr. 3.

Gott ist die Liebe.

(Von J. Maurer.)

Gott ist die Liebe, les' ich alle Tage
An jedem Ding der schönen Gotteswelt;
Am Cedernwipfel und am Sarkophage,
Wie an des Himmels bläulichem Gezelt.
Die Blätter, die im Abendwinde spielen,
Die Sternlein, die da funkeln in der Nacht,
Die Fischlein, die sich in den Fluthen kühlen,
Bezeugen seine große Liebesmacht.
Der Fluren Grün, des Landes reiche Früchte,
Die Sonne auf der sieggekrönten Bahn,
Der Mond in seinem zarten Silberlichte,
Erzählen, wie der Ew'ge lieben kann.
Drum sink ich nieder dankerfüllt im Staube,
Daß Gott auch mich Unwürdigen geliebt.
Ich bete an, vor Gott, ich wag's — ich glaube,
Daß Er in Christo mir den Himmel gibt.

Eine Bibel als doppelte Lebensretterin.

(Wiedererzählt von W. H.)

In einem dunklen Walde auf einem der schlesischen Berge stand das einsame Haus eines Försters. Die Eichen und Fichten umschlossen dicht und heimlich das Haus und das kleine Gärtchen, welches dazu gehörte. Hier wohnte vor mehr als fünfzig Jahren der Förster Grimez mit seiner Familie, welche aus seiner Mutter, seiner Frau und seiner kleinen siebenjährigen Tochter bestand.

Der Förster und sein Weib hatten einander innig lieb. Die acht Jahre, welche sie miteinander in der heil. Ehe gelebt, hatten ihre Herzen mehr und mehr zusammen gebunden. Die einzige Tochter war die Freude ihrer Eltern. Die würdige Großmutter, welche nach dem Tode ihres Gatten hierhergezogen war, um das Glück der friedlichen Familie zu theilen, wurde von ihrem Sohne mit großer Liebe gepflegt. Eine Sorge jedoch lag schwer auf dem Herzen der Försterin. Sie war eine fromme, gottesfürchtige Frau. Nie begann, oder beschloß sie den Tag, ohne Gottes Wort zu lesen, dem lieben Gott für seine Segnungen zu danken und seinen Beistand aufs Neue auf sich und die Ihrigen herabzuflehen. Der Förster hinderte seine Frau auch in keinerlei Weise in ihren Hausgottesdiensten, welche sie mit Großmutter und Tochter hielt, nahm aber selbst durchaus keinen Antheil daran. Er meinte in seiner Weisheit weit über die Bibel hinaus zu sein und lächelte im Stillen über die Einfalt seiner Familie, welche Kraft und Trost in diesem alten Buche suchte.

Oft hatte seine Gattin über seinen Unglauben bitter geseufzt. Oft hatte sie zu ihrem Heilande gefleht, er möge sich doch über ihren armen Mann erbarmen und ihn zu sich ziehen. Aber acht lange Jahre waren darüber hingegangen, und ihre Gebete waren noch nicht erhört — oder doch nicht beantwortet.

Es war an einem stürmischen Herbstabend. Der Wind rauschte und pfiff durch die langen Zweige der Waldbäume. Die beiden Frauen und die Tochter saßen im Försterhause. Grimez war noch nicht aus der benachbarten Stadt zurückgekehrt, nach welcher er am Morgen gegangen war. Seit einiger Zeit hielt sich eine Räuberbande in der Gegend auf und machte den Theil, welcher seiner Obhut anbefohlen war, sehr unsicher. Nach vieler Wachsamkeit und großen Anstrengungen war es ihm gelungen, beinahe alle

Glieder der Bande einzufangen. Nur einer der Anführer, ein Mann, berüchtigt wegen seiner Stärke und Verschlagenheit, war bis jetzt dem Schicksal seiner Kameraden entgangen. Der Förster hatte heute die eingefangenen Räuber mit Hülfe der Polizei den Händen der Gerechtigkeit überliefert. Die Frauen, als sie in der stillen Abendstunde beieinander saßen, redeten über diesen Gegenstand und erwarteten mit ängstlicher Spannung den geliebten Gatten und Sohn. Es war sehr zu befürchten, daß der berüchtigte Hauptmann sich irgendwo im Dunkel des Waldes versteckt hielt und dem Förster auflauerte. Derselbe hatte, durch einen Bauern, welchen er im Walde getroffen hatte, Grimez Rache gedroht, und deßhalb zitterten die armen Frauen in der einsamen Wohnung für das Leben des Försters. Es würde dem Räuber ja leicht, unter dem Deckmantel der Nacht demselben aufzulauern, und sich durch dessen Ermordung zu rächen.

Die Großmutter machte endlich den Vorschlag, sie wollten sich nicht länger mit solchen Gedanken und Reden ängstigen, sondern im Worte Gottes Trost suchen, und den Hausvater dem Schutze Dessen befehlen, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Sogleich holte die Hausmutter die Bibel, und schlug den 71 Psalm auf, wo sie nach der täglichen Ordnung mit Lesen aufgehört hatte. Sie las:

„Herr, ich traue auf dich; laß mich nimmermehr zu Schanden werden. Errette mich durch deine Gerechtigkeit, und hilf mir aus, neige deine Ohren zu mir, und hilf mir. Sei mir ein starker Hort, dahin ich immer fliehen möge, der du zugesagt hast mir zu helfen; denn du bist mein Fels und meine Burg. Mein Gott, hilf mir aus der Hand des Gottlosen, aus der Hand des Ungerechten und Tyrannen. Denn du bist meine Zuversicht, Herr Herr, meine Hoffnung von meiner Jugend an.

Sie stärkten sich mit den Worten:

„Ich gehe einher in der Kraft des Herrn Herrn, ich preise deine Gerechtigkeit allein. Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret; darum verkündige ich deine Wunder. Auch verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindeskindern, und deine Kraft allen, die noch kommen sollen. Gott, deine Gerechtigkeit ist hoch, der du große Dinge thust. Gott, wer ist dir gleich? Denn du lässest mich erfahren viele und große Angst, und machst mich wieder lebendig, und holest mich wieder aus der Tiefe der Erde herauf. Du machst mich sehr groß, und tröstest mich wieder. So danke ich auch dir mit Psalterspiel für deine Treue, mein Gott; ich lobsinge dir auf der Harfe, du Heiliger in Israel."

Dann nahm sie das Gesangbuch und las ein Abendlied, dessen schöne Verse recht auf ihren Zustand paßten.

Darauf knieten Großmutter, Mutter und Tochter miteinander nieder. Sie beteten zu dem Herrn der Heerscharen um seinen väterlichen Schutz für sich selbst und für den abwesenden Hausvater. So beteten sie auch für alle Armen und Kranken und für die Gottlosen, die auf den Wegen der Sünde gingen, daß sie sich bekehren möchten.

Das Wort Gottes und Gebet hatte ihre bekümmerten Herzen wunderbar getröstet; und kaum hatten sie ihre Andacht beendet, als man bekannte Fußtritte auf dem Hausflur hörte. Es waren die des geliebten, und heißersehnten Hausvaters, welcher gesund und munter in den Kreis seiner Familie zurückkehrte. Er selbst hatte unterwegs einige Besorgnisse gehegt, der Dieb möge seine Abwesenheit benützen, und in sein Haus brechen, um an den Geliebten dort Rache zu nehmen. Als er dieselben nun wohl und munter antraf, fühlte er recht aufgeheitert, und ließ sich das einfache Mahl, welches für ihn bereit gehalten war, wohl schmecken. Während dem Genusse desselben erzählte er den Seinigen die Neuigkeiten und Vorgänge der letzten Tage in der Stadt, und wie er unterwegs um sie besorgt gewesen sei. Seine Gattin erzählte ihm dagegen, welche Sorge sie um ihn gehabt, und wie sie sich in vereinigtem Gebete getröstet und ihn dem göttlichen Schutze anempfohlen hätten.

Förster Grimez lächelte zu diesen Worten. Er meinte, daß er für sein Theil vorzöge sich auf seine guten Waffen und seinen treuen Hund zu verlassen, und

setzte hinzu, daß er beabsichtige diese Nacht besondere Vorkehrungen für die Sicherheit des Hauses zu treffen. Er wußte nicht, wie diese Worte der treuen Gattin durchs Herz schnitten. Sie zeigten deutlich, daß er ein Verächter des Wortes Gottes und des Gebets war. Sie holte einen tiefen Seufzer, tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, daß der Herr doch noch am Ende ihr Gebet erhören werde. Nachdem man noch einige Zeit im vertraulichen Gespräche beisammen gesessen hatte, begab man sich zur Ruhe. Der Förster untersuchte noch einmal die Schlösser an allen Thüren und Fenstern, lud alle seine Gewehre, ließ die Hunde los und meinte nun, sich ohne irgend welche Sorge niederlegen zu können.

So vergingen etwa eine oder zwei Stunden. Alles war still im Forsthause. Die Bewohner lagen im festen Schlafe. Die Hunde schwiegen. Die Bäume des Waldes rauschten ihren melancholischen Nachtgesang. Da auf einmal regte sich etwas in dem Zimmer, in welchem die Försterfamilie den Abend verbracht hatte. Unter dem Sopha kroch still und vorsichtig ein verdächtig aussehender Mensch hervor. Er horchte behutsam nach allen Seiten. Nicht der geringste Laut ließ sich hören, welcher ihn in der Ausführung seines gefaßten Vorhabens gestört hätte. Der Mann schlich sich eilig nach dem Tische und legte ein scharfes, großes Messer darauf, mit welchem er bewaffnet war. Dann griff er hastig nach der Bibel, aus welcher die gute Frau am Abend gelesen, und die nun noch offen auf dem Tische lag, und schaute mit Bewunderung darauf hin. Die Strahlen des Vollmondes fielen durch eine kleine Oeffnung in den Jalousien in das Zimmer. Der Eindringling versuchte bei dem Lichte zu lesen, aber es wollte nicht gelingen, und bald schloß er das Buch wieder. Jetzt stand er wie in Gedanken versunken neben dem Tische. Bisweilen flammte ein unheimliches Feuer in seinen dunklen Augen. Dann griff seine Hand hastig nach dem Messer, welches vor ihm auf dem Tische lag. Dann legte er dasselbe wieder nieder, als ob ein guter Engel zu ihm gesprochen und den Sieg über seine finsteren Gedanken gewonnen hätte. Nun ging er zu dem Fenster, welches er behutsam öffnete. Auch die Jalousie öffnete er, ohne den geringsten Lärm zu verursachen. Dann ergriff er die Bibel, schwang sich vorsichtig auf die Fensterbank, und mit einem behenden Sprunge sprang er hinaus, so daß ihn selbst die Hunde weder sahen noch hörten. Ebenso vorsichtig schwang er sich über die Gartenhecke, und nach einigen Sekunden war er wie ein schwarzer Schatten im Dunkel des Waldes verschwunden.

Als der Förster mit seiner Familie am nächsten Morgen aufstand, waren sie nicht wenig erstaunt, das Fenster offen und auf dem Tische die Waffe liegen zu sehen. Sie durchsuchten das ganze Haus mit der größten Vorsicht, aber alles war in Ordnung, nichts fehlte — gar nichts — als nur die gute alte Familienbibel.

Die ganze Sache war ihnen ein großes, unbegreifliches Geheimniß. Sie konnten es nicht begreifen, daß ein Dieb in ein Haus einbrechen sollte, und nur eine Bibel daraus stehlen. Die Frauen ahnten freilich die schützende Hand Gottes, welche gnädig über sie gewaltet während der Nacht. Mit inbrünstigem Herzen dankten sie ihm für seinen gnädigen, besonderen Schutz. Auch der Förster, obgleich er kein Wort darüber äußerte, dachte darüber nach, daß weder seine Waffen noch seine Hunde sein Leben, und die Häupter seiner Lieben hätten beschützen können. Er fühlte, daß die schützende Hand Gottes während der Nacht über sie ausgereckt gewesen war. Er wurde von jetzt an ernster und stiller, und manchmal wohnte er den Hausgottesdiensten seiner Familie sogar bei. Aber der Räuberhauptmann schien von diesem Tage an spurlos verschwunden zu sein. Er war verschollen, während seine Kameraden hinter öden, finsteren Kerkermauern den Lohn ihrer gottlosen Thaten büßten.

Ein Jahr nach dem andern ging ruhig dahin, und im Försterhause hatte man jene geheimnißvolle Nacht und die Gefahr, aus welcher die Familie so wunderbar gerettet war, fast vergessen.

* * *

Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin ist mit vielen kleinen Landseen bedeckt. Der größte derselben ist der

Müritzsee. Ihn umgeben wieder verschiedene kleinere Seen, deren Ufer mit dichtem Gehölz umgeben sind. An einigen lichten Stellen blicken hier und da einige Häuser hervor, sonst sieht man nur wenige einsame Fischerhütten, oder ein armseliges Dörfchen auf dem Stranke.

Im Jahre 1813 war diese Gegend, welche sonst so still und ruhig daliegt, in sehr unsicherem und aufgeregtem Zustande. Eine Abtheilung der französischen Armee machte ihren Rückzug durch Mecklenburg, welche, gedeckt durch die Seen und dichten Waldungen, den Russen und Deutschen, die ihnen auf den Fersen folgten, durch heftige Gegenwehr jeden Fuß Boden streitig zu machen suchten. In einem Gehölz, welches an den Müritzsee stieß, hatten sich die Franzosen verschanzt, und richteten durch ein wohlgeleitetes Feuer großen Schaden unter ihren Verfolgern an.

Zuletzt wurde eine Division von preußischen Freiwilligen beordert, das Gehölz zu stürmen, und den Feind herauszutreiben. Der Kampf war auf beiden Seiten sehr heftig, und wurde mit großer Tapferkeit geleitet. Endlich wurden die Franzosen geschlagen und herausgetrieben. Aber auch die Sieger hatten bei der Attacke schwere Verluste erlitten.

Unter den Verwundeten, welche mit ihrem Blute das Schlachtfeld getränkt, befand sich ein Offizier, dessen Brust von einer feindlichen Kugel getroffen war. Hülflos und verlassen lag er am Ufer des See's denn seine Kameraden glaubten, er sei todt. Der arme verwundete Mann war kein anderer als unser Förster Grimez aus Schlesien. Als der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. an das Volk erging, und alle preußischen Männer zu den Waffen rief, hatte auch er seine stille Heimath und Familie verlassen, um dem bedrängten Vaterland zu Hülfe zu eilen. Er hatte sich den preußischen Freiwilligen angeschlossen. Muthig und tapfer hatte er manchen Sturm mitgemacht, bis ihn hier an den Ufern des Müritzsees, die feindliche Kugel niederstreckte.

Das Gefecht hatte sich nach und nach zu einem andern Theile des Gehölzes hingezogen, der Verwundete lag ganz verlassen da, und ächzte in seinen Schmerzen. Ein Fischer, welcher vorsichtig in einem Kahn heranruderte, um nachzusehen, ob die kämpfenden Krieger etwas von seiner Hütte, welche er sich hier erbaut hatte, übrig gelassen hätten, hörte ihn. Er zog seinen Kahn ans Ufer, und näherte sich dem Platze, von wannen die Schmerzensseufzer kamen.

Als er den preußischen Offizier in seinem Blute liegend fand, that er einen eigenthümlichen Pfiff, welcher bald seine Kameraden, welche sich im Schilf versteckt hielten, herbeilockte. Sie trugen zusammen den verwundeten Mann in das kleine Boot, und ruderten dann nach dem gegenüber liegenden Seeufer, ungefähr zwei Meilen vom Schlachtfelde. Hier fuhren sie in der Nachbarschaft von einigen Fischerhütten ans Land, und in eine derselben brachten sie den Verwundeten. Von dem Fischer und seiner Frau wurde er liebevoll aufgenommen und gepflegt. Glücklicherweise war der Mann nicht unerfahren in dem Verbinden von Wunden, und zeigte darin fast so viel Geschick als ein Wundarzt. Seine Frau unterstützte ihn fleißig in der Pflege des Kranken. Für eine lange Zeit schien es, als ob alle ihre Pflege vergeblich sein solle. Wochenlang lag der Leidende auf seinem Lager, ohne sichtliche Zeichen für seine Genesung. Endlich jedoch verließ ihn das Fieber, und langsam erholte er sich. Jetzt fühlte er ein sehnliches Verlangen seine Frau und sein geliebtes Kind zu sehen, welche so lange in ängstlichem Harren daheim, umsonst auf Nachricht aus dem Lager gehofft hatten.

Wie groß war daher seine Freude, als eines Tages Weib und Kind in die Fischerhütte eintraten. Sein freundlicher Wirth hatte ihnen im Geheimen über die Lage des Kranken Bericht erstattet, ihnen die gefährliche Verwunduug sowie auch hoffnungsvolle Genesung geschildert, und sie gebeten, an das Krankenbette des Genesenden zu eilen, um ihn zu trösten. Der Fischer und seine Frau hielten sich unterdessen meistens in einer benachbarten Hütte auf, um dem Förster Gelegenheit zu bieten, mit seiner Familie allein unter dem Dache zu wohnen, unter welchem er Schutz und Pflege gefunden hatte. Die Eigenthümer kamen nur einige Mal des Tages

herüber, um die Försterin in der Pflege ihres Gatten zu unterstützen, und die nöthigen häuslichen Arbeiten zu versehen.

Es waren angenehme, friedliche Wochen stillen Glückes, welche der langsam genesende Grimez mit seiner Gattin und Tochter in der niedrigen Fischerhütte an den Ufern des Müritzsee's verbrachte. Das beste von allem war, daß er während derselben nicht nur die körperliche Gesundheit wiederfand, sondern auch Gesundheit für seine unsterbliche Seele. Seine Körperkraft war durch die langwierige Krankheit sehr angegriffen und gebrochen. Sein Herz war auf seinem Schmerzenslager demüthig und geduldig geworden. Wieder hatte er die Güte und Gnade seines Gottes erfahren, welcher ihn, wie in jener geheimnißvollen Nacht, vor vielen Jahren, wieder aus augenscheinlicher Todesgefahr gerettet hatte. Jetzt bekannte er, daß er ein armer Sünder und der göttlichen Gnade unwerth sei. Jetzt lernte er glauben, daß Jesus Christus alle seine Sünden getragen und auch ihn bei Gott versöhnt habe. Und als er endlich in neuer Gesundheit von seinem Krankenbette aufstand, da war er auch nach seiner Seele genesen. Er hatte Frieden in seinem Herzen, freute sich in der Gnade seines Gottes und empfand die waltende Liebe seines himmlischen Vaters.

Die dankbare Försterfamilie fing nun an Vorbereitungen für ihre Abreise und Heimkehr zu treffen. Mit innigem und herzlichem Danke verabschiedeten sie sich von den biedern Leuten, welche sie so lange und mit solcher echten Freundschaft aufgenommen hatten. Sie baten ihren Wirth wenigstens einige Vergütung (alles was sie zu geben im Stande waren) für seine Mühe und Unkosten anzunehmen. Zu ihrem Staunen jedoch wollte der wackere Mann davon nichts hören. Als sie aber in ihn drangen, die dargebotene Gabe doch anzunehmen, erklärte er endlich, daß er vielmehr ihr Schuldner sei, als sie der seinige, und daß er ihnen einen Schatz zurückzugeben habe, welchen er ihnen einst entwendet. Als er dieses gesagt, ging er zu einem Schranke, und suchte eine Bibel daraus hervor. Sogleich erkannte die Försterin das theure Buch, das kostbare Vermächtniß ihrer Eltern, welches seit jener geheimnißvollen Nacht spurlos aus ihrem Hause verschwunden war. Mit freudiger Erregung streckte sie ihre Hände darnach aus, und blickte den Fischer erstaunt an, um zu vernehmen, auf welche Weise er in den Besitz dieses ihres Kleinods gekommen sei. Dieser erzählte hierauf die folgende Geschichte, wobei er sich besonders an den Förster wendete:

„Es ist so manches Jahr seither verschwunden, daß Sie mich schwerlich wieder erkennen würden, aber ich bin jener Räuber, welcher Ihre Nachbarschaft belästigte und unsicher machte, bis Sie meine Kameraden fingen und einkerkerten. Dafür schwur ich Ihnen damals blutige Rache, und in der Dämmerung jenes Abends schlich ich in Ihr Haus, um Sie und die Ihrigen zu ermorden. Ich lag unter dem Sopha in Ihrer Wohnstube, die Stille der Nacht abwartend, um meinen schrecklichen Racheplan auszuführen. Gegen meinen Willen hörte ich Ihre Frau den 71. Psalm vorlesen. Derselbe ergriff und bewegte mein Herz, welches seit langer Zeit nicht an Gottes Wort gedacht hatte. Ich hörte das Gebet, welches die gute Frau für sich, für die Familie, für die Armen und Kranken und für alle Sünder und Gottlose zum Throne Gottes emporsandte. Dieses Gebet machte einen merkwürdigen Eindruck auf mein Gemüth. Meine Hand war wie erlahmt; meine Mordgedanken waren verschwunden vor Gottes Wort und dem gläubigen Gebet. Ich verließ Ihr Haus, ohne die gottlose That verübt zu haben, um welcher willen ich es betreten hatte. Aber die Bibel nahm ich mit. Ich dachte, in diesem Buche müsse noch viel mehr des Guten sein, ohne was ich schon gehört hatte. Wochenlang hielt ich mich im Gehölz unweit Ihrer Wohnung verborgen. Die Bibel war mein beständiger Begleiter in meiner Einsamkeit. Täglich las ich darin, und je mehr ich las, desto mehr wurde ich von der Wahrheit ergriffen. Der gnädige Gott segnete sein Wort an meinem Herzen. Ich sahe mich als ein großer und verlorner Sünder. Aber ich fand auch Gnade und Vergebung bei demselben Heiland, welcher mit dem Schächer am Kreuze Erbarmen hatte, und ihn in sein Reich aufnahm. Als ich zuletzt

aus Schlesien hierher zog, und bei einem Fischer Beschäftigung fand, war ich durch die Gnade Gottes ein anderer — ein neuer Mensch geworden. Gott sei Lob und Dank dafür! Er hat mich von der Finsterniß zum Licht, vom Tode zum Leben gerufen. Ich bin jetzt ein glücklicher Mensch. Ich habe eine treue und liebende Lebensgefährtin gefunden, welche mit mir dem Herrn dient. Wir haben zu unserer Nothdurft die tägliche Nahrung, und über alles den Beistand des treuen Gottes. Dieses alles verdanke ich jenem Abend, und der Bibel, welche ich in Ihrem Hause fand. Aber Sie, Förster, verließen sich damals auf Ihre guten Gewehre und Ihre treuen Hunde. Diese würden Ihnen jedoch wenig genützt haben. Ihr Leben, und die Leben Ihrer Familie waren in meiner Hand. Nur das Wort Gottes und das Gebet Ihres Weibes rettete Sie. Es war der allmächtige Gott, welcher mein Herz zittern machte, und meine Hand von der blutigen That zurückhielt. Nehmen Sie jetzt diese Bibel, und bewahren Sie dieselbe als einen theuren, köstlichen Schatz in Ihrem Hause. Ihr verdanken Sie es gleichfalls, daß Sie während Ihrer Krankheit Schutz und Pflege in meinem Hause gefunden haben. Mir haben Sie nichts zu danken, danken Sie aber dem gütigen Gott, welcher sich beides gegen Sie und mich so gnädig bewiesen hat." So sprach der wackere Fischer. Mit Thränen in den Augen lauschten seine Gäste seiner Erzählung. Wir können uns leicht vorstellen, wie herzlich sie ihm dankten, und wie sie Gottes Segen über ihn und die Seinigen herabflehten. Zugleich können wir uns denken, mit welchen Gefühlen sie dem Herrn dankten, welcher solche große und wunderbare Dinge an ihnen gethan hatte. Der Abschied von der theuren Fischerfamilie wurde ihnen jetzt doppelt schwer; jedoch die Stunde war da, und sie mußten sich trennen. Abschiedsgrüße wurden gewechselt, Abschiedsthränen geweint, und mit herzlichem Händedruck trennten sie sich. Die glückliche Familie kehrte freudig bewegt zu ihrer Waldheimath in Schlesien zurück.

Hier wurden sie von der Großmutter, welche während ihrer Abwesenheit die häuslichen Geschäfte versehen hatte, freudig empfangen und begrüßt. Wieder saß am Abend die ganze Familie um den wohlbekannten Tisch und las den 71. Psalm. Dankbar und innig tönten die Worte aus dem Munde des Försters: „Ich bin vor vielen wie ein Wunder; aber du bist meine starke Zuversicht. Laß meinen Mund deines Ruhms und deines Preises voll sein täglich."

Die erhaltene Wunde gestattete dem Förster nicht, sich dem Heere wieder anzuschließen. Er empfing seinen ehrenvollen Abschied, und glücklich und zufrieden lebte die Familie in der Waldeinsamkeit. Nie vergaßen sie den biederen Fischer in Mecklenburg und seine treue Gattin. Ueber alles aber vergaßen sie nie dem treuen Herrn im Himmel für seine Gnade zu danken, welcher sie so wunderbar und herrlich geführt hatte. Gottes Wort und Gebet waren von nun an die Freude und der Segen des Hauses und das herrlichste Familienkleinod, welches den Ehrenplatz einnahm, war die doppelte Lebensretterin, die Retterin nach Leib und Seele—die Hausbibel.

Lied eines Unabhängigen.

(Von W. Horn.)

Wirbelt langverhaltne Klänge
In die Weite, in die Länge,
Wirbelt himmelhoch empor!
Nicht zu Gunsten eitler Thoren,
Nicht im Sclavendienst geboren
Tönet laut im vollen Chor.

Will euch Niemand froh begrüßen,
Will man euch das Ohr verschließen,
Wirbelt in die freie Luft!
Könnt ihr nicht wie Weihrauch wallen
In geweihten Tempelhallen,
Zieht wie leichter Opferduft.

Tönt in fliegenden Akkorden,
Sagt der Welt in freien Worten,
Daß ihr ihren Tand verschmäht,
Daß ihr nicht an Gunstaltären,
In dem Auge Heuchlerzähren,
Niederkniet zum Gebet.

Fragt die trotzenden Despoten,
Was sie jemals euch geboten,
Das des freien Mannes werth?

Vieles haben sie versprochen,
Vieles haben sie gebrochen
Und das Manneswort entehrt.

Fragt: Was habt ihr Gunstregenten
Einen Sterblichen zu spenden,
Der zu eurem Götzen flieht?
Fesseln, die ihr Ehre nennet;
Lust, die auf der Seele brennet;
Schätze, die der Wind verweht.

Habt ihr Thronen zu verschenken,
Die, gestützt von euren Ränken,
Nur auf morschen Säulen ruh'n?
Wohl, ihr mögt mit stolzen Blicken
Eure Stirn mit Lorbeer schmücken,
Gönnt mir nur ein freies Thun.

Gönnt mir nur, vernehmt die Bitte,
Gönnt mir nur in meiner Hütte
Stille Unabhängigkeit —
Dann mögt ihr mit Stern und Siegel
Vor des Ruhmes Zauberspiegel
Schmücken euer Ordenskleid.

Nutzlos ist's euch zu bemühen
Eure Gunst mir zu entziehen,
Dien' ich eurem Götzen nicht;
Auf der Wahrheit hohem Gipfel,
Mit der Freiheit Palmenwipfel
Lach' ich euch ins Angesicht.

Eurer Reihen festlich Prangen
Sind zumeist geschminkte Wangen,
Särge mit polirtem Schein;
Und auf eurer bunten Bühne
Spielt mit frecher Heuchlermiene
Gunst statt Kunst und Schein statt Sein.

Wollt ihr mein Bekenntniß hören:
Sein und Wirken Gott zu ehren,
Pünktlich auf den Weg der Pflicht;
Menschenrechte sind mir wichtig,
Menschengunst und Ruhm mir nichtig —
Keinem Menschen dien' ich nicht.

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

6. Auf zur Musterung.

Wie in allen aristokratischen Ländern, so ist auch in Deutschland der Militairdienst kein freier, sondern ein gezwungener. Jeder Jüngling, der 20 Jahre alt und brauchbar ist, muß Soldat werden. Ueber das Brauchbare oder Unbrauchbare der militairpflichtigen Jünglinge entscheidet die Musterungsbehörde, die jedes Frühjahr an verschiedenen Plätzen des Landes die Musterung vornimmt. Alle Jünglinge, die das gesetzliche Alter erreicht haben, müssen vor der Behörde erscheinen, die sie untersucht und dann bestimmt, wer brauchbar und wer unbrauchbar ist. Die Musterung ist etwas im deutschen Volksleben, das im Allgemeinen mit Furcht und Bangigkeit erwartet wird. Und das ist auch kein Wunder. Wenn man bedenkt, daß der deutsche Militairdienst ein unfreier und harter ist, der gewöhnlich nur mit Unlust und Widerwillen geleistet wird, und es überhaupt keine Kleinigkeit ist, wenn Jünglinge aus ihrer glücklichen Carriere herausgerissen und dem kümmerlichen Soldatenleben einverleibt werden; oder wenn hie und da arme und betagte Eltern ihren einzigen Sohn, der die Stütze ihres Lebens ist, hergeben müssen. Dann wundert's einen nicht, daß die Musterung Furcht und Schrecken einflößt. Es ist schon vorgekommen, daß die Furcht vor der Musterung so gewaltig über Jünglinge gekommen ist, daß sie ihren rechten Zeigefinger abgehauen haben, um dadurch für den Militairdienst untauglich zu werden.

Curios sieht es aus, wenn am Musterungstage die militairpflichtigen Jünglinge aus den Städten und Dörfern truppenweise, mit den Bürgermeistern an der Spitze, nach dem Orte der Musterung marschiren, und noch curioser ist der Anblick, wenn sie wieder heimziehen. Einige lachen vor Freuden, Andere weinen vor Traurigkeit, wieder Andere haben sich dudeldick gesoffen und sind ganz unbekümmert und sorgenfrei. Und wenn hie und da ein Besoffener das Gleichgewicht verliert und auf den Boden fällt, dann werden Alle heiter und lachen und scherzen zur allgemeinen Belustigung.

Daß die geistigen Getränke starke Männer beugen und umwerfen können, habe ich mal gesehen, als ich kurz vor meiner Abreise nach Amerika einen Besuch in meiner Heimath machte. Der Pfarrer in meinem Geburtsorte und noch ein anderer Mann kamen von einer Kindtaufe und begegneten mir auf dem Wege. An dem Hin- und Hertaumeln der beiden Män-

ner konnte man sehen, daß der Pfarrer betrunken und sein Begleiter nicht nüchtern war. Als sie neben mir vorbei gingen und der Pfarrer eine Verbeugung machen wollte, da verlor sein Oberkörper das Gleichgewicht und er wäre ohne Zweifel auf den Boden gefallen, wenn sein Begleiter nicht zugegriffen und ihn gehalten hätte. Ein lutherischer Mann, bei dem ich unlängst auf einer Reise von Madison nach Sauk City in Wisc. zu Mittag aß, sagte zu mir: „Wir haben einen guten Pfarrer, aber er hat einen Fehler." Ich frug ihn, was das für ein Fehler sei. „Er ist fast immer betrunken," war die kurze Antwort. Wahrlich, solche Geistliche sind ein Fluch der Menschheit und eine Schande der Kirche Christi.

Bei uns im Lande Waldeck ist es Sitte, daß am Musterungstage die Jünglinge, die Soldat geworden sind, ein rothes Band um den Hut tragen und die andern, welche frei gekommen sind, tragen ein blaues Band. Ich konnte nicht ermitteln, was diese Volkssitte bedeuten soll. Wahrscheinlich soll die rothe Farbe an das Blut erinnern, welches die Soldaten oft vergießen müssen, und die blaue Farbe wird die Hoffnung des Friedens darstellen sollen.

Es war im Jahre 1854 als ich „auf die Musterung" mußte. Die Stadt, in welcher die Musterung gehalten wurde, heißt Korbach. Sie liegt 4 Stunden von meinem Orte in einer weiten, fruchtbaren Ebene. Früh morgens gings auf die Reise und als wir nach Korbach kamen, war die Musterung schon im vollen Gange. Da der Bataillonsarzt, der bei der Musterung als Doctor fungirte, mein Vetter und Taufpathe war, so gaben mir einige Freunde den Rath, ich solle mit dem Doctor Rücksprache nehmen und dann bei der Untersuchung einen Fehler angeben, und wenn der Doctor meine Angabe bestätigen würde, dann wäre mein Freikommen gewiß. Allein zu solcher Unredlichkeit konnte ich mich nicht verstehen. Ich dachte an das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten." Das Schleichen, Kriechen, Hintergehen und Betrügen ist nie meine Sache gewesen. Ich liebe die Offenheit und Redlichkeit und will sie lieben, bis ich sterbe.

In dem alterthümlichen Rathhause zu Korbach wurde uns ein Saal als Wartezimmer angewiesen und von da aus ging ein offener Eingang in die Stube, in welcher die Musterung gehalten wurde. An diesem Eingange standen zwei Soldaten mit blanken Waffen als Schildwachen. Der Saal war angefüllt mit Alt und Jung und da gabs allerlei komische Auftritte. Vor der Musterungsbehörde stand ein alter armer Greis, der krumm am Stabe ging und bat um die Freilassung seines Sohnes, aber er fand kein Gehör. Sein Sohn mußte Soldat werden. Zitternd trat der alte Vater in den Saal, ließ sich nieder auf einen Stuhl, senkte sein silberweißes Haupt in seine Hände und weinte wie ein Kind. Sein Anblick rührte Viele zu Thränen. Jetzt trat ein kräftiger Jüngling aus der Musterungsstube in den Saal und zog die Aufmerksamkeit der ganzen Menge auf sich. Er weinte und geberdete sich entsetzlich. Seine Oberkleider, die er bei der ärztlichen Untersuchung ausgezogen hatte, warf er von sich auf den Boden und lief halbnackt im Saale auf und ab. Er rang die Hände, stampfte mit den Füßen, fluchte und tobte wie ein Wahnsinniger, ohne auf das Gespött und Gelächter der Anwesenden zu achten. Ich erkundigte mich nach seinen Verhältnissen und erfuhr, daß er ein geschickter Handelsmann sei, und daß er sein Geschäft nicht ohne schwere Verluste verlassen könne. Das war freilich ein harter Wechsel für den jungen Mann: aber es war doch thöricht, sich so unvernünftig zu geberden. Es ist eine schöne Kunst, bei den schweren Ereignissen, die uns im Leben begegnen, immer kühl und mäßig zu bleiben; aber nur Wenige verstehen dieselbe. Meine jungen Leser thun wohl, wenn sie sich von Jugend auf in dieser werthvollen Kunst üben.

Als die Reihe an mich kam, vor die Musterungsbehörde zu treten, begrüßte mich mein Vetter, Doctor Zölzer, mit warmem Händedruck und führte mich vor den Major von Dieringshoven, der als Präsident der Behörde fungirte. „Sind Sie gesund?" frug mich der Major, während er mich von Kopf bis zu Fuß betrach-

tete. Ich antwortete mit Ja. „Brauchbar," sprach darauf der Major, und damit war die wichtige Sache abgemacht. Ich war Soldat; nur fehlte mir noch die Uniform und die Bekanntschaft mit dem Exercitium. Furcht vor dem Soldatenleben hatte ich gar keine. Ich dachte, es sei Gottes Wille, daß ich Soldat werden solle und dieser Gedanke trieb alle Soldatenfurcht aus.

Es ist merkwürdig, wie wunderbar der liebe Gott die Seelen führt, die nach ihm verlangen. Die Leser des Magazins, die meine „Reise nach dem Missionshause" gelesen haben, werden sich noch erinnern, das es mit meinem Missionarwerden nicht gehen wollte. Damals war es mir nicht möglich, den Missionsdienst zu wählen und daher entschloß ich mich, ein Geschäft zu lernen. Das Geschäftsleben gefiel mir recht gut, ich hatte Vergnügen daran; aber ich fand nicht die Genügsamkeit und Zufriedenheit darin, die mir fehlte, und daher fiel es mir auch nicht schwer, dasselbe aufzugeben und das Soldatenleben zu führen. Aber auch darinnen fand ich nicht die wahre Ruhe. Es war ein anderes Leben, in welchem die Elemente meiner wahren Ruhe und Genügsamkeit vorhanden waren, nämlich das — Predigerleben. Durch Erfahrung bin ich geneigt zu glauben, daß die Jünglinge, die Gott zum Predigtamt berufen hat, nicht eher zur wahren Ruhe und Genügsamkeit gelangen können, bis sie den göttlichen Ruf befolgen. Meine jungen Leser mögen sich dies merken. — Die christliche Genügsamkeit ist doch etwas wundervolles. Nie vergesse ich die Worte, die vor vielen Jahren eine vornehme fromme Frau zu meinem seligen Vater sprach. „Bruder Johannes," sagte sie, „wenn ich nur meines Jesu Fußbank sein darf, mehr begehr ich nicht." O, wundervolle Genügsamkeit, wie köstlich bist du!

Nach mir kam ein Jüngling vor die Musterungsbehörde, der ungewöhnlich groß und etwas buckelig war. Er stellte sich krumm hin und zog die Schultern nach vorne zusammen. Wahrscheinlich wollte er dadurch für den Augenblick recht buckelig scheinen. Man konnte es deutlich sehen, daß der junge Mann sich absichtlich zur Caricatur machte. „Was haben Sie getrieben?" frug ihn der Major mit lächelnder Miene. „Ich habe Ochsen getrieben," war die schlagende Antwort. Der Major und die Mitglieder der Behörde fingen an laut zu lachen und der junge Mann lachte herzhaft mit. Aber das Lachen brachte ihm großes Malheur. Er vergaß seine krumme Stellung und nahm die natürliche Positur wieder an, ohne daß er es bemerkte. „Brauchbar" sprach darauf der Major und die komische Scene war zu Ende. Noch andere merkwürdige Ereignisse von der Musterung könnte ich berichten, allein ich befürchte, es möchte den Lesern zu viel werden. Als die Musterung vorüber war, traten wir den Heimweg an und kamen wohlbehalten heim, als es anfing dunkel zu werden. Vor dem Dorfe harrte Alt und Jung auf unser Kommen. Alle waren auf den Beinen. Alle waren neugierig zu wissen, wer Soldat geworden sei. Wir marschirten durch die Menge, deren Augen auf die Bänder an unsern Hüten gerichtet waren. Voran marschirte der Bürgermeister, hinter ihm zwei Jünglinge und ich mit rothen Bändern und hinter uns 5 Jünglinge mit blauen Bändern. Wir folgten dem Bürgermeister nach, der uns nach dem Wirthshause führte und daselbst ein angenehmes Abendessen bestellte. Der Bürgermeister und andere hohe Personen aus dem Dorfe nahmen Theil an dem Festessen. Es wurde declamirt, gesungen und gegessen; aber nicht Einer war betrunken, Alle waren mäßig und nüchtern. Wie schön ist es doch, wenn junge Leute bei jeder Gelegenheit recht mäßig und nüchtern bleiben. Dadurch werden sie vor vielem Unangenehmen bewahrt.

Acht Tage später trug ich schon die bunte Uniform, das Schwert an der Seite und das Gewehr auf der Schulter.

Wer nur den lieben Gott läßt Walten.

(Von B. Pick.)

Es gibt keine christliche Gemeinschaft in der deutschen Christenheit, die nicht das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt

walten," sänge. Und werth ist es auch gesungen zu werden. Wie viele haben sich schon daran aufgerichtet, und wie Viele haben darin Trost gefunden und werden durch dasselbe noch getröstet werden, bis der letzte Athemzug vergangen ist.

Der Verfasser dieses herrlichen Liedes ist Georg Neumark. Er wurde geboren am 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, bildete sich durch Unterstützung guter Menschen und studirte zu Königsberg die Rechte zur Zeit als der berühmte Simon Dach Rector der Universität war. Neumark legte sich auch auf die Dichtkunst angeregt durch Dach, mußte sich aber kümmerlich durchschlagen. Zwei Jahre nach dem westphälischen Frieden, im Jahre 1650 ging Neumark nach Hamburg in der Hoffnung, dort ein besseres Auskommen zu finden. Ein Meister auf der Viola di Gamba (Kniegeige, einem Saiteninstrument, das bei uns nicht mehr in Mode ist) fristete er durch dasselbe sein kümmerliches Dasein. Als er jedoch erkrankte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sein geliebtes Instrument zu versetzen. Er ging in einen Laden und es gelang ihm eine geringe Summe zu leihen, mit der Bedingung, falls binnen zwei Wochen das Instrument nicht wieder eingelöst, dasselbe verfallen sei. Mit Thränen in den Augen gab er sein Instrument weg und bat nur noch einen Ton darauf spielen zu dürfen. „Sie wissen nicht wie schwer es mir fällt mich davon zu trennen," sagte er; „denn 10 Jahre war es mein beständiger Begleiter und Tröster. Wenn ich nichts hatte, so hatte ich doch das. Es sprach zu mir und flößte mir Muth und Hoffnung ein. Von allen traurigen Herzen, die schon ihre Thür verlassen haben, geht keines so traurig weg, als das meinige." Seine Stimme wurde bewegt, einige Töne entlockte er seinem Instrument und stürzte hinaus in die dunkle Nacht.

Auf der Straße fiel er beinahe gegen eine Person, welche, wie es schien, dem Gespräch zugehört haben mußte. „Können Sie mir sagen, wo ich eine Abschrift des Gesanges erhalten könnte," sagte er zu Neumark, „gern gebe ich einen Gulden dafür." „Mein guter Freund, ich erfülle Ihren Wunsch herzlich gern ohne den Gulden," war die Antwort. Sie trennten sich.

Der Mann, der um den Gesang gebeten, und dessen Name Johann Gutig war, war Bedienter beim schwedischen Gesandten, Baron von Rosenkranz. Er erzählte seinem Herrn die Geschichte mit dem armen Musikanten, von seiner Armuth und seiner musikalischen Geschicklichkeit, seinen schönen Liedern und von seinem Kummer, daß er sein liebes Instrument hatte versetzen müsse. Der Baron, der gerade einen Schreiber brauchte, schickte gleich nach unserm Neumark, der auch die Stelle annahm. Das erste, was Neumark that war, daß er sein Instrument einlöste. Als er es wieder hatte, ging er zu seiner Wirthin, die ihm in seiner Trübsal viel Liebe erwiesen. In wenigen Minuten war das Zimmer voll von Freunden und Nachbarn, um Neumark wieder auf seinem Instrument zu hören: Er berührte die Saiten und sang dann sein herrliches

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit;
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Als Neumark gefragt wurde, ob er das Lied verfaßt habe, sagte er bescheiden: „Nun ja, ich bin das Instrument, aber Gott hat die Saiten berührt. Alles was ich weiß ist, daß die Worte ‚wer Gottes unveränderlicher Liebe traut,' auf meinem Herzen wie eine süße Last lagen. Ich dachte darüber nach, betete und sang und nach und nach bildete sich dieses Lied. Das war Neumarks Dank für die ihm in der Noth geschehene Hülfe. Nach zwei Jahren, verschaffte ihm der Baron die Bibliothekarstelle beim Herzog Wilhelm IV, von Weimar, wo er auch am 8. Juli 1681 starb. Nun lieber Leser, Neumark ist todt, sein Instrument kennst du nicht, aber sein Lied ist geblieben, der Grabstein, der von seinem großen Gottvertrauen zeuget. Halte darum fest an den Verheißungen Gottes und

Sing', bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt Er nicht.

Gott ist groß.

Von J. M. aus Preußen.*)

Hier steht, Beherrscher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge wie im Spiegel nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie schön ist, was mein Auge sieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß bist Du, wie auf Sina's Höh'n,
Der in den Himmel strebet,
Auch in dem Staub, der, kaum gesehn,
Im Sonnenstrahle schwebet.
Groß bist Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll strahlt Deine Macht
Auch auf des Winters Eisflur.

Wenn Strom und See gepanzert stehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd schimmern,
Eisblumen an den Fenstern blühn,
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn:
Das Alles ist Dein Wirken.

O Vater, daß mein Herz sich freut;
Du schufst mich nicht vergebens,
Wie Viel gabst Du der Seligkeit
Mir schon im Traum des Lebens?
Wie wenig ist's was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh';
Doch macht schon das mich selig.

*) J. M. aus Preußen wird um Angabe seiner Adresse gebeten.

Skizzen aus Californien.

(Von Georg Schmid.)

2. Die wilden Gänse.

Wenn in Californien im Monat April die trockene Zeit beginnt, so nimmt die ganze Natur ein gelbröthliches Aussehen an. Alles wird dürre mit Ausnahme der Lebenseiche, welche das ganze Jahr grün bleibt. Sie hat die Form eines Regenschirms, und ihr kühlender Schatten ladet Menschen und Vieh zur erquickenden Siesta ein. Wie Mancher hat unter ihren schirmenden Aesten zur heißen Mittagszeit an der Hand der spielenden Phantasie das Traumland durchwandert, und darin Mühe und Leid vergessen.

In der trockenen Zeit spannt der Himmel Tag für Tag sein blaues Lasurzelt über die Landschaft, an welchem des Tages die Sonne in ihrer Gluthhitze flammt und des Nachts Millionen Sterne als Trabanten des blassen Mondes flimmern. Am Morgen, bis ungefähr zehn Uhr, waltet lautlose Stille. Dann aber erheben sich die Passatwinde, welche gegen Mittag so an Stärke zunehmen, daß sie oft Sand- und Staubwolken aufwirbeln und dem schwitzenden Wanderer in die Augen treiben. Gegen vier Uhr Nachmittags nehmen dieselben wieder ab, und legen sich bis zur Dämmerung ganz, um am nächsten Tage wieder aufs Neue zu wehen. Mit den Nächten stellt sich eine angenehme Kühle ein, welche von einem schlafluftigen Publikum mit Freuden begrüßt und benützt wird.

Die Regenzeit ist die schönste Jahreszeit in Californien. Sobald dieselbe eintritt, geht in der ganzen Natur eine Veränderung vor. Die nordwestlichen Passatwinde hören auf, und die östlichen Winde, welche Regen bringen, fangen an zu wehen. Dann regnets aber auch, daß man es regnen heißen kann; jedoch nicht ohne Unterbrechung. Oft hört es drei bis vier Stunden, oft einen halben, oder auch ganzen Tag auf. Wo man oft im Sommer in einem seichten Flußbett keinen Tropfen Wasser sieht, rauschen jetzt die Fluthen, daß man mit einem Dampfboot darauf fahren könnte. Im Norden Californiens, wo das Land sehr gebirgig ist, schneit's, anstatt zu regnen. Wenn nun die Regenzeit eingetreten ist, so sieht man nach einigen Tagen schon, wie sich aus ihren Schlafstellen die Grashälmchen und Blumenkelche emporheben, und die Laubzellen sich öffnen. In unglaublich kurzer Zeit prangt die ganze Natur in der üppigsten Laub- und Blumenpracht.

Was in dieser so überaus üppigen Vegetation der gefühlvolle Beobachter, ganz besonders der Deutsche, jedoch so sehr vermißt ist der Gesang der Vögel. Dieses verursacht ein Gefühl der Niedergeschlagenheit. Wie oft mahnt ein singender Vogel das Menschenherz zum Lobe seines Schöpfers, wie oft flößt das muntere Gezwitscher und süße Geflöte der „Sän-

ger in Wald und Flur" dem Menschen Trost und Muth ein. Das goldreiche Californien ist ein vögelarmes Land. Freilich das kleine Rebhuhn und wilde Enten, welche vom Norden kommen finden sich in großen Zügen. Was jedoch in dem gefiederten Reiche ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die wilden Gänse, welche in unzählbaren Schaaren hier in den mit hohem Gras bewachsenen Sümpfen, ihre Winterquartiere aufschlagen.

Schon als ich noch in Deutschland war, war es mir bereits interessant, die Züge der Schneegänse zu beobachten. Einmal kamen sie in der Form einer Pflugschleife angeflogen, welches dem Bauer als Zeichen galt, daß er bald sein Land bepflügen müsse; ein anderes mal kamen sie in der Gestalt eines Heuhakens, welches bedeuten sollte, daß das Heu noch theuer werde. Ich fragte: Wo kommen sie her, und wo gehen sie hin? aber Niemand konnte mir darüber richtigen Bescheid geben. Was ich in Californien darüber gelernt und selbst beobachtet habe, will ich dem geneigten Leser hier mittheilen.

Ungefähr am zwanzigsten Oktober kommen die ersten Truppen der Gänse angeflogen, und von da an vermehrt sich die Zahl der Ankömmlinge mit jedem Tag. Die ältesten führen den Zug, die jüngeren fliegen nach. Ihre Niederlassungen findet man in niederen, sumpfigen, mit Gras bewachsenen Stellen.

Es gibt verschiedene Gattungen wilder Gänse. Da findet man zuerst große weiße, ähnlich dem Schwan, sowie auch kleinere von weißer Farbe, etwas kleiner als die zahme Gans. Dann gibt es sehr große, welche grau sind, mit schwarzem Kopf und schwarzen Federn an den Flügeln. Von derselben Farbe und Zeichnung findet man auch eine kleinere Sorte. Die ungefähre Mittelklasse nach der Größe, bilden die weißen, mit schwarzem Kopf und schwarzem Schwanze. Zuletzt gibt es noch ganz kleine graue, mit gelbem Kopf und aschgrauem Hals, der übrige Theil bräunlich. Ihre eigentliche Heimath kann nur da sein, wo sie ihre Jungen ausbrüten.

Ich machte einst eine Reise nach den Goldgruben, im nordöstlichen Theile von Oregon. Der Weg führte mich über die blauen Berge. Als ich vom Berge herab stieg, sah ich vor mir ein mit hohem Gras bewachsenes Thal, in welchem hie und da ein Wasserspiegel hervorblitzte. Auf einer kleinen Erhöhung sah ich etwas weißes durch das Gras hervorglänzen, und sogleich kam mir der Gedanke, ob da nicht am Ende wilde Gänse seien. Ich beschloß es zu untersuchen und fand mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht. Ehe ich jedoch das Nest erreichte, mußte ich durch etwa zwei Fuß tiefes Wasser waten, wobei mir meine Gummistiefeln treffliche Dienste leisteten. Das Nest war schön gebaut, mit Gras ausgelegt, und in demselben befanden sich vierzehn bräunliche Eier mit rothen Flecken. In einer kleinen Entfernung fand ich ein anderes Nest, aber da waren schon junge Gänse drin. Sobald ich denselben einigermaßen nahe kam, flog die Alte fort, und die Jungen eilten gleichfalls ins Wasser. Es kam mir dabei der Gedanke: Das ist eigentlich ein böses Zeichen, daß sein Instinkt das Thier lehrt, vor dem Menschen sich zu flüchten. Sollte nicht eigentlich die Creatur in dem Menschen eher einen Beschützer, als einen Verfolger erblicken? Ist das nicht auch Folge des Sündenfalles?

Bei keinem andern Thiere hat sich der Selbsterhaltungstrieb so erfolgreich bewährt, als bei der wilden Gans. Fast alles andere Wild, ist der Macht und List des unermüdlichen Jägers mehr oder weniger zum Opfer gefallen, nur die Schneegans nicht. Sie fliegen in einer Höhe von 2000 bis 5000 Fuß, welches ihnen Gelegenheit gibt, alles genau zu beobachten, was unten auf der Erde vorgeht. Die Alten sind besonders genaue Beobachter und umsichtige Kundschafter. Ehe sie sich niederlassen, wird genau recognoszirt, ob auch alles sicher ist. Sobald sie sich niederlassen, werden Schildwachen ausgestellt, welche ihr Amt mit großer Treue versehen. Die Schildwache streckt den Kopf beständig in die Höhe, frißt nichts während ihrer Dienstzeit, und hat für alle Vorgänge ein gespanntes Ohr. Sie lassen sich gewöhnlich in Gruppen von sechzig, achtzig, auch wohl

hundert zusammen nieder. Ist aber an einem Platze besonders gutes Gras, so kommen oft alle zusammen wie gerufen, und wenn sie sich aufmachen, um weiter zu fliegen, ist die Stelle so kahl, als wenn der Bartscheerer mit dem Messer darüber gefahren wäre. Wenn die Mahlzeit vorüber ist, so setzt sich die Mehrzahl zur Ruhe nieder, nur die Wachtposten rasten nicht. Sehen sie etwas Verdächtiges herannahen, so geben sie das Alarmsignal und schnell wie der Wind sind alle davon. Es fällt dem Jäger sehr schwer, eine Anzahl Gänse zu erlegen, namentlich am Tage. Es sind schon allerlei Wege und Mittel versucht worden, man hat ihnen im Versteck lange aufgelauert, geheime Schleichwege eingeschlagen, aber nichts hat zu einem erheblichen Resultat geführt.

Ein Jäger machte sich einst eine kleine Hütte von hohem Gras, worin er sich versteckte, welche die Gänse für einen großen Grasbüschel ansehen sollten. Lange Zeit wartete er vergeblich in seinem Graszelt. Endlich kamen einige angeflogen. Kaum aber hatten sie sich niedergelassen, so merkten sie auch schon, daß irgend etwas nicht recht sein müsse, und machten sich wieder auf und davon. Kaum hatte der Jäger Zeit einen Schuß zu thun. Und was war das Resultat? Zwei Gänse und —das Nachsehen.

Ein Anderer schlich sich früh Morgens in eine Niederung, legte sich flach auf die Erde, das Gewehr in der Hand und deckte sich mit Stroh zu. Zur Fürsorge hatte er sich etwas Lebensmittel mitgenommen, welches auch sehr vernünftig war, indem er von Morgens sieben bis Nachmittags fünf Uhr lag—ohne eine Gans zu sehen.

Wieder ein Anderer meinte einen gewiß erfolgreichen Plan erfunden zu haben. Um seiner Sache sicher zu sein, machte er an einem Platz, wo sich immer viele Gänse aufhielten ein tiefes Loch in die Erde, versteckte sich mit seinem Gewehr darin, und ließ es mit hohem Schilfgras zudecken, so daß es ganz natürlich aussah. Viele Stunden, ja Tage lang wartete er in diesem Gefängniß auf eine günstige Schußgelegenheit, und die Gänse —sie ließen ihn ruhig warten. Auch später mieden sie diesen Platz, trotzdem daß sie sich früher in großen Zügen da niedergelassen hatten.

Neben den niedrigen, mit Schilfgras bewachsenen Stellen erhebt sich schönes Weideland, wo das Vieh in Heerden geht. Mit demselben verträgt sich die wilde Gans ganz gut, denn sie weiß wohl, daß sie von den Ochsen und Kühen nichts zu befürchten hat. Dieses brachte einen Jäger auf den Gedanken, ein Ochsengestell zu verfertigen, um sich in demselben den Gänsen zu nähern. Gedacht gethan! Er zimmerte ein Gestell zurecht, sperrte eine Ochsenhaut darüber mit Hörner, Ohren, Schwanz ꝛc. um einen regelrichtigen Ochsen vorzustellen. Wer die Maschine sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Täuschen muß man die Gänse," meinte der Pfiffikus, und sprach so großartig von seiner Erfindung, als ob er die armen Gänse schon bei Tausenden in seiner Jagdtasche habe. Ein Possenreißer jedoch meinte, der größte Ochs werde am Ende unverrichteter Sache wieder aus dem Ochsengestell herauskommen. Er aber ließ sich nicht beirren. Auf die Probe mußte es natürlich ankommen.

Endlich war alles bereit. Mit Munition versehen, die Augenlöcher in dem Ochsenhautkopf zu Schießscharten benützend, schob der „Mensch in Ochsengestalt" von dannen. Die Füße waren so construirt, daß sie sich bewegten, und langsam ging es auf einen Trupp Gänse zu, in deren Nähe auch Vieh weidete. Wir waren alle sehr neugierig auf das Experiment, und beobachteten ihn aus der Ferne. Endlich war er wirklich den Gänsen so nahe, daß er Feuer geben konnte. Aus dem Ochsenauge flog das Schrot, vier Gänse blieben todt auf dem Platze liegen, die Uebrigen flogen davon, und auch das Vieh gallopirte, erschreckt über den „bösen Blick" ihres Pseudolandsmanns davon. Der Jagdochs gallopirte freilich nicht mit.

Noch dreimal versuchte er es, sich einem andern Trupp Gänse zu nähern, aber alles umsonst. Sie ließen ihn nicht in Schußnähe kommen. Vier Gänse und das Auslachen war der Lohn für seine Mühe.

Man hat freilich in letzter Zeit weit-

tragende Gewehre, eigens für die Gänsejagd verfertigt, mit welchen man schon auf einen glücklichen Schuß zehn bis zwanzig erlegt hat, aber das sind große Seltenheiten.

Aus diesem sieht man, wie schwierig es ist, durch Jagd den Schneegänsen bedeutende Verluste beizubringen, und es ist anzunehmen, daß, wenn man alles andere Wild fast ausschließlich nur mehr auf dem Papier sehen kann, die wilde Gans der List und Klugheit des Jägers spotten wird.

Aus eigener Beobachtung, sowie aus den Berichten solcher Gesellschaften, welche im Sommer von Californien ausgehen um geologische Entdeckungen zu machen, und somit in Gegenden kommen, welche sonst von Menschen fast nie besucht werden, kann ich also die festgestellte Thatsache berichten, daß die eigentliche Heimath der wilden Gans in Oregon, Washington Territorium, Britisch Amerika ist, und bis hinauf nach Alaska hinein sich erstreckt. Wenn sie sich auf ihren Winterausflügen befinden, so wissen sie genau, wenn in ihrer Heimath der Schnee fort, und es an der Zeit ist wieder heimzukehren. Ja, die Vögel unter dem Himmel kennen genau ihre Zeit, aber der mit Vernunft begabte Mensch weiß oft die Zeit und Stunde nicht zu bedenken, die ihn zu seiner Umkehr mahnt und zu seinem Frieden dient.

Der alte Thomas.

(Von Hohenloher.)

Ein Gemälde aus dem Leben.

Der alte Thomas ist wirklich ein wunderbarer Mann in seinem ganzen Leben. Sein Geburtsort und seine Abkunft sind ihm selbst unbekannt. Vater und Mutter hat er nie kennen gelernt, und durch den frühen Tod seiner Eltern wurde er eben früh verwaist. In ein Waisenhaus, welche ja doch für elternlose Kinder errichtet sind, kam unser Thomas nicht. Er ist also von früher Jugend an unter dem Einfluß fremder Menschen gestanden und aufgewachsen, und ein solches Leben ist eben ein hartes Leben. Und für ein hartes Leben wurde der junge, elternlose Thomas bestimmt. Die beschwerlichsten Arbeiten mußte er schon in seiner frühesten Jugend verrichten, und das that er mit fast unvergleichbarer Ausdauer. Seine Jugend, ich meine, so lange er eben sein eigner Herr noch nicht war, wurde beinahe buchstäblich mit dem Maaß der einstigen jungen Spartaner gemessen. Rauh, freudenlos, und hart waren seine Tage. Schon viele große Männer mußten in ihrer Jugend ein schweres Joch tragen, so auch unser Thomas. Mit unermüdlicher Geduld hat er sich durch Proben und Hemmnisse hindurch gearbeitet, und aus unserem Thomas ist ein Mann, wenn auch ein curioser Mann geworden. Durch seine Sparsamkeit kam er auf einen grünen Zweig; er erwarb sich für sein Alter, das in Folge seiner harten Jugend so frühe einbrach, eine gute Stütze. Arbeiten kann er jetzt nicht mehr, doch hat er was zu leben, und das verdankt er einzig seinem Fleiß. Etwas vorbucks, am Stabe gehend, macht der alte Thomas, von seinem Mops begleitet, jeden Tag seinen Spaziergang, wo er seinen kleinen vierfüßigen Begleiter immer anhält, schön und artig hinter ihm zu gehen. Nur wenn ihm boshafte Knaben begegnen, die oft mit dem Alten ihr Spiel haben wollen, darf der käfferige Mops hinter ihm hervorspringen, und fast allemal zerreißt er den Buben ihre Hosen, was dem Thomas eine erstaunliche Freude macht. Er geht Jedermann aus dem Weg, liebt mit Niemand zu reden, denn er glaubt einmal fest, die Menschen hätten sich an ihm versündigt. „Gottes Freund und aller Welt Feind," ist sein Wahlspruch, obwohl es ein verkehrter ist. Mit der aufgeklärten Welt kann er keineswegs Schritt halten, denn er hat immer etwas zu tadeln, und — wer will ihm darin Unrecht geben? Seine weißen Locken, die ihm weit über die Schultern herabhängen, schüttelt er tüchtig, wenn vor seinen Augen die Welt herrlich gepriesen wird. Freilich, in manchen, ja vielen Dingen ist Thomas befangen und hinter der Zeit, doch er versteht, mit einem erkenntnißvollen Geist, die Uebertreibungen und Narrheiten mit einer scharfen, höhnischen Stachelrede zu beizen.

Er redet nicht viel, aber vielsagend sind seine Ausdrücke, bildet also den Gegensatz zu den Menschen, welche reden ohne zu denken. — In vielen Beziehungen, ist Thomas ein Sonderling, z. B. in seiner altmodischen Tracht, Lebens- und Redeweise. Sein alter Filzhut mit beinahe einem Fuß breiten Rand, nach oben gespitzt, seine hirschledernen Hosen, die Strümpfe bis an die Knie über dieselben heraufgezogen; seine große rindsledernen Schuhe mit silbernen Schnallen; sein langer Rock auf den Seiten mit großen gelben Knöpfen besetzt, das Alles redet stillschweigend von alten Zeiten und alter Pracht.

Der erste Tag.

Nicht den ersten Tag der Schöpfung, sondern den ersten Tag aus unserem praktischen Editorleben, wollen wir dem geneigten Leser hier schildern. Es ist auch nicht für Solche, welche das beneidenswerthe (?) Vergnügen hatten, oder noch haben werden, einmal Editor zu sein, sondern für Solche, welche es nie hatten, noch haben werden, aber sehr gerne hätten. Zur Sache also:

An einem trüben Dezembermorgen gab uns der Hauptbuchverwalter den Schlüssel zu der für uns bestimmten Amtsstube (eigentlich Stübchen) sammt dero höchsteigenem Privilegio, uns da wohnlich oder eigentlich amtlich einzurichten. Also aufgeschlossen! Mit mißtrauischem Knarren öffnet sich die Thüre und gestattet einen Blick in das literarische Eden, aus welchem jedoch schon die Unschuld vertrieben zu sein schien. In der Mitte sahen wir sogleich einige Stücke Ofen zu einem gebrechlichen Ganzen vereinigt. Doch treten wir ein. Die zahlreichen Spinnen stutzen etwas, indem sie mit ihrem kunstsinnigen Wirken einen Augenblick inne halten und schauen mit ihrer Unzahl von Augen den Eindringling fragend an, als ob sie sagen wollten: „Vorsichtig, Fremdling! Hier sind die Gewebe, welche unsere Väter noch gesponnen, Netze, in welchen sich Kinder und Kindeskinder geschaukelt und vergnügt haben. Hier sind unsere Ahnensitze, welche die Zeit geheiligt hat — verstöre sie nicht! Bei genauerer Recognoszirung der Räumlichkeit findet sich noch manches Inventarstück, welches der geehrte Stubenvorfahr aus Bequemlichkeitsrücksichten da seiner Zeit deponirt hat.

Jetzt mahnt ein empfindsames Frösteln, daß es an der Zeit sei, die Heizfähigkeit des betagten Ofens zu probiren, denn wofür wäre es Dezember, wenn man kein Feuer brauchte? Dazu braucht man aber, auch unter günstigen Verhältnissen, Brennmaterial. Also Kohlen holen! Aber wo? Glücklicherweise hatte unser geschätzter College und Stubennachbar die Freundlichkeit, uns zu diesem Zwecke „hinunter in der Erde Schooß" zu laviren. „Nur den Hut zurückgelassen," mahnte er bedeutungsvoll, und Grund genug sollten wir bald für Vorsichtsmaßregel finden. Nun ging's Treppe ab, Treppe ab — das Tageslicht schwand allmählig zur Dämmerung — Treppe ab, Treppe ab, — endlich war es ganz Nacht — und als Treppe ab ging es, bis wir in ägyptischer Finsterniß dastanden. Oben hörte man noch dumpf das Aechzen der Pressen und das Pfeifen des Nordwindes, welcher geheimnißvoll um die Kellerluken strich, „sonst Stille nah und fern." Nur die aufgeregte Phantasie wähnte mitunter die Gnomen neckend, ihre wilden Weisen singen zu hören:

„Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt,
Drum hausen wir so gern
Tief in der Erde Kern.
Dort oben wo der Aether flammt,
Ist Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt."

Zu bemerken wäre hier, daß das Hauptquartier der Ev. Gemeinschaft, sowie das Hauptquartier der römisch. kath. Kirche, seine unterirdischen Gemächer hat, darin befinden sich jedoch keine modernden Gebeine eingemauerter Märtyrer, oder Erinnerungen an andere dunkle Episoden der „nicht geschriebenen" Weltgeschichte, welche das Licht des Tages zu scheuen hätten, nein, — einige Fenster, welche das Licht einließen, wären sogar eine höchstwillkommene Verbesserungsmaßregel — es befinden sich darin nur Kohlen, und andere sehr harmlose Gegenstände.

„Nur immer gerade aus! Gebückt! gebückt!" rief unser freundlicher Cicerone

uns zu, und so kamen wir endlich glücklich da an, wo in schwarzer Nacht, die schwarzen Schätze lagen. Der Eimer wurde gefüllt, und wir verließen die Kohlenregionen, und gingen zurück, des Weges den wir gekommen waren. Zuerst wurde nun für die Wärme gesorgt. Dann ging's an die Ausschmückung des Zimmers. Diese bestand hauptsächlich darin, daß die bisherigen Einwohner, die Kanaaniter und Jebusiter in der Gestalt von Spinnen, Fliegen u. dgl. vertrieben wurden, um das gelobte Land allein bewohnen zu können, und dem Niederlegen eines Fußteppichs. Dieser Fußteppich hat wieder seine eigene Geschichte. Er war eigens für uns angeschafft, funkelnagelneu, und kostete zwei Schilling pro Yard in Ver. Staaten Currency. Während nun das Feuer im Ofen munter prasselt, (dem alten Cumpan that es augenscheinlich wohl, als die behagliche Wärme wieder einmal seine Glieder durchzog) wurde der Teppich festgenagelt. Als wir nun versuchten, denselben auch unter den Ofen zu bringen und ein Knabe, welcher uns zur Hülfe gesandt war, den Ofen an einer Seite ein wenig aufhob, bekommt der Alte das Uebergewicht und plumps, stürzt sein Oberkörper herab, seine glühenden Eingeweide bedecken den Boden, und die rothen Kohlen funkeln höhnisch auf dem neuen Zweischillingteppich. Kaum aber hat man den Fall gehört, so klappert es auch schon auf Treppen und Corridor. Die Tröster kommen: „Hei, was giebt's denn da!" ruft No. 1. „Au, au, was macht ihr!" No. 2. „Ja, da hättet ihr sollen besser aufpassen!" No. 3. „Ich hab' mir's gleich gedacht, daß es der Ofen sei!" No. 4 ꝛc. ꝛc. Einige sogar lachten über diesen Unfall oder Umfall, wofür wir ihnen zum Dank verpflichtet waren, denn es wäre uns unter Umständen schwer gefallen dies selbst zu thun.

Mittlerweile wurde es dem neuen Teppich unter den glühenden Kohlen ganz unbehaglich, und da wir einsahen, daß sich das Feuer blutwenig um die sinnreichen Beileidsbezeugungen der Besucher bekümmerte, beeilten wir uns dasselbe aufzuschaufeln, und den gestürzten Moloch wieder in seinen gehörigen Standpunkt zu bringen, welches uns denn auch gelang; jedoch nicht eher, bis zwei Schilling werth von dem neuen Teppich verbrannt war. Die Brandstätte bedeckten wir darauf mit einem schönen bunten Oeltuch. Das war die erste Heuchelei in unserem Editorleben, und wir haben uns bemüht, und werden uns ferner bemühen, es die einzige sein zu lassen.

Endlich war alles fertig. Wir meinten schon des Tages Last (Kohlen) und Hitze (verschüttetes Feuer) nun hinreichend getragen zu haben, da öffnet sich die Thüre, ein kleiner Mann mit grauen Augen steckt seinen Kopf herein und haucht: „Copie." Nicht jeder der geneigten Leser weiß wohl, was das Wort in vorliegendem Falle für eine Bedeutung hat. Die buchstäbliche Bedeutung desselben hier zu erklären, wäre zu umständlich, und die Gefühle, welche mit demselben in Verbindung stehen, zu schildern, wäre unmöglich. Genug! Es ist die Zauberformel in dem Munde der „Jünger der schwarzen Kunst," womit sie den Geist des Verantwortlichkeitsgefühles beschwören, welcher einen gewissenhaften Editor beständig verfolgt.

Fromme Wünsche.

Der alte Rath K .... war ein reicher Mann und ein leuchtendes Exempel dafür, daß Reichthum und Frömmigkeit recht wohl zusammen bestehen können, wie wahr auch das Wort des Herrn ist: Lucä 18, 25. Denn der alte Rath war auch ein durchaus frommer Mann, welcher in der Schule des Kreuzes den Herrn gefunden und von den Schätzen gewonnen hatte, denen die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen.

Er hauste, da ihm sein Weib längst gestorben war und er schon vor ihr seine vier blühenden Kinder hatte begraben müssen, ganz allein mit zwei Dienern, die er sich aber stets sorgfältig auswählte, da er nur Leute um sich haben wollte, auf welche er sich in allen Stücken verlassen könnte. Hatte er solche gefunden und waren dieselben gar, wie sein alter treuer Leopold und dessen Neffe Kaspar, die eben bei ihm in Diensten standen, selber fromme, christlich gesinnte Leute, so konnten sie

es nirgends besser haben, als bei dem alten Rathe.

Plötzlich wird der Kaspar krank und stirbt schon nach drei Tagen, obwohl ihn der Rath von den besten Aerzten behandeln läßt und sich selber nicht zu gut hält, mit eigener Hand Samariterdienste zu üben.

Es muß ein neuer Diener angenommen werden, und unter der großen Zahl von Bewerbern fällt die Wahl des Raths auf einen jungen Bauernburschen, von welchem dessen Geistlicher, der dem Rathe befreundet war, besonders seine große Ehrlichkeit und Bescheidenheit rühmend hervorgehoben hatte. Daß in dem Empfehlungsbriefe zugleich auch geschrieben stand, der Peter sei kein besonders kluger Kopf, fiel bei dem alten Rathe nicht schwer in die Wagschale gegenüber den beiden andern schätzenswerthen Eigenschaften, die von ihm gerühmt waren.

Am Neujahrstage klingelt der Rath schon frühe, und alsbald erscheint Leopold mit der Lampe, bei welcher sein Herr, wie er aus langjähriger Erfahrung wußte, sein Capitel in der Bibel lesen wollte. Er stellt die Lampe auf das Tischchen vor dem Bette mit den Worten:

„Ich bringe Ihnen das irdische Licht und wünsche Ihnen das ewige Licht!"

Gerührt drückt der Rath die Hand des alten treuen Dieners, dankt ihm für seinen frommen Wunsch und bekräftigt diesen Dank mit einem Goldstück, das er aus seiner Börse nimmt.

Leopold ist überglücklich wegen dieses Geschenkes, da seine arme Schwester, die nach Kaspars Tode hülflos dastand, zu Neujahr ihre Hausmiethe zu bezahlen hat, und er nun im Stande ist, ihr von den Sorgen darüber zu helfen, ohne seinen guten Herrn deßhalb ansprechen zu müssen. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Peter, der draußen auf dem Gange eben das Feuer in des Herrn Ofen anmacht, zu erzählen, was er dem Herrn für einen Neujahrswunsch gesagt, und wie er dafür belohnt worden sei, und geht dann nach seiner Stube, das Goldstück aufzuheben.

Da erwachte in Peters Gehirn ein großer Gedanke.

Nachdem er eilig das Holz im Ofen zurecht gelegt hat, wischt er sich an seiner Schürze die rußigen Hände ab, klopft an der Thüre seines Herrn an, tritt auf dessen Ruf schüchtern ein und thut mit unsicherer Stimme das Sprüchlein:

„Ich bringe Ihnen das irdische Feuer und wünsche Ihnen das ewige Feuer!"

Der Rath ist anfangs ein wenig betroffen ob des seltsamen Neujahrswunsches; aber er hat das Geflüster der beiden draußen auf dem Gange gehört und ist sich sofort klar, wie Peter zu seinem Wunsche gekommen ist. Lächelnd denkt er an die Bemerkung in Peters Empfehlungsbrief, nimmt darauf ein zweites Goldstück aus seiner Börse und reicht es dem Peter, zwar ohne Dank für dessen Wunsch, aber mit den Worten:

„Ich gebe dir das irdische Gold, und wünsche dir herzlich, was besser ist denn Gold. Lies einmal nach Sprüchw. Salom. 16, 16."

NOSCE TE IPSUM.

(Von P. Sch.)

Diese drei Worte bildeten schon bei den heidnischen Philosophen einen wichtigen Grundsatz, dem sie großes Gewicht beilegten. Wenn sie es auch nicht vom christlichen Standpunkt aus betrachteten, und als Heiden allerdings auch nicht betrachten konnten, sondern blos den Menschen in seinem wunderbaren Organismus dabei im Auge hatten, so gaben sie doch unzweideutig damit zu verstehen, daß sie etwas Gewisses in sich empfanden, d. h. eine Vorahnung hatten, daß der Mensch nicht blos für diese, sondern für eine höhere Welt erschaffen sein müsse.

Betrachtet man diese drei Worte, welche in unserer deutschen Sprache so viel heißen als, „Erkenne dich selbst" vom christlichen, evangelischen, neutestamentlichen Standpunkte aus, so sind sie von unendlicher Tragweite, über welche, wenn man sie in die äußersten Einzelheiten verfolgen wollte, man große Folianten schreiben könnte. Ich achte es daher für schicklich, einige Züge darüber zu entwerfen, um so mehr, weil in unserer Zeit und besonders in unserem Lande die Hei-

ligungslehre und christliche Vollkommenheit so stark befürwortet wird; welcher Lehre kein entschiedener Christ entgegen sein kann, so fern dieselbe nicht entstellt und mißbraucht wird. Denn wenn irgend eine Tugend, um völlig von Sünden gereinigt zu werden, absolut nothwendig ist, so ist es unstreitig die wahre gründliche Selbsterkenntniß; ja ich mache die dreiste Behauptung, daß ohne dieselbe eine völlige Reinigung von Sünden gar nicht denkbar ist. Diese Behauptung werden wohl Manche beim ersten Anblick nicht geneigt sein anzunehmen. Solche verweise ich auf David, welcher den Herrn nicht nur um Vergebung der öffentlichen, sondern auch für seine ihm verborgenen Sünden bat.

Wahre gründliche Selbsterkenntniß ist eine edle Tugend; aber so edel sie ist, eben so selten ist sie auch, und zwar darum, weil es für viele Christenbekenner eine kahle Beschäftigung ist, mit David zu beten: „Herr, erforsche mein Herz und siehe, wie ich es meine." Es handelt sich also nicht so sehr um die Handlung, sondern vielmehr um die Absicht und den Sinn, den man bei derselben hat. Ich weiß zwar wohl, daß Viele der Ansicht sind, wahre Selbsterkenntniß bestehe darin, wenn man hie und da die oberflächliche Bemerkung mache, daß man eben im Grunde verdorben sei, aus eigener Kraft nichts vermöge, und alles aus Gnaden durch das Verdienst Christi werden müsse. So wahr dieses alles ist, so steckt hinter diesem Bekenntniß doch vielfach ein derber Selbstbetrug. Wahre Selbsterkenntniß besteht nicht darin, daß man scheinbar gering und verdorben sich hinstellt; aber um so empfindlicher ist, wenn andere gering von uns denken; denn würde Ersteres rechter Art sein, so wäre Letzteres auch nicht kränkend. Man darf also schon starken Verdacht hegen bei einem Menschen, der bei jeder Gelegenheit sich allzugering hinstellt, weil es nur zu häufig der Fall ist, daß der Mensch in seinem Selbstbetrug sich einbildet, daß er so „demüthig" sei, folglich die Demuth schon in ihrer Geburt zum Hochmuth wird. Will der Mensch zur wahren Selbsterkenntniß gelangen, so muß er vor allem andern in sich betend sein, dadurch lernt man lauter und rein denken. Dieses reine Denken erzeugt eine innere Stille, eine Gemüthsruhe; je ruhiger und stiller es in uns wird, desto leichter läßt sichs auf den Grund des Herzens hinabschauen. Ist aber unser Inneres in steter Aufwallung von weltlichen, und ich möchte fast noch hinzu fügen, auf eine all zu oberflächliche Weise von geistigen Dingen, so ist unser Gemüth trübe, wie das Wasser so lange es schäumt und vom Sturme hin und her gepeitscht wird; je stiller und ruhiger es aber wird, desto klarer läßt sich in seine Tiefe schauen. Wahre Selbsterkenntniß besitzt einen unbestechlichen Gleichmuth im höchsten Grade frei von aller leidenschaftlichen Aufregung; dadurch ist sie im Stande alles zu erkennen wie es ist; das Gute und Böse sowohl an sich selbst wie an Freund und Feind, weder zu unter- noch zu überschätzen. Der Mensch kann also vollkommene Kenntniß haben von seinen etwaigen Vorzügen oder Fähigkeiten, die er vor Andern hat, ohne deßwegen hochmüthig zu sein. Wahre Selbsterkenntniß besteht nicht blos in Darstellung der Schatten- sondern auch der Lichtseite. Aber hier ist gerade der schlüpfrige Punkt wo es die meisten Menschen mit ihrer Selbsterkenntniß verfehlen; indem sie die Wage ihres Herzens nicht zu balanciren verstehen, weil sie meistens zu viel von der Schattenseite wegnehmen und auf die Lichtseite legen, wodurch das Gute in ihnen um so größer, und das Böse so viel geringer erscheint.

Wer mit vielerlei Menschen in Berührung kommt, und sich schon einigermaßen bemüht hat Menschenkenntnisse zu sammeln, wird alles das, was bereits gesagt wurde, schon reichlich bestätigt gefunden haben. Es ist äußerst merkwürdig, wie viel es bei dem Menschen kostet, bis er lernt die „Falten" seines Herzens zu durchschauen. Der Mensch ist in vielen Hinsichten (ohne Uebertreibung) ein wahrer Abgrund von Selbsttäuschung, und der Grund hievon ist seine Eigenliebe, sein kollosales „Ich." Ich habe selbst schon Gelegenheit gehabt, mit alten Brüdern bekannt zu werden, die es in mancher Hinsicht wirklich sehr weit brachten, und doch nie völlig von ihrem „Ich"

erlöst wurden. Wenn man ihnen auch hinsichtlich ihres Lebenswandels als Christ keineswegs zu nahe treten konnte, so hatten sie doch noch Fehler und Schwachheiten an sich, welche sie so lange sie lebten nie einsehen lernten.

Es gibt z. E. eine Klasse von Menschen, welche schöne, hervorragende Tugenden eines rechtschaffenen Christen an sich zu haben scheinen. Sie sind eifrig in ihren christlichen Pflichten; sie sind belesen, besitzen eine ausgedehnte Schriftkenntniß; dabei sind sie belehrend, gesellig und unterhaltend; Alles was sie reden hat mehr oder weniger Sinn und Verstand; aber dabei besitzen sie diese Schwachheit, daß sie fast überall und bei jeder Gelegenheit alles was geredet wird allein zu sagen wünschen, und selten (wenn sie nicht gewaltsam unterbrochen werden) einem Andern das Wort einräumen. Wenn man noch so lange in ihrer Gegenwart sich befindet, so wird die ganze Unterhaltung sich ausschließlich um ihr eigenes „Ich" drehen. Und gerade weil sie nie mit sich selbst fertig werden können, kann man sich des gerechten Verdachts nicht erwehren, daß ihrem ganzen Gespräch, wenn es noch so reizend und erbaulich wäre, und das Gepräge der Lauterkeit an sich trüge, daß noch eine feine Selbstsucht zu Grunde liegen müsse. Und gesetzt daß auch dieser Verdacht ungerechtfertigt wäre, so mangelt doch einem solchen Menschen eine Haupttugend, nämlich die Bescheidenheit; und der Mangel dieser Tugend liegt darin, weil man sich nicht kennt. Ich will aber hier durchaus nicht verstanden sein, als sollte bei solchen Gelegenheiten alles nach einer steifen Regel vor sich gehen; es kann hier Vieles nach Zeit, Umständen und Personen modifizirt werden. Derjenige, welcher sich im Grunde kennt, wird auch stets den rechten Zeitpunkt zu treffen wissen wann er zu reden und zu schweigen hat; mit kurzen Worten: Er wird im Reden lernen schweigen, und im Schweigen lernen reden. Sollte er sich aber zuweilen etwas vergessen, und zu viel über die Grenzen des Anstandes hinauswagen, so wird er auf einmal eine Mahnstimme in sich vernehmen: „Jetzt ist es Zeit für dich zu schweigen." Solche Menschen werden nie lästig; es ist immer angenehm und segensreich in ihrer Gegenwart zu sein. Ihre Reden sind immer belehrend und aufmunternd, und man hat es in der Regel lieber wenn sie reden, als wenn sie schweigen; während umgekehrt gerade das Gegentheil der Fall ist.

Wiederum gibt es eine Klasse von Menschen, welche, so lange sie selbst das Wort haben, das größte Interesse an den Tag legen; so bald aber ein Anderer das Wort ergreift, so hat das ganze Gespräch auf einmal alles Interesse für sie verloren, und sie haben Eile sich zu entfernen; während im entgegengesetzten Fall sie noch lange nicht an ein Fortgehen gedacht haben würden. Aber auch hier kann wieder Vieles ab und zugegeben werden. Ich würde Niemand die Pflicht aufbürden, einen leidenschaftlichen Schwätzer lange anzuhören; aber jedenfalls ist es unanständig wenn man einem Manne, von dem man überzeugt ist, daß sein Gespräch Sinn und Verstand hat, nicht dieselbe Aufmerksamkeit schenkt, die man selbst von Andern erwartet, und durch allerlei ungegründete Vorwände, ehe er sein Gespräch beendet hat, sich zu entziehen sucht; es sei denn, daß eine dringende Pflicht unser Fortgehen erheischt.

Zum dritten habe ich schon Menschen kennen lernen, welche sich in manchen Hinsichten als die dümmsten und ungeschicktesten darzustellen suchten. Würde ihnen aber von Andern ein solches Prädikat gestellt werden, so würde es sie ohne Zweifel sehr übel berühren. Daß solches Dummheits- und Ungeschicktheitsgeständniß nicht aus der wahren Selbsterkenntniß entspringt, kann man klar und deutlich daraus erkennen, daß sie sich in ihrem Fach oder Beruf, für welchen sie geboren zu sein glauben, um so viel gewandter und verständiger dünken, und daß ihre Unwissenheit und Ungeschicktheit sich blos auf Dinge beschränkt bei deren völligen Kenntniß keineswegs ein Ehrenstand in der Welt zu erlangen ist. Was hilft also all unser Bemänteln, Schminken, Färben und Uebertünchen unseres eigenen „Ichs!" Vor Menschen kann es zum Theil geschehen; aber vor Gott, der die Herzen erforscht und die Nieren

prüft, und unsere Gedanken schon von ferne versteht, kann keine Täuschung stattfinden. Bei ihm gilt nur „Sein" und kein Schein.

Ferner gibt es Menschen, welche von Natur und Geburt aus, ein stilles sanftes Temperament haben, welches ihnen in ihrem Lauf als Christ durch diese Welt gut zu statten kommt; während Andern ihr cholerisches Gemüth viel zu schaffen macht. Und doch findet man bei Letzteren oft mehr Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß als bei Ersteren. Wenn ihr aufbrausendes Gemüth an harte Oerter stößt und in vielen Hinsichten von sehr beleidigender Natur ist, und aus diesem Grunde keineswegs zu rechtfertigen, viel weniger zu loben ist, so haben solche Menschen auf der andern Seite doch auch wieder einen sehr lobenswerthen Charakterzug; man weiß immer wen man vor sich hat; sie sind bei all ihrer Schroffheit und Schnelligkeit ebenso schnell auch wieder geneigt ihre Fehler einzusehen und um Verzeihung zu bitten; was bei Ersteren selten der Fall ist. Denn weil diese keinen Unterschied zwischen Natur und Gnade zu machen verstehen, so sind sie so gerne geneigt ihre ganze Gemüthsanlage auf Rechnung ihres Christenthums zu schreiben; während doch ein großer Theil ihrem angebornen Naturell zugeschrieben werden sollte. Die Folge davon ist, sie setzen nicht den geringsten Verdacht in sich selbst je einmal unrecht gehandelt zu haben, oder fähig zu sein zu fehlen. Sie sind überhaupt mit ihrem Christenthum über die Maßen zufrieden. Bei solchen Menschen kann man gewöhnlich wahrnehmen, daß ihr Christenthum und ihre Ansicht vom Reichsplan Gottes ziemlich stereotyp ist, d. h. ihre ganze Anschauungsweise von Gott, Mensch, Religion, Himmel, Hölle, Zeit und Ewigkeit, ist mehr oder weniger nach einer gewissen Schablone zugeschnitten. Von Andern etwas anzunehmen kommt ihnen nicht in den Sinn. Ihr „Ich" hat sich, man möchte fast sagen, wie verkrustet, daß es äußerst schwierig ist es aufzuweichen. Ich bitte den Leser die Sache nicht einseitig aufzufassen. Mein Sinn ist ausschließlich dieser, das eigene „Ich" im Menschen in seinen mannigfachen Formen und Stellungen bloszustellen

Es ist leider zu befürchten, daß es manchen Menschen in der Ewigkeit ergehen wird, wie Vielen in dieser Welt, welche sich unterwinden für die Oeffentlichkeit zu schreiben und doch wenig oder gar kein Talent dafür haben. Solche können gewöhnlich nicht begreifen, wenn ihr Manuscript als untauglich zurückgewiesen wird; indem es doch, wie sie meinen, ganz deutlich geschrieben und gänzlich ohne Fehler ist. Nach ihrer eigenen Begriffsform haben sie vollkommen recht, da ist ihr Schreiben untadelig. Laß aber nur einmal das scharfe Auge des Editors dahinter kommen, da hält es die Probe nach den stehenden Gesetzen und Regeln der Literatur bei weitem nicht aus. Sogar manche sonst geübte Schreiber würden sich oft wundern, wenn sie ihr Manuscript sehen könnten ehe es die Setzer in die Hände bekommen, was da noch hat verändert und verbessert werden müssen. Eine ähnliche, ja noch eine weit genauere Beschaffenheit wird es mit unserer künftigen Existenz haben. Nicht ein Jota wird nach der Lehre Jesu davon genommen, bis daß es alles geschehe. „Der letzte Heller muß bezahlt werden." Das Feuer nach 1. Kor. 3, 13, als die unbestechliche Gerechtigkeit Gottes, dieses Wundersolvens nach Meleachi 3, 3, ist stark und mächtig genug alle Schlacken unseres eigenen „Ichs" auszuscheiden. Nur die Pflanzen die der himmlische Vater durch seinen Geist in unserm Herzensgarten gepflanzt hat werden bestehen; die Naturpflanzen, d. h. die angebornen Tugenden, wenn sie gleich noch so reizend wären gelten an jenem großen Scheidungstage nichts. Gold ist der einzige Gegenstand in dieser Welt, dem das Feuer nichts mehr anhaben kann. Darum wird es auch als Bild gebraucht und uns angerathen dieses geistige Gold zu kaufen, mit demselben auf den Grund der Apostel und Propheten, welcher Grund Jesus Christus selbst ist, zu bauen. Dieses gibt ein dauerhaftes in Ewigkeit fest stehendes Gebäude, welches auch die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen.

Ein interessanter Brief.

Werther Bruder Horn!

Schon geraume Zeit hegte ich den Wunsch, Dir zu schreiben, und endlich soll's dran gehen. An Anknüpfungspunkten hierzu fehlt es nicht. Wir gehören beide derselben großen Familie in der Christenheit an, haben Einen Heiland und Erlöser, Eine Hoffnung des ewigen Lebens, und auch theilweise Einen Beruf in diesem Leben, nämlich zu wirken in der Sonntagschule. Freilich ist Deine Stellung viel wichtiger, und Dein Wirkungskreis größer, als der meinige.

Doch sollte ich mich Dir zuerst vorstellen und zu erkennen geben, wie es Ordnung und Sitte ist. Höre also folgende Geschichte: Im August 1868 an einem schönen Sommertage wanderte ein Mann mit Gepäck beladen von Gravesville, Wis., auf der Straße, die man ihm als nach Stockbrigde führend bezeichnet hatte. Am Ende des erstgenannten Ortes wurde gerade eine Kirche gebaut. Das war unserm Reisenden ein neuer Anblick, er trat hinzu, um das Gebäude und seine Einrichtung näher zu betrachten. Als er sich anschickte, weiter zu reisen, kam ein Einspänner des Weges, ein Pferd und Buggy mit einem jungen, freundlichen Mann, der allem nach in dem Fußwanderer einen grünen Deutschen erkannt hatte, ihn nun einlud, neben ihm auf dem Buggy Platz zu nehmen, und sich mit ihm auf die angenehmste und freundlichste Weise unterhielt. Jene Unterhaltung wird unser Fußreisender nie vergessen, sie war für ihn, der vorher auf der Reise manches Unangenehme erlebt hatte, eine rechte Erquickung und Herzstärkung. Auf einmal sagte ihm sein Begleiter, daß sie jetzt am Gute des Farmers Schluchter angekommen seien, wo der Fußwanderer abzusteigen wünschte, während sein Führer zu seinen Landsleuten Kircher und Walch fahren wollte. Beim Abschied befragt, nannte der Fußreisende seinen Namen; fragte dann auch seinen freundlichen Begleiter und erhielt zur Antwort: Ich heiße Horn und wohne in Gravesville; wenn Sie einmal guten Rath brauchen, so kommen Sie zu mir. Damit trennten wir uns. Bei Schluchters angekommen, erzählte ich die Geschichte, sie lachten und sagten: das ist ja der Methodistenprediger, den kennen wir wohl, er zieht im Land umher und lügt die Leute an, die ihm glauben; uns lügt er nicht an, denn wir glauben ihm nicht. So kam es, daß ich kein Verlangen mehr hatte, jenen Mann wieder zu sehen. Doch als ich nachher hierher nach Fort Dodge, Ja., kam, von einem lieben Bruder freundlich aufgenommen und beherbergt wurde und im Umgang mit den theuren Geschwistern so viel Liebe genoß, da fielen endlich die Schuppen von meinen Augen, und ich suchte und fand den Gekreuzigten als meinen Heiland und Erlöser. Ihm sei ewig Lob und Dank dafür! Er hat mich seither von dem Abfall bewahrt, so liebevoll geleitet und in der Gnade gestärkt und befestigt, und gewürdigt, in der S. Schule seine Lämmer zu weiden.

Aber bitte, sage mir doch, ist nicht jener l. Br. Horn von Gravesville, Wis., und der werthe Editor des Magazins und Kinderfreunds ein und dieselbe Person?* Ich möchte gerne Deine Antwort vernehmen.

Dir von Herzen alles Gute wünschend
Dein C. D.

Ft. Dodge, Iowa.

*) Dieselbe.

Genre-Bilder aus der heiligen Geschichte.

(Von W. H.)

I.

Abrahams Glaubensprüfung.

Zur S. S. Lection 10. Nacht und Stille deckt die blühenden Gefilde Beerseba's und die Morgensterne lachen noch am tiefblauen Himmel. Da öffnet sich leise die Thüre eines Zeltes und heraus tritt ein ernster, betagter Mann, seinen einzigen, geliebten Sohn an der Hand führend. Zur Seite warten schon zwei Knaben mit einem Esel, welche sich ihnen anschließen, und schweigend geht der ernste Zug in einer nordöstlichen Richtung voran. In des Zeltes Thür tritt die Hausmutter und

schaut den Davoneilenden besorgt und verwundert nach. Daß er mit dem Sohne ausziehen und dem Herrn opfern wolle, hatte ihr der Gatte freilich gesagt; aber nie hatten ihr seine Worte so ernst und bedeutungsschwer geklungen. Sie schienen ein Geheimniß zu bergen. Schnell jedoch hat die Dunkelheit die Wanderer ihrem Blick entzogen, und während sie so denkt, sind auch deren Fußtritte in der Ferne verhallt, und da sie weiß, daß ihr Gatte auf guten Wegen geht, kehrt sie in ihr Zelt zurück, um ihren häuslichen Beschäftigungen nachzugehen und für die glückliche Rückkunft der Geliebten zu hoffen und zu beten. Liebendes, hoffnungsvolles Mutterherz!

Und unsere Reisende? Die aufgehende Sonne trifft sie schon ein gut Stück Weges von der Heimath entfernt, rüstig dahinschreitend. Sie reisen auf Gottes Geheiß. Dieser Gedanke ist auch der feste Wanderstecken des glaubensvollen Abrahams, sonst wäre er wahrlich verzweifelnd in die Knie gesunken.

Heil dem Wanderer, der da weiß, daß er nach Gottes Befehl und Willen reist! Geht es auch in unwirthliche Einöden und zwischen dem Geklirre feindlicher Schwerter hindurch. Wenn dann auch zur Seite grauenhafte Abgründe gähnen und der Tod am Ziele grinst. Fürchte nichts, der Herr wird's versehn!

Inzwischen ist es Mittag geworden. Man rastet ein wenig und labt sich mit dem, was die sorgsame Hausmutter behutsam eingepackt. Dann geht es rüstig weiter, bis die letzten Strahlen der scheidenden Sonne die Kuppeln des Gebirges Juda vergolden, und mit lächelndem Abschiedsgefunkel in die Purpurfluthen des mittelländischen Meeres tauchen. Die Dämmerung sinkt herab und es werden Vorbereitungen für die Nacht getroffen. Schweigend wird ein einfaches Mahl genossen, und schweigend legen sich die Wanderer unter Palmenwipfel in die Arme des göttlichen Schutzes nieder. Ein unaussprechliches Gefühl erfüllt die Brust des Führers dieses kleinen Zuges, darum schweigt er und Alles schweigt ringsum. Seine jugendlichen Begleiter sehen den tiefen Ernst in seinen Zügen, und wagen nicht die Stille zu brechen. Kein Schlaf kommt in Abrahams Augen. Oben wölbt sich majestätisch der Sternenhimmel. Im Geiste hört er wieder die Worte dessen, der über dem Sternenhimmel thront: „so zahlreich soll dein Same sein!" Er bewegt betend seine Hände und berührt unversehens einen harten Gegenstand. Es ist das scharfe Messer in seinem Gürtel, welches er mitgenommen, um — —. Er wagt den Gedanken kaum auszudenken. Ein blutiges Bild tritt vor seine Seele. Neben ihm schlummert ahnungslos und sanft der unschuldige Isaak. Die Gefühle seines Vaterherzens wogen wie ein brandendes Meer. Aber auch sein Geist regt sich. Er entfaltet seine Schwingen und steigt empor, vom Staube empor, hoch über den Sternenhimmel, und erfaßt mit mehr denn menschlicher Gewalt die Säulen der Verheißung, und — der Glaube siegt.

Da plötzlich röthet sich's im Osten. Die Sterne fangen zu erbleichen an und der Tag ringt mit der Nacht. Die Sonne wandelt wieder herauf aus den Purpuralleen des Morgenrothes, und bräutlich geschmückt tritt sie hervor — der Tag siegt und die Nacht muß weichen. Jede Nacht bringt ihren Morgen, bis der große Morgen kommt, dem keine Nacht mehr folgt und die Nacht, welche keinen Morgen kennt. Erdenwanderer, denke daran, wenn in deinem Herzen der Morgen mit dem Dunkel ringt!

Unsere Reisegesellschaft bricht auf. Wohin geht ihr Weg, und wie weit haben sie noch zu reisen? Beides wissen sie kaum. Aber das kümmert auch den glaubensmuthigen hundertjährigen Heldengreis nicht. Er schreitet rüstig dahin, geleitet von einer unsichtbaren Vaterhand, wie Isaak an der seinigen dahinschreitet.

Endlich sieht man Hebrons Palmenwälder winken und die Winde rauschen heimlich durch Mamres Olivenhain. Ist nicht das die Stätte der Verheißung? Sollte es auch die Stätte des Opfers sein? Es ist Mittag. Die Sonne entsendet glühenden Brand vom unbewölkten Himmel, daß den Wanderern die heißen Tropfen von der Stirne rinnen.

„Hier laßt uns ein wenig rasten," sagt Vater Abraham, im Schatten einiger Palmen angekommen. Die Jünglinge

genießen die dargebotenen Erfrischungen, aber Abraham versinkt in stille Betrachtungen. Er meint wieder die Fußtritte der Engel zu hören, welche diesen Boden geheiligt haben. O, dieses Einst und Jetzt! Er horcht auf die Stimme des Herrn. — Ach, daß auch ich im Grauen der Nächte, im Toben der Stürme, im Wetterleuchten der Gewitter, sowie im heitern Sonnenschein immer ein aufmerksames Ohr für die Stimme des Herrn hätte!

Aber die Stimme des Herrn schweigt, und das ist Abraham ein Zeichen, unverdrossen weiter zu ziehen. Wieder sinkt am Abend die Sonne hinter dem Gebirge Juda hinab, wieder reiht die allmächtige Vaterhand die Sternenschaaren wie tausend goldene Perlenschnüre an den Himmelsbogen, wieder strecken sich unsere müden Wanderer auf den duftenden Blumenteppich zur Nachtruhe nieder, wieder wandelt die Königin des Tages aus Aurora's funkelnden Gemächern hervor und umfängt mit ihren Strahlenarmen liebend die Welt und wieder schicken sich unsere Wanderer zu einer neuen Tagereise an.

Bald sieht man zur Rechten Bethlehems lachende Fluren, weidende Heerden und wallendes Korn. Da werden sie hinanschreiten, und da wird Abraham, von seinem Prophetengeiste erfüllt, mit Entzücken anbeten und opfern. Aber nein! Sie schreiten vorbei, und in die Ferne sind ihre Blicke gerichtet. Was ist auch Bethlehem Ephrata ohne den,

„Der der alten Väter Schaar
Höchster Wunsch und Sehnen war?"

Vorwärts geht der Zug, bis endlich in neblichter Ferne Morjah's wolkenumwogter Gipfel sichtbar wird. Da hebt Abraham seine Augen auf und sieht den Finger Gottes nach des Berges Kuppel zeigen. „Bleibet ihr hier mit dem Esel" spricht er zu den Jünglingen, ich und der Knabe wollen dorthin gehen; und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.

Dann nahm er das Feuer und Messer in seine Hand, nnd ließ seinen Sohn das Holz tragen. Unschuldiger Isaak! Arglos trägst du deinen eigenen Scheiterhaufen des Berges steilen Pfad hinan. Wie erinnerst du mich an „das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt," welches achtzehn hundert Jahre später mit seinem Sterbealtar auf den zerfleischten Schultern ebenfalls den Marterberg hinanschwankt. Dir zur Seite schreitet dein Vater; ihm zur Seite seine Peiniger, und während dich des Vaters Hand stützt, treibt man ihn mit rohen Flüchen und Schlägen voran. Er ist der Allerverachtetste und doch auch der Abglanz der ewigen Herrlichkeit, denn er ist mein Heiland und der deine auch.

Schweigend steigen Abraham und Isaak den Berg hinan. Endlich bricht Isaak die unheimliche Stille und sagt:

„Mein Vater!"

Abraham schrickt zusammen. Er ahnt, daß der Sohn sich über die Eigenthümlichkeit des Opferzuges erkundigen will. Es arbeitet gewaltig in seiner Brust, und nach den Augen stürzt das Wasser aus langverhaltenen Thränenquellen, denn — er war ein Mensch, gleich wie auch wir.

„Mein Vater!"

„Hier bin ich, mein Sohn," entgegnete Abraham.

„Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?"

„Mein Sohn, Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer," erwidert der Vater.

So kommen sie auf dem Berge an. Abraham sammelt Steine, um einen Altar zu errichten. Sonst waltet unheimliche Stille hier oben. Nur in den Gebüschen flüstern die Winde geheimnißvoll. Dort drüben starrt Golgathas kahler Kegel. Drunten in Gethsemane rauschen mit tiefem Bedeuten die Oelbäume und weiter hin eilen Kidrons glitzernde Wellen. Hoch oben in dem Meer der Lüfte schwimmen einzelne purpurumsäumte Wolkengruppen, und auf denselben wiegen sich glänzende Engel, welche mit Spannung dem Glaubenssieg des Mannes Gottes entgegenharren.

Nun ist Alles bereit. Abraham nimmt Isaak und bindet ihn auf das Holz. Das war also die Antwort auf die Frage: „Wo ist das Schaf zum Brandopfer?" Und wie ein geduldiges Lamm läßt der gehorsame Sohn sich fesseln. — Kannst

du die Gefühle nachfühlen, welche sich jetzt durch Arahams Seele drängen, Vaterherz, wenn du deinen Sohn in der Fülle der Gesundheit und in Jugendblüthe vor dir siehst? Schaue ihn an und lerne, was das heißt: „Wer etwas mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth."

Abraham steht jetzt am Altar. Der Sohn ist bleich geworden und blickt ihn mit seinen unschuldsvollen Augen fragend an. Ist das nicht der Verheißene Gottes für Abraham, der Segen seines Alters, seine irdische Freude und Hoffnung? Abraham blicke empor, du bist in Gefahr, und Abraham blickt empor und von Oben blickt Einer herab, den er im Glauben sieht. Er greift nach seinem Gürtel, und in der geschwungenen Hand blitzt in der Sonne das blanke Messer, und jetzt — — —

„Abraham! Abraham!" tönt es da in der Luft.

Abraham hält für einen Augenblick die gezückte Waffe schwebend über seinem Sohne, und antwortet mit seinem ergebenen: „Hier bin ich!" Und der Engel spricht weiter: „Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts."

Hier schrickt Abraham nicht zusammen, denn an den Umgang mit Engeln war er ja gewöhnt. Er bindet seinen Sohn los, und schlachtet den Widder, „*den der Herr ersehen hatte*." Seinen Sohn hat er *im Glauben geopfert*, aber nicht geschlachtet. Was hätte es auch ihm, was hätte er der Welt genützt, denn nur „*das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde*."

Du aber, du Glaubensheld auf Moriah! du sollst mir ein Vorbild sein, und deine Entschlossenheit soll meine Schritte befestigen, wenn der Herr zu mir spricht: „Gehe hin und opfere! Und wäre es auch das Liebste gar, und müßte ich es Tagereisen lang hinweg zum Altar Gottes und zum Opferberge führen, so gieb du mir, du wahrer Isaak, du erhöhter Gottessohn, dem sich die Engelheerschaaren entgegenfreuen, Kraft, daß ich nicht zaudere bis es dein sei, dein, auf ewig dein.

Sonntagschule.

„Herr nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren."

In der S. Schule eines gewissen Dorfes hatte ein Lehrer unsägliche Mühe mit einem Knaben seiner Klasse, der seine Geduld auf's höchste prüfte. Er legte zuweilen seine Hand auf dessen Haupt und betete im Stillen zu Gott für das Heil seines Pflegebefohlenen.

Eines Sonntags, als dieser ungezogene Knabe sich sehr lärmend und unbiegsam aufführte, da wies ihn der Lehrer, der schon ein etwas ältlicher, und gründlich frommer Mann war, sanftmüthig zurecht, und als Erwiderung darauf erhielt er dafür von dem jungen Taugenichts einen derben Fußtritt und die entsetzliche Antwort: „Geh zur Hölle." Die Thränen traten bei diesem Ausspruch dem guten Lehrer in die Augen und er seufzte zu Gott: „Herr segne den Knaben! Möge ich doch noch, ehe ich dahin fahre, die Rettung seiner unsterblichen Seele sehen. O Herr, gönne mir dies Glück!"

Der Knabe verließ die Schule nach diesem Vorfall und sein Lehrer bekam ihn während eines Zeitraums von etwa fünfzehn Jahren nicht wieder zu sehen. Aber sein Gang war während dieser Zeit immer regelmäßig nach der kleinen Kapelle, dem Ort der S. Schule. Dort war er

auch zuweilen zur Zeit der Betversammlungen, wenn sich sonst Niemand einstellte, als sein göttlicher Herr und Meister, und Beide hatten oft gesegnete Versammlungen miteinander.

Eines Tages erhielt der fromme und treue Diener Gottes Nachricht, daß ein junger Prediger an jenem Abend das Wort Gottes in der Kapelle verkündigen werde. Der Name des jungen Predigers war ihm bekannt und er sagte: „Den muß ich hören." Er ging und nach der Predigt erhob der bewegte Lehrer seine Hände und seinen Blick gen Himmel und rief: „Herr nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen." Thränen der Wonne glänzten in den Augen des Predigers bei diesen Worten seines alten Lehrers. Der junge Mann predigte in jener Woche jeden Abend am selbigen Ort. Der Segen Gottes wurde reichlich über sein Volk ausgegossen, und die Zahl der nach Gnade Dürstenden und Derer, die Vergebung ihrer Sünden fanden durch das Blut des Lammes, wurden zusehends vermehrt.

Am Schluß der Woche wurde der junge Prediger an das Sterbebett des alten Mannes gerufen. Als er in das Zimmer eintrat, fand er dessen Gattin an seinem Lager stehend, bitterlich weinend und schluchzend, als wollte sie sagen: „O Herr! laß mich mit ihm sterben." Sobald sich der Prediger dem Bett des Sterbenden näherte, erfaßte Letzterer dessen Hand und sagte: „O mein theurer junger Freund! nicht wahr, Sie hatten meiner wohl vergessen?" „O nein! ich vergesse Sie nicht, denn Ihnen verdanke ich mehr als irgend einem Sterblichen," war die Antwort des Predigers. „Erinnern Sie Sich denn noch an jene S. Schule, allwo ich meine Hand auf Ihr Haupt legte und Gottes Segen auf Sie herabflehte?" „O ja, ich erinnere mich noch sehr wohl daran." „Gott sei gedankt!" erwiederte der Kranke; „denn nun ist mein Gebet erhört und ich sterbe selig im Herrn." Er ersuchte die Umstehenden sein Lieblingslied zu singen: „Alles wohl." Seine Sprache schien ihn bereits verlassen zu haben; aber seine Tochter, der es darum zu thun war, daß ihr Vater ein triumphirendes Zeugniß zurücklassen solle, sagte zu ihm: „Nun, lieber Vater, wenn Du noch im Stande bist, zu sprechen, dann sage: Alles wohl! wo nicht, so erhebe Deine rechte Hand." Der Sterbende richtete sich auf und rief mit großer Anstrengung: „Sieg, Sieg, durch das Blut des Lammes!" und verschied beinahe augenblicklich auf dieses herrliche Glaubenszeugniß. Der Name aber des jungen Predigers ist Richard Weaver, von dessen wunderbarer Bekehrung und seinem nunmehrigen erfolgreichen Wirken als Prediger des Evangeliums werden wohl manche von den Lesern des Magazins gehört haben. Dankt Gott für seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut.

Geliebte Mitlehrer und Lehrerinnen! Laßt uns den Herrn bitten, um mehr Glauben, Geduld und Ausdauer in unserem Wirken. J. Jauch.

Die guten alten, und die besseren neuen Zeiten in der Sonntagschule.

(Von W. H.)

I.

Mein Großvater hatte ein altes Sprichwort das hieß: „Die Zeiten bleiben immer, aber die Leute werden schlimmer." Daran muß ich oft denken, ganz besonders wenn manche Leute immer die guten alten Zeiten loben und über die schlechten neuen klagen und seufzen. Ach was haben die „armen Zeiten" so vieles an der Menschheit verschuldet! Man bürdet ihnen sogar die Schuld dafür auf, daß die Leute immer schlechter werden; wohingegen es den Zeiten doch ganz recht sein möchte, wenn die Leute immer besser würden.

„Die Zeiten sind nicht mehr so, wie sie zu unserer Väter Zeiten waren! Ach die guten alten Zeiten!" so seufzt die gegenwärtige Menschheit, und mit demselben Seufzer werden unsere Nachkommen die gegenwärtige Zeit zurückwünschen. „Es ist alles nicht mehr wie es früher war,"

klagt man. „Die Leute sind nicht mehr so zuverlässig, die Kirche ist nicht mehr was sie früher war," und so klagt man fort. Aber wer bildet denn die Menschheit und die Kirche? Sind nicht auch wir Glieder derselben? so sagen wir wohl am besten: „Wir sind nicht mehr, was wir früher waren." Doch kann ja dieses einen guten oder einen schlimmen Sinn haben. Ist das Alte vergangen und alles neu geworden, dann ist es um so besser; ist aber das Alte vergangen, und doch nicht besser geworden, dann ist es schlimm. Wechseln müssen Zeiten und Verhältnisse immerfort, wenn es nur immer zur Beförderung des Guten geschähe. Das Rad der Zeit steht nicht still, geht auch nicht rückwärts, und das Buch der Weltgeschichte füllt sich Blatt um Blatt.

Auch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse wechseln von Zeit zu Zeit ihr äußeres Gewand, und ihre Entwickelungsformen, wenn auch das Wesen der christlichen Religion wechsellos feststeht.

Wenn nun alles diesem Wechsel der Entwickelung unterworfen ist, warum sollte die Sonntagschule davon ausgeschlossen sein. Wie ganz anders sieht es jetzt in dieser Sache aus, als es in ihrem Kindheitsalter. Sie ist nicht blos zu einem starken, lebenskräftigen Jünglinge herangewachsen, sondern hat auch vielfach abgethan „was kindisch war."

Schreiber dieses hatte nie das Vergnügen als Schüler die Sonntagschule zu besuchen, diente jedoch schon lange als Lehrer darin. Gleich als er von Deutschland nach Amerika kam, wurde er in die Sonntagschule eingeführt. Aber wie sah es damals um die gute Sache aus, selbst in den besten Schulen? Der gute Wille war oft, wenigstens bei manchen der Glieder, vorhanden, aber es fehlte die Anleitung. Die älteren Gemeindeglieder übertrugen gewöhnlich auf die großmüthigste Weise (um ihr Sonntagsnachmittagsschläfchen nicht einzubüßen) die gute Sache den Jüngeren. Und wie diese „Jüngeren" bisweilen die noch jüngeren unterrichteten, ist weder zuträglich noch erbaulich hier zu schildern. Es fehlte alle Anweisung, Erklärung und Ordnung. Eine Grundregel hatte man wohl, aber die wurde gehandhabt wie die Küchenregel, wenn die Hausmütter nicht und die Kinder allein zu Hause sind.

Eine Haupturſache hievon war, daß die Prediger so ausgedehnte Arbeitsfelder zu bedienen hatten, daß sie sich um die Sonntagschule schlechterdings gar nicht bekümmern konnten, als gelegentlich den Verein zu erneuern, und vielleicht eine Sonntagschulpredigt zu halten. Die Sonntagschulsache in unserer Kirche vegetirte daher nur sehr kümmerlich im Verhältniß zu dem, was sie hätte sein können und sollen. An manchen Plätzen nahmen sich die „Alten" der Sache an, aber da ging es trotz des guten Willens, oft noch schwerfälliger, als wo die „Jüngeren" ihr Wesen hatten. Die Unterrichtsstunden waren wahre Geduldsproben für die Kinder. Vom langen das längste, und das längste möglichst langsam, schienen die Wahlsprüche mancher Superintendenten zu sein. Lange Lieder langsam gesungen, lange Capitel langsam vorgelesen und lange Ermahnungen trocken vorgetragen, waren die drei Rubriken des Stundenplans. Es ist dieses durchaus nicht im Sinne des Tadels, oder des Vorwurfs geschrieben, sondern nur um auf den Thatbestand und die Nothwendigkeit der Verbesserung und Entwickelung hinzuweisen.

In Bezug auf die Anleitung und die Hülfsmittel ist es heute glücklicherweise besser bestellt. Die „Allgemeinen Lections" ersparen dem Superintendenten die Mühe der eigenen Auswahl und ziehen auch zugleich die Grenzen in Bezug auf die Ausdehnung der Lection. Daneben gibt es Hülfsmittel zur praktischen Eintheilung und Abhandlung, sowie zur umständlicheren Erklärung derselben, wenn es gewünscht und nöthig befunden wird. Der Gesang hat sich ebenfalls im Allgemeinen bedeutend gebessert, und wird demselben viel Aufmerksamkeit geschenkt. In den meisten Schulen findet man Notenbücher und Instrument zur Begleitung des Gesanges. Dazu sind die meisten Arbeitsfelder jetzt so eingerichtet, daß der Prediger, wenn auch nicht immer regelmäßig, doch öfters der Schule beiwohnen kann. Das sind erfreuliche Fortschritte, für welche ein jeder Freund der Sonntagschule und der Er-

ziehung dankbar sein, und durch fleißigen Gebrauch dieser Hülfsmittel seinen Dank bezeigen sollte.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 2. März.

Die Flucht aus Sodom. — 1. Mose 19, 15—26.

Uebersichtliche Darstellung.—Die Sünde, zuerst in unscheinlicher Gestalt auftretend, steht hier bereits vor uns in riesenhafter Ausdehnung und zerstörender Furchtbarkeit; daher auch die schauerlichen Folgen, das hereinbrechende Gericht. Die Nachkommenschaft des gerechten Noah war im Großen und Ganzen von den Grundsätzen ihres Stammvaters abgewichen und in Götzendienst und Laster versunken, und dies sündige Verderben erreichte in den Städten der Ebene seinen Höhepunkt, weßhalb denn auch die Feuerfluth des göttlichen Vernichtungszornes sie ereilte. Allein wie Noah einst in der Arche Rettung fand vor dem Gewässer der Sündfluth, so sollte auch Lot, wenn gleich nicht so groß dastehend in der Gerechtigkeit des Glaubens wie jener, nicht mit untergehen in dem Verderben der Gottlosen, und darum greift Gott mitten hinein in Sodom mit seiner rettenden Helfershand, um ihn und die Seinigen in Sicherheit zu bringen. Lot und seine zwei Töchter folgen der göttlichen Weisung und bleiben verschont, wohingegen der Ungehorsam seines Weibes von der verdienten Strafe ereilt wird.

Texterklärungen.—Die Ursache der Flucht Lots war der hereinbrechende Untergang von Sodom und Gomorra mit noch zwei kleineren Städten und der ganzen von ihnen beschriebenen Gegend, V. 24 und 25. Wären nur zehn Gerechte zu finden gewesen, so hätte Jehovah Barmherzigkeit geübt, (Kap. 18, 32) aber nur vier ließen sich auffinden, und diese waren noch zum Theil im Weltsinn Sodoms befangen. Das Maß der Frevel war voll, und die göttliche Strafe konnte daher nicht länger ausbleiben. Durch Feuer und Schwefel — ein Bild der Höllenqual, Off. 20, 10 — vertilgte Jehovah die Städte und die ganze Gegend mit Stumpf und Stiel, so daß weder Mensch noch Thier, noch ein Grashalm auf dem Felde übrig blieb. Bis auf den heutigen Tag ist das todte Meer ein lautredender Zeuge des Untergangs dieser Städte und der göttlichen Strafgerechtigkeit.

Der Gerechte soll nicht umkommen mit dem Gottlosen, und deßhalb waren sogar Engel vom Himmel herniedergestiegen zur Rettung Lots. V. 15—17. In der größten Noth hilft der liebe Gott; denn die Frommen sind ihm in sein Herz geschrieben, und Er kann sie nicht verlassen noch versäumen (Luc. 12, 32). Nicht genug, daß sie nach Sodom gekommen waren und persönlich des Herrn Vorhaben Lot kund gemacht hatten — als er noch zaudert, nehmen sie ihn bei der Hand und bringen ihn mit seinem Weibe und seinen zwei Töchtern (denn seine übrigen Verwandten wollten sich nicht von Sodom trennen) außen vor die Stadt: Auf das Gebirge soll er sich retten, und nirgends stehen bleiben noch hinter sich sehen, weil das göttliche Strafgericht bereits in vollem Anzug begriffen war. Gott hat lange Barmherzigkeit, aber wenn mal die Gnadenfrist abgelaufen, so kommt auf einmal und unerwartet sein Gerichtswetter über die Häupter der Gottlosen hereingedonnert. Deßhalb hats Eile, mit aller Macht soll Lot fliehen und seine Seele erretten.

Lots Saumseligkeit und Halbherzigkeit hatte sich schon kundgegeben in seinem Zögern, die Stadt zu verlassen, hier — V. 18—20 — zeigt sie sich aufs neue darin, daß auf das Gebirge zu fliehen ihm zu gefahrvoll erscheint und er deßhalb den Herrn bittet, die kleinste der fünf Städte (die von nun an Zoar, d. h. Kleinheit genannt wurde) zu verschonen und zu gestatten, daß er sich dorthin retten dürfe. Lot konnte sich nicht leichten Kaufs — das leuchtet klar hervor — von seinen Besitzungen trennen, er war nicht frei von Weltliebe, und daher sein schwachsüchtiger, wankelmüthiger Glaubensgehorsam (eigentlich Ungehorsam). Dies ist stehende Regel: ein Hinderniß besiegender, ein Welt überwindender Glaube kann sich da nicht offenbaren, wo noch Weltliebe im Herzen wuchert.

Trotz seinem Wankelmuth gewährt ihm Gott seine Bitte, V. 21 und 22. Wohl auch Abraham's wegen war er so hoch geachtet in Gottes Augen, daß Jehovah seinetwegen die Stadt Zoar verschonete und das Verderbensgericht nicht konnte hereinbrechen lassen, bis Lot dahingekommen war. Wie doch der Herr seinen Kindern entgegenkommt und sogar zu ihren Schwachheiten sich herabläßt, wenn sie nur willig sind, sich zu Gefäßen seiner Herrlichkeit machen zu lassen!

Die Strafe des Ungehorsams, V. 26. Lots Weib schaut zurück, d. h. sie blieb zurück hinter ihrem Manne und wurde vom Verderben übereilt. Ihr Herz hing noch so an den Gütern Sodoms, daß sie ihre Ueberlegung verlor und hoffte, des Herrn Wort werde sich nicht erfüllen. Sie wurde zur Salzsäule, d. h. „von Salz überzogen, so daß sie einer Salzstatue glich, gleichwie noch jetzt von der salzigen Ausdünstung des todten Meeres die Gegenstände in seiner Nähe bald mit einer Salzkruste überzogen werden."

Praktische Nutzanwendungen.—1. Das göttliche Strafgericht kommt gewiß über die Gottlosen, und wenn es auch lange aufgeschoben wird, desto plötzlicher bricht es herein. Luc. 17, 28—31.

2. In diesem Gericht geben die Frommen mit unter, wenn sie die Welt wieder lieb gewinnen. „Gedenket an Lots Weib" Luc. 17, 32, aber die aus dem geistigen Sodom fliehen werden errettet. — Lot.

3. Gegen die Aufrichtigen, die Ihm folgen, ist Gottes Fürsorge groß. Engel dienen ihnen, Hebr. 1, 14, ja in unserer Lection sehen wir sogar den ewigen Gottessohn selbst erscheinen in Engelsgestalt — schon ein Vorbote der in seiner Menschwerdung sich kundgebenden Liebe. Vgl. 19 und 24 mit Kap. 18, 1—4 und das ganze Kap.

—o—

Sonntag den 9. März.

Abrahams Glaubensprüfung. 1 Mose 22, 7—14.

Uebersichtliche Darstellung.—(Siehe Abrahams Glaubensprüfung Seite 85.)

Anmerkung—Beerseba, woselbst Abraham wohnte, als ihm der Befehl ward, seinen Sohn Isaak

zu opfern, liegt 25 Meilen südwestlich von Hebron, in einer wellenförmigen, von der Wüste begrenzten Gegend, und ist, ehe die Sommerdürre das Gras vertrocknet, sehr fruchtbares Weideland. Man findet dort noch zwei Brunnen, welche vielleicht Abraham gegraben hat, wovon der eine 44½ und der andere 42 Fuß tief ist. Die Entfernung von Beerseba bis nach dem Berge Moriah, wo Abraham seinen Sohn opferte, beträgt etwa 50 Meilen.

Texterklärungen.—V. 7. 8. Der Herr wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Auf Befehl des Herrn war Abraham mit seinem einzigen Sohne nach Morija gezogen, um Isaak zu opfern. Weil Isaak sein einziger Sohn war, so konnte er nicht ersetzt werden, und war das Opfer um so größer. Seine ganze Vaterliebe ruhte auf ihm, als dem Erben der Verheißung. Die Gefühle, welche das liebende Vaterherz nun drei Tage lang durchtobt haben, werden durch die Frage Isaaks neu aufgeregt. Die Antwort Abrahams läßt die Vermuthung zu, daß er im entscheidenden Momente eine neue Offenbarung Gottes für möglich hielt, bis dahin aber mußte er still gehorchen.

V. 9.—Und Band seinen Sohn. Daß Isaak drei Tage wanderte und dann das Holz den Berg hinan trug, deutet an, daß er ein schon herangewachsener starker Knabe war. Aber er läßt sich ohne alles Sträuben und ohne Widerrede fesseln und auf das Holz binden. Welch ein schönes Vorbild auf den, der „seinen Mund nicht aufthat," als er ans Kreuz geheftet wurde, obwohl ihm Legionen Engel zu seiner Vertheidigung zur Verfügung standen. Aber auch ein schönes Beispiel des Gehorsams gegen die Eltern für alle Kinder.

V. 10. Und fassete das Messer.—Dies war der Höhepunkt seiner Bereitwilligkeit, Gott zu gehorchen, und in seinem Herzen hatte er Isaak wirklich geopfert, d. h. ihn nach Gottes Willen hingegeben.

V. 11, 12. Abraham! Abraham! Mit einem doppelten Zuruf tritt jetzt der Engel dazwischen. Und Abraham antwortet wieder ganz ergeben: „Hier bin ich!" Ich stehe zu deinen Diensten, Herr, ich will gehorsam sein, will er sagen. O, welch ein großes Beispiel. Lege deine Hand nicht etc. Abraham hatte seines eigenen Sohnes nicht verschonet, um den Willen Gottes zu erfüllen. Er konnte die Bedeutung wohl nicht verstehen, aber er konnte — gehorchen. Aber Gott wollte nicht, daß Abraham seinen Sohn schlachten solle, denn das hätte der Welt nichts genützt. Aber der Herr selbst hat nachher seines eigenen Sohnes nicht geschonet (Röm. 8, 32.), und das hat der Welt genützt, denn durch ihn werden wir selig. Nun weiß ich ꝛc. Gott wußte freilich schon früher, daß Abraham ihn fürchtete, aber dieses war ein neues in der Erfahrung Abrahams zu Tage getretenes Wissen, nicht um Gottes, sondern um Abrahams und seiner Nachkommen willen.

V. 13. Und sahe einen Widder.—Abraham hatte zu Isaak gesagt, der Herr werde sich ein Opfer ersehen. Als er nun seine Augen aufhob, sah er den Widder. Er empfing keinen Auftrag, denselben zu opfern, erkannte aber in der wunderbaren Fügung die Hand Gottes, und opferte den Widder zum Brandopfer an seines Sohnes Statt. Dieser Ausdruck ist bezeichnend für die Opferweise des alten Bundes, wo vielfach das Opferthier die symbolische Bedeutung des Opfernden hatte.

V. 14. Der Herr siehet, d. h. der Berg, wo sich der Herr sein Opfer ersiehet, oder der Berg der Erwählung der Opfer Gottes.

Andeutungen.—1. Abrahams Willigkeit zum Gehorsam.

2. Seine Ergebenheit und Zuversicht zu Gott. Er fragt nicht warum? wozu? etc.

3. Seine Standhaftigkeit in der Ausführung. Unermüdet geht er den schweren Gang.

4. Seine gänzliche Hingabe. Das Allerliebste opfert er ohne Murren dem Herrn.

5. Der herrliche Ausgang: Seinen Sohn neu geschenkt und die Gunst Gottes.

—o—

Sonntag den 16. März.

Jakob und Esau.—1. Mose 27, 30—40.

Uebersichtliche Darstellung. — Isaak hatte zwei Söhne, die hießen Esau und Jakob. Esau war rauh an seiner Person und in seiner Gemüthsart, wurde ein Jäger und war des Vaters Liebling. Jakob hingegen war der Mutter Liebling. Schon ehe die Knaben geboren waren, hatte der Herr gesagt: „Der Größere soll dem Kleineren dienen." Esau verkaufte seiner Zeit dem listigen klugen Jakob seine Erstgeburt um ein Linsengericht. Als nun Isaak alt geworden war, wollte er dem Esau den Segen ertheilen, welches eigentlich gegen die göttliche Weisung war, indem sich im Hause Jakobs, nicht in Esau's, die heilige Familie entwickeln sollte. Rebekka jedoch verhinderte dieses durch List. (Siehe V. 5 ff.) Sie wollte zwar Gottes Willen, aber auf ungöttlichem Wege. Der Zweck sollte die Mittel heiligen. Jakob gehorcht der Mutter, wo er nicht hätte gehorchen sollen. Er wurde zum Betrüger. Esau wollte sich aneignen, was ihm weder nach göttlichem, noch menschlichem Rechte zukam. Alle gehen hier den Weg menschlicher List und Klugheit, und doch weiß der Allmächtige ihre verkehrten Handlungen so zu lenken, daß sein Wille erfüllt wird. Dieses macht jedoch ihr Unrecht nicht recht.

Isaak ertheilt Jakob den Segen. (Siehe V. 28. 29.) Dieses ist eine Weissagung auf die Herrschaft Jesu Christi, als des wahren Morgensterns aus Jakob.

Texterklärungen. — V. 30—33. Nachdem Isaak den Jakob gesegnet hatte, kam auch Esau mit seiner Beute von der Jagd und bat seinen Vater um den Segen. Jetzt erst sah Isaak ein, daß er von Jakob betrogen war und entsetzte sich. Er sah die Hand der Vorsehung in dem Hergang der Sache. Er sah, daß das, welches er mit menschlicher Klugheit nach seinem Willen hatte lenken wollen, Gott durch seine Weisheit nach göttlichem Willen gelenkt hatte. Er widerrief daher den Segen auch nicht, sondern sagt: „Er (nämlich Jakob) wird auch gesegnet bleiben."—Wenn man seine eigene Klugheit über den Willen Gottes setzt, das bringt allemal Entsetzen und Herzeleid.

V. 34. — Schrie er laut. — Er hatte seine Erstgeburt leichtsinnig für eine Speise hingegeben und abgeschworen. Jetzt half ihm das Schreien nicht mehr. Er fand kein Gehör, keinen Raum zur Buße (Ebr. 12, 17) d. h. er konnte seinen Vater nicht zur Reue oder Umwandlung des einmal an Jakob ertheilten Segens bewegen, ob er gleich mit Thränen darum bat. Segne mich auch. Esau merkte wohl, daß es sich bei Vertheilung dieses Segens um etwas Großes handle, aber für die wahre Bedeutung

desselben mit Bezug auf die göttliche Heilsordnung hatte er keinen Sinn. Er meinte, derselbe lasse sich theilen etc.

V. 35, 36. — Meine Erstgeburt hat er dahin etc. — Wiewohl Jakob seinen Bruder bei der Erkaufung der Erstgeburt, sowie bei der Erlangung des Segens mit kluger Berechnung übervortheilt hatte, so beschuldigte er ihn dennoch unrecht, denn die Erstgeburt hatte er ihm selbst verkauft, und was den Segen anbetraf, so war dem Jakob derselbe von Gott verheißen.

V. 37. — Ich habe ihn zum Herrn etc. — Isaak hatte dem Jakob vom Fetten der Erde (Palästina) und vom Thau des Himmels, welcher in Palästina eine besondere Segensgabe war, verheißen. Völker sollten ihm dienen, welches unter der Regierung Davids schon vorbildlich in Erfüllung ging, aber sich erst wesentlich in der Herrschaft des Messias, des Sterns aus Jakob, erfüllt. Auch Esau und seine Nachkommen sollten Jakob dienstbar sein.

V. 38—40. Auf Esau's inständiges Bitten ertheilt ihm Isaak, um ihn zu befriedigen, auch einen Segen: Du wirst eine fette Wohnung haben. Das Gebirge Seir, welches Esau's Erbtheil wurde, und von den Edomitern bewohnt war, war ein fruchtbares Land. Deines Schwerts etc. Die Edomiter waren ein kriegerisches Volk und machten Israel viel Kummer und Noth. Unter David wurden sie unterjocht und Israel dienstbar gemacht, erkämpften sich jedoch zu wiederholten Malen ihre Selbstständigkeit.

Andeutungen. — 1) Wir sollen in unserer vermeintlichen Klugheit dem Herrn nicht vorzugreifen und seine Pläne zu durchkreuzen suchen.

2) Wenn Gott oft die Folgen unserer verkehrten Handlungen zur Erreichung seiner Zwecke benützt, so macht dieses unser Unrecht nicht recht.

—o—

Sonntag den 23. März.

Jakob zu Bethel. — 1. Mose 28, 10—22.

Uebersichtliche Darstellung. — Jakob wanderte auf den Rath seiner Eltern nach Mesopotamien zu seinem Vetter Laban. Es mußten ihm beim Gedanken an die jüngste Vergangenheit wunderliche Bilder durch die Seele geben, besonders da er jetzt in der Einsamkeit nur mit seinen Gedanken beschäftigt war. Er dachte daran, wie er seinen Bruder überlistet und seinen Vater betrogen hatte. Dazu beschäftigte ihn der Gedanke an das wunderbare Walten Gottes, welcher ihre Verirrungen so gelenkt, daß sein Wille erfüllt wurde; besonders schwer lag ihm aber auf dem Gemüth, daß er jetzt im Heidenlande wandere und also, nach seiner Meinung, nicht unter dem besonderen Schutze Jehovah's stehe. Und seine letzten Tage in der Heimath waren nicht dazu angethan, ihm besonders Muth einzuflößen. Diesen seinen Seelenzustand benützte der Herr, sich ihm zu offenbaren, um durch die Enthüllung seiner Gegenwart und Herrlichkeit desto tiefere Eindrücke auf sein Herz zu machen, und durch seine Verheißungen dem Trostbedürftigen Trost zu spenden. Auch diese Geschichte belehrt uns über das treue und geheimnißvolle Walten des Herrn, um das Heil für die Menschheit und die Menschheit zu dem Empfange dieses Heils nach und nach vorzubereiten.

Texterklärungen. — V. 10, 11. Und kam an einen Ort. — Dieses ist nicht als das Ende seiner ersten Tagereise angeführt, sondern weil er hier den besonderen Traum hatte. Er hatte schon mehrere Tage gewandert. Abraham gebrauchte (Kap. 22, 4) bis zum dritten Tage von Beerseba bis an den Berg Moriah, und Bethel lag noch etwa 3½ Stunde weiter nördlich.

V. 12. 13. Die Himmelsleiter. — Auf hartem Stein gebettet sah Jakob im Traum eine Leiter, die reichte von der Erde bis hinauf an den Himmel. Unter dieser Leiter wollte der Herr dem Jakob verschiedene Dinge versinnbildlichen. 1. Der Herr wollte ihm seine Alles überwaltende und überwachende Vorsehung zeigen, welches dem Jakob in seiner Stellung als Stammvater des Messias und bei seinen eigenthümlichen Lebensführungen besonders nöthig war zu wissen. 2. Es mochte auch die Verbindung der irdischen und himmlischen Welt durch den Dienst der Engel vorstellen, welche allzumal dienstbare Geister sind, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit. 3. Die Leiter war auch ein Vorbild auf Christum, in welchem beide Welten vereinigt werden. Sie stand auf der Erde und reichte an den Himmel. Gott ward geoffenbaret im Fleisch und in ihm wohnete die Fülle der Gottheit leibhaftig. Ein treffliches Bild! Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. In ihm kommt Gott zu der Menschheit herab; durch ihn steigen die Menschen zu Gott empor. Darauf hatte der Herr auch Bezug, wenn er sagte: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen, und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn.“ Joh. 1, 51.

V. 14. 15. Und dein Same soll werden etc. — Nachdem der Herr dem Jakob den väterlichen Segen bestätigt, daß er das Land Canaan ererben solle, verheißt er ihm die Ausbreitung seiner Nachkommen in großer Zahl und nach allen Himmelsgegenden. Die wichtigste der Verheißungen ist jedoch, daß in seinem Samen alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden. Dieses ist der Hinweis auf das Heil in Christo, welcher für Alle gekommen, und durch welchen Alle selig werden können. Hierauf folgt noch (V. 15) die Zusage seines besonderen Schutzes und seiner väterlichen Leitung.

V. 16. 17. Und ich wußte es nicht. Der Glaube an die Allgegenwart Gottes war freilich in der patriarchalischen Familie einheimisch, aber daß sich der Herr auf eine solche besondere und erhabene Weise hier als der Bundesgott im Heidenlande offenbaren werde, das hatte er nicht geahnt. Daß er nun hier den Herrn selbst und seine Engel sammt der Himmelsleiter sieht, erfüllt ihn mit heiliger Ehrfurcht und dem Gedanken, daß hier des Himmels Pforte sei.

V. 18. 19. Und nahm den Stein. Von ehrfurchtsvollen Gedanken erfüllt nahm Jakob den Stein, welcher ihm während der Nacht zu einem Kopfkissen gedient hatte, und salbete ihn mit Oel zum Zeichen, daß er dem Herrn geweiht sei und als ein Altar benutzt werden solle, um Gott darauf zu opfern. Und hieß die Stätte Bethel, das ist Gotteshaus, weil er meinte, dieses sei ein geweihter Platz, wo der Herr sich offenbaren werde, und wo man ihn anbeten solle.

V. 20. 22. Und Jakob that ein Gelübde. Er machte hier das heilige Versprechen, wenn der Herr alle diese Verheißungen an ihm erfüllen werde, so wolle er ihm sich ganz weihen und ihm von ganzem Herzen dienen. Jakob hatte gewiß

schon Jehovah, zu dessen Dienst er erzogen war, vor andern Göttern zu seinem Gott erkoren, aber er gelobt hier, sich ihm in einem besonderen Maße zu widmen.

Andeutungen. — 1. Die Vorbereitung des Heils in der Patriarchenfamilie ꝛc.

2. Christus, als Mittler zwischen Gott und Menschen die wahre Himmelsleiter.

3. Der Dienst der Engel bei den Menschen.

4. Die Verheißung Jehovahs.

—o—

Sonntag den 30. März.

Uebersichtliche Wiederholung des ersten Quartals.

Illustration zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 9.

Eile und errette deine Seele. „Heute" und „Jetzt" sind die Losungsworte der heiligen Schrift. „Morgen" das des Satans. Den frommen Lot noch einige Stunden länger in Sodom, den Sünder noch einige Jahre auf der abschüssigen Bahn des Lasters zu halten, das hätte der Feind sehr gern gesehen und sieht es heute noch gern. Ein gewisser Prediger beschloß eines Tages über den Text zu predigen: „Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." In den Gegenstand seiner Betrachtung vertieft, schlief er endlich ein und träumte. Es däuchte ihm in seinem Traume, als wäre er auf einmal in den Abgrund der Hölle entrückt worden mitten unter eine ganze Schaar finsterer, verworfener Geister, die eben eine Versammlung hielten, um zu berathen, auf welche Weise sie wohl am erfolgreichsten der Menschen Seelen verderben möchten. Einer stand auf und erklärte sich willig, die Menschen zu belehren, die Bibel sei nur eine Fabel und nicht göttlichen Ursprungs. „Nein! das ginge nicht an," sagte ein Anderer; „Laßt mich geh'n. Ich will sie glauben machen, es gebe keinen Gott, keinen Heiland, keinen Himmel und keine Hölle." Bei diesen Worten erhob sich ein teuflisches Beifallsgelächter unter den bösen Geistern. „Aber!" hieß es wieder, „auch das geht nicht; die Leute werden solches nicht glauben." Nochmals stand Einer auf und sagte mit tückischer Miene: „Ich will gehen und sie belehren, es gebe einen Gott und einen Himmel und all dieses, aber es habe keine Eile. Morgen sei es immerhin noch Zeit." Dieser wurde gesandt.

„Gedenket an Lots Weib." Sie ist ein ernstes Denkmal für Alle; es stehen aber noch Tausende solcher Denkmale an dem Weg zur Ewigkeit, wenn auch nicht buchstäblich in Salzsäulen verwandelt. Ein trauriges Seitenstück zu Lots Weib und Bild Aller, die die Welt wieder lieb gewonnen, fand sich auch vor etlichen Jahren bei den Ausgrabungen der verschütteten Stadt Pompeji vor. Ein Skelett in aufrechter Stellung, wahrscheinlich das eines Priesters, fand sich im Tempel mit einem goldenen Gefäß in der Hand. Es wird allgemein vermuthet, daß der Unglückliche, als die Verheerung anfing in der Stadt, noch schnell nach dem Tempel lief, um sich vor der Flucht von den Kleinodien heraus zu holen, aber nicht mehr heraus kam, bis er endlich nach Verlauf von Hunderten von Jahren in fliehender Stellung als Skelett gefunden wurde.

Zu Lection 10.

Glaubensproben. Gleichwie ein Glockengießer, ehe er die Glocke in den Thurm hängen läßt, die Glocke zuerst durch einen Hammerschlag prüft, ob nicht etwa ein Sprung darin sei, so prüft auch Gott die Seinen, ehe er sie in den Himmel aufnimmt.

Gehorsam. Abraham war Gott gehorsam. Ein jedes Kind Gottes muß Gehorsam lernen. Wie? wenn ein General den Befehl an seine Armee ertheilte, daß sie sich marschfertig machen solle, dieselbige würde anfangen, ihre Bedingungen zu stellen, nach welcher sie Gehorsam leisten und nicht eher von der Stelle gehen wollte, als bis man ihnen neue Uniformen, Zehrgeld u. s. w. mit auf den Weg verschaffen würde. Eine solche Verfahrungsweise würde sie keineswegs als eine gehorsame und gut disciplinirte Armee darstellen. Wenn aber im Gegentheil Mann für Mann nach Ertheilung des Befehls schlagfertig aus den Quartieren eilten und sich in Reih und Glied stellten, und wäre es um Mitternacht, ohne Geld oder hinlängliche Kleidung, alle Besorgnisse solcher Art bei Seite legend, und Alles ihrem Führer überlassend, wenn anders sie ihn nicht ehedessen als unzuverlässigen General gefunden hätten. Dieses bewiese Gehorsam.

Der Glaube beim Verlust von Kindern. Ein gewisser Rabbi hatte zwei Söhne, die er und seine Gattin zärtlich liebten.

Eines Tages machte der Rabbi eine Reise nach einem entfernten Land. Während seiner Abwesenheit erkrankten beide Söhne und starben. Die tiefbetrübte Mutter legte die Kinder auf ein Bett, zog die Bettvorhänge zu und harrete mit Schmerzen der Ankunft des Vaters entgegen. Abends kehrte er zurück. „Wie befinden sich meine Knaben?" war seine erste Frage; „laß mich sie sehen." „Warte ein wenig," sprach seine Frau gerührt, „ich befinde mich in großem Kummer, und ich möchte deinen Rath haben. Vor einigen Jahren lieh uns ein guter Freund einige Kleinodien, um auf dieselben gut Acht zu geben. Ich that es, fing aber zuletzt an, sie als mein Eigenthum zu betrachten. Während deiner Abwesenheit kam dieser Freund und holte die Kleinodien wieder ab. Ich wollte mich nicht gern von ihnen trennen. Was sollte ich aber thun; sollte ich sie nicht abgeben?"

„Ei, mein theures Weib, welche sonderbare Frage! Allerdings solltest du das und zwar sogleich. Zeige mir nun meine Söhne."

Hierauf nahm die Mutter den Rabbi bei der Hand und führte ihn an deren Bett, zog den Vorhang zurück und sagte: „Theurer Gatte, hier sind sie."

Der Rabbi beugte sein Haupt auf die Kissen der beiden Leichen und weinte bitterlich. Ein schöner Zug von kindlicher Ergebung in den Willen Gottes. Abrahams Glaube aber überragt denselben weit.

Zu Lektion 11.

„Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad' gelegen." Wie flehentlich bat Esau für den väterlichen Segen. Wie viel mehr war ihm daran gelegen, als den meisten Menschen am Segen Gottes. Wenn Gott ihnen die besondere Gnade anbietet zur geistlichen Pilgerschaft, so verachten sie solche nur. Hier ein Gleichniß.

Ein sehr reicher Bauer hat einen eben so armen Nachbar. Eines Tages sandte er ihm eine Botschaft mit der Anerbietung eines Landguts, als freies Geschenk. Der arme Mann war sehr überrascht. Doch regte sich alsbald sein Stolz und er dachte, das Land-

gut gefiele ihm schon, aber als Geschenk könne er es nicht annehmen. Mehrere Tage ging er mit der Sache um; endlich ließ es ihm doch keine Ruhe und er mußte hinüber zu seinem reichen Nachbar. Bei dieser Zeit aber däuchte es ihn, er besitze einen großen Sack mit Gold gefüllt. Er schleppte den vermeintlichen Reichthum hinüber und sprach: „Lieber Nachbar, Dein mir angebotenes Landgut möchte ich schon annehmen, aber ich will Dir einen Sack Gold dafür geben." Der Reiche erwiderte: „Laß mich Dein Gold einmal sehen. Ich glaube, es ist nicht einmal Silber." Der Mann schaute in seinen Sack und rief enttäuscht und mit Thränen in den Augen aus: „O wehe! es ist ja nicht einmal Kupfer, sondern nur Asche. Was soll ich thun? Willst Du mir das Landgut nicht umsonst geben?" „Ei ja," sagte der Andere, „das war ja meine erste und unbedingte Anerbietung und bin auch jetzt noch willig." Der Arme war auf einmal reich und aber auch demüthig gemacht.

Zu Lektion 12.

Die Pforte des Himmels. Ein kleiner Knabe schaute mit ernstem Blick zum klaren, blauen Firmament hinauf und fragte dann seine Mutter, wie weit es wohl sei nach dem Himmel. Die Mutter sagte ihm: „Liebes Kind, die Entfernung der Erde vom Himmel kann nicht mit einem menschlichen Maßstab gemessen werden; sie ist aber nicht so groß, wie manche Menschen meinen. Es kommt eben da ganz darauf an, wie nah oder fern unsere Herzen von Gott sind Sind sie recht innig mit dem lieben Gott verwandt, dann kommt der Himmel zu uns herab, ehe wir in den Himmel hinauf gehen. So war der liebe Johannes im Geist an des Herrn Tag auf der einsamen Insel Patmos, und dort offenbarte sich ihm der Himmel. Petrus hatte bei Jesus den Himmel auf dem Berge Tabor, und Jakob sah die Himmelsleiter, während er mit dem Haupt auf dem Stein anstatt einem Kissen ruhte.

Dies und Jenes.

An Laura.

Als sie Klopstock's Auferstehungslied sang.

Herzen, die gen Himmel sich erheben,
Thränen, die dem Auge still entbeben,
Seufzer, die den Lippen leis' entfliehn,
Wangen, die mit Andachtsgluth sich malen,
Trunkne Blicke die Entzückung strahlen,
Danken dir, o Heilverkünderin!

Laura! Laura! horchend diesen Tönen,
Müssen Engelseelen sich verschönen,
Heilige den Himmel offen sehn;
Schwermuthsvolle Zweifler sanfter klagen,
Kalte Frevler an die Brust sich schlagen,
Und wie Seraph Abbadona flehn;

Mit den Tönen des Triumphgesanges
Trank ich Vorgefühl des Ueberganges
Von der Grabnacht zum Verklärungskranz!
Als vernähm' ich Sphärenmelodieen,
Wähnt' ich dir, o Erde, zu entfliehen,
Sah schon unter mir der Sterne Tanz!

Schon umathmeten mich Himmelslüfte
In Gefilden, wo auf Todtengrüfte
Nie der Sehnsucht bittre Zähre fleußt!
Glänzend von der nähern Gottheit Strahle,
Wallte durch des ew'gen Lenzes Thale.
Wonneschauernd mein entschwebter Geist!

Matthisson.

Was oft die Vernunft nicht vermag, vermag die Furcht. Die Chignons, alias Hanfkissen, alias falsche Haarbündel et cetera, bildeten eine Zeitlang, wenn nicht einen schönen, doch einen beträchtlichen Zusatz zu dem Gipfel der weiblichen Gesellschaft. Da auf einmal docirte die Wissenschaft, daß sich in diesen falschen Haaren Milliarden von Milben erzeugten und mit der Zeit das Haupthaar ganz zerstörten. Deshalb sind bei Vielen die Höcker der Furcht vor dem Ungeziefer zum Opfer gefallen.

Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein. Wir sagten einst zu einer Frau, welche Kirchenglied war und die Predigt besuchte: „Ihr geht doch auch in die Betstunden?"

„Nee," entgegnete sie.

„Warum denn nicht?" fragten wir.

„I, ick häw do keenen Spoaß dran."

Sehr bezeichnend.

Ich will Sie nicht überreden. Wir beobachteten neulich in einem Kaufladen einen Ladendiener, wie er alle Mittel der Redekunst aufbot, um eine Frau zu bewegen, ein Stück Zeug zu kaufen. Als er endlich merkte, daß die Frau anfing nachzugeben, und sein Erfolg ziemlich gesichert war, sagte er ganz ehrlich: „Ich will Sie natürlich nicht dazu überreden."

Genügsamkeit. Auf der Straße begegnete uns unlängst eine deutsche Frau vom Lande, deren lächelnder Gesichtsausdruck, und derber Schritt verrieth, daß ihr eine Freude bevorstand. Ihr ganzes Wesen schien zu sagen: Ja, wenn Du nur wüßtest

was ich bekomme. Nicht lange darauf begegnete sie uns wieder, und das Räthsel war gelöst. Sie hatte sich einen einfachen neuen Hut gekauft, einen Hut, den freilich ein Stadtdämchen keines Blickes gewürdigt hätte, aber derselbe hatte ein purpurnes Roth auf ihre Wangen und ein zufriedenes Lächeln auf ihre Lippen gezaubert.

Kluge Köpfe. Es hat einmal Einer in einer Gesellschaft, die eigentlich das Schießpulver hätte erfinden sollen, gefragt, was denn nothwendiger in der Welt wäre, die Sonne oder der Mond?

Und da ist denn ein besonders Gelehrter mit der Antwort herausgeplatzt: „Du Einfalt, wie kann man nur so dumm fragen? Natürlich ist der Mond nothwendiger als die Sonne; denn am Tag ist's ja ohnedem alleweil hell!"

Bei dieser Geschichte ist der Erzähler einmal ausnahmsweise nicht selbst dabei gewesen. Eine andere ähnliche aber hat er mit Augen und Ohren erlebt.

Da waren junge Leute bei einander, und es sollte nun ein Jeder sagen, auf welchen Tag sein Geburtstag wäre. Wie nun die Reihe an den Hans Kasper kommt und er spricht: „Mein Geburtstag ist alle Jahre am 6. September," — da schnauzt ihn der Michel an und ruft: „Ja, wenn's wahr wäre!"

„Nun," erwidert der Hans Kasper, „warum soll's denn nicht wahr sein? Ich muß doch wissen, wann mein Geburtstag ist?"

Der Michel aber ist nicht faul und schreit ihn an: „Du Lügensack, am 6. September da ist ja mein Geburtstag!"

Nun sag' mir noch einmal Einer, daß die klugen Köpfe in der Welt ausgestorben wären.

Derber Verweis. Ein Correspondent einer pennsylvanischen Landzeitung sagt: Ich sah eine Frau, welche vorgab, den Herrn mehr zu lieben als die Welt, angethan in Seide, welche $75 kostete; Trimmings und Näharbeit $40; Bonnet $35; Belvetmantel $150; Diamant Fingerring $500; Taschenuhr, Kette 2c. $300; total $1100. — Alles einem schwachen sterbenden Leibe aufgehängt. Ich habe sie gesehen bei einer Versammlung zur Unterstützung von armen und nothleidenden Familien, Wittwen und Waisen, wo sie ihre Thränen des Mitleids mit einem höchst kostbaren Taschentuche abwischte und als das Körbchen für Beiträge zur Steuerung der Noth herumgereicht wurde, griff sie in ein wohlgefülltes Taschenbuch und gab 25 Cents — wahrscheinlich mit und unter der Bedingung, daß Gott im Himmel ihr das dereinst tausendfältig vergelten werde.

Rasche Kur. Der arme Krüppel! riefen die Reisenden, welche von Belgien nach Lille, in Frankreich, fuhren, als sie einen Reisegenossen gewahrten, der mit einem wirklich ganz ungewöhnlichen Vorsprung am Rücken behaftet war und hustend und zitternd, auf einem gewaltigen Stock gestützt, einherwankte. Der Brigadier des Zollamtes, wie diese schon mitleidig sind, nahm sich sofort des Unglücklichen an und suchte ihn zu stützen. Die Zollwächter sind aber nicht blos mitleidig, sie sind auch mißtrauisch. So kam es auch, daß der Herr Brigadier wie von ungefähr seine Hand über den Rücken des Krüppels fahren ließ und dabei fühlte, daß dieser unschöne Körperauswuchs mehr Interesse für einen Zollbeamten, wie für einen Professer der Pathologie haben durfte. Einige Minuten später sah man den Vielbedauerten auch schon um einen Höcker, aber auch um eine Börse leichter, seine Reise fortsetzen. Im Zollamte aber bewahrte man als Ergebniß dieser raschen Kur eine ganz anständige Menge von ausländischem Tabak und fremden Cigarren.

Jemand wurde gefragt, warum sein Kopfhaar so grau wäre, während sein Barthaar noch ganz schwarz sei? Dieser antwortete: „Das ist nicht zu verwundern, mein Kopfhaar ist zwanzig Jahr älter, wie das meines Bartes."

Rösselsprung.

Ver=	Die	Beim	sie=	le	wird	hat	Du
ten.	ner	dopp=	Zweit=	cher	heft	sie	da=
ten.	Sinn.	Man=	Gärt=	so	al=	das	dar=
pelt,	lit=	schnit=	ste	ter	in	mit	ein
ne	er=	spä=	ge=	ge=	Silb'	oft	klei=
Das	dop=	oh=	Sinn	als	ne	giebt	al=
Die	nen	Pflan=	Gan=	ist	euch	schö=	er=
ze	ze,	Ver=	kei=	ne	scheint	lein	dir

☞ Wer zuerst die richtige Auflösung dieses Rösselsprunges und der darin enthaltenen Charade bis zum 1. April einsendet, bekommt den gegenwärtigen Jahrgang des Magazins frei; d. h. wenn er ein Abonnent ist.—Edr.

Der Steuermann.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. April 1873. Nr. 4.

Der Steuermann.

Herr Kapitain, sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitain, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitain zieht den Athem an „und ich riech's auch;" aber bald ist es ihm wieder, als rieche er nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann nichts finden. Das Dampfschiff fährt weiter. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Schiff des angsterregenden Rauches voll ist, ruft der Kapitain: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu," rief dieser und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott den Herrn an, und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen und werde du selbst Tröster meiner Wittwe und meiner acht Waislein!" Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fährt dahin wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flamme wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, so daß das Schiff durch die Wellen hinfliegt, wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand nun der arme Maxwell an dem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitain und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil des Schiffes mit Wasser zu begießen; aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden, aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahinbraust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist's daran. Da kracht das Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnet die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat sein ganzes Leben daran zu leiden. Er ist ein Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat den Ernährer verloren. Doch hat Gott der Herr Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

Saat und Ernte.

(Erzählung von Rosa Dorn.)

Es war Samstag. — Ein altes, gebücktes Mütterchen schlich müde und langsam über eine schneeige Landschaft des Schwarzwaldes dahin, hinüber nach einigen wenigen ärmlichen Hütten, Hohentanne genannt, deren blutarme Bewohner sich durch allerlei Arbeit in Holz ihr kümmerliches Leben fristen.

Magdalena Lerch, so hieß die alte Frau, kam aus dem Walde, woselbst sie sich ein Bündel dürre Reiser gesammelt hatte, die sie auf dem Kopfe trug.

Heute aber schlich Magdalena mühseliger dahin, als ihren 74 Jahren eigentlich zukam. — Sie hatte ein mit schwerem Kummer beladenes Herz.

Dicht an dem schmalen Fußwege, der über die Haidehalde führte, saß ein Knabe. Sein Anzug bestand aus einer Zusammenstellung der verschiedensten Zeugflecke, die die Grundfarbe der Jacke kaum mehr erkennen ließen. Das Gesicht des vielleicht zwölfjährigen Knaben war bleich, vermuthlich in Folge schlechter Nahrung, aber trotzdem waren seine Züge einnehmend und das Auge zeigte eine seltene Lebhaftigkeit. Auch war er groß für sein Alter und knochenstark, wie die weit aus den zu kurzen Aermeln hervorsehenden Arme bezeugten.

Als er so still und aufmerksam die alte, blasse Frau näher und näher kommen sah, traten ihm die Thränen in die Augen.

„Gottfried, mein Gottfried, Du bist hier?“ sagte die alte Frau, als der Knabe aufstand und ihr einige Schritte entgegen kam.

„Ja Großmutter, ich sah Dich schon, als Du drüben unter den Tannen herauskamst. Ich habe auf Dich gewartet.“

„Alles beim Alten daheim, Gottfried?“ frug die alte Frau gespannt.

„Alles,“ lautete des Enkels Antwort.

„O Gott,“ murmelte Magdalena mit bebenden Lippen, „leben wir nicht ein Leben, wie unterm Richtschwerte? Wenn er kommt und Dich holt, Gottfried,“ fuhr sie fort, plötzlich stehenbleibend und angstvoll auf den Knaben blickend, „was soll ich dann wohl thun?“

„Nichts, Großmutter, nichts, der Vetter leidet mich nicht mehr im Hause und ich ginge gern, wäret Ihr nicht.“

Von neuem bezeugte die zitternde Stimme des Knaben, wie nahe ihm die Thränen waren.

„Hab' ich denn nichts, gar nichts mehr, was ich dem Vetter geben könnte?“ sagte Magdalena, indem sie weiter schritt.

„Ihr habt so schon viel um meinetwillen gelitten, Großmutter,“ fuhr Gottfried fort, „wenn ich weg bin, wirds besser sein.“

„Ja, ja,“ antwortete Magdalena, „aber was hat mir denn alles das genützt, mein armer Junge? Habe ich Dich denn schützen können vor Schlägen, ich mit meinen alten lahmen Händen? Oder konnte ich etwas anderes, als mit Dir dulden, wenn Du hungertest? Was vermag ich denn gegen den bösen Vetter?“

„Was wäre aus mir geworden, Großmutter, wenn Du nicht da warst?“

„Was aus Dir geworden wäre?“ frug plötzlich und eifrig Magdalena und richtete sich auf und ihr Auge leuchtete in einem wunderbaren Glanze. „Was aus Dir geworden wäre? — Frage den, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt.

Wohl ist mein ganzes Herz voll Kummer, daß der böse Vetter Dich an den fremden Mann hingeben will; wohl ist mirs, als müßte ich sterben, wenn ich Dich nicht mehr sehen kann, aber dennoch ist meine Seele voll Vertrauen und hält fest an ihrem Gott!“

„Es sind viele, die mit mir fortmüssen, des Kilian Franz und der Joseph der alten Susanne,“ sagte Gottfried.

„Leider,“ sagte die Großmutter, „kann ich es nicht ändern. Die Gegend ist arm und erbaut kaum so viel, daß die Menschen ihr Leben fristen können. Da ist es denn so gekommen, daß fremde Männer alljährlich von Hütte zu Hütte gehen und die Knaben mitnehmen, wie es heißt, in

ein Land, wo es mehr Brod und Kartoffeln giebt als hier. — Da will Dich denn der Vetter auch hingeben. Er sagt, er könne Dich nicht mehr ernähren, Du wärest groß und stark und könntest mit den fremden Männern ziehen. Der Vetter bedenkt freilich nicht, daß Du, Gottfried, mein Alles bist. Drei Kinder habe ich in die Erde gelegt und bei keines Tode war mir so schwer ums Herz, wie jetzt, wo Du von mir genommen werden sollst. Wo immer Du auch hinkommst, Gottfried, denke an Gott, vergiß nicht zu beten, denke an Deine alte Großmutter, die Dich segnet, als das Einzige, was ihr auf Erden geblieben ist."

Der arme Knabe sank weinend vor der alten Frau auf die Kniee. Er drückte ihre lahmen Hände vor seine Augen und schluchzte zum Herzbrechen.

„Sieh, sieh Gottfried," sagte die Alte, „so ist's nicht recht! Wir wollen nicht weinen, sondern still sein und Gott vertrauen. Die Mühseligen und Beladenen sind es, die Christus so recht eigentlich zu sich ruft, und er hilft immer tragen. Komm, komm, Gottfried, und trockne Dir hier mit meinem Tuche die Augen, daß der Vetter Dich nicht schlägt. Sei mir hübsch stark und verzage nicht, das darf der Fromme ja nie."

So sehr fürchtete die alte Frau den Vetter, in dessen Hütte sie lebte, daß sie nicht wagte, Hand in Hand mit Gottfried einherzukommen. Sie ließ des Enkels Hand los und trat still durch die niedrige Thür in die Hütte ein.

Der Vetter, ein finster aussehender Mann, saß am Fenster und war mit einem Vogelkäfige beschäftigt. Auf dem tannenen Tische stand bereits das Mittagsmahl, eine dampfende Schüssel mit Milchbrei.

Gottfried hielt sich scheu an der Seite der Großmutter, die mit ernster, ruhiger Stimme den Vetter grüßte. Daß dieser den Gruß mit ungewöhnlicher Freundlichkeit erwiderte, schnitt durch Magdalenens Herz. Jedenfalls war der „Menschenhändler," wie man die Männer nannte, welche die Knaben davonführten, in der Nähe. Auch die Frau waltete mit ungewohnter Geschäftigkeit am Herde. Magdalena ging hinter einen Bretterverschlag, welcher die Zimmer in zwei Hälften theilte und wo ihr Bette stand. Dann bedeutete sie den Enkel, auf einen Holzschemel sich niederzusetzen, und ging, ohne den ärmlichen Kirchenrock abzulegen, zu dem Vetter hinaus. —

„Du sollst Gott mehr fürchten, als Menschen," dachte sie und trat zu ihm hin.

„Vetter," begann sie, „ich möcht' Euch noch ein letztes Mal bitten: Laßt den Gottfried bei mir! Seht, ich bin alt, wie lange werde ich noch leben! Das Kind ist meiner Tochter Einziges, ich habe nichts als den Buben!"

„Seid Ihr nun fertig?" frug der Vetter.

„Ich habe nichts mehr, Euch zu geben," fuhr die Alte schüchtern fort. „Die paar silbernen Schaustücke habt Ihr schon und auch die Beschläge vom Gesangbuche gab ich Euch, als ihr drohtet, den Gottfried zum Hause hinaus zu werfen. Laßt mir den Knaben und habt Mitleid!"

„Mitleid?" höhnte der Vetter, „ich möchte wissen wozu! Ihr thut, als sollte der Junge geschlachtet werden. Besser wird's ihm gehen, viel besser. Und zudem habe ich schon Handgeld für ihn genommen. Es geht nicht anders, er muß fort!"

„Nun, so mag ihn Gott geleiten und Euch mag er die schwere Sünde verzeihen," sagte Magdalena ernst.

„Sünde, schwere Sünde!" rief da eine laute Männerstimme. „Was wäre schwere Sünde! Den Jungen fortzunehmen? — Bewahre Gott, das kann ich dem Niclas nicht verdenken. Solch' ein Bursche hat einen guten Appetit, wo sollen denn hier oben, ich frage Euch, das lange Jahr über die Kartoffeln herkommen für solch' einen jungen Sprößling?"

Unter die Thür war ein langer Mann mit gar nicht uneinnehmendem Gesichte getreten. Der Vetter stand auf. Magdalena fühlte ihre Füße schwanken. Der gefürchtete Tag der Trennung war da. Da stand er, der Menschenhändler.

„Na kommt nur einmal her, altes Mütterchen, und laßt ein vernünftig Wort mit Euch reden," sagte der Händler. „Was soll dem Jungen denn geschehen?" frug er und führte die Alte gutmüthig nach der Ofenbank. „Besser soll er's haben als bisher, und in einem Jahre habt

Ihr ihn wieder, dick und groß, denkt an mich!"

Gottfried hörte das alles hinter dem Brettverschlage und merkwürdig, auf ein Mal war alle Angst bei ihm dahin. Er fühlte sich muthig und stark, auch die Wehmuth über den Schmerz der armen alten Großmutter trat zurück. Es kam der Glaube und eine feste Zuversicht über ihn, daß Alles so und nicht anders kommen müsse.

„Ich habe nichts, nichts in der Welt," sagte die alte Frau und neigte sinnend den Kopf, „nichts, als das kleine Stück Feld, auf dem ich meine Kartoffeln erbaue. Meine Hände sind lahm, ich kann das Erdreich nicht selbst umgraben, so muß es der Vetter thun, und er nimmt für diese Mühe die halben Kartoffeln, die ich ernte. Wäre das nicht, langten sie schon zu für den Gottfried."

Der Menschenhändler sah halb gutmüthig, halb lachend auf die alte Frau. Ein wenig Gefühl hatte er denn doch, denn er drückte ihr, als Niclas sich einen Augenblick entfernt hatte, zwei Guldenstücke in die Hand.

„Da nehmt, und ein Päckchen Kaffee sollt Ihr auch haben," sagte er gutmüthig, „nur seid gescheidt, alte Frau." Dann neigte er sich tief zu ihr und sagte leise, um nicht draußen gehört zu werden: „Der Niclas ist der beste nicht! Denkt, Magdalena, wenn Ihr stürbet, und Ihr seid ja alt, wie würde es dem Buben ergehen! Und, hier habt Ihr meine Hand, er soll's gut haben, der Gottfried, schon um Euretwillen. Er soll zu frommen, rechten Leuten kommen!"

„Das lohn' Euch Gott!" stammelte die alte Frau. „In vielen Stücken habt Ihr Recht, — s'thut nur die Trennung dem alten Herzen weh, aber mit Gott geht Alles!"

Es war auch so. Lag es auch in Gottes Willen, daß diese beiden Menschen, die trotz tiefster Armuth in innigster Liebe sich anhingen, getrennt werden sollten, schenkte er ihnen doch, als Beweis seiner Vatertreue, Kraft und Stärke.

So ging denn die alte Magdalena zu ihrem Enkel hinter dem Brettverschlag, wickelte die beiden Guldenstücke in ein kleines Papier und gab sie dem Knaben, dann setzte sie sich zu ihm, hielt seine Hand fest und sagte: „Gottfried, es ist eine rechte Ruhe über mich gekommen. Mir ist, als ob Alles gut werden müßte. Nimm' das Geld und vergiß nicht, mir zu schreiben, das heißt, Du schreibst nicht an mich, sondern an unsern Pfarrer, Franz Grüner in Wildenforst, hörst Du?" Gottfried nickte ihr zu. Als der schwere Augenblick der Trennung kam, reichten Beide sich die Hände und die alte Frau sagte leise: „Der Himmel segne und begleite Dich!"

2.

Etwa eine Tagereise weiter abwärts von dem hoch und öde gelegenen Hohentanne stand dicht am Ufer eines Flusses das vielbesuchte Gasthaus zum grauen Roß.

Die große Wirthsstube war mit Gästen aller Art gefüllt und schon von weitem hörte man durch die geöffneten Fenster laute, lärmende Stimmen.

Ganz im Winkel saß, stumm und dicht zusammengedrängt, eine Schaar von zehn bis zwölf Knaben. Am Ende des großen Tisches, unter einer Gruppe von Frachtfuhrleuten, sehen wir auch den Menschenhändler, den wir in der Hütte des Niclas kennen gelernt haben. Er spricht, schwatzt und trinkt viel, während die Knaben ihre bloßen, geschwollenen, mit Staub bedeckten Füße übereinanderschlagen. Ihre Müdigkeit mag so groß sein, daß die meisten das ihnen verabreichte Butterbrod in den Händen halten, ohne es zu essen.

Vergeblich indessen suchen wir den Enkel der alten Magdalena Lerch, den Gottfried. — Er ist nicht unter der Gruppe.

Da ruft der Wirth den Menschenhändler und dieser steht schwerfällig auf und geht nach der Thür.

Der Wirth sagte draußen im Flur: „Ihr seid zwar ein guter Kunde, Sattler, aber diesmal wär' mir's lieber gewesen, Ihr wäret am grauen Roß ohne Einkehr vorübergezogen."

„Nun, nun," erwiderte Sattler, der Menschenhändler, „so schlimm ists doch nicht, gehts noch nicht besser?"

„Ja besser," sagte die Wirthin, eine dicke freundliche Frau, indem sie zu den beiden Männern trat, „mit dem ists gewiß aus und vorbei."

„Dummes Zeug," sagte Sattler ziemlich ärgerlich. „Wo ist er denn?"

„Drüben in der Strohkammer," erwiderte der Wirth. „Aber es wäre mir wahrlich sehr fatal, wenn der Knabe hier sterben sollte, in ein Wirthshaus paßt so was nicht. Und wüßte ich wohin —"

„Dummes Zeug!" wiederholte Sattler noch ärgerlicher und schritt hinaus in den Hof. Der Wirth ging mit ihm und öffnete dicht neben dem Pferdestall eine Thür, die von außen ein schwerer Holzriegel schloß. Beide traten in einen dunklen mit Stroh angefüllten Raum. In einer Höhlung, die von zusammengehäuften Bündeln gebildet wurde, lag ein Knabe. Er richtete sich nicht auf, als die Männer herantraten. Er lag mit halbgeschlossenen Augen und schwerröchelnder Brust auf dem Rücken, augenscheinlich ohne Besinnung. Es war Gottfried.

Die Männer standen einen Augenblick schweigend neben dem Schwerkranken, dann beugte sich der Wirth nieder und sagte: „Da fühlt nur, wie ihm der Kopf brennt!"

Während dem hörte man die Hufschläge von Pferden in dem schlecht gepflasterten Hofe und alsbald wurden lustige Stimmen laut.

„Heda! Wirth! Wo steckt Ihr denn Alle, daß Niemand herzukommt, wenn so wichtige Leute, wie wir, in Euren Hof einreiten?"

Es waren zwei junge, fröhliche Männer, die, grüne Zweige an den leichten Sommerhüten, ohne Zweifel im Begriff standen, eine kleine Vergnügungsreise in dieser vielbesuchten Gegend zu machen.

Beide junge Männer waren von den Pferden gesprungen und während sie sich umsahen, wer ihnen dieselben abnehmen würde, trat der Roßwirth unter die Thür der Strohkammer und rief, sein Mützchen ziehend: „Ach, grüß Gott, meine Herren! Glücklich im grauen Roß angekommen?"

Der eine der jungen Männer ließ sein Pferd mitten im Hofe stehen und ging auf den Wirth zu, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Wie, Roßwirth, erkennt Ihr uns wirklich noch?"

Schmunzelnd erwiderte dieser: „Wie sollte ich denn nicht? Sie sind der junge Herr Doctor Walter und das dort ist der Herr Frei, der im vorigen Jahre die alte Linde auf dem Dorfplatze so richtig malte, daß nichts dran fehlte, nicht einmal das Staarnest drauf."

„Bravo!" rief der, welchen der Roßwirth als den Doktor Walter bezeichnet hatte. „Bravo! Ein vortreffliches Gedächtniß hat dieser Ehrenmann! So wißt denn, schätzbarster Roßwirth, daß wir Beiden gekommen sind, um acht Tage im Schatten Eures Hauses von den Beschwerden des Lebens auszuruhen."

„Brav, brav!" sagte der Roßwirth und rief nach dem Hausknechte. Während dem trat Sattler unter die Thüre. Verdrießlich seine Mütze hebend, sagte er: „Wenn der Herr da ein Doktor ist, könnt' er gleich einmal sagen, was dem Jungen da fehlt! Er deutete auf den dunklen Hintergrund der Strohkammer.

Lebhaft trat der junge Mann ein.

Im Augenblicke zuvor noch lebhaft und lustig, war er im nächsten, da er sich über den tiefathmenden Knaben wegbeugte, ganz Arzt. Er prüfte den fliegenden Puls, fühlte die brennende Stirn.

„Wem gehört der Knabe?" fragte er so leise und rücksichtsvoll den herangetretenen Roßwirth, als sei der arme Gottfried kein bettelarmer Knabe, sondern das wohlbehütete Kind sorgsamer Eltern, und als sei die öde, finstere Strohkammer ein wohleingerichtetes Krankenzimmer.

Flüsternd berichtete der Wirth von dem Sattler, der alljährlich die armen Knaben vom Schwarzwalde herabführe, um sie in andern Gegenden als Hirten zu verdingen. Dr. Walter kannte dies schon und verstand sofort die Geschichte des armen Gottfried. Auch Herr Frei, der junge Maler, trat herzu, und die Wirthin stellte sich gleichfalls unter die Thür.

„Stehts schlimm mit dem armen Schelm?" fragte sie.

Der Arzt sah ernst auf den Knaben herab. Eine Zeit lang antwortete er nicht. Dann sagte er: „Er kann gerettet werden, aber hier in der Strohkammer muß er sterben."

Darauf ließ er den Wirth und dessen Frau sammt dem Menschenhändler stehen, nahm des Freundes Arm und ging berathend mit ihm langsam durch den Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ostermorgen.

Ostermorgen, Ostermorgen!
Wie verklärst du unsre Gruft!
Ach, wie schwinden Furcht und Sorgen
Hin vor deiner milden Luft.
O wie hell und freundlich leuchtet
Nun der Heimath Morgenroth,
Wenn den Blick die Thräne feuchtet,
Und der Trennung Schmerz uns droht.

Dank dir, heller Ostermorgen!
Unf're Wunden heilest du,
Zeigst uns, wo wir sind geborgen,
Wo die Herzen finden Ruh.
Bringst du uns doch traute Kunde
Aus der unbekannten Welt,
Zeugest von der großen Stunde,
Wo des Grabes Riegel fällt.
Durch den Riß gesprengter Särge
Zeigst du uns das Vaterland,
Ach, und zum Verklärungsberge
Wandelst du des Grabes Sand.

Ostermorgen! Deine Lieder
Bringen Grüße uns von dort.
Engel nahen uns als Brüder
Mit der Hoffnung größtem Wort.
An der Stätte, wo die Todten
Schlummern in der tiefen Nacht,
Lehren uns des Himmels Boten,
Daß ein Vaterauge wacht.
Der den Sohn zu hohen Ehren
Von den Todten auferweckt,
Wird auch unf'ren Leib verklären,
Wenn der Hügel ihn bedeckt.

Grab, du hältst uns nicht gefangen!
Seit der Heiland auferstand,
Darf uns nimmer vor dir bangen.
Jenseit ist das Heimathland,
Und durch deine dunkeln Pforten
Leuchtet uns ein heller Tag:
Christus ist der Erstling worden,
Und Er zieht uns Alle nach.
Wenn uns unf're Wunden schmerzen,
Wenn uns schreckt das letzte Haus,—
Tragen wir die schweren Herzen
An sein offnes Grab hinaus,
Das auf alle bangen Fragen
Die verbürgte Antwort hat,
Daß auch uns einst Engel tragen
In die ew'ge Vaterstadt.

Karl Hirsch.

Lasset uns aber Ostern halten, nicht im alten Sauerteig der Sünde, sondern im Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.

Der christliche Charfreitag und der amerikanische vierte Juli.

(Von P. Sch.)

Weil die gegenwärtige Jahreszeit diesen für die christliche Kirche so denkwürdigen Feiertag (nämlich den Charfreitag) uns wieder ins Gedächtniß zurück ruft, so möchte es für manche Leser des Magazins nicht uninteressant sein, hier ein Gespräch zu vernehmen, welches ich vor etlichen Jahren mit einem Amerikaner über diesen Gegenstand hatte; zum Beweis, wie die Geschichte der heiligen Offenbarung von Vielen, zwar nicht auf eine freche Weise verläugnet, doch auf eine feine abgefeimte Weise ignorirt wird.

Es war von jeher mein Grundsatz, den Charfreitag als den denkwürdigsten Tag, den die christliche Kirche kennt, zu feiern; d. h. meine Berufsarbeit, wenn es möglicherweise die Umstände gestatteten, einzustellen. So trug es sich zu, daß ich, als ich vor etlichen Jahren auf diese Weise ebenfalls meinen Grundsätzen gemäß handelte, den nächsten Tag über die Mittagsstunde von einem Amerikaner, mit dem ich vorher manches vertrauliche Gespräch hatte, auf folgende Weise angeredet wurde:

„Warum haben Sie gestern nicht gearbeitet? Ich dachte nicht anders, als Sie müßten krank sein; es ist dieses um so auffallender, weil man einmal gewöhnt ist, Sie regelmäßig an der Arbeit zu sehen."

„Nein, krank war ich nicht," antwortete ich; „der gestrige Tag war für mich ein Feiertag und wenn ich möglich kann, stelle ich jedes Jahr an diesem Tag meine Arbeit ein."

„Ein Feiertag?" — entgegnete er mir befremdend. „Ich konnte doch nirgends etwas von einem Feiertag wahrnehmen. Es hat wenigstens nicht ein Einziger außer Ihnen gefehlt. Was war dies wohl für ein Feiertag?" fragte er wiederholt.

„Gestern war der Charfreitag, der denkwürdigste Tag, den die Welt- und Kirchengeschichte kennt. Es haben allerdings schon wichtige Ereignisse in der Welt stattgefunden, die mit Recht verdienen, in der Erinnerung der Nachwelt zu leben; aber

das, was auf diesen Tag geschehen, stellt alles Dagewesene und Zukünftige weit in den Schatten," antwortete ich ihm auf eine nachdrucksvolle Weise.

„Ei wenn der Tag so merkwürdig ist, wie Sie ihn darstellen," fing er an, „so sagen Sie mir doch auch, was an demselben sich zugetragen hat; in wie fern er vor allen andern Tagen so erhaben dasteht?"

Ehe ich mich hier weiter aussprach, machte ich eine Gegenfrage an ihn, und zwar über einen für ihn empfindlichen Gegenstand. „Inwiefern," fing ich an, „unterscheidet sich denn der vierte Juli von einem andern Tag, daß man ihn hier zu Lande auf eine so grandiöse Weise feiert?"

Erstaunt über diese Frage antwortete er in sehr aufgeregtem Tone: „Ei, wissen Sie denn das nicht? Das ist ja der Tag der Freiheit; an diesem Tag fand die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen alle Mächte der Erde öffentlich auf dem Stadthause in Philadelphia statt. Auf diesen Tag riß sich Amerika von der Aristokratie Englands los, und von der Zeit an," fügte er hinzu, „nennt man die Vereinigten Staaten das Land der Freiheit; eine Zufluchtsstätte für Alle, welche nicht länger willens sind, unter dem Fürstenjoch zu schmachten, und Tausende von Euch Deutschen haben seither schon die Segnungen dieses freien Landes in reichem Maße genossen; ein jeder Deutscher sollte dieses billig wissen."

„Ich danke Ihnen für diese Aufklärung," sagte ich. „Es wäre übrigens diese umständliche Erklärung nicht nöthig gewesen; die Geschichte Amerikas ist mir bekannt. Ich machte diese Frage nicht an Sie, um aufgeklärt zu werden; sondern vielmehr, um mir eine Unterlage zu bilden, mein Argument darauf zu bauen. Alles was Sie mir von dem vierten Juli gesagt haben, hat seine volle Richtigkeit; die Geschichte ist zu weltbekannt, als daß ich Ihnen nur ein Jota davon streitig machen wollte. Nun werden Sie sich freilich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es mit dem Charfreitag, zwar in einem unendlich viel höhern Grade, eine ähnliche Beschaffenheit hat.

Heute vor mehr als achtzehn Hundert Jahren wurde die Unabhängigkeitserklärung nicht nur einer Nation, sondern aller Welt gegen die Mächte der Finsterniß öffentlich proklamirt. Dort auf jenem Berge, außerhalb der damaligen Weltstadt Jerusalem, wurde das ewig denkwürdige Dekret von dem Sohne Gottes selbst bekannt gemacht; es bestand nur in drei Worten: „Es ist vollbracht," die Menschheit ist frei, sie ist erlöst. Niemand braucht mehr unter der Tyrannei des Satans zu schmachten; Niemand braucht mehr ein Vasall des Teufels zu sein, der nicht freiwillig einer sein will. Für einen Jeden, sei er wer er wolle, ist Jesus eine Freistätte; und Tausende, nicht allein von uns Deutschen, sondern von allen Nationen der Erde, haben seither schon die Segnungen jener Unabhängigkeitserklärung erfahren. Und täglich kommen noch Schaaren solcher geistigen Emigranten, welche aus dem Lande der Sünde auswanderten, an diesen seligen Gestaden an, und lassen sich im Lande des Evangeliums nieder.

Sie sehen also, mein Freund, daß es mit dem Charfreitag, wie mit dem vierten Juli, ebenfalls seine Richtigkeit hat, und daß, wenn jene Unabhängigkeitserklärung nicht stattgefunden hätte, die amerikanische nicht denkbar gewesen wäre. Und Alle, nicht nur die Deutschen, sondern Alle, die in civilisirten Ländern wohnen, und sich Christen nennen, sollten mit dieser erhabenen Begebenheit bekannt sein, und sie zu würdigen wissen." „Ich habe auch schon von dieser Sache gehört," fing jetzt mein Amerikaner an, „und ich will sie auch gerade nicht verwerfen. Allein die Geschichte ist bereits veraltet; und zudem wenn sie je stattgefunden haben sollte, was aber immer noch zweifelhaft ist, so könnte durch die Länge der Zeit der eigentliche Tag gar nicht mehr ermittelt werden; indem es alle vier Jahre ein Schaltjahr gibt, und durch diesen Schalttag, welcher gewöhnlich der 29. Februar ist, werden solche speziellen Feiertage verrückt."

„Gut, mein Freund," sagte ich. „Zugegeben, daß die Schalttage wirklich den Tag verrücken könnten, können sie denn nicht auch den vierten Juli verrücken?"

„Ei," fuhr er mich entrüstet an, „dieses trägt ja zur Sache nichts bei, wenn man nur zu Ehren dieser wichtigen Begebenheit einen Tag feiert; wenn es auch nicht der eigentliche Tag sein sollte."

„Ganz recht," erwiderte ich. „Sie haben wohl gut gezielt, aber übel getroffen. Ihr Grundsatz ist zwar in dieser Hinsicht vollkommen richtig; Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben. Aber um so mehr sind Sie verpflichtet konsequent zu sein. Ist dieser Grundsatz bei dem vierten Juli anwendbar, so muß er unstreitig auch bei dem Charfreitag anwendbar sein; nicht wahr?" Hier blieb er die Antwort schuldig. Er war fest gefahren. Er hatte sich in eine Sackgasse verrannt wo er nicht mehr umwenden konnte. „Sie haben diesmal," fügte ich noch auf eine etwas ironische Weise hinzu, „die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Doch wollte ich Ihnen den Rath geben, in Zukunft, ehe Sie sich wieder in so tiefes Wasser wagen, vorerst schwimmen zu lernen. Das Wasser ist immer ein gefährliches Element für den, der nicht schwimmen kann."

Hierauf erfolgte von den Umstehenden ein schallendes Gelächter, was die Lage des Brother Jonathan um so weniger beneidenswerth machte. Zum Glück für ihn gab in diesem kritischen Moment die Dampfpfeife das Zeichen zur Arbeit, und mein Amerikaner war augenscheinlich froh, daß er sich aus dieser Schlinge ziehen konnte.

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

7. In der Uniform.

Zu Arolsen, der Hauptstadt von Waldeck, mußten sämmtliche Recruten des Landes zur bestimmten Zeit zusammenkommen. Als diese Zeit herbeigekommen war, nahm ich Abschied von meinem hochbetagten Vater, am Grabe meiner sel'gen Mutter, die vor zwei Jahren gestorben war. Nie vergesse ich jenen feierlichen Ort und Abschied. Die milde Frühlingssonne warf ihr schönes Morgenlicht auf den Gottesacker und belebte die Blumenknospen auf den Gräbern zum Vorzeichen der Auferstehung der Todten am Morgen des jüngsten Tages. Zu meinen Füßen war das Grab meiner Mutter und das Grab meiner Schwester, die im Alter von 22 Jahren gestorben war. Neben mir stand mein Vater, ein gebeugter Greis im hohen Alter von etlichen siebzig Jahren. Um uns her waren die Gräber einiger Jugendfreunde und die vielen Gräber der Verwandten und Bekannten. Dies alles machte einen solchen gewaltigen Eindruck auf mein jugendliches Gemüth, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Meine Erinnerung an die Vergangenheit wurde so mächtig, daß ich darüber die Gegenwart und die Zukunft vergaß. Ich dachte an meine selige Mutter und namentlich an die letzten Augenblicke ihres Lebens auf Erden. Da wurde ich auch erinnert an einen merkwürdigen Traum, den ich hatte, zu der Zeit, als meine Mutter starb. Damals war ich über achtzig Stunden von meiner Heimath entfernt, und da träumte mir, ich sähe eine Gestalt vor meinem Bette stehen, mit schneeweißen Kleidern und hellglänzendem Angesichte. Sie blickte mich an mit himmlischem Lächeln und bewegte dabei die Lippen, als wollte sie mit mir reden. Mit Bewunderung mußte ich die Gestalt betrachten und sahe zu meinem großen Erstaunen, daß es die Gestalt meiner Mutter war. Die Erscheinung war so deutlich, daß ich darüber aufwachte. Ich sahe nach der Uhr; es war 3 Uhr Nachmittags. (Mein Geschäft machte es nämlich nothwendig, daß ich am Tage schlafen und des Nachts arbeiten mußte.) Einige Tage nachher bekam ich einen Brief mit der Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei, und zwar in derselben Zeit, in welcher ich ihre Gestalt vor meinem Bette gesehen hatte. —

Einen ähnlichen Traum hatte ich in der Zeit meiner Bekehrung, den ich hier auch erzählen will. Mir träumte, ich befände mich in einer halbdunkeln öden Wüste, und da sahe ich eine große Anzahl Gestalten auf mich zukommen, die mehr wie Teufel, als Menschen aussahen. Sie blickten mich mit dämonischem Grinsen und schrecklichen Geberden an, und dabei machten sie allerlei drohende Bewegungen

mit dreizackigen Waffen, die sie in der rechten Hand trugen. Der Anblick dieser schrecklichen Wesen versetzte mich in Furcht und Schrecken. Ich wollte davon laufen, sahe aber plötzlich vor mir einen bodenlosen Abgrund, der in seiner Tiefe mit Feuer und Schwefel brannte. Jetzt überfiel mich eine wahre Höllenangst; ich wollte schreien, aber ich konnte keinen Laut hervorbringen. Da hörte ich über mir ein seltsames Geräusch. Ich blickte in die Höhe und sahe eine helle Wolke auf mich herab kommen und in derselben die verklärte Gestalt meiner Mutter in wundervoller, unbeschreiblicher Schönheit. Sie reckte beide Hände nach mir aus als wollte sie mich aufnehmen und aus der Gefahr erretten. Die Angst verließ mich; ich fühlte eine himmlische Wonne und — wachte auf. Der geschätzte Leser denkt vielleicht an das Sprichwort: „Träume sind Schäume;" aber ich denke, Träume sind oft mehr als Schaum. —

Dort am Grabe meiner Mutter traten diese Träume recht lebhaft vor meine Erinnerung. Um mich her herrschte eine Grabesstille und es kam mir vor, als schwebe über dem Grabe dieselbe Erscheinung, die ich in jenen Träumen gesehen hatte. Mein Vater unterbrach die feierliche Stille und machte mich aufmerksam auf die Flüchtigkeit der Zeit und auf die Nothwendigkeit einer gehörigen Bereitschaft für den Tod. „Die Zeit meines Abscheidens von dieser Welt ist nahe," sagte er mit gerührter Stimme, „ich werde bald zur Ruhe gehen und dann bleibst du als Waise zurück in dieser argen Welt; aber vergiß nicht, daß du einen lieben himmlischen Vater hast, der allezeit für dich sorgt. Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest noch thust wider Gottes Gebot. Befolge Gottes Wort und den Rath deiner Eltern, dann wirst du uns dereinst nachfolgen zur seligen Ruhe im ewigen Leben." Der Augenblick war überwältigend. Ich wollte sprechen, aber ich konnte nur weinen. In tiefer Rührung nahm ich Abschied und zog meines Wegs fest entschlossen, Gottes Wort und den Rath meines Vaters zu befolgen.

Wie groß ist doch das Vorrecht und Glück für Kinder, wenn sie Eltern haben, die christlich leben und selig sterben, und welch' ein großer Segen sind solche Eltern für ihre Nachkommen. Ich bin überzeugt, daß die Fürbitte meiner sel'gen Eltern und ihr christliches Vorbild eine Haupturſache meiner Bekehrung waren, und ich danke Gott für diese Ueberzeugung.

Vor dem fürstlichen Schlosse zu Arolsen kamen sämmtliche Recruten des Landes zusammen und daselbst wurden sie unter die Compagnien des Bataillons vertheilt. (Das Fürstenthum Waldeck hat nur ein Bataillon Infanterie, welches in 4 Compagnien getheilt ist; jede Compagnie zerfällt in kleine Abtheilungen, und jede Abtheilung hat einen Unterofficier zum Vorgesetzten.) Kurz vor der Vertheilung der Recruten stand ich am Eingange des Schloßhofs und sprach mit einem andern Recruten, mit Namen H..... der seines Handwerks ein Schreiner und ein netter junger Mann war. Da kam ein kleiner dicker Unterofficier, mit rothen Haaren, langem Schnurbart und kleinen feurigen Augen auf uns zugeschritten und frug uns, bei welcher Compagnie wir am liebsten sein möchten. Mein College nahm das Wort und sagte: „Es ist mir einerlei, bei welche Compagnie ich komme, nur möchte ich nicht gern bei der dritten Compagnie sein." „Warum nicht?" frug der Unterofficier mit großer Neugierde. „Es ist mir gesagt worden", antwortete der Gefragte, „daß bei der dritten Compagnie ein sehr garstiger Unterofficier sei, der die Soldaten recht grob und unmenschlich behandele." Diese offene Antwort gefiel dem kleinen Unterofficier sehr schlecht. Er verzog den Mund zum höhnischen Schmunzeln, brummte etwas in den Bart und ging fort.

Jetzt wurden die Recruten in vier gleiche Reihen aufgestellt. Es traf so zu, daß H..... mit mir in eine Reihe kam. Vor der Front der Reihen standen zwei Officiere. Einer davon zeigte mit der rechten Hand auf eine Reihe und frug seinen Collegen, der mit seinem Gesichte von uns weg sahe, „zu welcher Compagnie soll diese gehören?" „Zu der ersten" war die Antwort. Jetzt richtete der Officier seine Hand auf die Reihe, in welcher wir

standen, und frug, „zu welcher Compagnie soll diese gehören?“ Die Antwort war — „zu der dritten. Meinem Collegen der neben mir stand, pochte das Herz. Wir beide fühlten sehr schlecht. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Die Unterofficiere kamen herbei und organisirten ihre Corps und — o Jammer! — mein College H..... und ich kamen unter die Aufsicht des „garstigen Unterofficiers,“ welcher kein anderer war, als der, der uns vorhin gefragt hatte, bei welcher Compagnie wir am liebsten sein möchten. Wie uns dabei zu Muthe war, kann der freundliche Leser leicht denken. Vor uns stand der gefürchtete Vorgesetzte und blickte seine Recruten an, wie ein Wolf seine Beute anblickt. Man konnte es dem kleinen Männchen ansehen, daß es mehr böse als gut war. Mit mürrischer Miene schrieb er unsere Namen auf und ertheilte dann die nöthigen Befehle ohne ein freundliches Wort zu reden. Nachdem wir unsere Quartiere bezogen und die Uniform und Waffen empfangen hatten gings ans exerciren. Aber welch ein Spektakel war das! Während andere Unterofficiere mit ihren Rekruten gelinde und freundlich sprachen, schimpfte und fluchte, tobte und lärmte unser Unterofficier, schlimmer als ein Zigeuner. Bei jeder Kleinigkeit brach sein großer Jähzorn furchtbar hervor in Schimpfen und Fluchen, zuweilen sogar in Stoßen und Schlagen. Und dabei war er immer bemüht durch Drohungen uns einzuschüchtern. Fast jeden Tag drohte er mit Festungsstrafe, wenn wir es wagen würden uns zu widersetzen. Man konnte es deutlich sehen, daß dieser böse Mensch ein Vergnügen daran fand, wenn er seine Rekruten tüchtig quälen konnte. Einige derselben, die etwas schüchtern und im exerciren etwas unbehülfen waren traktirte er auf eine schändliche Weise. Er bezeichnete sie mit Schimpfwörtern, die alle menschlichen Gefühle verletzen, trat sie mit den Füßen, riß sie an den Ohren, schlug sie mit der Faust unter das Kinn, daß die Zähne im Mund klapperten, und wenn er hie und da das Gewehr zurecht legen mußte, dann stieß er es so heftig auf ihre Schulter, daß es blaue Flecken gab. Der Leser wird geneigt fühlen, zu fragen, ob der Unterofficier das Recht hatte, seine Rekruten so grob zu behandeln. Ich antworte: Er hatte kein Recht dazu; eine solche Behandlung der Rekruten war streng verboten; aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.

Ich nahm mir vor, keine körperliche Mißhandlung anzunehmen, und fand auch bald Gelegenheit mein Vornehmen auszuführen. Bei einer Marschübung blieben unsere Flügelmänner durch ein Versehen plötzlich stehen und dadurch kam die ganze Abtheilung so eng zusammen, daß wir uns nicht drehen noch wenden konnten. Als der Unterofficier das sah, fing er entsetzlich an zu fluchen und commandirte wohl ein halbes Dutzend mal, „ganz Bataillon kehrt“ und es war doch nicht möglich, daß wir in solcher Stellung „kehrt“ machen konnten. Nach vergeblichem Bemühen herum zu kommen, blieben wir ruhig stehen. Aber da kam der Unterofficier hinter uns und schlug drein, daß eine Art hatte. So kam er auch zu mir und schlug mich mit der Faust hinten am Kopf. Sogleich wandte ich mich um und warf dem kleinen Mann einen Blick hin, der ihn zur Besinnung brachte. Wie gewöhnlich, so suchte er auch jetzt durch Drohungen uns einzuschüchtern und sagte zu mir: „Ich werde Sie sogleich zum Herrn Hauptmann bringen und anzeigen.“ Das war nun grade, was ich wünschte. Ich trat hervor und sagte, ich sei bereit mit zu gehen. Als er aber sahe, daß ich Ernst mit der Sache machte, wurde er kühl und wollte haben ich solle wieder in die Reihe treten; aber ich bestand darauf, daß ich mit ihm zum Herrn Hauptmann gehen wolle. Er ging dann mit mir hin und klagte mich an, daß ich ihn sehr zornig angeblickt und Miene gemacht hätte, als wollte ich mich an ihm vergreifen. „Warum haben Sie ihren Unterofficier zornig angeblickt?“ frug mich der Hauptmann, nachdem er die Anklage ruhig angehört hatte. Ich sagte ihm, daß es mir nicht möglich gewesen sei, meinen Unterofficier anders anzublicken, weil er mich mit der Faust an den Kopf geschlagen habe. „Geschlagen?“ frug der Hauptmann erstaunt. Ich erzählte dann den ganzen Hergang und die grobe Mißhandlungen, die meine Kame-

raden und ich von unserem Unterofficier zu leiden hatten, und schloß mit den Worten: „Ich bitte den Herrn Hauptmann um die Gunst, daß wir behandelt werden wie Soldaten und nicht wie Sträflinge.“ Der Hauptmann warf einen strengen Blick auf meinen Unterofficier, der neben mir stand und sagte zu mir: „Sie können abtreten.“ Ich machte „kehrt“ und „trat ab.“

Was es weiter mit der Anklage gegeben hat, ist mir nicht bekannt geworden; daß sie aber zu meinen Gunsten ausgefallen war, konnten wir bald wahrnehmen an dem demüthigen Benehmen unseres Unterofficiers. Er unternahm es nicht mehr zu stoßen und dreinzuschlagen, sondern begnügte sich mit Schimpfen und Fluchen. Das Wunderlichste dabei war, daß dieser Gewohnheitsflucher ein Christ sein wollte. Freilich, solche wunderliche Christen gibt's noch mehr in der Welt.

Mit einer betagten Mutter in Milwaukee, die auch gern und viel fluchte, hatte ich vor zwei Jahren eine Unterredung über die Nothwendigkeit der Bekehrung. Sie sagte unter anderm zu mir: „Eck häf in miner Cunfirmatsgon sworen, dät ick minem väterliken Globen trü bliwen wull un dän Swor will ik ok nich breken“ und dabei fluchte sie entsetzlich. Ich frug sie dann, ob sie in der Confirmation auch geschworen habe, daß sie bis in ihr hohes Alter fluchen wolle. Sie gab mir zur Antwort: „Dät Flauken häf ik mi nnn enmal angewöhnt, dat kann ek ok nich me laden.“ Ich sagte ihr, daß Gott aber gerecht sei und die Leute, die fluchen, bestrafen müsse mit ewiger Strafe. Da sah sie mich mit großen Augen an und sagte: „O Herr Paster! de lewe Gott wärdet doch met mi olle Fru nich so genau nehmen.“

Wie groß und viel ist doch der religiöse Selbstbetrug. Lieber Leser, denke an den Pharisäer Luk. 18, 11., an die fünf thörichten Jungfrauen Matth. 25, 2., an die göttlichen Worte Matth. 7, 21. und— hüte dich vor Selbstbetrug.

Ohne Kampf kein Sieg; ohne Sieg keine Krone.

Drei sind, die da zeugen.

(Von J. Maurer.)

Drei sind, die da zeugen
In der ewigen Himmelswelt:
Gott, der Vater, der in Liebe
Alles fest umschlungen hält.
Gott, der Sohn, das Wort der Wahrheit,
Der der Sonne ihre Klarheit,
Und den Sternen ihre Pracht,
Jedem Erdenkind das Leben,
Und der Welt das Sein gegeben;
Seine schöpferische Macht
Zeugt im sel'gen Liebeswehen,
In des Himmels heil'gen Höhen;
In der Macht der Selbstmittheilung;
In der Macht der ew'gen Heilung;
In der Macht nur Ihn zu lieben;
In der Macht mit heil'gen Chören,
Zu des Lammes Preis und Ehren,
Wunderbare Melodien,
Da wo Himmelsblumen blühen,
Wonnewallend einzuüben.
In der Macht Ihn anzuschauen
Auf den sel'gen Freudenauen;
Dort, o Seele, zeugt das Wort,
Als die Allmacht ewig fort.
Und es zeugt der heil'ge Geist
In des Himmels heil'ger Stille
Von dem Glanz, dem Schmuck, der Fülle,
Von der Schönheit, von der Würde
Wahrer Heiligkeit.—Die „Zierde
Seines Hauses“ ewig heißt.
Von dem Glücke, rein von Sünden
Rein zu fühlen, zu empfinden.
Sanft erbebend, wonnig lauschen
Cherubim dort, bis das Rauschen
Tönet, wie ein tosend Meer:
Heilig, heilig ist der Herr!

Vertrau auf Gott.

Hinter Basel, bei Rheinfelden, hielt eine stattliche Kutsche. Aus ihr heraus stieg ein Engländer mit seiner Tochter, einer lieblichen Jungfrau.

„Laß uns unsern letzten Abschiedsblick dem schönen Rheinstrome und dem duftigen Schwarzwalde zuwerfen, mein Töchterchen!“ sprach der Vater. „Wir bleiben von nun an im Schweizerlande.“

„O wie schwer fällt mir diese Trennung, geliebter Vater,“ rief diese. „Welch eine Fülle der Poesie erwuchs aus seinem Tha-

le! Ihr Geist umschwebt die weinüberrankten Felsen, schwebt über dem Gemäuer der zerfallenen Burgen und umkleidet die alterthümlichen Städte, die ihren Fuß in seinen Wellen baden, mit ewiger Jugend. Ja, die Rheinfahrt ist eine Dichter- und Sängerfahrt! Die Märchen, Sagen und Lieder, die jeden unserer Schritte hier begleiten, sind unzählig, wie die stolzen Felsenhäupter mit ihren Ruinendiademen, unzählig wie die Dome und Kapellen, die sich in der grünen Fluth unten abspiegeln, unzählig wie die Villen und Winzerhäuser, die überall aus dem Weingelände so weiß und lockend hervorschimmern, als ruhten dort, vom Laube halb versteckt, die Rheinnixen in ihren feuchten, leuchtenden Gewändern. Wer wäre je durch diese Zauberwelt gezogen und hätte nichts von dem gefühlt, was nur allein dem Dichter auszusprechen gegeben ist?"

„Du hast vollkommen Recht, mein Kind!" entgegnete der Vater. „Meine Seele feiert an diesem Strome poetische Wonnetage. Das Herz wird jung an ihm und neu belebt. Doch laß uns weiter steigen." Er ergriff hierauf seiner Tochter Hand und klimmte mit ihr auf einem Zickzackwege den steilen Bözberg hinan. „Droben auf der Kuppe überschauen wir die ganze Gegend, und bis der Wagen nachkommt, haben wir Zeit vollauf, uns umzusehen. Es lohnt der Mühe."

Endlich erreichten sie den Gipfel. Vor ihnen zu Füßen lag die Schweiz in ihrer reichen, großartigen Schönheit, mit ihren Thälern und Höhen, mit ihren Dörfern, Städten und Strömen. Da kommen zwischen grünen, schwellenden Hügeln die Limmat und Reuß hervorgerauscht und rechts, über mächtiges Gestein stürzend, die hellgrüne Aar. Tief unten am Fuße des Berges lehnte das Städtchen Brugg mit seinen mittelalterlichen Mauern und Thürmen, in dessen Nähe sich die Flüsse vereinigen, um als Brüder vereint sich in den Rhein zu stürzen. Daneben erhebt sich die Abtei Königsfelden, welche Schiller's Dichtung unsterblich gemacht hat. Ihre Ruinen krönen, wie die von Brunet und Staufen, die steilen Höhen des Aarthales, das sich mit seinen Krümmungen weithin dem Blicke öffnet, bis Berg und Himmel in violettem Duft verschwinden. Doch darüber hin leuchten noch goldene Wolken: Die Gletscher des Oberlandes, der Mönch und die Jungfrau, vom glänzenden Lichte der sinkenden Sonne übergossen.

Vater wie Tochter schwiegen, verloren im Anschauen dieses entzückenden Panorama's. Endlich rief Mary aus, indem sie sich liebevoll an des Vaters Schultern schmiegte: „O welch ein Anblick! Ja, der Rhein mit seinen Bergen und Burgen war schön; aber diese Schweizer-Landschaft übertrifft doch Alles, was ich gesehen habe! O, das Reisen ist doch was Herrliches! Welchen Dank bin ich dafür Dir schuldig!"

Darauf holt sie aus ihrem zierlichen Reisetäschchen ein in rothen Maroquin gebundenes Album, in welches sie mit Meisterhand manche Skizze von schönen Gegenden eingetragen hatte. Sie legte es auf ihren Schooß und zeichnete.

Bald darauf zeigte sie auf ein Häuschen, das, abgesondert von den übrigen Dorfhütten, dicht am Bergeshange, neben einem Friedhofe lag. „Sieh jene Alpenhütte dort, wo unser Wagen jetzt hält, wie allerliebst sie sich ausnimmt trotz ihrer Baufälligkeit. Ob nur die Leute, die in derselben wohnen, glücklich sein mögen?"

„Glücklich?" sagte der Vater, „mein Kind, glücklich dünkt sich der, dessen Wünsche und Hoffnungen erfüllt werden. Du fühltest Dich glücklich, als ich Dir sagte, in diesem Jahre machen wir eine Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Italien. — Gebe Gott, daß die Wünsche jener Leutchen dort in Bezug auf irdisches Glück nur gering sind, sonst möchte das bunte Zauberhäuschen für sie eine Stätte bitterer Noth und Qual sein."

Während sie so sprachen, kam ein Hirte des Weges daher. Der Engländer fragte ihn nach den Bewohnern jenes Hüttchens. „Ihr könnt es dem verfallenen Häuschen wohl ansehen," sagte der Schäfer, „daß dort nichts als bittere Armuth wohnt. So lange der Mann lebte, der ein Führer durch die Berge war für Fremde, ging's noch, aber seitdem er todt ist, ist die Familie nach und nach in großes Elend gekommen. Und dabei ist die Hausmutter kreuzbrav und arbeitsam und würde ihre

Kinder gut erziehen, wenn sie nicht seit Jahr und Tag mit Krankheit zu kämpfen gehabt. Uebrigens wird sie auch nicht mehr lange in dem Häuschen wohnen; denn der Eigenthümer hat ihr, da sie die Miethe nicht zu bezahlen vermochte, gekündigt, und es ist, um die Schuld einzutreiben, auf morgen Nachmittag eine Auction bei der Wittwe festgesetzt."

Mary standen die Thränen in den Augen. Indem öffnete sich drüben die Hausthür und ein etwa zwölfjähriger Knabe trat aus der Hütte heraus. Er schritt dem nahen Friedhofe zu, öffnete die Kirchhofthüre und kniete hierauf betend an einem Grabe nieder, dessen einfaches schwarzes Kreuz dicht von Epheu umrankt war, brach dann eine Epheuranke ab und eilte ins Häuschen zurück.

„Lieber Mann," sagte der Engländer, „ich danke Euch für Eure Mittheilung. Aber nun erfüllt mir Einen Wunsch. Verschaffet mir zu morgen Bauernanzüge, einen für mich, den andern für meine Tochter."

Der Hirte machte ein verwundertes Gesicht, doch merkte er bald die Absicht des Fremden. „Ihr wollt mit bei der Auction sein?" sagte er mit heiterem Gesicht.

„Ja wohl!"

„Ei, das ist schön!" fuhr der Mann fort. „Seht, dort hinter den Gärten liegt meine Hütte. Noch ehe die Sonne untergeht, sollen zwei Anzüge bereit sein."

„Wir finden alsbald uns ein," versetzte der Engländer, „und ich werde für Eure Güte nicht undankbar sein."

Es war des andern Tages um Mittag, da saß in jener Hütte die Wittwe am Tische und brockte für ihr jüngstes Kind, das sie auf ihrem Schooße hielt und herzte, Brod in ein Schälchen voll Milch, die durch Wasser reichlich verdünnt war.

Ihr zweites, älteres Töchterchen saß zu ihren Füßen und ließ sich eine Mohrrübe wohlschmecken, die Gottfried, ihr älterer Bruder, ihr mitgebracht hatte.

Die Mutter hatte ihr Stück Brod nur zur Hälfte gegessen und vertheilte dasselbe nun unter die Kinder, indem sie sprach: „Eßt Euch nur satt meine Kinder. Wer weiß, wie's Euch armen Würmern in den nächesten Tagen ergehen wird!" Dabei verbarg sie ihr Antlitz in die vorgehaltene grobe Schürze und weinte bitterlich.

„Vertrau auf Gott!" rief plötzlich eine laute Stimme. Es war der Staar im grünen Vogelbauer, den der Vater einst als Geburtstagsgeschenk seinem Erstgebornen mitgebracht und ihn allerlei schöne Sprüche gelehrt hatte.

Längst hatte der Bauer, welchem Frau Arnold verschuldet war, diesen spaßigen Vogel für sich haben wollen, allein die Wittwe gab ihn nicht hin.

Draußen vor der Thüre wurde es laut und lauter. Männer und Frauen versammelten sich der Auction wegen, die in Frau Arnold's Häuschen Nachmittags sollte abgehalten werden. Sie alle fühlten herzliches Mitleid mit der armen Wittwe; aber ihr zu helfen und die Auction rückgängig zu machen, dazu waren sie außer Stande. Da dieselbe nun doch einmal abgehalten werden mußte, wollten sie dieselbe auch zu eigenem Vortheile zu benutzen suchen, um dies und jenes, was zum Verkauf ausgeboten wurde, möglichst billig anzukaufen.

Endlich kam der dazu beauftragte Richter mit einem Gerichtsschreiber aus der benachbarten Stadt an. Auch der Bauer Veit, dem Frau Arnold verschuldet war, hatte sich eingestellt. Man trat in die Stube ein. „Willkommen! Immer lustig!" fing der Staar im Gebauer an zu rufen. Der Richter, dem die arme Frau von Herzen leid that, wandte sich zunächst an ihren Gläubiger, den reichen Veit, und suchte diesen nochmals zu einem friedlichen Vergleiche mit Frau Arnold zu bewegen. Aber vergebens. Veit war ein harter Mann, der eben durch Bedrückungen der Armen reich geworden war und kein Mitleid kannte.

„Spitzbube, Spitzbube!" kreischte der Vogel. Richter, Schreiber und Bauern sahen verwundert nach dem Vogel auf, der fest bei seinem ausgestoßenen Spruche verblieb. Veit wurde kirschroth vor Wuth und stampfte vor Aerger mit seinem Rohrstocke auf den Boden. „Warte, Hallunke," sprach er zu sich selbst, indem er seinen Zornesblick auf den Staar warf, „bist du erst mein, werd ich dich schon stumm machen."

„Nun, so laßt die Auction ihren An-

fang nehmen," sprach der Richter zum Schreiber, der nun von den auszubietenden Sachen ein Stück nach dem andern aushob und die Formel: „zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male" in althergebrachter Weise ableierte. Sein Ausruf ging der armen Wittwe durch Mark und Bein; jeder Schlag des Hammers, der das Zeichen gab, daß wieder ein Stück von ihrer kleinen Habe ihr verloren gegangen, traf wie ein Messerstich ihr Herz.

Man sah das jammernde Weib mit mitleidsvollen Augen an. Aber was half's! „Kaufest du nicht, so kauft ein Anderer die Sachen," dachte ein Jeder für sich und somit ging die Auction weiter fort.

„Kann Veit mit seiner Forderung nun befriedigt werden?" fragte der Richter den Schreiber, nachdem die besten Sachen der Wittwe verkauft waren. „Wie viel Geld ist eingekommen?"

„Kaum die Hälfte der Schuld," entgegnete der Gefragte. „Und was von Sachen hier noch übrig blieb, ist kaum des Ausrufens werth, dünkt mich."

„Mit nichten!" rief Veit. „Der Staar dort werde zunächst ausgeboten! Der wird schon Liebhaber finden"

„Den Vogel geb ich nicht!" rief Gottfried voll Angst und nahm das Gebauer in seinen Arm; „den hat der Vater mir geschenkt! Der bleibt für immer mein!"

„Ich dächte, Ihr ließet den Vogel dem Knaben," wendete sich der Richter begütigend an Veit.

„Nimmermehr! Gerade auf den hatte ich's längst abgesehen!" schrie Veit und sprang auf den Knaben zu, um das Vogelgebauer ihm mit Gewalt fortzunehmen. Gottfried aber hielt sein kleines Heiligthum fest an sich und jammerte laut. Die Menge murrte, der Staar aber flatterte angstvoll in seinem Käfige herum und plapperte all' seine Willkomm'sgrüße und Sprüchlein bunt durcheinander: „Spitzbube, Spitzbube! Immer lustig! Vertrau auf Gott!" Aber der Bauer verlangte sein Recht. Der Vogel sollte ausgeboten werden.

Da neigte sich ein schmuckes Bauernmädchen zum Knaben hernieder und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, die ihn sichtbar beruhigten. Mit freudestrahlendem Antlitz schritt er zum Richter hin und übergab demselben das Gebauer mit dem Vogel, der nun sofort auch zum Ausbieten kam. Der Bauer bot zwei Kreuzer zum ersten. „Einen Gulden!" rief der Knabe. Veit bot nicht weiter, sondern schwieg. „Der einen Gulden zahlen?" dacht' er; „nun, das müßte wunderbar zugehen. Der Vogel wird doch mein, da der Junge den Gulden nicht zahlen kann."

Inzwischen hatte der Auctionator zum dritten Male den Kaufpreis ausgerufen. Der Hammer fiel. „Kannst Du auch einen Gulden zahlen, Knabe?" fragte der Richter.

Freudetrunken trat Gottfried vor und warf sein Guldenstück auf den Tisch, ergriff dann das Vogelgebauer und eilte zur Mutter, die ihren Augen und Ohren nicht zu trauen wagte. „Vertrau auf Gott!" rief jubelnd der Staar.

Jetzt kam eine große, alte Gebirgskarte, die dem Verstorbenen gehört hatte, zum Ausgebot. Einer der Bauern bot einen Kreuzer. „Einen Gulden!" ertönte es wieder vom Fenster her. Es war Gottfried's Stimme, dem jenes freundliche Bauernmädchen wieder unvermerkt ein Guldenstück in die Hand gedrückt hatte. Verwundert sah die versammelte Menge dem räthselhaften Hergange der Dinge zu, und ihre Verwunderung stieg noch um Vieles, als das Mädchen „zehn Gulden" ausbot. „Zwanzig Gulden!" rief eine Stimme von der Thür her. Alles sah dorthin. Es war ein fremder Bauer, den Niemand kannte. Schon wollte der Auctionator „zum dritten!" ausrufen, da bot das Mädchen vierzig, der Fremde achtzig Gulden. „Vertrau auf Gott!" schwatzte der Staar dazwischen, und das Mädchen bot: „hundert Gulden!"

„Ehe die Auction weiter geht," begann der Richter, „muß ich zunächst, der Vorschrift nach, jene beiden Fremden, welche die Karte so enorm hinaufgetrieben haben, befragen, ob sie auch im Besitze der gebotenen Summe sich befinden. Sie wollen es freundlichst entschuldigen, aber ich darf nur nach Vorschrift verfahren."

Da öffnete der fremde Bauer seine Brieftasche und zog ein Päckchen mit Hun-

dertthalerscheinen hervor. Der Richter aber verneigte sich ehrerbietig und erklärte sich zufriedengestellt. Die Auction war zu Ende. Veit erhielt seine Forderung und zog ab. Da aber stürzte die Wittwe mit ihren Kindern heran und fiel dem Mädchen unter einem Strome von Thränen zu Füßen. „Ihr seid der Engel des Himmels, der uns gerettet!" rief sie von Schmerz und Freude bewegt aus.

Der Engländer aber bat den Richter, er wolle auch ferner der verlassenen braven Wittwe sich liebreich annehmen, händigte derselben hierauf das übrige Geld ein und sprach ihr Trost zu. Von den heißen Segenswünschen der glücklichen Familie begleitet, verließen Vater und Tochter den Ort und setzten ihre Reise weiter fort.

Aufgelesene Aehren von S. K.

Motto: Philipper 4, 8. Uebrigens, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

2. Feneberg's Reliquie und sein Gottvertrauen.

Nathanael ist ein lieblicher Name, und wird erst recht wohlklingend, so man den denkwürdigen Ausspruch Jesu kann dabei zur Charakterisirung in Anwendung bringen: „Siehe ein rechter Israelite, in welchem kein Falsch ist."

Diesen Namen hatte auch u. A. Johannes Michael Nathanael Feneberg, geb. den 9. Feb. 1751, gest. den 12. Okt. 1812, weiland Geistlicher zu Seeg, und es scheint uns aus folgender Skizze hervorzugehen, daß er ohne Falsch, gottvertrauend, mitleidig und dankbar in allen Dingen war.

Trotz seiner eigenen Geldnoth, in der er oft war, blieb er doch gottvertrauend und mildthätig. Z. B.: Er hatte einer um des Glaubens willen verfolgten, und zum Auswandern genöthigten Person 2 Kronenthaler, seine ganze Barschaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. — Nach einigen Jahren, als ihn seine dürftigen Umstände besonders drückten, und er darüber zu Gott dem Herrn betete, und so ganz in kindlicher Weise mit ihm redete, fiel ihm dieses Reisegeld ein. Da sagte er zum Herrn: „Da hab ich Dir auch einmal zwei Kronenthaler gegeben, und du hast sie mir noch nicht zurückgegeben, und ich habe sie jetzt so nothwendig. Gib sie mir!"

Bald nach diesem Gebete öffnete sich die Thüre und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Als er es öffnete, war es eine Liebesgabe, die ihm eben jene Person, welcher er die zwei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermögenden christlichen Manne bewirkt hatte. Ja geben ist seliger als nehmen. Und was man wirklich im Namen Jesu gibt, bekommt man mit reichen Zinsen zurück. Und oft geht's wie der Dichter sagt:

„Und euer Grämen,
Zu beschämen,
Muß es unversehens sein."

Feneberg's Herz aber war voll von gemischten Gefühlen der Bewunderung, Freude, Scham und des Dankes. Feneberg hatte auch den herben Verlust eines Beines zu verschmerzen. Als es nicht anders ging als einer Amputation sich zu unterziehen, sprach er beherzt: „In Gottes Namen! jetzt will ich mich recht ordentlich und zur Erbauung meiner Gemeinde dazu vorbereiten." Die Gemeinde harrete während der Operation betend in der Kirche, und als die Nachricht kam: Ihr lieben Gemeindeglieder! das Bein ist glücklich abgenommen, schrieen alle laut auf: „Gott sei gepriesen!" und das Gebet währte noch eine Weile fort.

Er hatte die ungeheuren Schmerzen ohne Klagelaut mit seltener Mannhaftigkeit bestanden. Wenn Freunde ihn besuchten, sagte er: „Es fällt ja kein Haar vom Haupte, ohne das Wissen und Zulassen des himmlischen Vaters; wie sollte denn ein Menschenbein ohne seinen Willen vom Leibe heruntergesägt werden können? Ja, in gesunden Tagen ward ich oft von Melancholie heimgesucht; seit dem Beinbruch bin ich von diesem bösen Geiste frei. Ihr lieben Leute, ein Beinbruch ist auch eine Arznei." — In seinen

Briefen nennt er sich von nun an bald „Einfüßler", bald auch mal „Stelzenmichel." In einem Briefe nach Dillingen scherzte er:

1. Das Pferd, das mit ihm fiel, sei nicht sein Schimmel, sondern des Nachbars Schimmel gewesen; er wolle hiermit seinem alten Schimmel die Ehre salvirt wissen.

2. Einer habe gesagt: non pedibus regnamus, die Füße sind nicht König; er aber sage: non pedibus diligimus Deum, nicht der Fuß liebt Gott, sondern Geist und Herz.

3. Er hoffe sich bei dem ersten Wiedersehen mit einem hölzernen Beine stattlich produziren zu können.

Noch ist zu bemerken, daß die Reliquie seines Beines eine fast sonderliche Kraft bewies.

Dasselbe war, nachdem es mehrere Jahre begraben gewesen, und alles Fleisch drum und dran zu Staub und Asche geworden, beim Aufwerfen eines neuen Grabes wieder zum Vorschein gekommen. Feneberg gab ihm nun seine Stelle am Fuße eines Kreuzes auf dem Schreibtische, als Denkmal an die Durchhülfe des Herrn und als tägliche Erinnerung an die Zeit, da alle seine Glieder also sein würden. Und nicht selten war ihm dieses Stück Gebein von seinem Leib ein sehr beredter Gehülfe in der Seelsorge.

Einst erschienen zwei Eheleute in seinem Studirzimmer, die, weil sie des Zankes kein Ende fanden, begehrten geschieden zu werden. Feneberg redete vergebliche Worte zur Versöhnung. Da stand er endlich in großer Bewegung auf, ergriff das Skelett seines Beines, trat vor die Unversöhnlichen hin, und sprach: „Seht! das ist mein abgenommener Fuß! — Wißt ihr, welche Leiden auch euch noch in eurem künftigen Leben treffen können? Und wie nothwendig und erwünscht würde dann in solchen Zeiten der Noth einem oder dem anderen von euch eine freundliche Pflege und Aushülfe sein? Und ihr wollt einander verlassen? Wie lange wird's mit euch werden auf dieser Erde, so sterbet ihr; und einer kurzen Lebenszeit wollt ihr euch nicht gedulden, und euch die Trübsale dieses Lebens durch Unfriede und Feindseligkeit noch vermehren? Ihr seid nun einmal vor Gott zur Ehe mit einander verbunden worden, und als Mann und Weib ein Leib geworden; haßt denn auch ein Mensch sein eigen Fleisch? Wirft er eins seiner Glieder von sich, und sucht er nicht vielmehr alle ganz und unbeschädigt zu erhalten? Sehet da, mein abgenommenes Bein! Es nützt mir nichts mehr, und doch liebe ich's und behalte es noch bei mir, denn es ist ein Theil von meinem Leibe, — — und ihr wollt einander hassen, eins das andere verstoßen? Geziemt sich das für Christen? — Nun denn dieses todte Bein, das mit euren Gebeinen am jüngsten Tage auferstehen wird, wird mir dann vor Gott Zeugniß geben, daß ich euch eure Pflicht vorgehalten, und euch zur Besserung eures Lebens umsonst ermahnt habe!" — — Der Seelsorger schwieg; die bisher entzweiten Eheleute standen erschüttert vor ihm. Er konnte ihre Hände wieder in einander fügen, und so begab's sich, daß sie im Frieden heimgingen.

Feneberg schrieb auf das Skelett: „Dieses Bein ist mir 1793 den 15. November, Morgens 9 Uhr, abgenommen worden. Gott sei Dank durch Jesum für all' das Gute, das dadurch veranlaßt und entstanden ist. Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!"

Skizzen aus Californien.

(Von Georg Schmid.)

3. Die Goldgräbereien.

Als der deutsche General Sutter in der mexikanischen Armee seinen Abschied nahm, gab ihm die Regierung für seine treuen Dienste ein großes Stück Land in Californien—dasjenige, worauf heute die Stadt Sakramento steht. Das Land an sich hielt man nur für Viehweide tauglich, und Niemand ahnte, daß Californien eine solche Zukunft habe, wie sie heute in der Geschichte verzeichnet ist.

Allein Sutter war nicht zufrieden, blos Schafe und Rinder zu haben. Der biedere Deutsche wollte sein eigenes Brod essen und zu diesem Zwecke das Land urbar machen. Weil die Regierung ihm

keinen genügenden Schutz gegen die Indianer gewähren konnte, so galt es vor Allem, sich so einzurichten, daß man sich vertheidigen könne, im Falle Feindseligkeiten ausbrechen sollten. Er baute deßhalb mit Hülfe dreier Weißen und fünf freundlich gesinnter Indianer zuerst eine Art Festung—ein Fort, wozu sie aus den von Wilden schwärmenden Wäldern mit großer Lebensgefahr das Holz herbeischaffen mußten.

Als man endlich einige Gebäulichkeiten aufgeführt, einiges Land urbar gemacht und eine Ernte eingeheimst hatte, galt es Vorkehrungen zur Bereitung des Brodes zu treffen, und es wurde beschlossen, eine Mühle zu bauen. Bei den Erdarbeiten an dem Damm und Mühlgraben fanden die Arbeitenden oft gelben Sand und Steinchen in welchen es gelb schimmerte; jedoch bei ihrer mangelhaften Kenntniß der Mineralien wußten sie nicht, was es sei. Auch der alte Kriegsmann wußte nicht, was es war, rieth ihnen aber, alles sorgsam aufzubewahren, während er sich bei seinen Freunden nach dem etwaigen Werth des gelben Stoffes erkundigen wolle.

Als Sutter nach einer geraumen Zeit die Nachricht erhielt, daß „das gelbe Zeug" Gold sei, hatten sie schon vier kleine Nagelfäßchen voll gesammelt. Wäre er nun ein selbstsüchtiger, betrügerischer Mensch gewesen, so hätte er die Nachricht wenigstens so lange für sich behalten, bis seine eigenen Taschen hinlänglich gefüllt gewesen wären. Aber das fiel ihm nicht ein. Er theilte die Nachricht den Andern sogleich mit. Nun dachte aber auch Niemand mehr an Mühlen bauen. Jeder eilte, um auf eigene Faust sein Glück zu versuchen. Das Gerücht verbreitete sich schnell, daß in Californien Gold gefunden worden sei, und Viele eilten, um die Schätze dieses Eldorado's zu heben. Der gutmüthige Sutter sah ruhig zu, wie sein Land durchwühlt wurde, ohne daß er die geringste Vergütung dafür erhielt. Ja, als nach und nach die hinterlistigen „smarten" Yankee's angeflügelt kamen, ließ sich der offenherzige, arglose Deutsche von ihren Schmeicheleien verleiten ihren Gesellschaften beizuwohnen, aß und trank mit ihnen, und wenn oft seine Gedanken in weinseligen Betrachtungen schwammen, präsentirten sie ihm Documente, welche sie ihn zu unterschreiben baten, und wenn er wieder recht nüchtern wurde, wußte er nicht, daß er über Nacht um einige bedeutende Stücke seines Landes ärmer geworden war. Er unterstützte und beköstigte die neuen Ankömmlinge, besonders die Deutschen; gab, wo man ihn bat, bis er endlich bitten mußte und nichts empfing. Heute lebt der nachlässige, gutmüthige Mann von der Unterstützung einiger wohlwollenden Freunde.

Als nun vollends die Zeitungen die Nachricht durch die Welt trugen, daß Viele in Californien in einigen Wochen zu grundreichen Männern geworden seien, da ging die Geduld vieler Abenteurer aus Rand und Band. Californien, war die Loosung der nichtgehängten und nichtgefangenen Zuchthauscandidaten, der entlaufenen Matrosen und desertirten Soldaten, und in jenem Goldlande floß dieser trübe Strom der Völkerwanderung zusammen. Religion und Gewissen, Zucht und Ordnung kannten diese Menschen nicht. Rohe Gewalt war das höchste Gesetz und das allgemeine Chor der Goldgräber glich mit wenigen Ausnahmen einer irregulären Räuberbande. Ohne seinen Dolch und andere Waffen durfte Niemand an die Arbeit gehn. Das Gold, welches gegraben wurde, mußte vorsichtig versteckt werden, denn wenn es bekannt wurde, daß Jemand einen nennenswerthen Vorrath davon hatte, so war er keinen Augenblick seines Lebens sicher. Ein Jeder wurde auf Schritt und Tritt mit Argusaugen bewacht, und Mancher ist durch die freche Hand des Meuchelmörders dort gefallen.

Manchen sonst recht fleißigen und ehrlichen Leuten ging das Geschäft des „Reichwerdens" durch ihrer Hände Arbeit daheim zu langsam. Sie beschlossen einige Jahre nach Californien zu gehen, einen Sack voll Gold zu holen und dann wieder heim zu kommen. Mancher Gatte reichte Weib und Kindern, mancher Sohn den Eltern die Abschiedshand auf Wiedersehen, aber er hat sie nie wiedergesehen. Manche sind sogar spurlos verschollen. Wer mit den Verhältnissen jener Zeit genau bekannt ist, wundert sich

darüber nicht. Ein Stich oder ein Schuß kann einen Menschen bald aus der Welt schaffen. Berichte und Geschichten zu schreiben, dazu hatte Niemand Zeit. — Wie Mancher von Neuchelhand Gefallener ist darum auf und in Californiens Boden vermodert, ohne daß seine Mitmenschen sich darum kümmerten.

Ich erinnere mich an vier Geschwister, fleißige deutsche Leute, welche ungefähr ein Jahr wacker arbeiteten, und nicht ohne Erfolg. Die drei Brüder gruben munter drauf los, und die Schwester kochte für sie, und half, wenn sie Zeit hatte beim Goldwaschen. Endlich meinten sie so viel erarbeitet zu haben um daheim ruhig leben zu können und beschlossen Californien zu verlassen. Niemand sonst wußte, nach ihrer Meinung, etwas von der beabsichtigten Abreise, als ein eine Meile von ihnen arbeitender Bekannter. Als der Freund an dem für die Abreise bestimmten Tage kommt, um ihnen Lebewohl zu sagen, findet er nichts als einen Aschenhaufen von dem verbrannten Blockhause und ihre verkohlten Leichname. Höchst wahrscheinlich hatte man ihre Unterhaltung über Nacht belauscht, ihre beabsichtigte Abreise erfahren und nun die schwarze That ausgeführt, um sich ihres Goldvorraths zu versichern.

Ebenfalls gruben vier entlaufene Matrosen in Gemeinschaft an einem gewissen Platze. Endlich gingen die Lebensmittel aus, und Jemand sollte nach Sacramento gehen und Mehl und dgl. holen. Aber wer? Keiner traute dem Andern so viel zu, um den Goldstaub im Werthe von ungefähr $5000 in seiner Obhut zurückzulassen. Endlich kommen sie in Streit und wenden sich an das Gericht, d. h. an die Pistolen. Drei bleiben auf dem Platze und der Vierte nimmt die Leichname derselben, wirft sie in die Grube, nimmt dann das Gold und hebt sich davon. So gehts, wo Religion, Gesetz und Ordnung fehlt, wo die Waffe das Gericht und der Mörder Gerichtsvollstrecker ist.

Durch die günstigen Berichte, welche von Californien in die Welt hinaus drangen, und durch den Glanz des bezaubernden Goldes, welches manche von Californien Zurückgekehrte zeigten, wurden vieler Augen geblendet und viele redliche, fleißige Leute vom Goldfieber erfaßt. In langen Reihen zogen die mit weißem Tuch überdeckten Wagen über die Steppen und Ebenen des Westens dahin, keine Mühe oder Entbehrung scheuend, um das Goldland zu erreichen. Andere langten auf Schiffen an, so daß mit der Zeit der Theil der Leute, welche, wenn auch nicht alle aus Liebe zum Recht, so doch aus Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit, eine gesetzliche Ordnung einem zügellosen Abenteurerleben vorzogen, in der Majorität war. Aber es gab damals kein Gesetz und keine Obrigkeit, woran sie hätten appelliren können. Deßhalb traten sie zusammen, um sich nach amerikanischem Grundsatz selbst zu helfen und Ordnung zu schaffen. Richter „Lynch" sollte einstweilen allgemeine Ordnungsbehörde sein. Und um ihren Beschlüssen Nachdruck zu geben, wurden alsbald etwaige grobe Verbrecher eingefangen, ihre Verbrechen durch Zeugenaussagen bewiesen und sie dann aufgehenkt. Das gab doch hin und wieder gewaltigen Respect.

(Schluß folgt.)

Traum der Melancholie.

Von W. Horn.

Mir träumte jüngst von einer dunklen Kammer
In einem öden, felsumrahmten Thal;
Zu meinen Ohren drang ein stöhnendes Gejammer,
Ein tausendfaches Echo schwerer Qual.

Es zischt ein Waldstrom über schroffe Felsen,
Tief in der Schlucht braust dumpf der Wasserfall,
Und hoch in Lüften, wo sich Wolkenberge wälzen,
Dröhnt blitzumschlängelt wilder Donnerhall.

Bald schrieen Stimmen durch das schwarze Dunkel,
Ein jeder Ton erfüllte mich mit Graus,
Und eines rothen Irrlichts geisterhaft Gefunkel,
Tanzt zwischen Grotten in die Nacht hinaus.

Es gaukeln Bilder der Vergangenheiten,
Und ahnungsvoll der Zukunft Schattenheer,
Jetzt starrt es düster, öd' und trüb nach allen Seiten,
Dann rauscht es wild wie ein empörtes Meer.

Mein Auge thränte, bange Seufzer hoben
Die gramdurchwühlte, sehnsuchtsvolle Brust,
Mein traumumfangner Blick starrt lebensmüd nach Oben,
Sich selber kaum der Wirklichkeit bewußt.

Ich bebte, schauderte, und ich erwachte,
Das Herze pocht', die Pulse jagten wild;
Ich fand, als sinnend ich das Ganze überdachte,
Des Lebens-Schattenseite treues Bild.

Der alte Herr wieder einmal in der Stadt.

(Von W. Horn.)

Anmerkung.—Herr A. ist ein alter Hagestolz, aber eine ehrliche Haut und gute Seele. Freilich in Sachen der Mode ist er etwas bärbeißig und die guten alten Zeiten sind sein Steckenpferd. Er wohnte früher in der Stadt, als ihm aber die Wellen des Fortschritts über dem Kopfe zusammenschlugen, rettete er sich durch einen Exodus. Jetzt ist er noch einmal (freilich nur besuchsweise,) in die Stadt gekommen, und an den Straßenecken brummt er seine Monologe in den grauen Bart. Diese Monologe haben wir ihm abgelauscht, und erlauben uns hiemit dieselben den geschätzten Lesern des Magazins mitzutheilen.

Das wäre also das vielgepriesene Stadtleben. Brrr! Wie das rappelt und brummt und tobt, und ist doch schon Abend, wo dem Haufen Milchgesichter, die da noch herum gaukeln, schon längst die Flöhe gepfiffen haben. Ha! wenn das meine Rangen wären, die müßten mir schon längst im Nest sein, oder ich ließ mein spanisches Rohr auf ihrem Rücken einen Parademarsch machen. (Hr. A. war früher Soldat.) Trab, trab geht es da auf dem geduldigen Pflaster auf und ab in solcher Hast, als ob jeder ein triftiges Gesuch vor die Deputirtenkammer zu bringen hätte. Laßt doch sehn, was da für allerlei Hausrath in dem bunten Strom an uns vorüber fließt. Damen und Herren sind sie alle, denn andere Leute solls ja laut der neuesten Mode à la Paris nicht mehr geben. Das wäre also ein Herr! Meines Lebens! Lauter Widerspruch! Er läuft auf spitzigen Absätzen, wo doch das Fundament vernünftigerweise breit und fest sein sollte. Ein Stock vom Umfang einer ordinären Stricknadel dient ihm zur Stütze. Ein echter Repräsentant der Neuzeit. Da lob' ich mir doch mein Spanisches. Die Brille ist augenscheinlich nur für die Nase berechnet. Und der Bart der steht in Abtheilungen um die Gesichtshügel herum, wie ein theilweise abgetriebener herrschaftlicher Wald. Sein Blick ist steif und fest nach dem Himmel gerichtet, an welchen er doch am wenigsten denkt. Er schaut nur über die Leute hinweg. Aber was nützt es, daß Einer über den Andern hinwegguckt, die Blicke treffen sich ja doch alle in der Luft wieder.

Und das da? Das wäre eine Modedame? Wo finde ich denn gleich Worte zur richtigen Bezeichnung? Es ist ein wandernder Ellenwaarenladen mit Filialgeschäft von Spitzen und falschen Haaren. Ach diese theuren Glieder der menschlichen Gesellschaft! Aber warum halten sich die Leute so weit hinter ihr zurück? Oho, jetzt sehe ich's! Die Schleppe, die Schleppe! Wie das rauscht und streicht. In der guten alten Zeit pflegten die Buben die Gassen zu fegen, heut thuns die Frauen mit ihren Schleppen. Darwin, Vogt, Büchner u. Co. documentiren, die Menschen seien früher mit zweckmäßigen Schweifen verziert gewesen. Daß mir dies auch gerade jetzt einfallen muß. Das wäre also die Gehülfin des Mannes! Alles süperbe. Vorsichtig und praktisch! Die Hände in Ziegeleder mit Goldschnitt gebunden, die Ohren dienen zum Aufhängen von Glaskugeln, auf dem Kopfe ein geflochtenes Hanfkissen, um vor dem tödtlichen Schlage eines etwa herabfallenden Ziegels zu schützen, und die hohen Absätze—Ja, ja, „das Dorf ist lang, der Dreck ist tief, die Leute gehn auf Stelzen." Ach du gute alte Zeit! Früher waren die Frauen wie ein Hülfs-, Rath- und Trostbuch, heute sind sie wie eine mystische Naturgeschichte, woran der Anhang—kann auch Umhang gelesen werden—größer ist, als das Werk selbst.* Wenn ich da an meine Mutter selig gedenke. Frauenrechte, sagen sie, sollen eingeführt werden. Gut! aber die Frauenrechte werden schon kommen, wenn erst die rechten Frauen kommen.

* Man wolle nicht vergessen, daß Hr. A. Junggeselle ist.

Da kommen einige Dämchen von zwölf oder dreizehn Sommern. Wäre das möglich?! Ich will nicht verrathen, von was sie plauderten; aber von Lernen oder Arbeit war es nicht.

Und hier ist ein junges Herrchen. Es plaudert so altklug über Politik und Republik, als ob es den Methusalah noch recht gut gekannt hätte. Dabei stolpert es vor sich hin, als ob es allein in der Welt sei, denn einem Alten aus dem Wege zu gehen, das ist seine Sache nicht. Und zu grüßen? Herr je! Wir sind ja in dem höflichen Amerika. Seine Weltanschauungen sind etwa vier, und lassen sich füglich zusammenstellen: 1. Daß Geld reich mache; 2. Daß Geld glücklich mache; 3. Daß er eigentlich der Mann (leise sage ich Junge) sei, der vor andern glücklich, d. h. reich zu sein verdiene und 4. Daß eine seidene Cravatte und ein Ferkelschwänzchen von Cigarre im Mund einen Mann mache. Es hat so Jeder seine eigenen Ansichten, und ich habe die meinigen auch über solche Geschichten. Punktum für heute.

Genrebilder aus der heiligen Geschichte.

(Von W. H.)

II.

Jakob—Israel.

Nach seinem denkwürdigen Abschiede von Laban wandert Jakob, in eigenthümliche Gedanken vertieft, mit seinem Zuge langsam das Gebirge Gilead herab. Heimwehkrank ist er, und dennoch wird ihm mit jedem Schritte, der ihn der Heimath näher bringt, schwerer ums Herz. Warum? Tauchen doch vor seinem Gemüth die bunten, blumenreichen Bilder seiner Jugendträume auf. Ja wohl! Aber auch dunkle Schatten und schwarze Nachtgestalten gaukeln auf der Bühne seines vergangenen Lebens, und ziehen jetzt drohend an seiner Seele vorüber. Der von ihm überlistete greise Vater auf dem Krankenbette, der betrogene Bruder, welcher drohend vor seinem Geiste steht, sie schauen ihn mit vorwurfsvollen Blicken an. Dazwischen ruft die Stimme des Gewissens: „Jakob! Untertreter!“ Muthlos senkt er sein Haupt, aber jetzt erinnert er sich, daß über ihm der Gott des Bundes waltet, der da ist „gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte.“ Da ist also Hoffnung und Zuflucht.

Während er so sinnend dahinschreitet, kommt es ihm vor, als sähe er im Schatten der Rosengebüsche das Wehen von weißen Gewändern. Doch vielleicht ist es nur das Schattenspiel der Sonnenstrahlen, welche auf dem Blätterteppich hin und her tanzen, wenn der kosende Wind die Aeste bewegt. Doch nein. Als er näher tritt, tönt ihm himmlischer Harmonienklang entgegen, und es begegnet ihm eine Schaar wunderlieblicher Gestalten. Aber Kinder dieser Erde sind es nicht. Wer dann? Unser Jakob kennt sie. Er erinnert sich der Erscheinung zu Bethel und spricht: „Es sind Gottes-Heere, und hieß die Stätte Mahanaim.“ War es ihm doch wie ehemals, als er sein Haupt vom Stein erhob und begeistert ausrief: „Wahrlich, hier ist nichts anders denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!“ Gestärkt zieht er seine Straße; ihr Anblick begeistert sein entzücktes Auge, ihr Gesang durchzittert mit einem wunderbaren himmlischen Echo sein lauschendes Ohr, aber es erweckt auch in ihm Reue über seine Sünden und eine Sehnsucht nach dem Himmlischen.

Inzwischen ist es Abend geworden. Durch die Palmengruppen zieht die leichte Abendluft und in den himmelanstrebenden Wipfeln mischt sich der Klang der Aeolsharfen mit den Molltönen der klagenden Nachtigall. Auf Jaboks plätschernden Wellen wiegt sich in funkelndem Farbenspiel der letzte Sonnenstrahl, während die Heerden durch die Furt schreitend behaglich den kühlenden Trank schlürfen, oder an den blumengeränderten Ufern die saftigen Kräuter abweiden. Endlich ist „hinübergekommen, was er hat“ und es ist Nacht. Jakob führt die Seinigen hinweg, beiseits an einen sichern Ort und bleibt allein.

Die Nacht breitet ihre dunklen Schwingen über die Erde, und oben an dem blauen Aetherkleide schimmert Stern an Stern, und jedes Sternlein scheint ein

Gottesauge zu sein und vorwurfsvoll auf ihn herabzuschauen. In den Blätterkronen klagt der Nachtwind, und jeder neue Stoß ruft bedeutungsvoll: „Jakob!" Sonst ist alles still, nur nicht sein Gewissen. Die Gestalt seines erzürnten Bruders mit den vierhundert Reisigen steht beständig vor seiner Seele. Aber sein Blick wendet sich nach Oben, sein Auge thränt, und aus der beklommenen Brust ringt sich ein banger Seufzer los: „Herr erbarme dich!" Und aus dem Seufzer wird ein flehendes Gebet, und aus dem Gebete ein kräftiges Ringen — — ein heftiger Kampf um das Leben, das aus Gott kommt. Stunde um Stunde verrinnt, aber die Nacht weicht nicht. Durch die Finsterniß steigen die Schmerzensseufzer eines „göttlich Traurigen" empor zu dem, der da sagt: „Ich bin das Licht der Welt." Sei es drum

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen."

Endlich bricht im Osten ein dämmernder Streifen durch die Dunkelheit; plötzlich flammen rothe Strahlen an dem Himmelsbogen herauf, und wie ein grüßender Engel breitet die Morgenröthe ihre Strahlenflügel über die Welt — über Jakobs blutendes Herz.

„Laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an," spricht der Engel des Bundes. Aber die Morgenröthe genügte nicht für Jakobs dürstendes Herz, sondern der lächelnde Tag, die strahlende Sonne — das Gotteslicht und Bundessiegel; ein neues Herz, ein neues Leben, ein neuer Name.

„Ich lasse dich nicht!" spricht Jakob. Welche kühne, entschiedene Sprache! Als ob er Gott, und der Herr das Geschöpf sei, dem es zu gehorchen zukomme. Aber wirklich, Jakob fordert und der Herr gehorcht — er weicht nicht, weicht nicht, weil er nicht kann, darum weil er nicht will. Wer nicht will? Jakob oder der Herr? Beide.

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Ja lieber Leser! Wenn es sich um die Rettung unserer Seelen handelt, dürfen wir vor dem Herrn eine kühne Sprache führen, dürfen ihn an sein Wort erinnern, und siehe da, er ist gebunden. Ueber einen bußfertigen Sünder, über eine Maria Magdalena kann der Herr nicht hinweg. Wenn sich ihm ein kananäisches Weiblein mit seinem: „Aber doch Herr," vor die Füße wirft, da muß er schon stille halten. Und er hielt auch bei Jakob stille.

„Wie heißest du?" fragt der Herr. Wußte denn der Allwissende nicht wie Jakob hieß, oder ob er es am Ende mit der rechten Person zu thun habe? Ei freilich! Und dennoch will er es aufs neue aus Jakobs Mund hören, um Jakobs willen. Weiß doch der Herr auch recht wohl wie wir heißen, wer wir sind, und was wir bedürfen, und dennoch müssen wir es ihm immer wieder sagen in Bekenntniß, Klagen und Bitten.

„Ich heiße Jakob—Untertreter."

„Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel." Da plötzlich rollt, einer zitternden Feuerkugel vergleichbar, Licht und Wärme spendend, die Sonne mit ihrem unbewölkten Strahlenantlitz aus dem Dämmerschleier der Morgenröthe hervor, und blendet Jakobs erwachendes Auge, daß ihm geschahe wie einem Träumenden, aber sein Mund war voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens, und auf seine Gedankenfrage: Warum? heißt es: „Du hast mit Gott und Menschen gekämpfet und bist obgelegen." Heiliger Kampf, seliger Sieg! Durch die Kraft des Herrn den Herrn überwunden und als Vasallen in das Buch des Herzens eingetragen. Der Schwache hat den Starken überwunden, der Allmächtige ist dem Ohnmächtigen dienstbar geworden durch die Verheißung seines Wortes: „Und bist obgelegen." Mit diesem Dienst Gottes fängt nun der wahre Gottesdienst und das Glück des Lebens an. Hallelujah!

Was heißt selig sein? Wieder lieben was uns liebt, nämlich Gott.

Wir sollen das Evangelium nicht lesen und hören wie ein Advokat ein Testament liest; sondern so wie der Erbe es liest.

Der größern köstlicheren Erfahrung von Gott, geht immer eine schwerere heißere Prüfung des Glaubens an Gottes Verheißung vorher.

Sonntagschule.

Nutzen einer Sonntagschule für die Gemeinde.

(Von G. Berstecher.)

Reden wir vom Nutzen einer Sonntagschule für die Gemeinde, so setzen wir schon den Gedanken voraus, daß eine enge Verbindung zwischen beiden vorhanden sein muß, eine Verbindung, bei welcher des Bestand der einen durch die Lebenskraft der andern bedingt ist. Und zwar ist diese Bedingung eine so enge, daß die Sonntagschule zunächst ihre Kräfte aus der Gemeinde zieht, um diese derselben wieder auf einem andern Wege zuzuführen. Denn während jene eigentlich aus der Kirche hervorgegangen ist, gewinnt diese wieder aus der Sonntagschule neuen Zuwachs zu weiterem Fortbestand und künftiger Entwickelung. Wir mögen darum wohl mit Recht die Sonntagschule die Blüthe der Kirche nennen, sie als die Lebenskraft einer Gemeinde bezeichnen, und je herrlicher und frischer sich diese Blüthenknospen entfaltet und entwickelt, zu desto größerer Hoffnung sind wir berechtigt, einer erfreulichen Zukunft, einer reichen Ernte geistiger Früchte entgegensehen zu dürfen.

Wie manches Glied hat die Gemeinde schon in ihre Verbindung aufgenommen, das durch den Unterricht in der Sonntagschule zu einer Herzens- und Sinnesänderung gekommen ist. Und wie manches Gemeindeglied, das als ein Pfeiler zur Unterstützung und Tragung der Gemeinde dasteht, wurde durch den Einfluß der Sonntagschule zum reichen Segen der Kirche und für den Herrn gewonnen. Ja, mancher treue Gottesmann, der nun unermüdlich im Weinberge des Herrn arbeitet, um Seelen für den Himmel zu retten, hat die ersten Eindrücke seines geistigen Lebens der Sonntagschule zu verdanken.

Mit Bedauern mögen wir daher auf eine solche Gemeinde blicken, die des Segens einer blühenden Sonntagschule entbehrt. Es ist ein Schaden, ein krankhafter Zustand vorhanden, der sich über kurz oder lang in seinen nachtheiligsten Wirkungen äußern wird. Denn mit der Zeit verliert die Gemeinde an Zahl und Stärke, es entstehen Lücken theils durch Todesfälle, theils durch Wegzug von Gliedern oder anderer Ursachen wegen; hingegen ist der Zuwachs von außen oftmals ein sehr geringer. Die Abnahme der Gemeinde steht alsdann in keinem Verhältniß mehr mit der Zunahme, und nebstdem wird durch den herbeigeführten Verlust der Kräfte die Arbeit und das Wirken einer solchen Gemeinde geschwächt. Wie sollen nun die entstandenen Lücken gefüllt, die Arbeitskräfte einer thätigen Wirksamkeit ergänzt werden, wenn keine geeignete Entwickelung der Gemeinde vorhanden ist? Diese aber kann nirgends besser als in einer guten Sonntagschule geschehen.

Doch nicht allein in dieser Hinsicht dürfen wir den Nutzen oder Segen einer Sonntagschule hervorheben, sondern wir müssen weiter betrachten, daß sie selbst in manchen Fällen zur Bildung neuer Gemeinden die Ursache zu werden vermag. Wenn z. B. in Gegenden oder Stadttheilen, wo Gottesfurcht und Frömmigkeit nach ihrem wirklichen Wesen unbekannte Erscheinungen sind, der Prediger des Evangeliums oftmals auf keinerlei Weise im Stande ist, in den Häusern und Herzen der Leute Eingang zu finden, gelingt es ihm zuweilen doch, eine Sonntagschule ins Leben rufen zu können. Die Jugend wird nun mit dem Heiland, dem Erlöser der Welt, bekannt gemacht, das Interesse und die Liebe zur göttlichen Wahrheit bei ihnen geweckt, und diese durch sie in die elterlichen Häuser gebracht. Und zugleich findet der Prediger auch hin-

länglich Gelegenheit, durch seine Sonntagschüler mit den Eltern näher bekannt zu werden, dieselben zum gelegentlichen Besuch der Schule einzuladen und überhaupt mit ihnen über die heilige Religion zu sprechen. Dadurch können mit der Zeit etwaige Vorurtheile beseitigt werden, sonstige Hindernisse schwinden, es wird nicht mehr wie ehedessen so schwer halten, das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen und die Kraft des Blutes Christi wird sich auch an ihnen bewähren, so daß auch hierin aus der Sonntagschule Nutzen und Segen erwachsen wird.

Ebenso mag ein Nutzen und Segen aus der Sonntagschule erwachsen, wenn wir in Betracht ziehen, daß unsere Sonntagschulen auch von solchen Kindern besucht werden, deren Eltern keine Glieder der Kirche sind, aber dennoch ihren Kindern gestatten, die Sonntagschule besuchen zu dürfen. Dadurch mögen nun einmal diese Kinder für den Herrn gewonnen und ihre Seelen errettet werden, und durch deren Einfluß kommt es nicht selten vor, daß auch die Eltern sich bewegen lassen, in die Kirche zu gehen und endlich willig werden, sich dem Herrn zur Erneuerung ihrer Herzen hinzugeben.

In anderer Hinsicht ist die Sonntagschule ein Saatfeld, ein Weingarten des Herrn, wohin er alle seine Auserwählten mit dem Befehle sendet: „Gehe hin und arbeite, was dein ist, soll dir werden." Und wie wir hier nun säen, so wird auch unsere Ernte werden; säen wir kärglich, so werden wir auch kärglich sammeln dürfen. Weil aber die Sonntagschule ein Saatfeld der einzelnen Gemeinden sowohl als der Kirche im Allgemeinen ist, so wird der Samen, wenn wir ihn im Namen des Herrn ausstreuen, auch reichliche Früchte hervorbringen.

Und selbst auf die Gemeinde übt eine gedeihliche Sonntagschule einen heilsamen Einfluß aus, da sie durch den auf ihr ruhenden Gottessegen heilsam auf die Gemeinde einwirkt. Sie bringt neue und frische Lebenskraft unter die Glieder. Der Gesang, den sie pflegt, wird veredelt und stimmt die Herzen im Gottesdienst und in den Betversammlungen für das Wort der göttlichen Wahrheit empfänglich.

Ueberhaupt ist der Nutzen und Segen einer Sonntagschule für eine Gemeinde ein unbeschreiblicher, er vermag nicht mit Worten menschlicher Sprache ausgedrückt zu werden, kann aber desto mehr gefühlt und empfunden werden von jedem aufrichtigen Kinde Gottes. Sie ist ein Institut zur Rettung unsterblicher Seelen, die mit dem theuren Blute Christi erkauft sind. Und betrachten wir den Werth einer einzelnen Seele, bedenken wir, daß sie göttlichen Ursprungs ist und nicht mit dem unermeßlichen Reichthum aller Welt erkauft werden, aber die Sonntagschule ein Mittel zu werden vermag, daß sie durch das Verdienst Christi errettet werden kann, und wir werden wahrlich den Nutzen einer Sonntagschule erkennen, zu würdigen verstehen, welch ein Segen und Nutzen aus ihr erwachsen kann, da sie wesentlich sehr viel zur Ausbreitung des Reiches Gottes beiträgt.

Will nun aber eine Gemeinde einen reichen Segen und Nutzen aus ihrer Sonntagschule erlangen, so ist es natürlich, daß sie auch dieselbe pflegen, für sie wirken und arbeiten muß; denn ohne Arbeit haben wir billig keinen Lohn zu erwarten. Nicht allein finanziell sollte sie von der Gemeinde unterstützt werden, sondern sie hat auch Zeit und geistige Gaben auf sie zu verwenden. Aber hierin sieht es in vielen Fällen gar traurig aus. Von vielen Gemeindegliedern wird die Sonntagschule als eine kaum beachtenswerthe Nebensache betrachtet; ja, die Verblendung Mancher geht so weit, daß sie dieselbe als einen fremden Eindringling in die Gemeinde erblicken. Viele Eltern gibt es, die oftmals mit thränenbenetzten Wangen im Gebet auf ihren Knieen liegen und zum himmlischen Vater seufzend emporblicken und flehen: „O, Herr, bekehre doch meine Kinder," ohne daran zu denken, ihre Kinder zum fleißigen Besuch der Sonntagschule anzuhalten, geschweige denn willig zu sein, selbst mit ihnen in die Sonntagschule zu gehen und hier ihren Pflichten zur Bekehrung ihrer Kinder nachzukommen. So finden wir junge Glieder, die öfters in den Betversammlungen mit weinendem Angesicht zu ihrem lieben Heiland flehen: „Ich habe noch Brüder und Schwestern, die noch unbekehrt sind; o, rette sie doch, lieber

Heiland," während sie vielleicht in der Zeit, wo die Sonntagschule gehalten wird, einen Spaziergang machen oder einen Besuch abstatten und sich eiteln Gesprächen und leichtfertigen Scherzen hingeben. Solche Gebete kann und will der Herr den Bittenden nicht gewähren, wenn sie nicht selbst willig sind, ihren Pflichten in der Erfüllung des Willens ihres Herrn nachzukommen. Erfüllen wir aber unsere Pflicht, weihen wir dem Herrn unsere Gaben und Talente, unsere Zeit und unsere Kräfte in der Sonntagschule und beten wir für deren Ausbreitung und Gedeihen, so ist der Herr auch willig, unsere Bitten zu erfüllen. Darum laßt uns wirken und arbeiten in der Sonntagschule zum Nutzen für uns selbst, unsere Gemeinden und alle Nebenmenschen.

Die guten alten, und die besseren neuen Zeiten in der Sonntagschule.

(Von W. H.)

II.

In dem ersten Artikel über diesen Gegenstand wurde der Contrast der früheren und gegenwärtigen Vorzüge in den Sonntagschulen mit Bezug auf die Einrichtung und Hülfsmittel gezeigt. Wie bedient man sich aber nun dieser Hülfsmittel? Die ganz natürliche Voraussetzung wäre, daß man dieselben überall mit Freuden bewillkommt, und in allen Schulen einführt und sich zu Nutzen macht. In vielen, ja in den meisten und besten Schulen ist das auch der Fall. Ein S. S. Superintendent, indem er bedauert, daß sie zwei Nummern des „Chr. Kinderfreundes" nicht bekommen haben, schreibt: „Sendet den Kinderfreund schnell, denn wir können ohne denselben, ohne die Lectionen kaum mehr Sonntagschule halten." Wo nun einmal solche Verbesserungsmaßregeln zum Bedürfniß geworden sind, da kann man auch auf fleißige Benützung und Erfolg derselben rechnen.

Leider gibt es aber auch noch Solche, (und deren keine geringe Zahl), selbst in unserer Kirche, welche diese Fortschritte nicht nur scheel und mit Vorurtheil ansehen, sondern sich geradezu weigern, sie einzuführen und zu benützen. Darüber mögen wohl manche der Leser staunen und denken, das sei kaum möglich. Und dennoch kann Schreiber dieses als eine erfahrungsmäßige Wahrheit verbürgen. Solche Leute prüfen nicht, sie urtheilen nicht unparteiisch, sondern werfen alles, was ihnen nicht behagt, gedankenlos zur Seite. Dieses ist aber ein großes Unrecht. Es ist zum ersten ein großes Unrecht gegen die Kirche. Die Kirche trifft mit Mühe und Kosten Vorkehrungen, um den immerwachsenden Bedürfnissen der Sonntagschulen entsprechen zu können, ganz besonders bei der Bearbeitung der Lectionen und der Herstellung der S. S. Literatur überhaupt. Ist es nun recht für eine Gemeinde oder Sonntagschule, durch Nichtbeachtung dieser Dinge der ganzen Kirche Hohn zu sprechen, als ob sie es besser verstehe? Und wird daraus ein Segen erwachsen? Nein, ein Fluch! Zum andern ist es höchst ungerecht gegen die Sonntagschule—gegen die Kinder gehandelt. Durch den Eigensinn der leitenden Gemeindeglieder werden den Kindern Vorrechte zur Ausbildung ihrer geistlichen Fähigkeiten vorenthalten, welche durch nichts ersetzt werden können. Wer kann solches Unrecht an den unschuldigen Kleinen verantworten! Ach Gott, öffne doch solchen Leuten die Augen, daß sie sehen mögen. Zum dritten ist dies auch ein großes Unrecht gegen die Gemeinde selbst. Ist nicht die Sonntagschule der Pflanzgarten der Gemeinde? Wenn der vernachlässigt wird, wie soll sich dann die durch Absterben der älteren Glieder abnehmende Gemeinde rekrutiren? Wenn ein Gärtner die zarten Setzlinge und jungen Pflanzen nicht mit aller Vorsicht und Treue nährt und pflegt, so möchte er ebensowohl gleich seine ganze Wirthschaft aufgeben. Mit Freuden sollte man sich aller dargebotenen Hülfsmittel bedienen und der Segen wird gewiß nicht ausbleiben. Oder ist es hinreichend, daß sich ein Lehrer mit dem A, B, C-Buch vor seine Klasse postirt, und sie lange Wörter buchstabiren läßt, während das jugendliche Gemüth nach geistiger Nahrung schmachtet und am Ende verschmachtet, weil ihm die Speise der heilsamen Erkenntniß vorent-

halten wird? Es ist eine große, große Sünde.

Aber da klagt und tadelt man immer über Neuerungen. Am meisten findet man dies bei Landgemeinden, denn die Stadtgemeinden müssen sich in Folge der Concurrenz schon mehr den üblichen Einrichtungen anbequemen. „Neuerungen! Früher bei unseren alten Predigern hörte man davon nichts; jeder machte wie's ihm gut däuchte, und das Werk Gottes ging doch voran," so spricht man häufig. Zuerst wollen wir die lieben alten Prediger in Ruhe lassen. Sie thaten mit ihren Kräften und vorhandenen Hülfsmitteln was sie konnten, und ihre Werke sind ihnen nachgefolgt. Wer wollte sich aber vor Neuerungen fürchten? Schrieen wir nicht auch über Neuerungen, als man uns zuerst sagte, wir müßten Buße thun und uns bekehren? Und wir sollten sehr vorsichtig sein, nicht wieder in diesen alten Fehler zu verfallen. Warum klagt man denn nicht über andere Neuerungen, als Näh- Säe- Ernte- Dresch- und andere Maschinen? „Ei," sagt man, „die machen leichtere, schnellere und bessere Arbeit, als man es mit der Hand thun kann." Nun, sind die geregelteren Verhältnisse in den Sonntagschulen, die „allgemeinen Lectionen," die Lehrerversammlungen ꝛc. nicht ebenfalls zu diesem Zwecke vorhanden? Sind auch die Kinder der Welt klüger in ihrem Geschlecht als die Kinder des Lichts, so sollen oder müssen sie es doch nicht nothwendigerweise sein. Die Kinder des Lichts sollten wenigstens hier von ihnen lernen und klug sein wie die Schlangen. „Aber," heißt es wieder, „wie hat sich früher die Kirche und das Werk Gottes ausgebreitet, da man alle diese Einrichtungen nicht hatte." Gewiß, Gottlob dafür! Aber hat es sich deßhalb so ausgebreitet, daß man diese Einrichtungen nicht hatte? Waren dieselben so nothwendig als jetzt? Hätte es sich mit denselben am Ende nicht noch mehr ausgebreitet? Wer beantwortet diese Fragen und wie? Hat nicht das Land auch früher Früchte getragen, als man dieselben noch mit der Sichel schnitt? Die Maschinen haben mit dem Gedeihen der Früchte nur insoweit etwas zu thun, daß die Arbeit eher und besser geschafft wird. Gott muß das Gedeihen geben. Wer nicht säet, kann auch nicht erwarten zu ernten, trotz der besten Mähmaschine; aber mit gutem Werkzeug arbeitet es sich schneller, leichter und besser. Auch im Geistlichen muß Gott das Gedeihen geben, aber er gibt es nur dann, und in dem Maße, wie wir mit allem Fleiße betend und gläubig die Mittel gebrauchen, welche uns durch sein Werkzeug, die Kirche, an die Hand gegeben werden.

Auch sind die Zeiten mehr oder weniger vorüber, wo die Kirche fast ausschließlich nach außen missionirend wirkt, und sie demzufolge in einem Jahre oft viele Tausende in ihren Verband aufnimmt. Sie muß sich mehr nach innen wenden, wo ihr ihre eigene Jugend als das hoffnungsvollste Missionsgebiet entgegenkommt. Eine Kirche, eine Conferenz, eine Gemeinde, welche nicht mit allem Fleiß und allen möglichen Mitteln an der geistigen Bildung und Erziehung ihrer Jugend arbeitet, **die ist dem Untergange geweiht.** Und ist nicht zu solcher geistlichen Erziehung die Sonntagschule eins der erfolgreichsten Mittel?

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 6. April.

Israel, der neue Name. — 1. Mose 32, 24—30.

Vorbemerkung. — Nach vierzehnjähriger Dienstzeit bei Laban, seinem Schwiegervater, und nach Erwerbung eines aus verschiedenartigen Viehheerden bestehenden bedeutenden Reichthums, war Jakob mit seiner zahlreichen Familie auf dem Heimwege nach dem verheißenen Lande begriffen und bereits an dessen Grenze angelangt, als er Botschaft zu seinem Bruder Esau sendet, um ihn günstig zu stimmen, bezüglich seines Heimzuges. Auf den Bescheid, daß Esau ihm mit 400 Mann entgegenziehe, befällt ihn eine Furcht, und er schickt sich wenigstens zu einer theilweisen Flucht an. Nachdem er sich im Gebet gestärkt (V. 9—12), setzt er mit allem was bei ihm war über den Fluß Jabok und ordnet alles zum weiteren Marsche, kehrt dann aber zurück und bringt die Nacht im Gebetskampf zu. Ohne Zweifel stieg das an Esau begangene Unrecht frisch auf vor sein Gemüth. Durch List hat er demselben sein Erstgeburtsrecht und den väterlichen Segen ent-

wendet; soll ihm wirklich dies Erstgeburtsrecht bleiben und auf ihm der verheißene Segen Abrahams ruhen (K. 28, 13 V.) oder nicht?—das war die sein Innerstes bestürmende Frage. *Jakob ringt sich durch einen mächtigen Kampf zur Siegesgewißheit hindurch in der Gemeinschaft mit Gott, und als Ausdruck des göttlichen Bestätigungssegens erhält er den neuen Namen Israel.*

1. Jakobs Gebetskampf V. 24—26.

a. Er ringt mit Gott in der Gestalt eines Engels Hosea 12, 4. 5. Ohne Zweifel war es der Engel Jehovahs, K. 16, 7; 21, 17; 22, 11 ꝛc., der sich ihm hier, einem Manne gleich, offenbarte, oder der Sohn Gottes auf dem Wege der Menschwerdung in alttestamentlicher Gestalt. Gott, der ihm den Segen Abrahams verheißen, K. 28, 13., will ihn läutern, damit er zum rechten Stammvater seines Volkes werden könne. Wir haben also keinen Traum vor uns, auch kein bloßes in begeisterter Erhebung ihm erscheinendes Gesicht, sondern wirkliche Geschichte, aber allerdings mittelst seiner Gebetserhebung.

b. Dauer und Heftigkeit des Kampfes. *Da er ihn nicht übermochte.* — Jakobs Bußkampf sollte kein leichter sein. Große Todsünden sind zwar nicht von ihm verzeichnet, aber mit schadenfroher List hatte er zweimal seinen Bruder übervortheilt, K. 25 30 ff., und K. 27, 35, und das weist auf ein bedeutendes Maß natürlicher Verdorbenheit hin, in dessen Tiefgrund er hinabsteigen und dessen Sündhaftigkeit er verstehen lernen muß, wenn sie gehoben werden soll. Ein gewisses Maß göttlicher Kraft wird angewandt, ihm zu widerstehen, und am Verrenken seiner Hüfte wird ihm gezeigt, wie er ohne weiteres der göttlichen Ohnmacht unterliegen müßte, wenn Gott nicht gnädig wäre. Aber frühere Verheißungen stählen seinen Muth, er ringt unverdrossen fort und entgegnet der Aufforderung des Herrn, ihn gehen zu lassen, mit seinem „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Er gibt seine ganze Persönlichkeit in den Kampf hinein auf Leben oder Tod; aber auch nicht umsonst.

2. *Der neue Name als Ausdruck seines Sieges ist die Frucht seines Kampfes.*—Jakob hatte er gebeißen und als solcher hatte er mit Menschen gekämpft V. 27. 28. nämlich mit seinem Vater und Bruder, die er beide überlistete zu seinem Vortheil, denn Jakob heißt Fersenhalter, zum Fall-Bringer, Unterbreter K. 27, 36; Hos. 12, 4; fortan aber soll er *Israel* heißen d. h. Gotteskämpfer.

a. Sofern dieser Name Ausdruck seines Sieges ist, liegt darin die Bestätigung des väterlichen Segens, des ihm verheißenen Segen Abrahams K. 35, 10 f. vgl. K. 15, 5. Er ist fortan der gottgeweihte Stammvater des Bundesvolkes 1. Kön. 18, 31. Dies beweist aber zugleich, daß eine bedeutungsvolle Veränderung mit ihm vorgegangen; Gott segnete ihn V. 29, und seine Seele wurde gesund V. 30. Dies war die herrliche Antwort auf seine Frage: „Wie heißest du?“

b. Dieser Name des Stammvaters ist aber auch zugleich bezeichnender Ausdruck für die ganze Geschichte des israelitischen Volkes. Er sollte stets nur mit Gott kämpfen wollen, in seiner Kraft den Feinden entgegengehen, 5. Mose 5, 29; 28, 1 ff; Ps. 81, 14. 15. Sobald er seinem Gott den Rücken kehrte, sobald war er in Elend und Noth 5. Mose 28, 15 ff; Mal. 2, 2 ff.

c. *Peniel* hieß Jakob diese Stätte, d. h. Angesicht Gottes, V. 30. Denn er hatte Gott schauen dürfen, und zwar in seiner segnenden Gnadenfülle, und nicht in seinem verzehrenden Gesetzesfeuerglanz. 2. Mose 33, 20.

Praktische Lehren. — 1. Christus, das Gegenbild Jakobs, ist ein Gotteskämpfer ungleich höherer Art, der in Gethsemane und am Kreuz nicht seiner eigenen Sündhaftigkeit wegen kämpfte, sondern wegen der Menschen Sündenschuld, auch völlige Genugthuung errang, und so das Haupt wurde des geistigen Israel, seiner Kirche, der wiedergebornen Menschheit.—Er kämpfte für uns, Joh. 16, 33.

2. *Haltet an am Gebet, betet ohne Unterlaß*, sagt der Apostel, und der Commentar, dazu ist Matth. 15. 22. 25. 28; Luc. 18, 1 ff. Kämpfen bis zum Sieg.

3. In Trübsalszeiten ist uns die göttliche Gegenwart oft in Dunkel eingehüllt, aber wenn wir nur muthig aushalten, so offenbart sich uns Jehovah immer wieder in seiner segnenden Liebesfülle.

4. In Gottes Gnadennähe werden unsere Seelen gesund und unser neuer Christenname immermehr der Ausdruck unseres Verklärtwerdens in Christi Bild.

—o—

Sonntag den 13. April.

Josephs Träume. — 1. Mose 37, 3—11.

Uebersichtliche Darstellung.—Jakob bewohnte den Süden Palästinas, und seine Söhne mußten mit den zahlreichen Heerden oft sehr weit vom väterlichen Hause hinwegziehen, um Weide für dieselben zu finden. Das Hirtenleben mit seiner Muse und der Bewegung in der freien Natur bot Gelegenheiten zu einer günstigen oder ungünstigen Gemüthsentwickelung, wie wohl sonst kein Stand. Auf ein gefühlvolles, gottliebendes Gemüth mußte die tägliche Betrachtung der Werke Gottes und der Naturschönheit, wie bei Moses und David, einen sehr günstigen Einfluß ausüben. Bei neidischen, argwöhnischen Naturen, wie die Brüder Josephs waren, bot es auch Zeit und Gelegenheit, über böse Pläne und Streiche nachzusinnen. Da steht man also wie, je nach der Gemüthsrichtung, derselbe Gegenstand einen verschiedenen Einfluß auf die Menschen haben kann.

Daß Joseph die Bubenstreiche seiner Brüder seinem Vater hinterbrachte, machte ihn zum Gegenstand ihres Neides, und daß nun Jakob seinen Vorzug für Joseph durch den bunten Rock, den er ihm machen ließ, offenbart, und daß Joseph arglos seine Träume erzählt, war Oel ins Feuer gegossen. Hätten sie, anstatt blos für menschliche Gunst, Verständniß für die göttliche Führung gehabt, so möchten sie wohl anders geurtheilt haben.

Texterklärungen—V. 3. *Jakobs Vorliebe für Joseph.* — Jakob war 91 Jahre alt, da Joseph geboren wurde. Die übrigen Söhne hatten dem Vater schon viel Kummer und Herzeleid gemacht, und da ihm nun in seinem Alter von seiner geliebten Rahel ein Sohn geboren wird, welcher von seiner Jugend auf eine Neigung für Weisheit und Frömmigkeit zeigte, so ist es kaum zu verwundern, daß er des Vaters Liebling wurde. Die Anschaffung des bunten Rockes für Joseph war an sich selbst unvorsichtig, mußte jedoch auch wieder dazu

beitragen, um die göttlichen Zwecke am Ende auszuführen.

V. 4. Wie bald doch der Neid eine Scheidewand in den freundschaftlichen Verkehr der Menschen hineinbaut. Joseph war doch nicht schuld an diesem Vorzuge. Es herrscht bei den Arabern der Gebrauch, daß sie nur zu denen ihr „Friede sei mit dir" sagen, denen sie wohl gesinnt sind, und wenn sie diesen Gruß nicht aussprechen, zeigt das nicht blos an, daß sie demselben nichts Gutes wünschen, sondern auch Schaden thun, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Dieses paßt auf die Brüder Josephs.

V. 5—8. Josephs erster Traum.—Träume können Folgen von geschwächtem Nervensystem, Krankheit, heftiger Gemüthsbewegung, oder auch Eingebungen Gottes oder des Satans sein. Die Träume Josephs waren prophetische Hinweisungen auf die Zukunft, das Binden der Garben (des Getreides) deutete auf Josephs künftige Stellung als Getreideherr in Egypten, und das Neigen der Brüder erfüllte sich dort buchstäblich. Joseph mochte gegenwärtig weniger Begriff von der Bedeutung des Traumes haben als seine Brüder, sonst hätte er ihn wohl nicht so arglos erzählt, denn er konnte sich dann denken, daß es ihren Neid vergrößern werde. „Sollst du unser König werden und über uns herrschen?" Auch hier ist Joseph seinen Brüdern gegenüber ein Vorbild auf Christus. Weil er als der Juden König verheißen war und erschien, wurde er „von seinen Brüdern' verfolgt, verschmäht und verworfen.

V. 9—11. Der zweite Traum. — Jakob strafte Joseph um des Traumes willen, nicht darum daß er geträumt hatte, sondern um zu verhüten daß er sich dieser in zarter Jugend empfangenen Offenbarungen nicht überheben möchte. „Soll ich und deine Mutter" ꝛc. Damit will er ihm wohl die Bedeutungslosigkeit des Traumes vorstellen, indem doch Rahel, seine Mutter, schon gestorben war. Aber dieses konnte sich ebensowohl auf Lea, seine Pflegemutter, beziehen. Diese Rücksicht auf Josephs Entwickelung war allerdings lobenswerth.

Dieser Traum trug nun dazu bei, um das Feuer des Neides in seiner Brüder Herzen noch mehr zu schüren; aber sein Vater behielt die Worte in seinem Herzen, wie die Mutter Jesu einst die Worte der Hirten. Jakob und seine Söhne haben auch hernach erfahren, daß sich die Träume Josephs erfüllten.

Andeutungen. — 1. Wer die Wahrheit redet, Gott fürchtet und seine Pflicht thut, muß den Neid und Haß der Welt empfinden.

2. Die Wirkungen der göttlichen Gnade und des heiligen Geistes in einem jugendlichen Herzen.

3. Ein Beispiel für Jünglinge und Jungfrauen mitten im Kreise gottentfremdeter Geschwister und Kameraden sich unbefleckt zu erhalten von der Welt.

—o—

Sonntag den 20. April.

Joseph wird von seinen Brüdern verkauft.—1. Mose 37, 23—28.

1. Die Ankunft Josephs bei seinen Brüdern.—Joseph kam von Hebron, wo sein Vater Jakob wohnte (Kap. 35, 27.) und fand seine Brüder zu Dothan V. 17. Dothan ist bei 40 Stunden von Hebron entfernt. Daß der 17jährige Jüngling diese weite und gefährliche Reise machte, ist ein Beweis, daß Jakob seinen Liebling nicht verzärtelte, sondern ihn wie seine anderen Söhne zur Arbeit anhielt, und die Willigkeit, mit welcher Joseph die weite und gefährliche Reise allein machte, ist ein Beweis davon, daß er seinem Vater gehorsam war V. 13. In kindlicher Einfalt kommt Joseph zu seinen Brüdern, nicht ahnend, daß sie beschlossen hatten, ihn umzubringen. Er sucht seine Brüder und findet seine bittersten Feinde.—

2. Der Empfang V. 23. 24.—Mit Mordgedanken und Mordlust wurde Joseph von seinen Brüdern empfangen. Sie zogen ihm den bunten Rock aus, der schon lange ein Gegenstand ihres Neides und Aergers gewesen war, und dann nahmen sie ihn und warfen ihn in eine Grube (Cisterne .

Aehnliche Behandlung erfuhr unser Heiland als er in die Welt kam, die verlornen Menschen zu suchen und selig zu machen.—„Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Joh. 1, 11. Sie empfingen ihn mit Mordgedanken und kreuzigten ihn. Als Joseph den Mordplan seiner Brüder erkannte, kam er in große Angst und bat seine Brüder um Erbarmen; aber er fand kein Gehör (Kap. 42, 21), sie warfen ihn in eine Grube.

Was darnach geschah. — Sie setzten sich nieder zu essen V. 25 „Dies ist der Ausdruck einer scheinbaren Gefühllosigkeit; doch verräth sich ihre innere Unruhe durch ihr aufgeregtes Aufblicken, wobei sie die Karawane schon von weitem kommen sahen." Ein böses Gewissen schweigt nicht. Es verbittert das Essen und Trinken und das ganze Leben.

4. Der Vorschlag Juda's V. 26.—Ruben mußte abwesend sein, als Juda seinen Brüdern den Vorschlag machte, und es scheint, Juda wußte nichts von dem Vorhaben seines Bruders Ruben V. 21. 22. Beide Brüder erinnern an Joseph von Arimathia und Nikodemus, welche nicht willigten in das Urtheil des hohen Raths, aber sie hatten auch nicht den Muth, mit voller Hingebung für das Recht einzustehen. Dieser Charakterzug wird in der Christenheit sehr häufig angetroffen.

5. Wie der Vorschlag ausgeführt wird V. 28.—Sie zogen ihn wieder heraus aus der Grube und verkauften ihn den Ismaeliten. Die Karawane selbst bestand aus Midianiter Kaufleuten, die aber wahrscheinlich von den Ismaeliten abhängig waren und von einem Ismaeliten geführt wurde. Für 20 Silberlinge (etwa 10 Dollars) verkauften die Söhne Jakobs ihren Bruder Joseph und für 30 Silberlinge verkaufte Judas Ischarioth den Herrn Jesum.

6. Wohin Joseph gebracht wurde V. 28.—Nach Egypten. Siehe Kap. 39.

7. Praktische Nutzanwendungen.

a. Aus dieser Geschichte kann man deutlich sehen, wohin der Neid führt. Er geht über in Groll, der Groll in Haß und der Haß in Mordanschlag. Vgl. die Geschichte Kains und die Geschichte der Schriftgelehrten und Pharisäer zur Zeit Christi.—

b. Hier auf Erden muß die Unschuld oft leiden. Die Frommen müssen oft unschuldig leiden. Aber wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Alles Unternehmen der Brüder Josephs, die Erfüllung sein r Träume zu verhindern, mußte dazu dienen, dieselben zu befördern und zwar gegen ihren Willen. Ps. 55, 10.

c. Die kleinen Dinge im Leben haben oft eine große Bedeutung. Man denke an die Träume Josephs, an die kindliche Offenheit, mit welcher er seine Träume erzählte, an den bunten Rock, an das Erscheinen der Karawane und an die Abwesenheit des

Ruben, der das Verkaufen Josephs gewiß verhindert hätte. Und wozu mußte dies alles dienen? Die Antwort gibt die Geschichte Josephs in Egyptenland.

—o—

Sonntag den 27. April.

Der Herr ist mit Joseph.—1. Mose 39, 1—6; 20—23.

Uebersichtliche Darstellung. — Furchtsam und mit einem bösen Gewissen geplagt, suchten die Söhne Jakobs ihre herzlose Handlung gegen ihren Bruder Joseph vor ihrem Vater zu verbergen, und nahmen, um diesen Endzweck zu erreichen, zu einer neuen Sünde ihre Zuflucht. Sie tauchten den Rock Josephs in das Blut eines geschlachteten Ziegenbockes und sagten zu ihrem Vater, Joseph sei von einem wilden Thiere zerrissen. Das Elend ihres Bruders, das Leiden ihres Vaters und ihre eigene Schändlichkeit rührte sie nicht, ihr Streben war nur, ihren gottlosen Zweck zu erreichen: Joseph aus dem Wege zu schaffen und ihre böse That vor dem Vater zu verbergen. Ruben theilte in seinem Herzen nicht die mörderischen Absichten seiner Brüder, hatte jedoch nicht den Muth öffentlich für Joseph in den Riß zu treten, half nachher die Sache verhehlen und wurde so zu ihrem Mitschuldner.

Trotzdem, daß nun die Söhne Jakobs böse Pläne gegen Joseph schmiedeten, lenkte es hier der Herr wieder, so wie einst bei der Segnung Jakobs, daß sein Wille, d. h. seine höhere Absicht mit Joseph ausgeführt wurde, nicht nur zum Wohl Josephs, sondern auch zum Nutzen seiner Brüder; ja nach der heilsgeschichtlichen Bedeutung zum Heil für die ganze Welt.

Texterklärungen.—V. 1. Im Hause Potiphars, des Hofmeisters Pharao's, wurde Joseph mit der Sprache, den Sitten und dem Hofleben der Egypter bekannt. Wie wunderbar bereitet ihn der Herr für seine künftige Stellung vor.

V. 2. Seine neidischen Brüder hatten Joseph aus der Gemeinschaft des Vaters und seiner Familie verbannt, aber aus der Gemeinschaft Gottes konnten sie ihn nicht verbannen.

V. 3. Mit dem Eintritt Josephs in Potiphars Haus, wie einst mit dem Eintritt Jakobs in Labans Haus, kommt neues Gedeihen in dasselbe, welches Potiphar mit Recht der Frömmigkeit des Joseph zuschreibt. Welch ein Glück und Segen für ein Haus ist doch ein treuer Dienstbote!

V. 4. 5. Es ist wahrscheinlich, daß Potiphar als ein hoher Beamter eine ausgedehnte Oekonomie hatte, deren Verwaltung er, nebst dem Hauswesen, dem Joseph nach und nach übertrug. Wie wunderbar war diese göttliche Führung, und wie unentbehrlich dem Joseph diese Vorübung auf seine künftige Stellung in Egypten!

V. 6. Denn daß er aß und trank. Alles war dem Joseph untergeordnet, ausgenommen was die Speise betraf, hatten die Egypter ihr eigenes Speisegesetz, welches ihnen verbot mit den Hebräern zu essen.

V. 20—23. Der Herr begleitete mit seinem Segen Joseph nicht blos in Potiphars Palast, sondern auch in die öden Gefängnißzellen, und verschaffte ihm die Gunst des Amtmannes über das Gefängniß. Als ihn seine Brüder wie einen Sclaven verkauften, geschah der erste Schritt zu seiner Erhöhung; und als ihn Potiphar in den Kerker werfen ließ, der zweite. Er litt unschuldig, aus Liebe zur Keuschheit und Gerechtigkeit, darum war der Herr auch im Kerker mit ihm, denn „wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm."

Andeutungen.—1. Wer auf Gott vertraut, den verläßt der Herr nicht.

2. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen," und wenn es auch scheinbar ihr größtes Unglück wäre.

3. Es ist ein großes Glück, einen gründlich frommen Menschen im Hause zu haben, und wenn er auch nur ein Dienstbote oder Sclave ist.

4. Es ist keine Schande im Kerker unter den Verbrechern zu sein, wenn man nur unschuldig leidet. Unser Heiland wurde auch zwischen die Uebelthäter gerechnet.

5. Gottes Wege sind wunderbar.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 1.

Durch Kampf zum Sieg. — Als Jonathan und seine Waffenträger den Philistern entgegen marschirten, da mußten sie zwischen zwei spitzigen Felsen hindurch. Der eine hieß Bozez — Koth bedeutend, der andere Senne — dornig und rauh. Aber fort ging es durch dick und dünn, bis sie endlich siegten. So mußten die Israeliten die bitteren Wasser von Marah kosten, ehe sie Milch und Honig im gelobten Lande genießen sollten. Wer immer erwartet, von den reichen Gütern des Hauses Gottes gespeist und getränket zu werden, der muß zuvor den bittern Kelch der Buße und Zerknirschung des Herzens versuchen. Durch die Nacht zum Licht. Durch Kampf zum Sieg. Durch Tod zum Leben. Von der Gewalt des Satans zu Gott. Das Himmelreich leidet Gewalt und die ihm Gewalt anthun, die reißen es zu sich.

Ein neuer Mensch, ein neuer Name.— Vor menschlichen Richtern mag eines Verbrechers Lage plötzlich geändert werden, während sein moralischer Zustand — seine Gesinnung dieselbe bleibt. Ein Gefangener kann vom Richter freigelassen werden, während er als derselbe Verbrecher mit allen seinen bösen Grundsätzen seine Frevlersbahn nach wie vor verfolgen mag. Ganz anders, wenn Gott einen Sünder begnadigt. In allen Fällen, wo die Schuld erlassen wird, da erfolgt auch eine neue Creatur. Das Alte ist vergangen und siehe es ist Alles neu geworden. Sogar ein neuer Name wird ihm gegeben.

Zu Lektion 2.

Träume durch Gottes Vorsehung.— Capt. Jount von Californien träumte einst, er sähe eine Gesellschaft Auswanderer festgebannt durch den tiefen Schnee in den Gebirgen und dem Tod durch Hunger und Kälte nahe. Er sah die Scene des Jammers frisch und lebendig vor sich, und durch einen besonderen Zug gekennzeichnet, nämlich einen ungeheuren senkrecht emporragenden weißen Felsen. Er unterschied deutlich die verschiedenen angstvollen Gesichtszüge. Er erwachte von seinem Traum und dachte ernstlich über dessen Lebendigkeit und Genauigkeit nach. Nach einer Weile schlief er wieder ein und träumte nochmals genau dasselbe. Am Morgen konnte er den Traum gar nicht los werden. Im Verlauf etlicher Stunden traf er einen seiner Jagdgesellen und erzählte ihm denselben. Dieser

erklärte, daß seine Schilderung der im Traum gesehenen Landschaft genau einer Stelle, die er auf dem Wege hierher passirt habe, entspreche. Jount säumte keinen Augenblick länger, sammelte eine Gesellschaft, um sich auf den Weg zu machen und die betreffende Stelle aufzusuchen. Er rüstete die Gesellschaft aus mit Maulthieren, mit Blankets und einer hinreichenden Quantität von Lebensmitteln. Die Nachbarn lachten natürlich über seine Grillen, wie sie es nannten, wodurch er sich jedoch nicht beirren ließ. Die Expedition gelangte endlich nach einer Wanderung von etwa einhundert und fünfzig Meilen an der ihm durch den Traum bekannt gewordenen Stelle an und fand zur Verwunderung Aller die in der vorigen Nacht gesehene Anzahl Menschen in der erwähnten Lage und dem Tod nahe und sie wurden der Mehrzahl nach noch lebend nach Hause gebracht, und dieser Umstand wurde von vielen Zeugen bestätigt.

Zu Lektion 3.

Neid und Mißgunst.—Caligula erschlug einst seinen Bruder, weil derselbe ein schöner junger Mann war — ein Seitenstück zu Cain und Abel. Mutius, ein Bürger zu Rom, war so allgemein bekannt wegen seiner neidischen und mißgünstigen Gemüthsart, daß Publius, der ihn eines Tages wieder verstimmt sah, von ihm die Bemerkung machte: „Entweder ist dem Mutius etwas Schlimmes, oder einem Andern etwas Gutes widerfahren." Plutarch erzählt, daß Dionysius aus Neid einmal den Philorenius, ein Musikant, derb gezüchtigt habe, weil letzterer schöner singen konnte als er, und Plato den Philosophen, weil derselbe besser disputiren konnte als er. Cambysses erwürgte seinen Bruder, weil derselbe seinen Bogen besser zu spannen und besser zu zielen verstand als er, oder als irgend ein Anderer ihrer Partei.

Verfolgungen der Gläubigen.— Nutzen derselben. — Wie Weihrauch, wenn auf die heißen Kohlen gelegt, erst seinen Wohlgeruch verbreitet und gleichwie die Erde, wenn mit der Pflugschar umgekehrt, um so fruchtbarer und der Weinstock, wenn gut beschnitten, um so erträglicher wird, ebenso sind auch Verfolgungen, wenn sie über den Christen hereinbrechen, geeignet, denselben desto tüchtiger zu machen zur Betreibung des Werkes Gottes und endlich zum Erbtheil der Heiligen im Licht.

Zu Lektion 4.

Ein gläubiges Kind Gottes, das inmitten heidnischer Finsterniß und rings umgeben von schweren und zahlreichen Versuchungen treu seinem Gott dient, ist gleich einem Lichtlein am einsamen Ort.

Es scheint und leuchtet um sich her
Als wie ein Leuchtthurm auf dem Meer.

Es ist auch einem Baum zu vergleichen, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Früchte bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht und **was er macht, das geräth wohl.** (Siehe Josephs gesegneter Dienst Lektion Vers 2 u. 3.

Der Gerechte wird vielfach geprüft. —Wozu? Man vergleiche ihn in dieser Hinsicht mit folgenden Gegenständen und deren Behandlung und die Antwort findet sich leicht: 1. „Gleichwie das Gold durch's Feuer; also werden die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewähret." Sir. 2, 5. 2. Wollen wir die Festigkeit und Dauerhaftigkeit eines Gebäudes prüfen, so geschieht solches am besten zur Zeit eines heftigen Sturmwindes. Vergl. auch Matth. 7, 24—27. 3. Der Weizen wird erst dann von der Spreu recht erkannt, wenn derselbe durch die Wanne tüchtig geschüttelt und von jener gesäubert ist. Matth. 3, 12. 4. Zu erfahren ob ein Stab recht zuverlässig und stark sei, oder ein zerbrechlicher Rohrstab sei, ist es nöthig sich auf denselben zu lehnen oder mit einer entsprechenden Last zu beschweren. Jes. 36, 6. Joseph im Gefängniß, Daniel und seine drei Freunde im Läuterungstigel zu Babylon, sowie alle frommen Dulder und Kreuzesträger von Anbeginn seither und bis zum Ende der Tage.

Bitte.

Ohne Schelmen keine Lüge,
Ohne Soldaten keine Kriege,
Ohne Kapitalisten keine Renten,
Ohne Doctoren wenig Patienten,
Ohne Advokaten keine Prozesse,
Ohne Mönche keine Messe;
Drum behüt alle guten Christen
Vor Schelmen und Capitalisten,
Vor Doctoren und Soldaten,
Vor Mönchen und Advokaten,
Der liebe Gott in Gnaden.

W. Horn.

Freude in der Sonntagschule.

(Von Ch. Brögmann.)

Wenn die Sonntagschule auch für manche nur ein Ort des eitlen Vergnügens sein mag, um zu sehen, oder sich sehen zu lassen; nicht eigentlich um zu lehren und zu lernen und sich Schätze zu sammeln, die weder Motten noch Rost fressen, so ist und bleibt sie doch für die ächten Sonntagschulfreunde ein Garten geistlicher Beschäftigung, worin sie sich geistig erfreuen und ergötzen. Sie sind in derselben nicht nur in Person gegenwärtig, sondern auch mit ihrem Geiste, Gebet und Anliegen zu Gott.

Nicht blos zur Sonntagschulstunde, sondern auch zu anderen Zeiten sind sie bemüht, das Interesse der Schule zu befördern. Sie leben, beten und arbeiten dafür. Ihr Bemühen geht dahin, Kinder zu sammeln, sie zu unterrichten und mit Jesu bekannt zu machen, Sie lassen auch keinen Wink oder Aufruf unbeachtet, welcher ihnen mündlich, oder schriftlich gegeben wird, um die Schule zu heben. Sie wirken im Einzelnen und in Vereinigung, um allem ungöttlichen und irreligiösen zu begegnen, und dasselbe zu unterdrücken.

Wie ein Gärtner in einem Garten, so graben, säen, pflanzen, begießen und gäten sie um den Wachsthum der jungen Pflanzen zu befördern, und eine ergiebige Ernte zu sichern. Welch eine große Arbeit, welch eine hohe Aufgabe! Mögen andere sich erfreuen wo sie wollen, unsere Freude soll in der Sonntagschule sein.

Gott segne die Sonntagschule, und lasse seine schützende Hand über dieselbe walten, daß sie aller Orten mit reichem Erfolg gekrönt sein möchte.

Wandtafellectionen.

Zu Lection 1.—Jakobs Kampf und Sieg.

Zu Lection 2.—Joseph's Träume. (Anmerkung. Der Holzschneider hat hier eine Garbe vergessen, welche sich der geneigte Leser hinzudenken wird.)

Zu Lection 3.—Joseph's Schicksal und der Brüder Bosheit.

Zu Lection 4.—Joseph ein scheinendes Licht in Egypten.

Dies und Jenes.

Eine Temperenzgeschichte.

In einer Rede zu Gunsten der Mäßigkeitssache sagte Richter Ray einst Folgendes:

‚Alle Solche, welche in ihrer Jugend anfangen Branntwein zu trinken, sind im Alter von fünfzig Jahren entweder Enthaltsamkeitsleute oder Trunkenbolde. Niemand kann Branntwein eine Reihe von Jahren mäßig genießen. Wenn sich aber Jemand in dieser Versammlung befindet, dessen Erfahrung das Gegentheil beweist, der mag sich melden. Ich will entweder die Ursache von solchem Umstand erklären oder bekennen, daß ich im Irrthum bin."

Jetzt stand ein großer, kräftiger Mann auf, kreuzte mit großer Selbstzufriedenheit seine Arme auf der Brust und sagte:

„Hier ist Jemand, welcher durch seine eigene Erfahrung Ihre Behauptungen widerlegen kann."

„Sind Sie ein mäßiger Trinker?" fragte der Richter.

„Ja."

„Wie lange haben Sie geistige Getränke mäßig genossen?"

„Vierzig Jahre."

„Und waren niemals betrunken?"

„Niemals."

„In der That," sagte der Richter, „Ihr Verhältniß ist ein eigenthümliches, doch denke ich, daß ich es erklären kann. Ich werde hier an eine kleine Anecdote erinnert. Ein Farbiger setzte sich mit einem Laib Brod und einer Flasche Branntwein am Ufer eines kleinen Flusses nieder um zu Mittag zu speisen. Indem er nun sein Brod brach, fielen ab und zu Krumen ins Wasser, welche die Fische munter aufschnappten. Dieses brachte den Schwarzen auf den Gedanken, das Brod in seinem Schnapps zu weichen und es dann den Fischen zu geben. Richtig! Ganz nach seiner Erwartung fraßen die Fische das Brod, wurden betrunken und trieben hülflos auf der Oberfläche des Wassers hin. Auf diese Weise wurde es ihm leicht eine große Anzahl zu fangen. Jedoch ein großer Fisch war in dem Fluß, ganz verschieden von den andern. Er fraß fleißig von dem Schnappsbrod, aber es schien nicht den mindesten Eindruck auf ihn zu haben. Jedesmal wenn der Neger nach ihm griff, schlüpfte er behutsam davon. Dieses brachte ihn zu dem Entschluß, diesen Fisch zu fangen, es möge kosten was es wolle. Er wollte seinen Namen und seine Natur ausfinden. Demzufolge holte er ein Netz, und nach großer Anstrengung fing er ihn glücklich, trug ihn dann zu seinem farbigen Nachbar, um dessen Ansicht in dieser Sache einzuholen. Dieser betrachtete den Wunderfisch einen Augenblick und sagte dann: ‚Sambo, ich merke die Sach. Dies ist ein Bartfisch, und der hat kein Gehirn.'

In andern Worten," fügte der Richter hinzu, „Alkohol greift hauptsächlich das Gehirn an, und Solche, welche kein Gehirn haben, mögen natürlich trinken so lange sie wollen, ohne daß es sie angreift."

Das Gelächter, welches hierauf folgte, trieb den mäßigen Trinker bald aus der Versammlung.

Räthsel.

Ich wohne im Kerker, verschlossen und enge,
Doch wenn ich die purpurne Oeffnung zersprenge,
So holt mich kein Läufer, kein Wettrenner ein;
Ich werde gesungen, gepredigt, gesprochen,
Ich werde geschrieben, gehalten, gebrochen,
Dem bin ich zu grob, und Jenem zu fein.

Kaum bin ich geboren, so muß ich schon sterben,
Doch kann ich den Ruhm der Unsterblichkeit erben,
Wie Friedrich und Hermann und Schiller und Tell.
Ich wecke die Liebe, ich reize zum Zanke,
Mein Vater ist Kopf—meine Mutter Gedanke;
Sie zeugen der Kinder gar häufig und schnell.

Willst Du, Freund Leser, die zwei ersten Zeichen
Gefälligst verwechseln, jedoch nicht streichen,
So wohnest und lebst Du und webst Du in mir.
Auf mir liegst Du schlafend, auf mir stehst Du wachend,
Ich dulde Dich weinend, ich trage Dich lachend,
Und trenne mich selbst nicht im Grabe von Dir.

Auflösungen der Räthsel im Januar- und Februar-Heft.

Rechnungsaufgabe: — Anna $226½, Bertha $114¼, Cora $48½, Doris $48⅛.

Räthsel:—Fingerhut.

Arithmetische Aufgabe:—In 15 Tagen.

Zweisilbige Charade:—Donau.

Wer bin ich? Man sieht mich zweimal in jedem Moment, einmal im Monat, und niemals in tausend Jahren.

Alles neu, macht der Mai.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. Mai 1873. Nr. 5.

Alles neu, macht der Mai.

Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser frischer Maienthau;
Was den Mai zum Heiligthume
Jeder süßen Wonne schafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume
Würz' und Duft, ist seine Kraft.

Wenn den Thau die Muschel trinket,
Wird in ihr ein Perlenstrauß;
Wenn er in den Eichbaum sinket,
Werden Honigbienen d'raus;
Wenn der Vogel auf dem Reise
Kaum damit den Schnabel netzt,
Lernet er die helle Weise,
Die den ernsten Wald ergötzt.

Mit dem Thau der Maienglocken
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken
Und sie glänzt von Himmelslicht;
Selbst ein Auge, roth geweinet,
Labt sich mit den Tropfen gern,
Bis ihm freundlich niederscheinet,
Thaugetränkt, der Morgenstern.

Sink' denn auch auf mich hernieder,
Balsam du für jeden Schmerz!
Netz' auch mir die Augenlider,
Tränke mir mein dürstend Herz!
Gib mir Jugend, Sangeswonne,
Himmlischer Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne,
Leiser, frischer Morgenthau!

Ludwig Uhland.

Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;

Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit!

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf Eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum,
Ein Sonnenball vergeht.

Eine eigenthümliche Gerichtssitzung.

Ein russischer Kaufmann verließ Petersburg, um eine Reise durch Europa zu machen. In Warschau, der Hauptstadt Polens, verfügte er sich mit seinen guten Empfehlungsschreiben zu einem der vornehmsten Bürger der Stadt, von welchem er auch sehr zuvorkommend aufgenommen und behandelt wurde. Er hielt sich eine Woche in Warschau auf, und sein Wirth sparte keine Mühe, um ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen und ihm alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Endlich jedoch nahte die Zeit der Weiterreise, und der Kaufmann äußerte nach dem Genusse des Frühstücks den Wunsch, nachdem er die Merkwürdigkeiten der Stadt alle gesehen, nun schließlich noch den Stadttheil zu besuchen, wo die Armuth und Verworfenheit

der Gesellschaft wohne, indem man ihm von demselben eine so drastische Schilderung entworfen habe, daß es seine Neugierde errege. Hierauf wandte er sich zu seinem Wirth mit den Worten: „Es befindet sich in meiner Verwahrung ein Kästchen von einem bedeutenden Werth, welches ich in jene Regionen des Lasters nicht gerne mitnehmen möchte. Wäre es mein Eigenthum, so wollte ich es schon riskiren. Da es aber einem Freunde angehört, welcher mir dasselbe zur Ueberlieferung an eine gewisse Person in einer andern Stadt anvertraut hat, so möchte ich die Sicherheit desselben um keinen Preis gefährden. Es enthält Juwelen und andere Kostbarkeiten. Wollen Sie mir nicht die große Gefälligkeit erzeigen, dasselbe für diesen Tag in Verwahr zu nehmen?" Mit der größten Bereitwilligkeit sagte sein Wirth ihm diesen Dienst zu, und mit einem leichten Herzen trat der Kaufmann seine Untersuchungsreise nach dem genannten Stadtviertel an.

Als am nächsten Morgen das Frühstück eingenommen war, dankte der Kaufmann seinem Wirth aufs herzlichste für seine liebevolle Gastfreundschaft und setzte hinzu, daß er jetzt im Begriffe sei abzureisen, und deßhalb das Kästchen wieder an sich zu nehmen wünsche. Mit verstelltem Erstaunen schauten der Hausherr und seine Gattin sich einander an. „Welches Kästchen?" sagte darauf Ersterer. „Ich erinnere mich keines Kästchens, thust du, meine Liebe?" sagte er dann sich zu seiner Frau wendend. „Nein," sagte diese, „ich wüßte mich durchaus an nichts zu erinnern." „Welche Art Kästchen war es denn?" fragte der Hauswirth, „vielleicht haben Sie es in Ihrem Zimmer gelassen." Da der Kaufmann jedoch darauf bestand, daß es sich in ihrem Verwahr befinde, und sich an die Frau des Hauses wandte und versuchte, ihr die Sache ins Gedächtniß zurückzurufen, wurden beide (nachdem sie sich durch wiederholte gegenseitige Betheuerung in ihrem Läugnen bestärkt hatten) kalt und fremd gegen ihn, und ließen aus ihren verschiedenen Reden die Meinung hervorblicken, daß ihm etwas Sonderbares begegnet sein müsse, indem er auf einer eigenthümlichen Täuschung so fest bestehen könne; und indem der Hausherr bedeutsame Zeichen mit seinem Finger nach der Stirne zu machte, fiel es dem armen Mann ein, daß er sich ohne Freund in einer fremden Stadt befand; der Boden schien ihm unter den Füßen zu schwanken, für ihn selbst war Gefahr im Anzuge und mit Schrecken floh er aus dem Hause. Er eilte direkt nach der Polizeistation. Der Beamte hörte aufmerksam auf seine Geschichte und fragte ihn dann:

„Also Sie übergaben dieses werthvolle Kästchen einem Manne, welchen Sie erst seit einer Woche kannten ohne irgend einen Zeugen, oder eine schriftliche Bescheinigung?"

„Er hatte mich so freundlich behandelt; ein Mann von seiner Stellung——"

„Pah! Sie ein Geschäftsmann! Aber haben Sie keinen Beweis, daß das Kästchen Ihnen gehört?"

„Durchaus keinen, als diesen Schlüssel. Es ist verschlossen und ich habe den Schlüssel," und damit zeigte er einen kleinen Schlüssel vor.

Der Beamte schien für einige Zeit in Gedanken versunken, dann sagte er: „Das Einzige, was ich für Sie thun kann, will ich thun. Der Großfürst Constantin (der Gouvernör von Polen) ist ein strenger, schroffer Mann, aber er ist bekannt wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe, und wenn er Ihre Geschichte glaubt, so wird er das Beste für Sie thun. Ich will Sie augenblicklich zu ihm führen."

Schnell eilten sie zu dem Palast, und bald befand sich der Kaufmann vor dem Großfürsten, welcher ihn ersuchte, seine Geschichte zu erzählen. Als er vollendet hatte, dachte der Großfürst einige Augenblicke nach, dann klingelte er. Ein Bedienter erschien und empfing den Befehl, den Hrn. M—., den Wirth des Kaufmanns, sogleich herbeizuholen. Dies war bald geschehen, und ohne irgend welche Einleitung oder Frage sagte der Großfürst zu dem erstaunten Manne: „Setzen Sie sich an diesen Schreibtisch, und schreiben Sie was ich Ihnen dictiren werde." Der Mann setzte sich, nahm die Feder, und der Großfürst fing an zu dictiren:

„Meine theure Gattin!
Alles ist ausgefunden——"

„Nein," rief der Mann, indem er von seinem Sitze aufsprang, „das werde ich nicht schreiben."

„Dann sind Sie schuldig," war die bestimmte Antwort.

Verwirrt und zerschmettert setzte er sich wieder und schrieb was verlangt wurde:

„Meine theure Gattin!
Alles ist ausgefunden.
Sende das Kästchen durch den Ueberbringer dieser Zeilen."

Hier unterschrieb er auf Befehl des Großfürsten seinen Namen und der Bediente wurde damit abgesandt. Die Gattin des Hrn. M. befand sich gerade in ihrer Garderobe. Beim Lesen der Zeilen wurde sie todtbleich und fing an heftig zu zittern. Sie nahm aus einem geheimen Verschluß in ihrem Toilettentischchen das Kästchen und gab es dem Bedienten des Großfürsten, welcher es diesem überbrachte. Sogleich wurde es dem Kaufmanne übergeben mit der Bitte, es aufzuschließen. Nachdem dieses geschehen, fragte der Großfürst, ob die Kleinodien noch alle darin seien, welches bejaht wurde.

Wieder klingelte der Großfürst, und als darauf ein Bedienter erschien, ertheilte er demselben auf Hrn. M——. zeigend folgende Weisung: „Nehmt ihn nach Sibirien, er soll sein eigenes Haus nicht wiedersehen."

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

8. Zwei Monate im Zuchthause.

Wie?—Im Zuchthause? höre ich den erstaunten Leser fragen. Ja, so ist es, ich war zwei Monate im Zuchthause; aber nicht als Gefangener, sondern als Soldat um die Gefangenen zu bewachen. Zuchthaus! welch ein Ausdruck ist dies. Wie schauerlich klingt das Wort, und wie furchtbar schauerlich und grauenhaft ist der Ort, den es bezeichnet. Ich wüßte keinen Ort zu nennen, der ein kräftigerer Beweis wäre für die Wahrheit der Schriftworte: „Die Sünde ist der Leute Verderben," als die Zuchthäuser. Alle Elemente der Bosheit und Grausamkeit, der Wuth und Verzweiflung, der listigen Ränke und Schliche, der Trägheit und abgestumpften Gleichgültigkeit sind in den Zuchthäusern zusammen gehäuft. Alle groben Laster, zu welcher die sündliche Menschheit fähig ist, sind darin vertreten. Da sind Männer und Weiber, und sogar Jünglinge und Jungfrauen, die zu den Gefangenen gehören, die fast alle Sclaven verschiedener Laster sind.

Die Bewachung der Gefangenen in den Zuchthäusern ist ein Dienst, der sehr unangenehm ist und daher auch nicht gern gethan wird. Mancher Soldat würde sich gern weigern diesen Dienst zu verrichten, aber das Soldatenleben kennt keine Weigerung. Unbedingter Gehorsam ist ein Hauptgrundzug desselben. Und dieser Grundzug ist nach meiner Ansicht eine Hauptsache im Soldatenleben. Mancher Jüngling ist in seiner Erziehung so sehr verkümmert, daß er kaum weiß, was Gehorsam ist, sobald er aber Soldat wird, lernt er den Gehorsam kennen. Da gilt das Sprichwort: „Wer Vater und Mutter nicht will hören, der muß das Kalbfell (Trommel) hören." Eine solche Erfahrung ist wohl nicht angenehm, aber sie kann nur heilsam sein; denn ein Jüngling, der den Gehorsam gegen seine Eltern oder Vorgesetzten nicht kennt, wird auch Gott nicht Gehorsam sein. Eltern, die es versäumen, ihre Kinder kindlichen Gehorsam zu lehren, werden kaum erleben, daß ihre Kinder dem lieben Gott gehorsam sein.

Noch andere Vorzüge hat das deutsche Soldatenleben. Es lehrt Höflichkeit, Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und andere Tugenden. Das geringste Vergehen in diesen Stücken wird streng bestraft. Wenn bei uns ein Soldat nicht pünktlich oder reinlich war, dann mußte er beim Exerciren einige Tage oder Wochen den gepackten Tornister tragen, oder wenn einer eine Unwahrheit sagte, dann wurde er als ein Lügner mit einer schwarzen Achselklappe gezeichnet, die er ein halbes Jahr, und oft noch länger, auf der linken Schulter tragen muß-

te. Als Soldat bin ich zu der Einsicht gekommen, daß die rechte Zucht die Seele im Soldatenleben ist, wo diese fehlt, da mangelt demselben die Hauptgrundlage und die rechte Thatkraft.

Das Zuchthaus, in welchem ich das Vergnügen (?) hatte die Gefangenen zu bewachen, war vor alten Zeiten eine berühmte Ritterburg. Die Ritter von Waldeck sollen darin gehaust haben, daher wird es gewöhnlich „Schloß Waldeck" genannt. Es liegt in einer romantischen Gebirgsgegend, auf einem hohen Berge, eine halbe Stunde von der altmodischen Stadt Waldeck und sieben Stunden von Arolsen, der Hauptstadt des Landes, entfernt. In prächtiger Kegelform erhebt sich der „Schloßberg" aus dem wundervollen „Ederthale" etwa 400 Fuß in die Höhe. Auf seinem stolzen Haupte ragt ein colossaler steiler Felsen hoch empor, und oben auf dem Gipfel des Felsencoloß steht das Zuchthaus. Ein schmaler Fahrweg schlängelt sich hin und her den steilen Schloßberg hinan bis an den Fuß des Felsen, und von da aus führt ein enger Durchgang durch den Felsen allmählich hinauf nach dem Zuchthause. Drei starke Thore verschließen den Durchgang durch den Felsen: das erste am Eingange, das zweite in der Mitte und das dritte am Ausgange desselben. Nur dann, wenn Jemand ein- oder ausgehen muß, werden die Thore geöffnet. Der Weg den Schloßberg hinauf ist so steil, daß Fuhrwerke denselben nur mit schwerer Mühe befahren können. Gewöhnlich werden Lebensmittel und sonstige Sachen zum Bedarf der Zuchthausinsassen auf Eseln hinauf transportirt. Das nöthige Wasser liefert ein großartiger Brunnen mit zwei Eimern, die so groß sind, daß jeder sechs gewöhnliche Eimer voll Wasser enthält. Dieselben werden mit einer Winde auf- und abgewunden, welche durch drei hölzerne Räder gedreht wird. Der Brunnen ist so tief, daß vier Männer beinahe eine halbe Stunde winden müssen, um einen Eimer voll Wasser zu bekommen.

Das Zuchthaus besteht aus drei großen Flügeln. Der Hauptflügel zieht sich am Rande des Felsen von Osten nach Westen, und die beiden Nebenflügel gehen von Norden nach Süden und werden auf der Südseite durch eine starke Mauer verbunden. In der Mitte ist der „Schloßhof," der ungefähr 200 Fuß viereckig ist. Auf demselben ereignete sich einmal Nachts ein seltsamer Vorfall, den ich hier mittheilen will. Am westlichen Ende des Schloßhofs stand ein Soldat auf seinem Posten als Schildwache. Die Nacht war finster und stürmisch. Der Regen fiel in Strömen herab und der Sturm heulte furchtbar. In dies unheimliche Getöse mischten sich die schrillen Töne der alten Wetterfahnen auf den Dächern, die vom Sturme hin und her geworfen wurden. Der Soldat blickt in die schreckliche Nacht hinein und wartet seines Amts. Da auf einmal sieht er zu seinem großen Erstaunen von Osten her eine schwarze Gestalt auf ihn zukommen. „Werda!" ruft er derselben entgegen; aber sie antwortet nicht. „Werda!" ruft er zum zweitenmal; aber es folgt keine Antwort. Die Gestalt kommt ihm immer näher—immer näher. Noch einmal ruft er sein „Werda" und da keine Antwort gegeben wird, legt er sein Gewehr an—zielt und schießt. Aber die seltsame Gestalt kümmert sich um seinen Schuß so wenig, wie um sein „Werda." Sie macht ihren Gang fort und rückt ihm immer näher. Solche Dreistigkeit war aber zu viel für unseren tapferen Kriegsmann. Er fällt sein Gewehr und unternimmt einen Angriff mit dem Bajonette. Nur einige Schritte vorwärts und er steht vor der gefürchteten Gestalt, die ihm in der großen Dunkelheit vorkommt, wie ein schreckliches Ungeheuer. Es will ihm beinahe der Muth sinken. Sein Herz fängt heftig an zu pochen und ein kalter Schauer durchrieselt seine Glieder. Doch er sammelt seinen Soldatenmuth wieder und mit aller Kraft, die er besitzt, sticht er zu und—sticht in einen großen, runden Futterkorb, den der Wind dahin gerollt hatte. Solche Gespenster und Gespenstergeschichten gibts ziemlich viel in der Welt.

Vom Schloßhof aus gehen einige Eingänge nach „Unten," nicht nach der Hölle, wie man vor Alters meinte, sondern nach unterirdischen Gemächern, die aber freilich in manchen Beziehungen der Hölle ähnlich sind. Von diesen Gemächern

hörte ich schon als Knabe allerlei grauenhafte und komische Geschichten erzählen. Damals hegte ich schon den Wunsch, Schloß Waldeck und seine unterirdischen Gemächer einmal zu sehen, und dieser Knabenwunsch kam zur Ausführung, als ich groß und Soldat geworden war. Mit einigen Kameraden besuchte ich eines Tags die unterirdischen Gemächer. Wir stiegen hinab mit der brennenden Kerze in der Hand, durch einen engen Gang, der uns zuerst in ein halbrundes Gemach führte, welches der „Hexenspon" genannt wird. Wie der Name, so trägt auch der Ort und seine dunkle Geschichte ein unheimliches Gepräge. Die ganze Beschaffenheit des Gemachs deutet an, daß es ein Ort der geheimen Bosheit und Grausamkeit gewesen ist. In der Ritterzeit soll es der nächtliche Sammelplatz eines Vehmgerichts gewesen sein. Man sagt, daß viele Menschen darin ums Leben gekommen wären. So viel ist gewiß, der „Hexenspon" hat blutige Thaten erlebt; wenn seine steilen Felsenwände reden könnten, sie würden gräuliche Dinge offenbaren.

Vom „Hexenspon" aus führt der enge Gang im Zickzack weiter hinab in ein kleines Gemach, das einem deutschen Sarge ähnlich sieht und daher gewöhnlich der „Sarg" genannt wird. Nach einer alten Sage soll diese verborgene Sarghöhle im Mittelalter ein geheimes Gefängniß für Staatsverbrecher gewesen sein. Ein gewisser Prinz soll über sieben Jahre darin geschmachtet haben und andere hohe Personen sollen darin umgebracht worden sein. Ein unheimliches Gefühl umschlich uns, als wir in den „Sarg" eintraten. Todtenstille und Grabesdunkel herrschte in dieser Grotte. Mord- und Hexengeschichten, wie sie in den dunklen Annalen des Orts aufgezeichnet stehen, gaukelten wie im Zauberschimmer vor den Blicken der aufgeregten Phantasie und es kam uns vor, als hörten wir das Geächze der unglücklichen Geister, die in den dunklen Eingeweiden des Schloßberges ausgehaucht sind. „Hier ist alles unheimlich und grauenhaft," sagte ein Kamerad, der neben mir stand und beim matten Kerzenschimmer in das schauerliche Dunkel hinein blickte. „Dies ist ein Ort der dämonischen Grausamkeit," sagte ein Anderer, „hier kann man sehen," fuhr er fort, „wie der Teufel und böse Menschen keine Mühe und Arbeit scheuen, um ihre höllische Neigung und Lust zur Grausamkeit zu stillen. Ein Dritter meinte, der Ort sei ein schlagender Beweis für die Wahrheit der Verse:

„Heute mordet dich, der gestern
Noch dich brüderlich umfaßt."

Ich schlug dann vor, den Rückweg anzutreten. Wir verließen die grauenhafte Tiefe und waren froh, als wir wieder an's Tageslicht kamen, und ich denke, der Leser wird auch froh sein, daß die unheimliche Wanderung zu Ende ist.

„Aus der Tiefe in die Höhe," soll nun unser Motto sein. Weit droben auf der südöstlichen Ecke, wo der östliche Flügel des Zuchthauses mit der „Schloßmauer" verbunden ist, steht ein alterthümlicher Thurm, der in seiner höchsten Höhe eine Altane trägt, die dem Besucher eine Aussicht gewährt, wie sie nur selten genossen werden kann. Ich war auf hohen Bergen und Thürmen in Nord- und Süddeutschland, in Frankreich, Holland, Dänemark und auch in Amerika, aber nirgends fand ich eine Aussicht so erhaben und entzückend, als die Aussicht auf der Altane zu Schloß Waldeck. Weit unten in der Tiefe, am Fuße des Schloßberges, fließt in südlicher Richtung die krystallklare „Eder" durch das paradiesisch schöne „Ederthal" mit seinen wunderschönen Dörfern, Gärten und anmuthigen Gefilden. Durch die hohen Wipfel der riesigen Eichen schimmert von Osten her die weltberühmte „Wilhelmshöhe," mit ihrem großen „Christoffel." Weit im Norden droben ragen die kahlen Berggipfel des kölschen Sauerlandes hoch empor, bis zu den Wolken hinauf. Etwas mehr nach Westen sieht man in romantischer Landschaft die Grenzen von Preußen, Kurhessen, Hessendarmstadt und Waldeck sich berühren und zusammen schließen, und über den Grenzen hinaus flimmern im fernen Aether die Prachtwälder des schönen Siegerlandes. Wohin das Auge auch blickt, es siehet großartige Scenen der wunderschönen Gotteserde.

Eine trübe Kehrseite zu diesem reizen-

den Naturgemälde bildet das Zuchthaus mit seinem eigenthümlichen Leben und Treiben. In seine engen Räume sind die Unglücklichen eingeschlossen, die das schwere Joch der Gefangenschaft tragen müssen. Sie sind abgeschlossen von ihrer Heimath und Freundschaft, von der süßen Freiheit und den schönsten Genüssen des Lebens. Sie sind aus der Welt verbannt.—Nie vergesse ich die Eindrücke, die diese Unglücklichen auf mich machten. Aus ihren scheuen Blicken starrte eine Sehnsucht hervor, das in dem Zuchthausleben keine Befriedigung finden konnte. Ihre Physiognomien trugen die Symptome der Schwermuth und Stumpfheit, der Wuth und Grausamkeit, der Falschheit, Unzufriedenheit und anderer bösen Neizungen und Leidenschaften, die das Leben verbittern und tödten. Am Tage mußten die Gefangenen allerlei Arbeit verrichten, und des Nachts wurden sie in ihre engen Zellen eingeschlossen. Bei der Arbeit am Tage wurden sie strenge bewacht und auch des Nachts mußten drei Schildwachen auf verschiedenen Posten Wache stehen. Die Soldaten wurden angewiesen, des Nachts auf das geringste Geräusch zu achten, und wenn sich etwas Verdächtiges zeigte, mußten sie sogleich Meldung davon machen.

Sehr auffallend war mir, daß fast alle Gefangenen unschuldig sein wollten. Alle warfen die Ursache ihrer Gefangenschaft auf andere Leute, oder auf nicht verschuldete Umstände. Wie schwer hält es doch, bis der sündige Mensch seine Sündenschuld und Strafwürdigkeit einsehen und bekennen kann. Ich habe unter den Gefangenen keinen gefunden, der mit der Größe seiner Schuld recht bekannt und mit seiner Strafe zufrieden gewesen wäre.

„Auch nicht einer war zufrieden
Mit dem Loos das ihm beschieden."

Das Zuchthausleben der Gefangenen ist eine treue Darstellung von dem Leben in der Sünde. Die mannigfaltigen Grundzüge des sündlichen Lebens: Haß, Neid, Falschheit, Schadenfreude, Mißtrauen, Unruhe, Rachsucht, Grausamkeit u. s. w., kommen nirgends im Dasein so deutlich zur Erscheinung, als in dem Zuchthausleben der Gefangenen. Zu bedenken ist aber, daß die Keime der mannigfaltigen Grundzüge des sündlichen Lebens in der Natur eines jeden Menschen vorhanden sind, mit derselben sich entwickeln und früher oder später mehr oder weniger zum Ausbruch kommen. Zu bedenken ist ferner, daß jeder Mensch, der noch nicht frei geworden ist von der Sünde (Röm. 6, 22.) auf dem Wege ist, der nach dem Zuchthause führt. Werde nicht böse, lieber unbekehrter Leser, wenn ich dir ganz offen sage, du bist reif für das Zuchthaus, ich meine das Zuchthaus der Ewigkeit, welches die heil. Schrift „Hölle" nennt. Schrecklicher Ort dies! Ort der größten Schande, Qual und Verzweiflung. Ort, in welchem die Grundelemente der Sünde ewig wirken und wühlen zur ewigen Strafe der Verdammten. Aber nicht nur die groben Lastermenschen sind reif für das Zuchthaus der Ewigkeit, sondern jeder unwiedergeborne Sünder, wie geschrieben steht: „Es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." (Joh. 3, 3.) Mache dich auf, lieber Leser, und errette deine Seele. Verlaß dich nicht auf deine religiösen Vorrechte oder natürliche Frömmigkeit, sondern erkenne, daß du wider den Herrn, deinen Gott, gesündiget hast und suche deine Begnadigung bei Gott; denn wir werden selig, aus Gnaden durch den Glauben an unseren Herrn Jesum Christum. Dem Herrn sei ewig Dank dafür!

Saat und Ernte.

(Erzählung von Rosa Dorn.)

(Fortsetzung.)

„Das ist ein eigenthümlicher Fall, Frei, der Junge da drinnen hat das Scharlachfieber," sagte der junge Arzt. „Wenn er dort drinnen bleibt, ist er verloren. Was meinst Du, sollen wir ruhig die Lattenthür schließen, den Riegel einklappen und den Jungen sterben lassen?" „Aber Walter, wo denkst Du hin?" rief der Maler.

„Nun denn, ich denke so: Wir nehmen den Jungen hinauf in unser Zimmer.

als eine wahre Samariterin. Endlich brachten mich meine Leute in einen kleinen Ort, zu blutarmen Leuten. Die Familie bestand aus einem Manne, einer Frau und drei oder vier Kindern. Zu meiner Freude erkannte ich in der Frau dieselbe barmherzige Samariterin, die mich auf dem Schlachtfelde verbunden hatte. Und gepflegt hat mich nun das Weib, als wär' ich ihr Bruder. Aber nicht nur das, sondern ich kann Euch sagen, die Leute haben um meinetwillen gehungert. Auch das war noch nicht alles. Ich war noch krank, sehr krank, da kamen französische Marodeurs in den Ort. Fanden sie mich, so war ich ein Kind des Todes. Da hättet ihr sehen sollen, wie mich die Leute verbargen. Hinter den Ziegenstall, in das aufgehäufte, dürre Laub haben sie mich gesteckt. Als aber die französischen Räuber fort waren, da war die Noth erst recht groß, denn diese hatten sich nicht geschämt, den letzten Bissen Brod mit fortzunehmen. Der Mann und die Kinder hingen den Kopf, aber die Frau machte sich noch am Abende auf und brachte spät in der Nacht zwei Brode geschleppt, die hatte sie weit ab in einer einsamen Mühle erbettelt. Ich aß das erbettelte Brod mit. Als ich kaum genesen war, kam eine Abtheilung der Meinigen und nahm mich mit fort. Ich habe in der Eile nicht nach dem Namen des Ortes gefragt und deßhalb schneidet es mir in's Herz, so oft ich vom Schwarzwalde höre, denn ich hätte mich gern meinen Lebensrettern dankbar gezeigt."

Es trat eine Pause ein. — Gottfried hatte während dieser Erzählung des alten Kriegers aufmerksam, ja, mehr als das, mit höchster Spannung zugehört. Sein junges, ausdrucksvolles Gesicht war hochgeröthet, er wolte reden, aber Schüchternheit hielt ihn zurück. Endlich faßte er sich ein Herz und sagte: „Lieber Herr, haben Sie nicht der Frau, als Sie fortgingen, eine kleine Brieftasche geschenkt und war da nicht inwendig ein Bildchen, das ein Pferd vorstellte, ein weißes, schönes Pferd? Außen aber zierten bunte Blumen die Brieftasche? Nicht?"

Der alte Offizier hatte sich nach dem Knaben umgedreht, in höchster Aufregung, nicht fähig eines Wortes, nickte er stumm mit dem Kopfe. „Ein Pferd, ein weißes Pferd, und außen Schwester Jettchens Stickerei, sag' mir Junge, woher weißt Du das?"

Der Oberst sah den Knaben an, als ob er seinen Sinnen nicht traue.

„Die Geschichte," fuhr Gottfried fort, „habe ich oft gehört, die Frau, die Sie pflegte, war meine alte Großmutter."

„Deine Großmutter? Du der Enkel dieser braven, vortrefflichen Frau?"

Gottfried nickte nur stumm. In diesem Augenblick stand sie wieder so deutlich vor ihm, gebückt und blaß, mit ihren lahmen Händen; er mußte weinen.

„Wie hieß der Ort?" fragte der Oberst.

„Hohentanne. Besinnen Sie sich nicht auf zwei hohe Tannen vor der Thür der Hütte?"

„Gewiß, gewiß!" versetzte der Oberst.

„Meine Großmutter," schluchzte nun Gottfried, „o Gott, sie mußte alle ihre Kinder begraben, nur ich blieb ihr, und der böse Vetter gab mich dem Menschenhändler mit."

„Junge," rief der alte Oberst und setzte seine beiden Hände auf Gottfrieds Schultern „so wärst Du wirklich der Enkel jener braven Frau? Du hast also die kleine Brieftasche gewiß gesehen, mit diesen Deinen Augen?"

„Ja, Herr, das habe ich nicht nur einmal, nein, unzählige Male. Die Großmutter sprach oft von dem fremden Offiziere und meinte dann, wenn es ihr recht schlecht ging: Ach, der hatte ein braves Herz, wenn er's wüßte, er würde uns gewiß helfen!"

„Ja, wahrhaftig, da hat sie recht. Es sind freilich nahe an vierzig Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben, aber wäre sie nicht gewesen, so läge ich eben so lange schon in der Erde, hätte mich des Lebens und meiner Kinder nicht freuen können, und meine Eltern hätten mit schwerem Kummer den einzigen Sohn betrauern müssen. Aber nun den Kopf in die Höhe, Junge, nun geht die Ernte an, sie hat lange genug auf sich warten lassen."

Eben kam der Doctor Walter nach Hause. Da er im Zimmer des Freundes laut sprechen hörte, öffnete er die Thüre und blieb erstaunt unter dieser stehen, als er den alten Obersten sah, wie er seinen

Arm um den dicht neben ihm stehenden Gottfried legte.

„Ach, willkommen lieber Doctor," rief der Oberst und streckte die Hand dem Hintretenden entgegen. „Ich hätte nicht gedacht, als ich von Ihrer braven Absicht, den Knaben hier zu sich zu nehmen, hörte, daß ich alter Soldat ganz persönlich dabei betheiligt sein würde. Die Großmutter des Knaben hier hat mir das Leben gerettet. Nun will ich Ihnen den Knaben nicht etwa wegnehmen, nein, das gewiß nicht, denn schließlich verstehen Sie es besser als ich, was aus dem Burschen zu machen ist—aber die Großmutter, der es, wie ich höre, schlecht geht, die hole ich mir, basta!"

Da schlangen sich in ungestümer Freude Gottfrieds Arme um den Hals des alten, guten Herrn, so daß alle, die es sahen, gerührt und ergriffen waren.

‚Meine Großmutter wollen Sie hierher nehmen? O tausend Mal sei Gott gedankt!" jubelte Gottfried.

„Hätte es mir nicht träumen lassen," sagte der alte Oberst und er schämte sich der Thräne nicht, die in sein männliches Auge trat, „daß der Kanarienvogel der Selma die Ursache zu dieser Erkennung werden sollte. Unser Herrgott will nicht, daß ich in's Grab gelegt werde und eine unbezahlte Rechnung hinterlasse. Also, Junge, Kopf in die Höhe! — Dein ehrliches Gesicht ist ein guter Empfehlungsbrief, und schon als ich Deine Geschichte von dem guten Doctor da hörte, wurde mir's ganz warm um's Herz. Ich kann mir wohl denken, daß dich die alte Großmutter lieb hat, aber Gott lebt noch und er vergißt die Seinen nicht und hat sein Auge auf sie gerichtet, und wenn sie noch so tief im Schwarzwalde drinnen wohnen sollten, wie Ihr!"

Allen trat die Wahrheit dieser Worte recht tief überzeugend vor die Seele. Als sie sich trennten und es Nacht wurde und Gottfried schlafen sollte, konnte er nicht. Immer wieder setzte er sich in seinem Bette auf, faltete die Hände und dankte Gott. (Schluß folgt.)

Jede Versuchung ist eine Gelegenheit, Gott näher zu kommen.

Frühlingsgespenster.

Ich saß noch spät in meinem Zimmer
Studirend bei der Lampe Schimmer,
Und ob mein Auge müd' und matt,
Wandt' ich doch emsig Blatt um Blatt.

Da klopft' es plötzlich an mein Fenster;
Ich glaube zwar nicht an Gespenster,
Doch, weil gar hoch mein Fenster war,
Schien mir das Klopfen wunderbar.

Ich spähte in die nächt'gen Räume,
Der Mond schien freundlich durch die Bäume,
Tief unten schlug die Nachtigall,
Sonst tiefes Schweigen überall.

Doch kaum saß ich zu lesen nieder,
So klopft' es auch vernehmlich wieder;
Weit macht' ich nun die Fenster auf
Und ließ den Klopfern freien Lauf.

Und plötzlich schwärmten durch das Fenster
Zwei braune surrende Gespenster;—
Maikäfer waren's, die's verdroß,
Daß ich im Zimmer mich verschloß;

Daß ich mich über Büchern härmte,
Genießend nicht, wie sie, durchschwärmte
Die linde, weiche Maiennacht
Voll Blüthenduft und Sternenpracht.

Julius Sturm.

Das Vaterhaus.

(Von A Kammerer.)

Heimath, Vaterhaus! Lieblichere und trautere Worte, Worte die das menschliche Gemüth mehr erheben, gibt es nicht. Unglücklich ist derjenige zu nennen, der keine Heimath hat, kein Vaterhaus weiß und ruhelos umherirren muß im fremden Lande; aber glücklich ist derjenige zu preisen, der ein Vaterhaus als stille Friedensheimath kennt. Daher geht auch gewöhnlich das menschliche Streben zunächst dahin, sich einen eigenen Herd zu gründen, denn

„Ruhe sucht ein jedes Ding,
Allermeist das Herz des Menschen."

Wer aber auch diesen eigenen Herd sich gegründet, findet er in dieser Welt eine bleibende Stätte, ein Vaterhaus, welches ihn gegen alle Veränderlichkeiten und Wechsel der Zeiten schützt? Man kann

es ja mit Augen sehen, wie Manchen die alte Heimath nicht genügt, und sie deßhalb große Meere durchschiffen und in ferne Länder reisen, um sich eine neue zu suchen. Und ist dieselbe gefunden, und hat die neue Häuslichkeit sich gestaltet, so beginnt schon wieder die alte Unruhe und Unzufriedenheit. Die Frage drängt sich deßhalb brennend unserem Gemüthe auf: Wo findet die Seele die bleibende Heimath und wahre Ruhe? Eine Stimme der Weisheit sagte einst; „Die Heimath des Menschen ist in ihm selbst;" nämlich da wo Friede und Einigkeit wohnt. Nun ja, in einem gewissen Sinne ist das wohl wahr, aber ach! diese innere Heimath ist uns durch die Sünde auch zum fremden Lande geworden. Denn statt Frieden herrscht da Unfrieden, statt Ruhe und Stille wälzen sich schäumende Fluthen durch Herz und Gewissen, so daß das Heimathsgefühl flieht und die Heimathsfreuden weichen.

Noch einmal also müssen wir nach der rechten bleibenden Heimath fragen und uns nach einer sichern Antwort auf diese Frage umsehen. Und wer gibt uns diese? Ei, wer könnte sie uns doch besser geben, als eben Der, der einst den Seinen tröstend zurief: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Ja wahrlich, das ist's was wir bedürfen, das die Heimath, das rechte Vaterhaus! höre ich mit tausend Zungen rufen. Und dieser Ruf, er hallt wider und wider im Herzen, und die Töne klingen mit einem immer süßeren Echo.

In diesem Vaterhaus werden keine Thränen mehr geweint werden, die Sündengewässer werden dort nicht mehr rinnen und der Strom des Todes wird auf ewig versiegt sein. Statt dessen wird das „neue Lied" durch die himmlischen Gefilde gleich starkem Donner ertönen und ewiger Jubelgesang erklingen.

O seliger Gedanke, daß ein solches Vaterhaus unserer wartet. Wer sollte da noch zaghaft fragen, wo sind die sicheren Wohnungen, wo finde ich eine Heimath? Hier ist Aussicht für alle Erdenpilger, denn es sagt der Herr: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen," gleichsam als wollte er sagen: „So viele Menschenherzen es gibt, so viele heimathliche Stätten und Wohnungen gibt es in meines Vaters Hause, eine jede gebaut und geschmückt nach den Bedürfnissen derer, die in mir leben und sterben. Alle werden da beisammen sein, alle werden sich einander genießen."

Eine ganze Wolke von Jüngern und Jüngerinnen des Herrn, die ihm nachfolgten, wird uns jauchzend begrüßen. Die Schar der Apostel und Propheten, Helden und Blutzeugen werden die himmlische Gesellschaft ausmachen; und wie der Wohnungen viele sind, so werden sie auch verschieden sein an Gestalt, Klarheit und Bestimmung, wie die verschiedenen Edelsteine des himmlischen Jerusalems.

O selige Heimath, o stilles Vaterhaus, das unserer wartet! und liebliche Hoffnungspalmen, die in unserer Seele grünen! Ein solches Vaterhaus ist uns von dem himmlischen Baumeister bereitet, laßt uns deßhalb nur ernstlich fragen, ob wir auf dem Wege zu diesem Vaterhaus sind? Wenn so, dann bleibt nichts mehr übrig, als in unserm Schifflein muthig durch die Wogen zu segeln, bis wir die himmlische Küste erreicht und dort unsern Anker niederlassen können.

Es mag uns jetzt noch manches von diesen heiligen Wohnungen dunkel sein, aber wer den Herrn kennt und hat, der ist schon aus der Fremde zurück gebracht, und ist zu Hause in ihm, und auf dem Wege zur Heimath und sagt:

„Heimweh fühl ich, Sohn vom Hause,
Draußen ist es trüb und kahl,
Birg mich bald vom Sturmgebrause
In dem stillen Friedensthal."

Ein Bild aus alten Zeiten.

(Von B. Pick.)

Gegen Ende des ersten Jahrhunderts lebte eine Wittwe in einer der vornehmen Straßen Roms. In dem von Marmor glänzenden Saale sitzt sie mit der Spindel in der Hand, ohne sich jedoch zu rühren, während heiße Thränen die magere Wange herabfließen. Ihre grauen, weißen Locken zeugten von ihrem Kummer und Herzeleid. Die Frau war eine Christin mitten in der heidnischen Welt, die

Wittwe eines treuen Mannes, der seine Liebe zu Christo mit seinem Blute besiegelt hatte.

Nur ein Sohn war der Wittwe geblieben; Pancratius war sein Name. Sie hat Grund zu Glauben, daß er seinen Herrn und Heiland liebt, und das Mutterherz fleht um Kraft für ihren Liebling in den schweren Versuchungen die ihn umringen.

Da hört sie rasche Schritte von der Straße her, die Thür geht auf und ihr theurer Sohn tritt herein. Sie schaut ihm in sein freundliches Angesicht, sieht aber sofort, daß eine ungewöhnliche Wolke auf demselben ruht. Der Knabe bringt seine Schulbücher an Ort und Stelle, setzt sich seiner Mutter zu Füßen und drückt liebkosend seine rosigen Wangen an ihre Kniee.

„Was ist dir mein Sohn?" fragt die besorgte Mutter, „dein Auge ist so trüb. Hat man den Namen deines Herrn wieder geschmäht? Du hast doch keinen Theil daran gehabt?"

„Mutter," fragt der Knabe, indem er sie scharf anblickt, „ich bin doch kein Feigling, nicht wahr, Mutter?"

„Nein, mein Sohn, nein, das Kind des getreuen Blutzeugen Jesu, der Sohn so vieler Thränen und Gebete, ist vor der Schmach der Feigheit bewahrt."

Nun erzählte der Knabe, wie einer seiner Schulgenossen, viel größer und älter als er, ihn schon lange im Verdacht habe, daß er der verfluchten Sekte der Christen angehöre. Um ihn auf die Probe zu stellen, schlug er vor den Augen des Pancratius einen allgemein beliebten kleinen Schulknaben ohne irgend eine Veranlassung ins Gesicht.—Empört sprang Pancratius auf und wollte den armen Kleinen rächen—erinnerte sich aber, daß solche Rache eines Christen unwürdig sei. Der rohe Schulgenosse lachte laut und höhnisch, und schimpfte ihn überlaut einen Feigling und einen Christenhund.

So erzählte Pancratius und schloß seinen Bericht mit der Frage: „Ich bin kein Feigling, nicht wahr, Mutter?"

Von der Straße ertönte großer Lärm. „Was ist's, mein Sohn?" fragte die Mutter, „sieh einmal zum Fenster hinaus!"

Der Knabe wurde leichenblaß, drückte sich an seine Mutter an und blieb sitzen.

„Geh nur hin, mein lieber Sohn, und sage mir, was es ist."

Nun trat Pancratius an's Fenster, von seiner Mutter gefolgt. Dichte Volkshaufen tummelten sich durcheinander, um zwei schweren, langsam fortrückenden Lastwagen Platz zu machen. Da erschallte ein furchtbares Gebrüll, vor dem die Erde zu zittern schien, und welches Mutter und Sohn erbeben ließ. Einige Leute, die vor dem Hause standen, fragten einander: „Was ist das?" „O," entgegnete eine tiefe Männerstimme, „das sind neumodische Löwen, die man zum Circus bringt; ihr wißt, wir haben bald des Kaisers Geburtstag, da sollen die Bestien Christenfleisch kosten." Längst war der Zug vorbei, und Mutter und Sohn standen noch am Fenster.

„Ich bin kein Feigling, nicht wahr, Mutter?" „Nein, mein liebes Kind, Gott behüte dich davor; der Herr thue, was ihm gefällt."

Schlaflos brachte die Mutter die Zeit auf ihrem Lager zu, die Worte des Sohnes immer erwägend. Unruhe trieb sie in das Schlafzimmer ihres Sohnes, um sich zu überzeugen, daß sie ihn noch besitze. Ruhig lag er da auf seinem Lager, der arme dreizehnjährige Sohn, der schon so schweres erfahren, und was wird sein Loos sein? „Herr Jesus, es ist mein einziges Kleinod; aber nichts ist zu köstlich für dich, denn dein ist er, o Herr!"

Kaum hatte sie das Schlafgemach verlassen, als der Jüngling erwachte, sich rasch vom Lager erhob und das Haus durch eine Hinterthür verließ. Das zierlich gestickte Gewand, ein Zeichen seiner hohen Geburt, faltet er lose um seine jugendlichen Glieder, eilt in das Haus des Präfecten, und bittet den erschrockenen Diener, ihn sofort anzumelden. Ungewöhnlich, wie dieser Besuch war, ließ der Beamte den Jüngling vor sich und fragte ihn verwundert nach seinem Begehren.

„Ich bitte dich, gestatte mir den Zugang zu den Gruben, wo die gefangenen Christen verwahrt werden."

„Aber wozu denn?"

„Ich will sie besuchen, und so viel ich vermag, ihr Elend lindern."

Der Präfect glaubte beinahe einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, und sucht ihm die Thorheit und Gefährlichkeit seiner Absicht klar zu machen. Aber vergebens. Endlich ertheilte ihm der Präfect einen schriftlichen Befehl, der ihm die Pforte des Gefängnisses öffnen soll. Rasch durcheilt er die Straße; an der schauerlichen Pforte findet er einen Sklaven, den er dorthin mit einer Fülle von Erfrischungen bestellt hatte, und bald erquickt er die armen christlichen Gefangenen.

Wenige Stunden später steht der Jüngling vor dem heidnischen Richter. Mit väterlichem Ernst ermahnt ihn der Richter, erinnert ihn an seine vornehme Geburt und seine glänzenden Aussichten für die Zukunft. Aber vergebens. Pancratius antwortete ruhig: „Ich bin ein Christ." Er will kein Feigling sein, er will seinen Herrn vor Menschen bekennen und den Namen seines im Herrn heimgegangenen Vaters nicht beschimpfen. Da muß der Richter das schwere Urtheil sprechen. Der Jüngling wird entblößt, an eine Säule gebunden und blutig gegeißelt, und dann, gefesselt und mit seinem eigenen Blute überströmt, zwischen zwei Soldaten nach der Grube geführt. Auf der Straße begegnet ihm einer seiner früheren Schulgenossen mit den Schulbüchern auf den Rücken und begrüßt ihn: „Feigling und Christenhund." „Julius, gib mir die Hand, ich bin kein Feigling, du wirst es sehen." Aber die Hand ist gefesselt und mit lauten Flüchen und Verwünschungen eilt der rohe Schüler von dannen.

Des Kaisers Geburtstag kam. Im Amphitheater drängen sich Tausende. Da ertönt ein ohrzerreißendes Geheul: „Die Löwen!" Aber in das Geheul der Bestien mischt sich ein anderer Klang, es sind die Christen, die Märtyrer, welche in langer Reihe mit Blumen geschmückt, und unter Psalmengesang in die Arena ziehen. Schon werden die Pforten geöffnet. In gewaltigen Sätzen stürmen die hungrigen Bestien auf ihre wehrlose Beute los. Wenige Minuten und der Kampfplatz zeigt zerrissene Christenkörper, deren Seelen zu ihrem Herrn entflohen sind. Jesus hat die Seinen zu sich genommen.

„Nein, Pancratius, du bist kein Feigling. Herr Jesu, durch dich hat er ausgekämpft und wartet nun auf seine Mutter!" so sprach leise die Christin, seine Mutter, und eilte in ihre nun noch einsamere Wohnung, um mitten in ihrem Herzeleid zu erfahren, daß die Liebe des Herrn das Beste bleibt, was wir auf Erden erlangen können. Ja,

Alles schwindet: Herzen brechen,
Denen ihr euch hier ergabt,
Und der Mund hört auf zu sprechen,
Der euch oft mit Trost gelabt,
Und der Arm, der euch zum Stabe
Und zum Schilde ward, erstarrt,
Und das Auge schläft im Grabe,
Das euch sorgsam einst bewahrt.

Doch der Herr steht über'm Staube
Alles Irdischen und spricht:
„Stütze dich auf Mich und glaube,
Hoffe, lieb und fürchte nicht!"
Darum bleibt bei Dem, der bleibet,
Und der geben kann, was bleibt;
Der, wenn ihr euch ihm verschreibet,
Euch ins Buch des Lebens schreibt!

Aufgelesene Aehren von S. K.

Motto: Philipper 4, 8. Uebrigens, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

3. Dr. Heim, der Berliner Arzt.

1. Eine Skizze seiner ärztlichen Praxis.—Heim war gleichsam ein geborner Arzt. Als solcher hatte er einen genauen scharfen Blick, er durchschaute den ganzen Menschen, erkannte viele Krankheiten schon durch den Geruch, und er erfaßte mit seinen gesunden, fröhlichen Sinnen fast jedesmal den vorliegenden Zustand mit allen seinen Symptomen. Einst wurde er zu einem an der Mundklemme leidenden Bürger gerufen, den schon die Aerzte aufgegeben hatten. Heim, der aufmerksam den Kranken betrachtete, fragte die Ehefrau, ob ihr Mann vor kürzerer oder längerer Zeit sich ver-

wundet hätte? Die Frau antwortete: „Ich wüßte nicht! Doch fällt mir eben ein, daß er, an einer Schmiede vorübergehend, in einen Radnagel getreten, und sich den Plattfuß verwundet hat; aber er ward durch ein aufgelegtes Pflaster geheilt." Dr. Heim, nachdem er den Fuß besehen, schnitt alsbald in die Kreuz und Quere hinein, so daß Blut herausfloß. Es währte nicht lange, so konnte der Patient wieder den Mund öffnen, und Dr. Heim stellte ihn glücklich wieder her. So und ähnlich wurde er der Wohlthäter vieler Tausende. Es ist unbegreiflich, wie er in einer so weitläufigen Stadt, als Berlin, 60 bis 80 Krankenbesuche täglich machen konnte; aber ihm, dem immer Heiteren, ging Alles, was er vor hatte, flugs von Statten. Ja fürwahr, wer seines Berufes mit Fleiß nach Kräften pünktlich und gewissenhaft wartet, erfährt oft die Wahrheit der Worte: „Ein Werk, wenn's noch so mühsam däucht, die Liebe die macht alles leicht." Und jede gute That trägt gewissermaßen ihren Lohn schon in sich selbst. Das edle Bewußtsein des humanen Wirkens im heiligen Ernst wird ihm und muß ihm bleiben, selbst unter bitterer Verkennung. Dr. Heim sah man ebenso vergnügt in die Hütten der Armen kriechen, als in die Paläste der Reichen, darum war er auch der Liebling des Volks. Darum weil er im Volke und für dasselbe lebte, hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Freies und Selbstbewußtes, was ihm, dem die Jovialität zur andern Natur geworden, auch dann nicht verließ, wenn er mit höheren und höchsten Ständen umging. Er war der Leibarzt der Königin der Niederlande, des Kurfürsten von Hessen, während ihrer Anwesenheit zu Berlin, und der Prinzessin Ferdinand.

2. Wie er der Prinzessin Ferdinand Bedingungen stellt. Diese hohe Dame hatte einen vortrefflichen, biederen, gutmüthigen Sinn; sie und ihr Hof aber hatten noch die Färbung von Friedrich dem Großen, der alle Leute „Er" nannte. Es fiel folgende charakterisirende Scene vor. Die Prinzessin sitzt in einem prächtigen Audienzsaale auf einem Sofa und besieht durch ein Vergrößerungsglas von der Fußsohle bis zum Scheitel den geforderten, vorgelassenen und eingeführten Heim. „Trete Er näher," spricht sie, und fährt dann fort: „Ich höre von Seiner ausgedehnten und glücklichen Praxis sehr viel Rühmliches. Ich bin darum entschlossen, Ihn zu meinem Leibarzt zu ernennen, und solches habe ich Ihm kund thun wollen."—„Ew. königlichen Hoheit, ich danke für Ihr Vertrauen; aber die Ehre, Ihr Leibarzt zu sein, kann ich nur unter Bedingung annehmen." Dies sagte Heim nach seiner Gewohnheit in einem heiteren, jovialen Tone. Lachend sagte die Prinzessin: „Bedingungen? Die hat mir in meinem ganzen Leben noch Niemand gemacht." „Nicht?" antwortete Dr. Heim scherzend, „dann ist es hohe Zeit, daß Sie das lernen."—„Nun," erwiderte sie, „ich bin neugierig diese Bedingungen kennen zu lernen; laß Er hören!"—„Die erste ist," antwortete er humoristisch, „daß Ew. königliche Hoheit mich nicht ‚Er' nennen. Das ist nicht mehr an der Zeit; der König thut das nicht; selbst meine Bedienten nenne ich nicht Er. Die zweite Bedingung ist, daß Sie mich dann nicht, wie eben geschehen, so lange antichambriren lassen; ich habe keine Zeit zu verlieren; der längste Tag wird mir stets zu kurz. Die dritte ist, daß Ew. königliche Hoheit mir nicht so nach den Füßen sehen; ich kann nicht anders als in Stiefeln und im bequemen Ueberrock kommen. Die vierte ist, daß Sie nicht verlangen, ich solle zu Ihnen zuerst kommen; ich komme nach Beschaffenheit der Krankheit, nach Lage der Straßen und Häuser. Die fünfte ist, daß Sie mich nicht zu lange aufhalten, und nicht von mir verlangen, ich solle mit Ihnen von der wetterwendischen Politik und von Stadtneuigkeiten schwatzen, dazu habe ich keine Zeit. Endlich die sechste, daß Sie mich, weil Sie eine königliche Hoheit sind, königlich honoriren." Beide lachten herzlich, und Dr. Heim war in diesem Verhältnisse bis zum Schluß desselbigen gern gesehen, geachtet und geliebt.

Wir merken Dr. Heim war ein Mann von dem Grundsatz beseelt nicht nach Ansehen der Person zu handeln, denn dadurch wird oft das Recht gebeugt. Oft sind die Reichen ungerecht und trotzen noch dazu, sie treiben Muthwillen und

maßen sich manches Frevels an. Freilich hier in den Ver. Staaten würde mancher hochmüthige adelige Herr und sonstige Standespersonen auch bald ihren Doktor finden, der sie kuriren könnte. Und das Tanzen nach solcher Leute Pfeife, die Mütze gleich beim ersten Erblicken unter den Arm zu nehmen, ist durch das Unabhängigkeitsbewußtsein hier verdrängt. Hier athmen solche geknechtete, drangsalirte oft mißhandelte Einwanderer frei auf, und loben Gott dafür.

3. Wie Dr. Heim den Verlust von viel Geld unter die Füße tritt.—Hier lernen wir Heim als einen Mann des Gebets kennen, dem der Name des Herrn ein festes Schloß und eine ausgeschüttete Salbe war.

Heim, der viel weggab, aber auch viel einnahm, hatte eine große Summe durch ein Handlungshaus, welches bankerott machte, verloren. Hufeland bezeugte ihm einige Tage nachher seine Theilnahme. „Es ist mir nicht lieb," antwortete er, daß Sie mich daran erinnern, ich habe es, Gottlob! unter den Füßen." — „Wie haben Sie das gemacht?" — „So wie ich es zu machen pflege, wenn ich mir selbst nicht helfen kann. Und das konnte ich hier nicht. Ich konnte die fatale Sache gar nicht vergessen, ich dachte Tag und Nacht daran. Das schöne Geld, so mühsam erworben, nun auf einmal verloren! Selbst meine armen, unschuldigen Kranken litten darunter, denn ich war immer zerstreut. Auch zu Hause hatte ich keine Freude mehr; meine gute Frau sonst immer so heiter, ließ selbst bei Tische, wo der Mensch sich doch erholen soll, den Kopf hängen; wir saßen stumm und verdrießlich einander gegenüber, und unsere sonst so fröhlichen Kinder sahen uns schüchtern an. So konnte und durfte es nicht bleiben, das fühlte ich wohl. Das schöne Geld war einmal weg, und mit ihm hatten wir verloren das erste Gut des Lebens, die Zufriedenheit. Ich armer Erdenwurm, unfähig aus dieser meiner Noth herauszukommen, nahm meine Zuflucht zum Allmächtigen. Ich eilte auf mein Schlafzimmer, schloß die Thüre hinter mir zu und bat auf meinen Knieen recht inbrünstig, daß mir Kraft und Muth, Freudigkeit und Ruhe wieder gegeben werde. Da war es mir, als wenn der liebe Gott erschien, und er zu mir sprach: ‚Du bist eines armen Predigers Sohn und ich habe dich gesegnet in deinem Berufe, so daß du ein gemachter Mann bist. Eine Reihe von Jahren habe ich dich spielen lassen mit dem Gelde, das du jetzt verloren hast. Nun Heim, sei kein dummer Junge und höre auf zu pinseln, sonst komme ich dir noch ganz anders. Ich habe die Schlüssel zu allen Geldkasten und kann dir den Verlust hinlänglich ersetzen. Darum sei wieder guten Muths und gib mir deine Hand darauf, daß du wieder fröhlich deinem Berufe leben willst!' Das habe ich versprochen; Weib und Kind sind auch wieder heiter, ich habe es wieder vergessen; es ist unter den Füßen, und bin nun wieder vergnügt in meinem Gott. Das thut und vermag ein gläubig ernstes Gebet."

Und nun, lieber Leser, nimm auch du hieraus eine Anregung mit, durch's Gebet des Glaubens Verluste und dergleichen unter die Füße zu bringen. Denn vielleicht findet auch in deinem Herzen der Reim ein Echo:

Noch ist alles nicht bezwungen,
Was der Seele Schaden thut.

Skizzen aus Californien.

(Von Georg Schmid.)

3. Die Goldgräbereien.

(Schluß.)

Auf den Bergen Californiens liegt ein Begräbnißplatz, welcher wohl in der ganzen Welt seines Gleichen nicht haben mag. Keiner von denen, welche in den öden Hügeln modern, ist eines natürlichen Todes gestorben. Duelle, Selbstmord und Lynchgerichte waren die blutigen Schnitter, die dem Tode diese Ernte gesichert haben. Und welche Verbrechen und Greuelthaten schlummern mit ihnen unter der Rasendecke? Der Tag des Gerichts wird's offenbaren. Nachdem nun Richter „Lynch" hin und wieder furchtbar aufgeräumt und manchen der rohen Gesellen beim Schopf gefaßt hatte, gab es

etwas mehr Ordnung in den Lauf der Dinge, aber ein rauhes ungeregeltes Leben war es dennoch. Niemand dachte daran sich häuslich niederzulassen, sondern jagte mit aller Hast nach dem erträumten Schatze, um mit ihm wieder in die Heimath zu fliehen. Es ist merkwürdig, welchen Zauber das Gold auf das Gemüth des Menschen ausübt. Man achtet keine Entbehrung, keine Mühe, keine Gefahr. Die Begierde nach dem Besitz spannt die Nerven so an, daß sich die Kräfte oft verdoppeln, aber führt eben so sicher Erschlaffung und Abspannung herbei. Ach wie Mancher hat sich dort zum Krüppel gearbeitet, indem er den ganzen Tag im Wasser stand, oder Steine hob und rollte, welche seine normalen Kräfte weit überstiegen. Wie Mancher hat sich, allen Gegenvorstellungen zum Trotz, so lange an die gefährlichsten Oerter gewagt, bis sie endlich über ihm zusammenstürzten und ihn begruben.

Das Goldgraben ist einem Lotteriespiel zu vergleichen. Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Oft gräbt Einer auf einem Stückchen Land von sechs bis acht Fuß Quadrat und gewinnt täglich seine acht bis sechszehn Dollars werth an Gold, und gerade neben ihm gräbt ein Anderer auf einem ähnlichen Stück, hat dieselbe Anstrengung und Mühe und gewinnt täglich nur einen oder zwei Dollars werth. Aber die Hoffnung, daß er jetzt dem gelben Schatze nahe sei, begeistert ihn, daß er rastlos fortarbeitet und sich keine Mühe verdrießen läßt. Weil nun mit einer solchen Hast die Erde durchwühlt wird, so ist es leicht denkbar, daß da keine reine Arbeit gemacht wird, sondern noch manches Goldkörnlein in Sand und Kiesel stecken bleibt. Wenn daher der erste Eigenthümer fertig ist mit seinem Plätzchen, so verkauft er dasselbe für einige hundert Dollars an einen genügsameren Nachfolger, welcher nun mit großem Fleiß alles durchstöbert, um sich für die Kaufsumme zu entschädigen, und auch er macht oft seine fünf bis sechs Dollars per Tag. Nach ihm geht es vielleicht für eine geringere Summe noch einmal in eine andere Hand, bis der weiße Arbeiter keinen Tagelohn mehr davon gewinnen kann, dann bekommt es der Chinese für eine Kleinigkeit, welcher dann radikale Arbeit macht und sich mit einem halben Dollar pro Tag begnügen läßt. Seine Bedürfnisse sind ja sehr gering. Seine Kleider bringt er aus China mit, etwas Reis und getrocknete Fische bilden seine Nahrung, und das ist billige Kost. Bei solchem geringen Verdienst erübrigt er darum noch ein Bedeutendes, welches er behutsam erspart, um damit zu seiner Zeit wieder ins himmlische Reich zu verduften.

Nachgerade gibt es aber auch Andere, welche täglich nicht mehr als einen bis zwei Dollars, ja nicht einmal so viel verdienen, und man möchte wohl fragen: Ist es dann auch der Mühe werth nach Gold zu graben? Vom Standpunkte der Goldgräber aus betrachtet, muß man diese Frage entschieden mit „ja" beantworten, denn würde er aufhören Gold zu graben, so würde er auch aufhören unabhängig zu sein; indem er dann für Andere arbeiten müßte. Der professionelle Goldgräber hält sich eben für den freiesten Mann in der Welt. Ist sein Verdienst gering, so kann er auch mit wenig auskommen. Er arbeitet eine Woche, und dann holt er für den Verdienst Mehl, Zucker und Kaffee. Thee kauft er nicht, weil er Spruce-Thee oder wilden Merian in Masse findet, welcher ihm ganz vortrefflich schmeckt. Ist sein einfaches, wollenes Hemd zerrissen, so flickt er es, ist es d u r s t i g, so wäscht er es selbst, was folglich nichts kostet. Kleiderluxus kann man ihm nicht vorwerfen.

Ich habe Männer dort getroffen, welche in früheren Jahren ihre Familien verlassen hatten mit der Absicht, hier schnell einen Vorrath von Gold zu sammeln und dann zu den ihrigen zurückzukehren, und ihre Schätze in Ruhe zu genießen. Aber sie hatten kein Glück, und fanden die erträumten Schätze nicht. Mit leerer Hand wollten sie aber auch nicht nach Hause zurückkehren und so verfielen sie, nachdem sie alles probirt hatten, um ihren Zweck zu erreichen, einem melancholischen Zustande. Sie schrieben keine Briefe mehr an die Ihrigen, um sie auf den Gedanken zu bringen, daß sie verschollen seien; sprachen sie aber von ihren Familien, so weinten sie bittere Thrä-

nen. In dumpfem Hinbrüten verbrachten sie ihre traurigen Tage.

Mit jungen, ledigen Leuten ging es schon besser, obgleich sich viele gewaltig getäuscht haben. Mit hastigen Schritten kamen sie angezogen, um schnell den Schatz zu heben, den sie sich in ihrer aufgeregten Phantasie so glänzend ausgemalt hatten, um dann mit demselben zu Vater, Mutter, Schwester oder Braut zurückzukehren. Aber das gaukelnde Phantom des Glücks huschte unter ihren Griffen hinweg, und ließ ihnen nur Täuschungen. Daheim harrten Vater und Mutter auf die Heimkehr des mit lauter Gold beladenen Sohnes, die Schwester, welche doch auch einige schöne Ringe und andere Schmucksachen erwartet, hofft sehnsuchtsvoll auf den Bruder, die Braut, welche in ihren goldenen Zukunftsträumen schon das ganze Ameublement des neu zu bauenden, schönen Hauses arrangirt hat, und darüber nachdenkt, welches Brautkleid wohl ihre schlanke Gestalt zieren, welche Zierrathen ihren Busen schmücken sollen, alle haben lange Zeit zum Nachdenken—der Sohn, Bruder oder Verlobte kommt nicht. Wenn diese Welt der Täuschungen bezüglich dieser Täuschungen in verschiedene Grade eingetheilt ist, so wird wohl Californien auf der Liste oben an stehen, denn es kann mit Wahrheit gesagt werden, daß dort von all den Goldkranken neunundneunzig aus hundert getäuscht worden sind.

Merkwürdig war es, wie die Strömungen sich oft hin und wieder zogen, je nachdem die Gerüchte von neuentdeckten Goldfeldern verbreitet wurden. Da konnte man oft die nomadisirenden Schatzgräber in Gesellschaften von vierzig bis fünfzig Mann der neuen Schatzkammer hastig zueilen sehen, um das Glück zu erhaschen. Und merkwürdige, groteske Züge waren es! Seinen ganzen Haus- und Familienrath trug ein Jeder auf dem Rücken, und dieser bestand gewöhnlich in einem halben Sack Mehl, etwas geräuchertem Speck, weißen Bohnen, einer Kaffeekanne, einer Bratpfanne zum Brodbacken, Pickhaue, Schaufel und einem wollenen Teppich. Wo sie übernachten, ist das Bett auf Gottes Erdboden schon überall gemacht. Einige Aeste von Tannen und der Mehlsack dienen als Kopfkissen, die Decke zum Zudecken. Oft ging es auch über schneebedeckte Berge, welche fast nicht zu übersteigen waren. Mit vieler Mühe und großen Schwierigkeiten mußte man hinaufklettern. Das Hinabsteigen war jedoch fast noch schwieriger und gefährlicher. An manchen Abhängen setzte man sich auf die Schaufel und fuhr per Schlitten hinab. Das gab dann ein Lustspiel in einem Akte, mit einem Drama als Nachspiel. Die Schüsseln und Bratpfannen kollerten wie rasende Berggeister dahin. Wie ein Pfeil flog alles den Berg hinab. Der Eine kutschirte dann in einen Dornbusch, der Andere gegen einen Baum, daß er es ganz deutlich merkte, wenn er dort war. Einem Andern verging vor Schnelligkeit fast sehen und hören, und er schoß in einen Bach mit Mehlsack und Bettdecke, daß sich die Forellen verwunderten. Einige bluteten, Andere weinten; Einige schimpften, Andere lachten und so war es ein babylonisches Durcheinander. Das Schlimmste war noch, daß fast Keiner seine Habseligkeiten zusammen herunter brachte, und gar Mancher mußte wieder ein Stück Weges den Berg hinauf klettern um dies oder jenes nachzuholen. Aber vorwärts ging der Zug, ob singend oder hinkend, mit unverwüstlichem Goldgräbermuthe, immer in der Hoffnung, das ersehnte glänzende Ziel zu erreichen.

Es könnten ganze Bände gefüllt werden über die Strapazen und Entbehrungen, welche der Goldjäger durchmacht. Schlimmer als die Soldaten im Kriege, leidet er oft Hunger und Durst. Er nimmt sich keine Zeit auf die Jagd zu gehen, obgleich er auf solche Weise sich oft ein Stückchen Fleisch sichern könnte. Gold ist für ihn der einzig jagdbare Gegenstand.

Ist er auf dem neuen goldgeschwängerten Boden angekommen, so wird schnell eine Hütte von Reisig aufgeschlagen. Bequemlichkeiten sind Nebensachen. Gold ist die Hauptsache. Früh und spät wird gearbeitet. Man nimmt sich kaum Zeit zum Kochen oder Essen. Das Frühstück besteht in einem Stück Brod und schwarzem Kaffee.

Dann thut man etwas Wasser, Bohnen und Speck in die Kaffeekanne und läßt es kochen, daß es zu Mittag fertig ist. Ohne Tisch, ohne Tuch, ohne Teller ꝛc. wird auch dieses verzehrt, und man denkt nicht einmal daran, daß solche Dinge zum Goldgräberleben gehören. Um das Geschäft des Aufwaschens zu besorgen schneidet man ein Stück Brod ab, reibt damit die Kanne aus, daß sie blank wird, und genießt dann mit großem Behagen dieses Brod als sogenannten Goldgräberpudding zum Dessert. Man muß doch auch etwas Delikates haben. In der ersten Zeit mußten alle Lebensmittel auf dem Rücken an Ort und Stelle gebracht werden, wobei oft zwei Wochen über einer solchen Reise hingingen. Später wurde die Sache mehr in Compagnien betrieben, so daß Einige gingen, um Proviant zu holen, während die Andern zurückblieben und arbeiteten und die erbeuteten Schätze hüteten. Das konnten freilich nur gute Bekannte sein, da die ganze Sache blos auf gegenseitigem Zutrauen beruhte, und dennoch ist es oft vorgekommen, daß, während Einige einen neuen Vorrath in der Stadt holten, die Andern mit dem Goldstaub in unbekannte Regionen verdufteten, und die Ersteren bei ihrer Ankunft nichts behielten als etwas Lebensmittel und—das Nachsehen. Bei Vielen machte es gerade auch keinen so großen Unterschied, ob es ihnen gestohlen wurde, oder ob sie es verspielten. Sie wurden es immer los. Mit lachendem Gesicht steckte es der ein, der es ihnen abgewonnen hatte.

Genrebilder aus der heiligen Geschichte.

(Von W. H.)

III.

„Ich bin Joseph, euer Bruder."

Merkwürdiger Wechsel! Anspruchslos wandelt der blondlockige Knabe Joseph einst im bunten Gewande aus dem Thale Hebron nach Sichem hinauf, um zu schauen, ob es wohl stehe „um seine Brüder und um die Heerde." Aber in seinen Brüdern fand er Feinde und Würger der Unschuld, welche vor keinem Mittel zurückbebten, um ihrem kochenden Neid Luft zu machen und den harmlosen Jüngling aus dem Wege zu schaffen. „Hinweg mit diesem!" war die Loosung, das „Wie" war ihnen gleichgültig. Wer denkt hier nicht an den blutenden Mann der Schmerzen vor Pilatus' Richterstuhl? Daß Joseph den wandernden Sclavenvögten verkauft wurde, statt in der Grube zu verschmachten, war weniger der Menschlichkeit der Brüder, als der Gelegenheit, welche der Herr herbeiführte, zuzuschreiben. Nun gings fort in die Sclaverei.

Aber unter der Führung des Ewigwaltenden mußte ihm die Sclaverei zur Schule, und das Gefängniß zur Stufe werden, über welche er zu Macht und Ehren schritt. Der Herr führt, und Joseph glaubt. Statt seines bunten Gewandes umwallten die glänzenden Falten eines seidenen Herrschermantels nun seine jugendkräftige Gestalt. An seinem Finger glänzt ein königlicher Ring und an seinem Halse eine goldene Kette als Ehrenzeichen. Er braucht nicht mehr im heißen Sonnenbrande von Hebron gen Sichem zu wandern, sondern auf einem königlichen Prachtwagen fährt er durch Egyptens duftende Gartenfluren und vor ihm her rufen die Herolde: „Das ist des Landes Vater!" Merkwürdiger Wechsel! Träumer—Landesvater.

Die Jahre verrinnen. In Hebron härmt sich Jakob um seinen verlorenen Sohn, und in Egypten jubelt man, wenn der Nil seine befruchtenden Wellen über das Delta führt, oder wenn auf den paradiesischen Fluren die „fetten Aehren" wogen. Joseph schüttet wacker Korn auf, um den herannahenden Jahren des Mangels begegnen zu können. Endlich steigen aus dem Strom, welcher seine Gewässer träge zwischen den Ufern dahinspült, die mageren Kühe auf und ihr glühender Hauch weht versengend über Egypten und die umliegenden Länder hin. Auch zu Hebron, in der Hütte des Erzvaters, kehrt Mangel ein, und Jakob spricht zu seinen Söhnen:

„Was sehet ihr euch lange um? Siehe, ich höre, es sei in Egypten Getreide feil; ziehet hinab und kaufet uns Getreide, daß wir leben und nicht sterben."

Und hinab nach Egypten ziehen sie, wo sie bald vor dem gestrengen Herrn des Landes stehen, der sie anscheinend für Landstreicher hält.

„Das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet!" raunt ihnen ihr schuldbeladenes Gewissen in die Seele, und vor ihrer Erinnerung steht wieder der weinende Knabe, wie er flehend die Hände gegen sie aufhebt und sie in Todesangst um Erbarmen bittet. Das Zurückbleiben des Bruders, die Vorwürfe des Vaters ꝛc. treiben den Stachel noch tiefer in ihre Gewissen.

Aber wiederholt klopft der Mangel an Jakobs Hütte. Wieder legen die Brüder ihre leeren Kornsäcke auf die matten Esel und ziehen nach Egypten hinab— diesmal mit Benjamin. Jakobs Segen begleitet sie, und wohlbehalten kommen sie wieder vor den „Vater des Landes" in Egypten und bücken sich vor ihm. Hätten sie gewußt, daß es Joseph sei—. Joseph aber stellt sich fremd und prüft auf mannichfache Weise ihre Gesinnung. Sie verwundern sich, daß er ihr Alter weiß. Endlich ziehen sie von dannen, und freuen sich, daß sie wieder auf dem Heimwege sind. Aber wie oft kommt nach dem plötzlichen Sonnenblick das schwerste Wetter, und dann nach dem grauenhaften Donnerschlage strahlt aus den Wolken der Friedensbogen.

In Benjamins Sack wird Josephs silberner Becher gefunden, und nun sehen sie ihr Unglück vor Augen. Zurück gehts, hoffnungslos zurück, nach dem Palaste des gestrengen Mannes. Vor sich sehen sie Kerker und Hochgericht. „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet!" ruft das Gewissen. Zu Hause ängstigt sich der graue Vater um den Knaben, für den sie sich verpfändet haben. So stehen sie zitternd dem Manne gegenüber, „ohne dessen Willen Niemand Hand oder Fuß regen soll, in ganz Egyptenland." Ein Wink, ein Wort von ihm, und sie sind Sclaven, oder gar dem Tode übergeben, wie Joseph, ihr Bruder, einst.

„Lasset Jedermann von mir hinaus gehen," spricht der Mächtige.

Jetzt wird er ihnen das Urtheil ankündigen und sich weiden an ihrer Todesqual. Ihre Herzen schlagen hörbar und die Angst schnürt ihnen fast die Kehle zu.

Aber was ist das? Den gestrengen Herrn ergreift ebenfalls ein Zittern und Thränen perlen in seinen Augen. Ist es ein Traum—ist es Täuschung?

„Ich bin Joseph!"

Was war das? Wandeln und reden hier die Schatten der Verstorbenen, oder leben die Todten wieder? „Ich bin Joseph — — —."

Die Brüder Josephs wagen nicht aufzublicken, und es dauert lange bis sie nur den Sinn der Worte begreifen.

„Lebt mein Vater noch?" fragt Joseph, während Freude, Spannung und Befürchtung sich so grell in seinen Zügen malt, daß die Brüder erschrecken.

Endlich, endlich, als Joseph sie mahnt herzu zu treten, und ihnen wiederholt sagt, daß er Joseph ihr Bruder sei, tagt es in ihrem umnebelten Inneren. Sie begreifen die Thatsache, und Joseph fällt ihnen um den Hals und weint vor Freuden. Angst und Schrecken ist nun verschwunden, und alles voll der Freude des Wiedersehens und Wiederfindens, und — — — — welche Worte können solche Scenen schildern? Engel Gottes umschweben die Brüder und freuen sich mit den Fröhlichen.

Noch sind dieses vereinzelte Fälle. Wie oft schon hörte ich verlorne Söhne am Halse des Himmlischen weinen, von dem es einst hieß: „Hinweg mit diesem!" nun aber von Engel- und Menschenlippen tönt: „Dieses ist wahrhaftig des Landes Vater!" Das sind selige Stunden des Wiederfindens. Die Nacht der Verirrungen und der Angst ist dann vorbei und der Tag der Freuden ist angebrochen. Leser, bist auch du von dem himmlischen Joseph gefunden und mit ihm vereinigt? Er gibt Speise und Freude, und bei ihm ist Gnade und liebliches Wesen in Ewigkeit.

Gedanken über Weisheit.

(Von Christine Brückly.)

Freilich, würde es einem Weisen oder Gelehrten eher zukommen, von der Weisheit zu reden, als mir; weil es aber den-

noch erlaubt ist, von der Weisheit und den Eigenschaften Anderer zu sprechen, so wollen wir denn dieses Thema ein wenig betrachten.

Was ist aber Weisheit? Weisheit ist einfach richtige und völlige Erkenntniß der Wahrheit. Oder auch, wenn es beliebt, das Sein im rechten Lichte zu erkennen. Aber das rechte, ja einzige, ewige Urlicht kommt von Oben. Schon längst ist es bestätigt und vielfach bekräftigt, daß von Natur der Mensch sich in Finsterniß befindet, in welche er durch den Sündenfall gesunken ist. Nun ist es ganz natürlich, daß der in Finsterniß Wandelnde eine Sache nicht im Lichte betrachten kann. Die erstgenannten „Aufgeklärten" oder „Lichtsfreunde" haben in unseren Tagen viel von ihrer sophistischen Weisheit zu prahlen, und wähnen sich selbst ein Licht geschaffen zu haben, das zur höchsten Erkenntniß der Dinge führt. Aber ach! es ist nur zu offenbar, daß sie blos Traum-Sophisten sind, die, wenn sie nicht aus ihrem Lieblingsschlafe gerissen werden, mit Schrecken wahrnehmen müssen, daß sie nur Thoren und Narren waren, und echte göttliche Weisheit noch nie erkannt hatten. Es ist wahr, der Mensch kann auch, ohne dieses Licht zu besitzen, durch fleißiges Forschen, das heißt, durch die geübte Anwendung seiner Talente, Fähigkeiten &c. sich tief in irdische Wissenschaften hineinsenken, und sich einen großen Schatz von Kenntnissen erwerben, so daß man zuweilen staunen muß über den Verstand derer, die da geistlich blind sind. Aber einen Solchen vergleiche ich mit einem Blinden, der im Besitz einer Menge Geldes, köstlicher Edelsteine u. dgl. Gegenstände ist. Was nützt ihm alles Das? Er mag es wohl betasten, und wissen, daß er es hat, aber von deren Werth und Schönheit weiß er nichts; ist daher auch leicht zu betrügen. Da er den Werth nicht zu unterscheiden vermag, so hascht er, greift er oft, statt Gold und Edelsteine, nur Koth und Kieselsteine, und meint, er habe etwas Köstliches gefunden. Warum sollte es nicht gerade so sein mit denen, die nach Weisheit forschen, ohne das Licht des heiligen Geistes im Herzen zu haben? Auch sie würden sich der Weisheit niemals erfreuen können. Die wahre Weisheit besteht nicht allein in Wissenschaft, sondern darin, daß man im Lichte wandle, gleich wie er, die Urquelle der Weisheit, im Lichte ist; so lernt man auch das, was man weiß, im rechten Licht der Wahrheit erkennen, und also ein jedes Blümchen der Wissenschaft geschmackvoll an seine rechte Stelle bringen und dieselben gleichsam zu einem Strauß zusammenbinden, welcher lieblich vor Gott und Menschen seinen Duft ausströmt. Von solcher Weisheit sagt der weise Salomon: „Sie ist herrlichen Adels, denn ihr Wesen ist bei Gott, und der Herr aller Dinge hat sie lieb." Wer wollte sich daher nicht bemühen, diese edle Gabe zu erringen? und sie gleich jedem wahrhaft Weisen, der je gelebt hat, vom Herrn zu erbeten? Sie auf eine andere Weise zu suchen, ist doch vergebliche Mühe; wie auch Salomon unzweideutig sagt: „Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele und wohnet nicht in einem Leibe der Sünde unterworfen."

Gewohnheiten.

(Von W. H.)

Der Mensch wird hülf- und kunstlos in das Leben hinein gesetzt, aber mit Entwickelungsfähigkeit. Keine seiner Fähigkeiten ist ausgebildet (mit Ausnahme des Weinens); er kann nicht einmal lachen, wenn er geboren wird. Je nach dem Grade der in ihm schlummernden Fähigkeiten entwickelt er sich, durch die Einwirkung des ihn umgebenden Beispiels, nach und nach. Es bilden sich mit der Zeit bei ihm Gewohnheiten, und je nach seiner Neigung eignet er sich die Gewohnheiten solcher Menschen an, deren Gemüthsrichtung mit der seinigen am meisten harmonirt. Ueberläßt man den Menschen sich selbst, so bilden sich üble Gewohnheiten (mehr oder weniger) je nach den vorherrschenden Trieben und Leidenschaften, welche ihm durch Abstammung eigen sind. Durch stete Ueberwachung und sorgfältige Erziehung kann der Mensch modellirt und sittlich veredelt

werden. Seine Gedankenrichtung kann in höhere Kanäle, und seine Neigung auf edlere Gegenstände hingeleitet werden, so daß dem Menschen mit der Zeit ein gebildetes Denken und Handeln so eigen ist, als jenem minder Begünstigten seine rohen Manieren, auf welche jener doch mit Verachtung herabblickt.

„Der Mensch gewöhnt sich an Alles," lautet das Sprichwort. Könnte wohl statt Alles, Vieles heißen, denn als jene geizige Frau, von der die Sage berichtet, sich das Essen abgewöhnen wollte, starb sie eines Tages unversehens, leider —als sie die Kunst beinahe gelernt hatte. Also man gewöhnt sich an Vieles, und leider oft an Vieles, woran man sich besser nie gewöhnt hätte.

Die Mutter der Gewohnheit ist die Wiederholung, und die Pfleger derselben sind Beispiel, Nothwendigkeit, Gleichgültigkeit und—thörichter Stolz. Die Gewohnheit ist eine Macht, macht aber keinen Meister. Uebung macht den Meister, Gewohnheit macht den Schlendrian. Gewohnheit ist der Schiebkarren, den man Andern in stereotypem Kreislaufe nachfährt; Uebung hingegen ist das Zusammenfassen und Anstrengen unserer Leibes- oder Seelenkräfte, um uns für ein gewisses Ziel, welches uns als Ideal vor dem Geiste schwebt, vorzubereiten und tüchtig zu machen.

Es gibt religiöse Gewohnheiten, welche wir durch Beispiel Anderer gelernt, durch Gleichgültigkeit fortgesetzt haben, und welche uns oft bei besserer Ueberzeugung ein thörichter Stolz krampfhaft festhalten läßt. Können religiöse Gewohnheiten jemals gut sein? Nein. Die Religion, sammt allem was damit in Verbindung steht, sollte von einem jeden Menschen grundsatzmäßig erforscht und betrieben werden. Wehe dem Frevler, welcher die heilige Religion zu einer Gewohnheitssache herabwürdigt! Und doch wird vielleicht nichts so gewohnheitsmäßig von der großen Menge behandelt als die Religion. Dabei sind Gewohnheiten, welche geradezu der Schrift und Wahrheit ins Angesicht schlagen. Um die zu entschuldigen, erfrecht man sich nicht selten, das Beispiel der Vorfahren, welche schon in ihren Gräbern ruhen, anzuführen, und aus Pietät gegen dieselben wolle man sie beibehalten. Es ist aber nicht Pietät gegen die Väter, sondern Denk- und Geistesfaulheit. Der alte Adam will in seiner Dachshöhle im Schlummer nicht gestört sein, und reibt man ihm die Augen mit Warnungen, so zieht er sich in die Ecke zurück und zeigt die Zähne.

Gewohnheiten gibt es auch, welche die Eigenthümlichkeiten der Lebensverhältnisse herbeiführen, und welchen wohl hauptsächlich das angeführte Sprichwort gelten soll: „Der Mensch gewöhnt sich an Alles." Der Matrose gewöhnt sich an das schwankende Schiff, und eine alte Theerjacke fühlt sich in der Gesellschaft von „Landratten" auf festem Boden kaum behaglich. Der Müller gewöhnt sich an das Klappern seiner Mühle, so daß er dabei ruhig schlafen kann. Wenn sie stille steht, wacht er auf, während ihn der Lärm gar nicht stört. Der Kirchenschläfer gewöhnt sich an die Predigt; je lauter gepredigt wird, desto süßer nickt er; ist aber das Amen gesprochen, so weckt ihn die plötzliche Stille. Der Chinese hat sich an seinen „Ueberfluß von Bildung" mit dem Zopf und der Gesellschaft der vierbeinigen Grunzer unter dem Tische recht behaglich gewöhnt, und nennt alle Leute, welche nicht gewöhnt sind zu essen, zu kleiden, zu rauchen und zu glauben, wie er, Barbaren.

Die Sage berichtet aus dem Schlaraffenlande, daß dort alle Leute große vorstehende Schnapplippen haben, um die herumfliegenden gebratenen Tauben damit bequem schnappen zu können. Als nun einst ein anderer Mann das Schlaraffenland durchzog, um sich ein wenig darin umzusehen, welcher aber nicht mit den „Schnapplippen" gesegnet war, sondern blos Lippen hatte, wie andere vernünftige Menschenkinder, liefen ihm die Kinder auf der Straße nach und verspotteten ihn wegen dieses Mangels. Die Mütter jedoch verwiesen ihren Kindern diese Unverschämtheit mit dem Bemerken, daß sie froh sein sollten, daß sie alle gesunden Glieder hätten, und den fremden Mann nicht verspotten, weil er keine Schnapplippen habe. Wohl bekomms! Sie waren es eben so gewöhnt.

Die Gewohnheit ist ein Tyrann, aber ein solcher, welcher seine Sclaven so viel als möglich mit sich zu versöhnen sucht, um ihnen das Gefühl für seine Peitschenhiebe zu nehmen.

Gewohnheiten, die sich der Mensch aus thörichtem Stolz angewöhnt hat, sind Mißgeburten der Einbildung und ihre Träger sind eigenthümliche Carricaturen; und ihnen sind wir schließlich noch einige Bemerkungen schuldig. Es sollte unser Bestreben sein, es sollte ganz besonders das Bestreben eines jeden jungen Mannes sein, alle Manieren und Gewohnheiten, welche er sich angeeignet hat oder anzunehmen im Begriffe ist, genau und unparteiisch zu prüfen. Auch sollte er alle Personen, mit welchen er Umgang hat, in Bezug auf ihr Verhalten und ihren Anstand im Reden und Handeln genau prüfen und beurtheilen, was an ihnen nachahmungswürdig ist und was nicht. Er darf sich aber hierbei seine Neigung nicht bestechen lassen! Dieses gilt besonders von Solchen, welche ausschließlich auf die Selbstbildung in der Annahme ihrer gesellschaftlichen Formen und Bildung ihres Charakters angewiesen sind, und keine bestimmten theoretischen Grenzpfähle haben, an welche sie sich festhalten können, um sich so sicher und stufenweise emporzuarbeiten. Sie sind lediglich auf das Beispiel ihrer Umgebung angewiesen. Ach wie leicht ist es da, daß sie von dem Freund, welchen sie vor allen andern hochschätzen, mit den guten, auch seine üblen Gewohnheiten, aus Neigung zu ihm, annehmen.

Junger Freund! Du stehst in der wichtigsten Periode deines Lebens. Es umschwärmen dich Gefahren ohne Zahl. Du kannst dir anscheinend harmlose Gewohnheiten aneignen, welche deinen gesellschaftlichen, ja ewigen Ruin herbeiführen können. Du kannst aber urtheilen und wählen. Ich beschwöre dich, halte deine Augen offen. Gebrauche deinen Verstand! Prüfe, bete, wache und ein helfender, rettender Engel wird dir zur Seite stehen.

Gefahr ist vorhanden, daß man die Handlungsweise großer und berühmter Männer, ohne zu prüfen, in Bausch und Bogen gut heißt und adoptirt. Aber sind sie nicht auch Menschen — fehlerhafte Menschen? Ihre Vorzüge mögen wohl ihre üblen Gewohnheiten überragen, aber sie decken sie nicht. Wären sie nicht noch viel größere Männer, wenn sie statt der nachtheiligen Eigenschaften lauter Vorzüge hätten? Salomo war ein weiser und edler Mann, aber er hatte seine Schwachheiten. Simson war ein Verheißener Gottes, aber er hatte seine üblen Gewohnheiten. Ihre Vorzüge sollen uns zum Vorbilde, ihre Mängel uns zur Warnung dienen. Vorsichtig! Vorsichtig! ruft die Erfahrung.

Aber leider sind oft die Mängel hervorragender Männer die Steckenpferde kleiner Geister. In ihren Vorzügen können sie es ihnen nicht nachthun, so wollen sie es mit deren Mängel versuchen. Das ist aber keine Kunst, noch viel weniger ein Ruhm. Jenen Männern, deren Vorzüge die Mängel überschatten, übersieht man ihre schwachen Seiten und denkt: Es gibt keine Rosen ohne Dornen. Die Schwächlinge aber, welche Jener Thorheiten nachäffen, verachtet man und denkt: Das sind Dornen ohne Rosen. Ein Beispiel hievon:

Horace Greeley, der jüngstverstorbene große Journalist und Staatsmann, hatte bekanntlich eine sehr schlechte Handschrift. War das ein Ruhm für ihn? Wäre er mit einer schönen Handschrift nicht ein noch größerer Greeley gewesen? Gewiß! Eine schöne Handschrift ist ein begehrenswerther Vorzug für einen jeden Mann, und besonders sollten junge Leute bestrebt sein, sich eine solche anzueignen. Nun gibt es aber kleine Geister, welche Greeley's Handschrift möglichst schlecht nachzumachen suchen, um sich darauf—lacht nur nicht ihr Leute—noch etwas einzubilden. Ist es nicht eine grausame Anmaßung, daß solche Leute die Zeit und Geduld anderer beanspruchen, um ihr Zeug zu lesen, blos ihrer grillenhaften Einbildung wegen. Wenn man sich mit dem Geschreibsel abmüht, so ist es doch oft unmöglich alles herauszubringen, und man fühlt sich zu folgenden Worten versucht, welche einst ein Mann einem eingebildeten Studenten schrieb, nachdem er sich lange vergebens abgemüht hatte, ei-

nen von ihm empfangenen Brief zu entziffern: „Mein Freund! Wenn sich eine langbeinige Spinne aus dem Tintenfasse herauswälzte und einen Walzer über das Papier hintanzte, so wären die Winkelzüge noch Kupferstich zu nennen, gegen Ihr erbärmliches Gekleckse."

Dieses Beispiel läßt sich auf andere Fälle anwenden. Weil dieser oder jener große und gelehrte Mann in seiner Kleidung, Stubenordnung, oder seinen Geschäften nachlässig war, sollte mich das bewegen, seine Nachlässigkeit nachzuahmen? Keineswegs! Ich will lieber seine Vorzüge nachahmen und seine Mängel vermeiden. Diese Gewohnheiten haben thörichten Stolz zur Quelle. Ein Jeder verrichte seinen Beruf und sein Amt so gut er es nach seinen Fähigkeiten vermag, lasse sich aber nie dazu verleiten, aus thörichter Einbildung die Fehler und Mängel Anderer nachzuahmen.

Sonntagschule.

Die guten alten, und die besseren neuen Zeiten in der Sonntagschule.

(Von W. H.)

III.

Daß Kraft und Stoff sich vereinigen müssen, um ihre Dienste thun zu können, hat der Kraftstoffel Büchner in seinem Buche nach seiner Art beweisen wollen. Aber nichtsdestoweniger muß eine jede Maschinerie ein äußeres Triebrad haben, um sie in Gang zu setzen und zu halten. Und dieses ist nicht blos der Fall und nothwendig auf dem Gebiete der Mechanik, sondern auch auf dem Gebiete der Kirche. Obgleich nun hier der heilige Geist die Kraft ist und den Erfolg sichern muß, so sind doch Menschen die Werkzeuge in seiner Hand und dieselben können je nach ihrem Verhalten diesem wirkenden Geiste gegenüber, den endlichen Erfolg hemmen oder fördern.

In der Sonntagschulsache nun muß der Prediger das äußere Haupttriebrad sein und all die andern Walzen, Räder und Rädchen in der Gemeindewerkstatt in Bewegung setzen. Und niemals ist diese Maschine vollkommen, niemals wird sie im vollen Sinne des Wortes die gewünschten Resultate liefern, bis ein jedes Rad oder Rädchen an seinem bestimmten Platze munter um seine Achse schwirrt.

Der Prediger des Evangeliums darf niemals vergessen, daß die Jugend einen Theil seines Arbeitsfeldes bildet, und zwar den hoffnungsvollsten, und er deßhalb demselben einen entsprechenden Theil seiner Zeit und Kräfte schuldet, und für dessen Gedeihen vor Gott und der Kirche verantwortlich ist. Es ist nicht genug, daß man jährlich einmal eine Beamtenwahl, und wenn es hoch kommt eine Sonntagschulpredigt hält, und wenn es köstlich gewesen ist einmal in der Sonntagschule war und dann meint die Sonntagschulsache für zweiundfünfzig Wochen gewissenhaft quittirt zu haben. Das ist wohl noch eine Reliquie aus der „guten alten Zeit," aber eine faule, wie die Splitter von der Jakobsleiter und der Zahn des h. Petrus. Nicht, daß diese Sachen, nämlich die S. S. Predigten ꝛc. (nicht die Splitter und der h. Zahn) nicht gut seien, gewiß sind sie gut und nothwendig, aber nicht hinreichend. Der Einwand, daß es dem Prediger oft an Zeit und Gelegenheit fehle, sich mit der Sonntagschule und der Jugend überhaupt zu beschäftigen, ist wurmstichig. Unter solchen Verhältnissen sollte man sich Zeit nehmen und Gelegen-

heiten schaffen. Man sollte die Zeit mehr gleichmäßig zwischen Alten und Jungen theilen. Wie oft predigt der Prediger im Jahre den Erwachsenen in den Gottesdiensten mehr als hundertmal, und der Jugend, weder in noch außer der Sonntagschule, vielleicht nicht einmal. Das ist aber die Jugend um ihre Vorrechte beraubt und ihnen Segnungen, welche sie mit Recht von dem Manne Gottes verlangen können, vorenthalten. Vorsätzlich und mit Ueberlegung geschieht das freilich selten; aber unrecht ist es nichtsdestoweniger.

Jedoch hier hört man oft einen Einwurf machen, welchem wir schließlich noch einige Berücksichtigung schenken wollen, nämlich: „Ich bin kein Sonntagschulmann, kein Kindermann, habe keine rechte Gabe mit der Jugend umzugehen" ꝛc., sagen Prediger und Laien. Wiewohl nun in den natürlichen Anlagen zum Umgang mit der Jugend ein bedeutender Unterschied sein mag, so ist diese Einwendung im Allgemeinen jedoch nur— eine Entschuldigung für Nachlässigkeit und Versäumnisse. Freilich, so lange man die Kinder nur als das Spielzeug der Gesellschaft ansieht, welche nur durch Schmeicheln, Hätscheln, oder das Erzählen von lustigen Anekdoten und lächerlichen Späßen interessirt und angezogen werden können, mag obige Einwendung bei Manchen einige Berechtigung finden. Wenn man in ihnen aber die unschätzbaren Gaben und Geschöpfe Gottes, die unsterblichen, blutserkauften Seelen sieht, so fällt genannter Einwurf von selbst weg. Mit den Kräften welche wir im Kämmerlein, aus der Schrift und im Studirzimmer sammeln können, vermögen wir viel mehr als wir glauben, meine Brüder! Wir haben vielleicht unsere Kräfte noch gar nicht einmal ernstlich geprüft und angewandt und wollen schon verzagen. Gehören wir nicht zur Probircompagnie? Und muß nicht auch hier, wie fast überall, Uebung den Meister machen? Darum an die Arbeit im Garten der Sonntagschule, im Kreise der Jugend, denn das liegt klar auf der Hand, daß in dieser Beziehung in Zukunft an vielen Plätzen viel mehr gethan werden muß als bisher geschehen ist, wenn wir mit Gottes Hülfe eine gesegnete Zukunft für unsere Kirche sichern wollen; und das Heil kommt in dieser Beziehung hauptsächlich von den Predigern. Wenn sie ihre Pflicht erfüllen, ihre Kräfte opfern um die Sache der Sonntagschule und Jugendbildung mit Gottes Hülfe recht in Gang zu bringen, so wird es an Unterstützung und Erfolg selten fehlen. Diese Bemerkungen sind auf persönliche Beobachtung und Erfahrung gestützt und aus wohlwollendem Herzen geflossen.

Die Pflege der Kinder.

Vorgelesen an der Canada S. S. Convention von J. Anthes.

I. Wie ist die Bekehrung der Sonntagschüler am besten zu erzielen, und auf welche Weise sollen solche Kinder nach ihrer Bekehrung gepflegt werden?

Es ist dieses mein Thema ein sehr wichtiges, denn es schließt ja den eigentlichen Zweck der Sonntagschule ein. Und soll das Motto aller christlichen Eltern und Sonntagschulfreunde sein, nämlich: daß ihre Kinder und Schüler gründlich zu Gott bekehrt werden, und wenn bekehrt, auch die Gnade bewahren und selig werden.

Daß Kinder schon in früher Jugend fähig sind, mit Gottes Hülfe sich zu bekehren, wird wohl Niemand widersprechen wollen; denn solche Beweise liefert uns die h. Schrift wie z. B. Samuel, David, Jeremia, Josia, Joseph, Daniel, und im neuen Bunde Thimotheus u. a. m. nebst den vielen Zeugen durch alle Zeitalter hindurch. Auch jetzt noch, Gottlob! im 19. Jahrhundert treffen wir viele Sonntagschüler, die auftreten können und ein freies Bekenntniß ablegen, daß sie ganz jung durch Gottes Gnade erneuert und bekehrt wurden.

Um nun die Bekehrung in der Sonntagschule am besten erzielen zu können, sollten

1. Die Sonntagschulbeamten, die Lehrer und Lehrerinnen recht fromme Personen sein, die gründlich bekehrt sind und

ihre eigenen Seelen werth schätzen, und dann aus Liebe gedrungen ein warmes Mitgefühl für die Bekehrung der theuren Jugend haben. Denn ein unbekehrter, oder träger Lehrer ist etwa für seine Schule oder Klasse was ein unbekehrter oder träger Prediger für seine Gemeinde ist. Denn es kann ja kein Blinder dem andern den Weg zeigen! Luc. 6 39. Um die Bekehrung am besten zu erzielen laß eine Kirche darauf sehen, daß sie Männer voll des H. Geistes und Männer voll Glaubens an der Spitze der Sonntagschule hat, angefüllt mit der Liebe Jesu; denen das Wohl der theuren Jugend und ihre Bekehrung am Herzen liegt, die viel Beten und sagen können: „Folget uns Kinder, wie ihr sehet das wir Christo folgen.

2. Denn eben so wie der erfolgreiche Prediger viel zu beten und seinen Text zu durchdenken hat, um die Bekehrung seiner Zuhörer zu erzielen, so müssen auch die Lehrer einer Sonntagschule beten und die Lektionen studiren, denn um andere zu bekehren muß man selbst was wissen und verstehen. Man suche den Kindern deutliche Begriffe vom Heilsplan beizubringen, und man wird in Erfahrung bringen:

„Was die Vernunft nicht lernen kann,
Das faßt ein Kind, drum glaube man!"

3. Sollten die Kinder schon im elterlichen Hause mit der Hauptsumma aller Lehre bekannt gemacht werden. Siehe Pr. Sal. 12, 13. Kinder sollen daheim wahre Gottesfurcht gelehrt werden, und dann dieses wiederholt in der Sonntagschule. Wir sollen sie aber nicht nur den Buchstaben lehren, oder die auswendiggelernten Sprüche abhören — sondern mit Ernst auf ihre Bekehrung hinzuwirken suchen, um dieselbe zu erzielen.

4. Mache man die Kinder mit Gott und seinen Eigenschaften bekannt. Besonders suche den Kindern auf die begreiflichste Weise beizubringen, daß Gott ein liebendes Wesen, ja selbst die Liebe ist, und er uns aus Liebe seine Gesetze und seinen Sohn gegeben hat. Ja bringe den Kindern bei, daß sie göttlichen Geschlechtes sind. Apg. 17, 29., daß er uns je und je geliebet hat, und daß Gott auch alle Menschen liebt und haben will, daß alle selig werden 1 Tim 2, 4. ꝛc. Mit Kinder rede man kindlich, eindrucksvoll, aber nicht kindisch sondern im Ernst.

5. Durch den katechetischen Unterricht, denn dadurch werden die Sonntagschüler mit dem Sündenfall der Menschen, und der Erlösung durch Christum bekannt, und kommen zur Selbsterkenntniß. Denn Kinder sind empfänglich, und leicht zum Glauben zu bewegen. Dieses beweist uns folgende Geschichte: „Eine Wittwe ging eines Tages mit ihrem Sohne in der Stadt bei einem reichen Kaufmann vorüber, der gerade in der Thür seines Kaufladens stand. Er fragte den kleinen, heiteleitete, wie er denn heiße. „Peter" ren Jungen, den die Mutter an der Hand war die Antwort. Wie viele Geschwister hast du denn noch? „Fünf Brüder" erwiederte der Kleine freundlich." Da zupfte ihn die Mutter an der Hand, an welcher sie ihn fest hielt. „Peter, du hast nur vier Brüder," sagte sie. Der Kleine blickte die Mutter an und sagte dann nach einer Pause: Mutter du hast mir doch gesagt seit der Zeit mein Vater todt ist, der liebe Gott sei jetzt mein Vater, denn er hat versprochen in seinem Wort, er wolle den Waislein ihr Vater sein u. s. w. Und dann hast du auch gesagt der liebe Jesus ist Gottes Sohn, und wann doch Jesus Gottes Sohn ist, und der liebe Gott jetzt mein Vater, so ist doch auch der liebe Jesus mein Bruder, und ich habe jetzt fünf Brüder! „Ganz richtig," sagte der Kaufmann, welcher hoch erfreut ward über des Kindes Zuversicht und Glauben, und den kleinen Peter reichlich beschenkte. Ja Kinder sind gleich einem Grundstück, wo man hinein säen kann, was man will. Das weiß auch die Römische Kirche.

6. An diesem katechetischen Unterricht soll der Prediger warmen Antheil nehmen, denn ihm liegt die Pflicht ob, überall in unseren Gemeinden katechetischen Unterricht zu ertheilen, und schon die liebe Jugend mit den Grundlehren unsers Glaubens bekannt zu machen. Laßt die Prediger einen guten Einfluß ausüben auf die Sonntagschule, durch den katechetischen Unterricht, und die Bekehrung wird erzielt.

7. Suche man auf plötzliche Bekehrung hinzuwirken, und zeige den Kindern, daß sie sich überall bekehren können und nicht zu warten brauchen bis zur verlängerten Versammlung, am Betaltare u. s. w. sondern heute so sie seine Stimme hören. Im verborgenen Kämmerlein, beim Familiengottesdienst, in der Sonntagschule, überall können sie zu Jesu kommen, und zwar jetzt. Ja laßt einen Superintendenten eine Erweckung in der Sonntagschule zu erzielen suchen. Es kann geschehen. Laßt alle Beamten der Kirche ihre ganze Pflicht erfüllen an der theuren Jugend, und die Bekehrung wird gewiß erzielt.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 4. Mai.

Joseph wird erhöhet.—1. Mose, 41, 37—49.

Vorbemerkung.—Der Inhalt der vorliegenden Lection fußt auf der Erklärung der Träume Pharaos V. 25—36. Wir haben hier ein Seitenstück zur Geschichte Daniels (Kap. 2 ff.) Wie die Wahrsager und Traumdeuter Nebukadnezars Träume nicht auszulegen vermochten, so hier die egyptischen Weisen gleichfalls nicht die Träume Pharaos. Es lag zwar die Erklärung auf der Hand, denn großentheils wird die Fruchtbarkeit Egyptens durch die Ueberschwemmungen des Nils verursacht; aber es bedurfte doch der Glaubensgewißheit eines Josephs, im Lichte dieser Traumgesichte die Zukunft zu entschleiern. Diese Glaubensgewißheit tritt besonders klar zu Tage in V. 16, u. 33—36, welche Worte zugleich eine eminente praktische Weisheit bekunden. Pharao merkte den verständigen Geist in Joseph und ertheilt ihm sofort die Stellung, welche für sich in Aussicht zu nehmen ihm natürlich ferne liegen mußte.

Wir haben es mit der Erhebung Josephs zur Würde eines Großveziers zu thun.

1. Die mündliche Ertheilung dieser Würde V. 40. 41. Nicht blos die oberste Hofmeisterstelle weist Pharao ihm an, seinen Befehlen soll alles Volk gehorchen und über ganz Egyptenland soll sich seine Herrschaft erstrecken; nur des Thrones will der König höher sein.

2. Die Attribute dieser Würde.

a. Die derselben angemessenen äußerlichen Auszeichnungen V. 42, 43, 45. Ring, Siegelring, that er von seiner Hand und gab ihn Joseph als Zeichen königlicher Autorität (vgl. Esther 3, 10 ff. u. 8, 2.), und kleidete ihn mit einem Byssuskleide, einem Kleide von der feinsten Baumwolle, und die Tracht der Priesterkaste. Dies Kleid war also das Zeichen seiner Standeserhöhung, wie auch die Thatsache, daß er zum Weibe erhielt die Tochter des Priesters zu On V. 45. On, eine Stadt, im Griechischen Heliopolis, (Sonnenstadt benannt), in welcher ein hochberühmter Sonnentempel war, mit einer gelehrten Priesterschaft. Die Priesterkaste war die angesehenste und dem Throne am nächsten, weßhalb Joseph denn auch mit den Ehrenzeichen derselben versehen und in dieselbe erhoben wurde. Die goldene Kette hingegen war als Auszeichnung, besonders der Richter, üblich.

b. Die diesen Ehrenzeichen entsprechende Machtverleihung. Er fährt auf königlichem Wagen und ein vorausreitender Herold ruft dem Volke zu: Beugt das Knie, (so heißts im Grundtext), zum Zeichen, freilich, der Unterthänigkeit (V. 43.) Seine Machtstellnng ist noch weiter ersichtlich aus V. 44—er ist, nebst Pharao, absoluter Gebieter in Egyptenland, Niemand darf seinem Willen zuwiderhandeln, und aus V. 48. u. 49, welche die wirkliche Ausführung seiner Machtgebote beschreiben. Dazu erhält er einen hochtönenden Namen, nämlich nicht heimlicher Rath (nach Luther), sondern Erhalter der Welt, der zugleich auf sein Amt der Fürsorge hinweist und dem Schaugepränge orientalischer Herrscher gemäß ist.

3. Die Ursache seiner Erhöhung. Sie ist von Pharao selbst angegeben V. 38, u. 39. Joseph verließ sich nicht auf seine eigne Weisheit, sondern auf die sich ihm kundgebende Weisheit Gottes V. 16; er ließ sich in seiner Traumdeutung vom göttlichen Geiste leiten, und traf daher unfehlbar das Rechte. Darin gibt sich aufs neue sein frommer Sinn (S. Kap. 39 u. 40) zu erkennen.

Lehren:—1. Gott lenkt Königen und den Großen der Welt das Herz (Spr. 21, 1; Joh. 11, 51), so daß sie Ihn anzuerkennen gezwungen sind und seinen Zwecken dienen müssen.

2. Er erwählt oft geringe Werkzeuge zu seiner Verherrlichung Luc. 1, 51 ff.

3. Wahre Tugend und Frömmigkeit sind vor allem die echten Grundlagen einer von Gott anerkannten Erhöhung zu Ehre und Ansehen—„den Demüthigen gibt Gott Gnade."

Sonntag den 11. Mai.

Der Bericht der Söhne Jakobs über Egypten.—1. Mose 42, 29—38.

Vorbemerkung.—Nach den sieben fetten Jahren kamen wirklich die sieben magern Jahre, und alle Länder hungerten nach Brod. Das brachte auch die 10 Söhne Jakobs (Benjamin war nicht dabei) nach Egypten V. 1—5. In dem stattlichen Regenten des Landes erkannten sie ihren Bruder Joseph nicht—er hatte sich so sehr verändert, aber wohl kannte er sie beim ersten Anblick V. 6—8. Er erinnert sich sofort seiner Träume (Kap. 37. 7 ff.), und sieht dieselben erfüllt. Seine Verfahrungsweise seinen Brüdern gegenüber ist jedenfalls eine außerordentliche, die sie aber durch ihren Neid und ihre gottlose Behandlung Josephs wohl verdient hatten. Die Lektion thut Meldung

1. Von ihrem harten Empfang und ihrer Abfertigung V. 30—34.—„Hielt uns für Kundschafter." S. V. 9. Als Landesregent war es Josephs Pflicht behutsam zu sein. Egypten war oft vom Nordosten her feindlichen Ueberfällen ausgesetzt, und das Kundschaften wurde in jener alten Zeit vielfach betrieben (4. M. 21, 32; Jos. 21, 2c.); auffallend konnten sie also nur das finden, daß

er gerade sie als Kundschafter behandeln will zu einer Zeit, da von allen Ländern umher Getreidekäufer in Egypten einzogen. Es war dies aber eigentlich nur ein Vorwand Josephs, um sich von ihrer Redlichkeit zu überzeugen, V. 31—34. Sie hatten ihm V. 13 ihre Familienumstände erzählt, auch das Fehlen eines Gliedes angemerkt, und es war ihm gewiß die Treulosigkeit seiner Brüder, der ganze Vorgang seines Verkauftwerdens nach Egypten mit einem Male gegenwärtig. Er war nicht sofort geneigt, Alles zu vergessen und zu vergeben; zuvörderst wollte er sehen, ob sie sich gebessert hätten oder nicht. Möglicherweise hätten sie ja auch seinem Bruder Benjamin ein ähnliches Schicksal bereitet haben können, deßhalb muß dieser geholt werden. Nach V. 16 sollen Alle gefangen bleiben bis auf Einen, der den Benjamin holen soll, allein nachdem 3 Tage um waren ändert er's dahin ab, daß nur Einer bleiben soll und die Uebrigen nächstes Mal den Benjamin mitzubringen haben V. 18—20. Da kommt ihr Gewissen zu Worte und sie wehklagen über die Sünden, an Joseph begangen. Dieser wird durch ihre Trübsal zu Thränen gerührt, faßt sich aber wieder, läßt den Simeon binden und fertigt sie ab mit ihrem Getreide. Der ganze Vorgang zeigt, daß Joseph nicht sofort bezüglich seiner Handlungsweise im Reinen war; ein Kampf geht in seinem Innern vor—zuerst ergreift er strengere Maßregel im Gefühl der Entrüstung über sein erlittenes Unrecht mildert sie aber dann auf die bestmöglichste Weise soweit es mit seinem Zwecke, ihrer Redlichkeit und Besserung sich zu vergewissern, im Einklang stand.

2. Wirkung seiner Handlungsweise auf die Brüder. — Aufwachen ihres Gewissens (s. oben); sie hätten gewiß all ihre Besitzthümer drum gegeben, wenn sie ihr an Joseph begangenes Unrecht wieder hätten gut machen können. Sie waren jedenfalls durch ihre Lebenserfahrungen weiser und besser geworden. Ueber ihr ihnen zurückgegebenes Geld, oben in den Säcken befindlich, erschrecken sie (V. 35)—ein Zeichen, daß sie vom wahren Sachverhalt gar nichts ahnten, denn es war dies ja vielmehr geeignet, ihnen Muth einzuflößen für einen glücklichen Ausgang.

3. Wirkung auf den Vater V. 36 u. 38.— Er bricht in lautes Wehklagen aus über seinen dreifachen Verlust, oder doch zweifachen, da er sich nicht entschließen kann, Benjamin mitziehen zu lassen, auf den als den einzigen rechten Bruder seines todtgeglaubten Joseph seine ganze Liebe übergegangen war. Es gehen alle Wetter über ihn, und sollte Benjamin noch sterben, so würde er mit Herzeleid in die Grube fahren. Jakob war der Mann der Verheißung und ein Glaubenshelb, und doch scheinen seine bitteren Lebenserfahrungen gleichsam als Züchtigungen auf seine frühere Unlauterkeit (Kap. 27, 36) hindeuten zu sollen.

Lehren: 1. Auch nach Jahre langem Schweigen wacht das Gewissen wieder auf. Wohl dem, der anfangs seine Mahnstimme beachtet und keine böse That vollbringt; doch auch der ist noch glücklich zu preisen, der nach gethanem Unrecht dessen Weisungen befolgt und sich bessert.

2. Die Sünde zieht immer ihre Strafe nach sich; aber wohl demjenigen, der, weil er das Böse nun meidet und fromm zu sein sich bestrebt, dieselbe Strafe nur in einer zeitlichen Form zu erleiden braucht.

Sonntag den 18. Mai.

Joseph gibt sich zu erkennen. — 1. Mose 45, 1—8.

Uebersichtliche Darstellung.—Mit schweren Herzen nahmen die Brüder Abschied von ihrem trostlosen Vater, um zum zweitenmale nach Egypten zu ziehen, Speise zu kaufen, um sich vor dem Hungertode zu schützen. Benjamin war bei dem Zuge, und der alte Vater daheim allein. Wahrscheinlich wurde ihnen der Zug nach Egypten schwerer, als Joseph einst im Gefolge der Sclavenhändler, denn Joseph hatte ein gutes Gewissen und Vertrauen auf Gott, welches bei den meisten seiner Brüder leider fehlte. In der Zurückführung der Brüder, nachdem der Becher Josephs in Benjamins Sack gefunden war, und der Bestimmung Benjamins zum Sclaven, für welchen sich Juda verbürgt hatte, erreicht ihre Prüfung den Gipfel- und Wendepunkt. Als Juda vor Joseph seine gefühlvolle Rede hält, kann sich Joseph nicht länger halten. Seine brüderlichen Gefühle strömen über. Juda scheint überhaupt der Hauptredner unter den Brüdern zu sein. Er setzte es durch, daß Joseph verkauft, anstatt getödtet wurde; er vermochte Jakob, den Benjamin mitziehen zu lassen, und er erregt mit seiner herzlichen Rede die Gefühle Josephs, daß sich derselbe nicht länger zu halten vermag.

Das Bekenntniß Josephs, daß er ihr Bruder sei, macht seine Brüder ganz verwirrt, daß sie nicht zu ihm heranzutreten wagen. Joseph, in brüderlicher Zärtlichkeit, sucht ihnen alle Furcht zu benehmen, und bezeichnet seine Lebensführung als eine göttliche Schickung zu seinem eigenen Glück und zum Wohle der ganzen Familie.

Texterklärungen. — V. 1. Nachdem Joseph die Gesinnung seiner Brüder hinlänglich geprüft, und ihre Aufopferung für Benjamin, sowie ihr Herzeleid mit dem Leid des Vaters gesehen, strömt sein Herz nach der Rede Juda's in Versöhnungsgefühlen zu ihnen über.

„Lasset Jedermann von mir hinausgehen." Joseph wollte bei dieser Versöhnung mit seinen Brüdern allein sein. Die Egypter sollten nicht Zeugen des Schuldbekenntnisses seiner Brüder sein. So lag auch dieser Hungersnoth, und seiner Sendung nach Egypten, eine tiefere Bedeutung für das Reich Gottes zu Grunde, welche er jetzt seinen Brüdern (V. 7. 8.) zu erklären im Begriffe war, und welche die Egypter nicht zu hören brauchten. Auch um seinen Gefühlen keinen Zwang anthun zu brauchen, wollte er allein sein mit seinen Brüdern.

V. 3. Ich bin Joseph. — Sie waren darauf gefaßt, von Joseph, als dem Herrn über Egypten, ein Urtheil über sie zu vernehmen. Aber das strengste Urtheil würde sie kaum mehr verwirrt und erschüttert haben, als diese Erklärung: „Ich bin Joseph.' Lebt mein Vater noch? Durch diese Frage wurde das Donnerwort seiner Erklärung nicht blos gemildert, indem es ihnen sein anhängliches Israelitenherz zeigte, sondern es zeigte auch die kindliche Besorgniß um den Vater, welchen er auch mit in die Prüfung der Brüder hineingezogen hatte, welches er erst recht deutlich aus Juda's Rede erfährt. (Kap. 44, 29—31.

V. 4. Tretet her zu mir. — Es ist wahrscheinlich, daß die Brüder bei der Erklärung Josephs vor Schrecken zurückwichen, nun aber, da er im Begriffe ist, ihnen seine Verzeihung anzukündigen

und auch sich auf ihre Geschichte beziehenden Offenbarungen zu machen, heißt er sie zu ihm herantreten.

V. 5 — 8. Und nun bekümmert euch nicht.—Um ihnen das schmerzliche Bekenntniß zu ersparen, geht Joseph gerade auf die Vergangenheit über, und ermahnt sie, daß sie sich nicht mehr über ihre Handlung ihm gegenüber grämen sollten, indem er ja wußte, daß sie es bereut hatten. Gott habe ihn gesandt, sagte er. Damit konnten sich die Brüder nun wohl beruhigen. Um ihnen aber ferner zu zeigen, daß ihre Anschläge zu nichte geworden, und auch zu verhüten, daß sie sich in der Behandlung mit ihm am Ende nicht als verdienstvolle Werkzeuge Gottes betrachten möchten, weißt er darauf hin, daß nicht ihnen, sondern Gott die Rettung Egyptens und der umliegenden Länder durch Joseph zuzuschreiben sei.

Eine große Errettung.—Die Errettung des Hauses Israels, als Stammfamilie des Messias, vom Hungertode, ist freilich eine große Errettung. Gott hat mich Pharao zum Vater gesetzet, d. h. zu seinem väterlichen Rathgeber gemacht, welches allgemein eine Ehrenbezeichnung für den ersten königlichen Beamten war.

Andeutungen.—1. Hier haben wir aufs neue deutliche Beweise, wie der Herr in seiner Weisheit oft die Folgen menschlicher Bosheit zum Heil und Segen vieler Menschen lenken kann.

2. Das Verhalten Josephs gegenüber seinen Brüdern, bildet uns das Verhalten des Herrn gegen den reumüthigen Sünder ab. Sein Herz wallt in Erbarmen und Liebe gegen ihn über. Lukas 15, 20.

3. In dem Zusammenhange der Geschichte müssen wir überall die Vorbereitung des Heils in Christo für die Menschheit erkennen und bewundern.

—o—

Sonntag den 25. Mai.

Joseph läßt seinen Vater kommen.— 1. Mose 45, 19—28.

Uebersichtliche Darstellung. — Da so viele Jahre dahingegangen waren, seitdem die Söhne Jakobs ihrem Vater den falschen Bericht von ihres Bruders Tod überbracht hatten, so hatte derselbe, wenn er auch den Kummer um Joseph nicht vergessen hatte, sich doch gewissermaßen daran gewöhnt. Daß ihm nun die plötzliche Nachricht, daß Joseph nicht nur noch lebe, sondern ein großer Herr in Egypten sei, wie ein Mährchen klingen werde, konnte Joseph voraussehen. Deßhalb sendet er Geschenke und Lebensmittel hinauf, um ihm nebenbei noch einen thatsächlichen Beweis von der Wahrheit des Berichtes zu geben. Und wie Joseph vorausgesehen, so kam es. Jakobs Herz gedachte viel anders, denn er glaubte ihnen nicht. Es war vielleicht sehr zuträglich für Jakob, daß er sich nach und nach erst an die unerwartete Freude gewöhnte.

Jakobs Leben war mit Bezug auf seine Kinder eine rechte Leidenslaufbahn, und wie oft mag er während derselben sich seiner listigen Handlung gegenüber seinem eigenen Vater schmerzlich erinnert und dieselbe herzlich bereut haben. Aber der Abend seines Lebens sollte noch vom klaren, unumwölkten Sonnenlichte der Ruhe und des Friedens bestrahlt werden.

Texterklärungen. — V. 19 — 21. Nicht nur Joseph, sondern auch Pharao war über den Besuch der Söhne Jakobs hoch erfreut, und ladet sie nicht blos ein nach Egypten zu kommen, sondern bot ihnen auch alle Hülfsmittel an.—Joseph gab ihnen Wagen, welcher die Egypter genug hatten, bei den Hebräern werden sie nicht erwähnt. Mit den zweirädrigen Wagen der Egypter konnte man auch auf ungebahnten Wegen fahren.

V. 22. 23. — Daß Joseph dem Benjamin so viel mehr Geschenke gibt als den Andern, hatte wohl zwei Gründe: 1. war derselbe sein einziger rechter Bruder, wohingegen die andern nur Stiefbrüder waren, und zum andern hatte er ihn auch sehr geängstigt, obgleich er an Allem was ihm Böses widerfahren, unschuldig war, wofür er ihn hier entschädigen will.

Die vielen Geschenke, welche Joseph dem Jakob übersandte, waren ein Ausdruck seiner kindlichen Liebe und zärtlichen Besorgniß, sonst wären sie wohl zum Theil überflüssig gewesen.

V. 24.—Daß Joseph seine Brüder ermahnt, unterwegs friedlich zu sein, hatte seine guten Gründe. Das kürzlich Erlebte konnte Veranlassung zu allerlei Wortwechsel und Auseinandersetzungen geben, wobei sich der unschuldigere Theil zu rechtfertigen suchte.

V. 25. 26.—Jakob glaubte ihrer Verkündigung von Joseph nicht. Sein Herz dachte anders (Grundtext: erstarrte). Der alte Gram wurde aufs neue aufgeregt in Jakobs Herzen. Dazu hatte er durch allerlei Veranlassungen gegründete Ursache hie und da die Aussagen seiner Söhne zu bezweifeln. Und nun sollte der gefürchtete Herr Egyptenlands sein Sohn Joseph sein?

V. 27. 28.—„Da sagten sie ihm alle Worte." Zuerst mochten sie in ihrem Eifer hastige Behauptungen gemacht haben. Nun aber erklärten sie umständlicher was Joseph ihnen gesagt, und verschwiegen wohl auch nicht, daß sie ihn verkauft hätten, und daß er es ihnen vergeben hätte. Nun sieht er die Wagen und Rosse, als Bestätigung ihrer Rede; da wacht sein Geist auf, er sieht die geheimnißvollen Räthsel der göttlichen Führung sich lösen—neue Hoffnung und neuer Lebensmuth kehrt in ihn zurück. In diesem Wechsel der Gemüthsverfassung bei Jakob sehen wir auch den Namenswechsel wieder. Sobald sein Geist lebendig wird, und gläubig und hoffnungsvoll auf die wunderbaren Gottesführungen schaut, heißt Jakob wieder Israel.

Andeutungen.—1. Gottes Führungen sind wunderbar. Er führt in die Tiefe, um uns zur Erkenntniß zu bringen, und führt wieder hinauf, daß wir dankbar auf die dunkle Vergangenheit zurückschauen.

2. „Zanket nicht auf dem Wege," ist eine Ermahnung, welche uns unser göttlicher Meister auch gegeben, und die alle beherzigen sollten.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 5.—Dem Gerechten geht das Licht auf in der Finsterniß. — „Während meines Aufenthalts in Madeira," schreibt ein gewisser Reisender, „begab ich mich eines Morgens mit meinem Begleiter auf den Weg, um von dem Gipfel eines Berges aus die liebliche Landschaft umher zu betrachten und die balsamische Luft einzuathmen. Mit Mühe und Anstrengung waren wir eine Strecke von etwa tausend Fuß den Berg hinan geklommen, als sich plötzlich ein dicker Nebel erhob, der uns den klaren blauen Himmel, sowohl als die freundliche Landschaft vor uns, gänzlich verhüllte. Nun wußte ich keinen

andern Rath als ungesäumt unseren Rückweg wieder anzutreten, oder uns der größten Gefahr preiszugeben. Als uns die Nebelwolke immer dichter umhüllte, und die Dunkelheit größer wurde, da fing mein Begleiter an zu laufen und mir nachzurufen: Vorwärts, mein Herr! vorwärts! dort drüben wirds helle. Ich folgte, und in wenigen Minuten fing die Dunkelheit wieder an zu schwinden, und wir konnten aufs neue das blaue Firmament über uns erblicken, und eine Scene von unbeschreiblicher Schönheit lag rings umher. Der Nebel zu unseren Füßen glich einem leuchtenden Schneefeld in den Strahlen der Sonne glänzend. Die Welt war in jenem Augenblick meinen Blicken entschwunden, und das freundliche Licht von oben her schien auf uns herab. O Alle, die ihr von Dunkelheit umgeben seid, nur vorwärts im Namen des Herrn! Vor euch wirds helle. Joseph darf aus dem Gefängniß und kommt zu Ehren. „Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude."

Zu Lection 6.—Man soll Niemand, auch den Kleinsten nicht, verachten oder ihm seine Hülfe versagen. Denn neben der Christenpflicht sollte uns dies auch unsere Klugheit lehren — man weiß nicht, wo man ihn brauchen kann. Jedermann kennt ja die Fabel von der Maus und dem Löwen.—Als ein reicher, hartherziger Mann eines Morgens im Begriffe war auf die Jagd zu gehen, trat ein armer Mann zu ihm und sprach ihn um ein Almosen an. Der Reiche aber schalt über die faulen Schlingel, die auf der Welt zu nichts nütze seien und trieb den Armen mit Schlägen und Schelworten von sich. Der aber sprach: „Gott vergelts!" Als er nun am Abend wieder des Weges kam, hörte er unweit vom Pfade ein ängstliches Stöhnen. Er ging darauf zu und fand den Reichen in einem Morast, aus welchem er sich aus eigenen Kräften nicht heraushelfen konnte. Als er des Armen ansichtig wurde, bat er denselben um Hülfe. Der aber ließ ihn eine Weile zappeln und sprach: „Ei was, ich bin ja nichts nütze auf der Welt." Endlich bat er demüthig um Entschuldigung und Hülfe. Da half ihm der Arme und rettete sein Leben. So dachten auch die Brüder Josephs wohl nicht daran, daß sie Joseph einmal gebrauchen würden, als sie ihn verkauften. Und jetzt wurde er der Retter ihres Lebens.

Zu Lection 7.—Verzeihen ist göttlich.—Der ehrwürdige Doktor Duff las einst in Gegenwart einiger Hindu-Jünglinge die Bergpredigt unsers Herrn. Als er aber bis zu der Stelle gelesen hatte: „Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl Denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen," da wurde einer seiner jugendlichen Zuhörer dermaßen davon ergriffen, daß er begeistert ausrief: „O das ist herrlich, das ist göttlich! Und für mehrere Tage lang konnte er nur die Worte wiederholen: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen u. s. w. und setzte beständig hinzu: das ist herrlich das ist sicherlich die Wahrheit. Joseph dachte auch so und darum vergab er seinen Brüdern von Herzen ihre schweren Versündigungen gegen ihn und sammelte feurige Kohlen auf ihr Haupt. So läßt auch Gott gegen reumüthige Sünder Gnade statt Gerechtigkeit ergehen.

Zu Lection 8. — „Zanket nicht auf dem Wege."—Gotthold sagte einst zu Einem, der sich an einem Andern rächen wollte: „Sagen Sie mir, lieber Freund, wenn Sie einen steilen Berg hinan steigen müßten, und Sie sähen einen großen Stein herab rollen, gerade auf Sie zu, würden Sie es wohl als eine Unehre ansehen demselben auszuweichen und beiseite zu stehen, bis er an Ihnen vorbei wäre? Wenn nicht, was für eine Schande besteht wohl darin, einem aufgeregten zornigen Menschen aus dem Wege zu gehen und stille zu sein, bis derselbe seine Wuth ausgeschäumt hat und Zeit gewinnt, seinen Irrthum einzusehen und zu bereuen?"

Missionar Johnston erzählt aus West-Afrika, daß er bei seinen Besuchen einen kranken Mann, der zu seiner Gemeinde gehörte, angetroffen habe. Unter andern Fragen richtete er auch die an ihn: Ob er und seine Gattin auch in Frieden mit einander lebten und nicht zuweilen zankten. Seine Frau war ebenfalls zugegen. Er antwortete: „Zuweilen sage ich ein Wort, das meiner Frau nicht gefällt, dann sagt sie oft auch ein Wort, das mir nicht gefällt. Und wenn wir dann zanken wollen, dann schütteln wir Hände zusammen, schließen die Thüre und gehen in's Gebet, und so gibt es wieder Friede."

Dies und Jenes.

Correspondenz von Mt. Carmel, Ill.

Hochgeschätztes Magazin! Mögen alle deine Mühen und Bestrebungen in der Verbreitung deiner so guten schönen und edlen Literatur mit großem und herrlichem Erfolg gekrönt sein und werden!

Auch hier im fernen Illinois hast du deine warmen Freunde und Gönner; ja mit Spannung wird jedesmal deiner Ankunft entgegengeschaut, um dann sobald wie nur möglich deinen herrlichen Inhalt zu genießen, wobei Geist, Verstand und Gemüth immer wieder erquickt und angeregt werden.

Auf der andern Seite jedoch, theures Mag., hast du hier schon eine recht eigenthümliche und seltene Geschichte durchgemacht, seit den Tagen deiner Kindheit und zeitlichen Existenz. Da gabs schon gewaltige „Krebsgänge." Die Sache verhält sich nämlich so: Bei der Uebernahme dieses Arbeitsfeldes allhier übergab mir mein geehrter Vorgänger im Amt die Liste mit einem Namen als Abnehmer des Ev. Magazins darauf. Was, dachte ich! Ist das möglich! Von der Mt. Carmel Stations Gemeinde „ein Magazin?" So war es, übel oder wohl. Später nun durchmusterte ich eines Tages das Gemeinde Kirchenbuch, und welch eine erstaunliche Entdeckung machte ich da! Ei, da hieß es in der statistischen Ta-

belle von Anno 1869: „Sechzehn Ev. Magazin." Ich konnte meinen Augen kaum trauen, allein da stand es auf Schwarz und Weiß amtlich protokollirt. Also von „sechzehn auf eins herunter." Daß heißt Fortschritt über die Linke, und wer da alles schuld war, diese Dinge zu einem solchen Stande kommen zu lassen, das weiß freilich der liebe Gott am besten; jedenfalls aber ist es zu bedauern. Jedoch finden heute wiederum neun von den früheren sechzehn ihren Weg hierher. Es ist auch mein fester Entschluß nicht zu ruhen, bis die volle alte Zahl wiederum zurückerobert ist. Es ist mir noch immer fast unbegreiflich, wie eine deutsche Familie der Unsrigen, vor allen Andern, ohne diese gediegene Monatsschrift sein kann oder will. Aber wir müssen uns eben gedulden.

Fahre nur fort deine so jugendfrischen und höchst interessanten Lesematerien uns aufzutischen, und es wird endlich die Zeit noch ganz gewiß kommen, daß sich dein Leserkreis von einem tausend zum andern vermehren wird, und du noch unberechenbaren Nutzen schaffen und stiften kannst und wirst. Das Alles verleihe der Herr in Gnaden!

März, 1873. J. A. Maier.

Philorhetorien Gesellschaft des Nordwestlichen Collegiums zu Naperville, Illinois.

Hochgeschätzter Editor W. Horn! Auf den Wunsch der Philorhetorien Gesellschaft und mit Ihrer freundlichen Erlaubniß, wage ich es, den werthen Lesern des Magazins etwas von obengenanntem Körper mitzutheilen. Im Allgemeinen ist diese Gesellschaft gegenwärtig, in einem blühende Zustande. Studenten von allen Richtungen betrachten es als ein Vorrecht mit derselben verbunden zu sein; denn sie bietet ihnen eine seltene Gelegenheit dar, sich im öffentlichen Reden zu üben. Erfreulich ist es, daß bei Manchen ein Fortschritt wahrzunehmen ist, so oft sie ihre Aufgaben lösen: Ja aufmunternd ist es, sagen zu können, daß ungefähr vierzig Jünglinge, welche von der alten deutschen Treue beseelt sind, und das Christenthum lieben, sich an derselben betheiligen. Unser werther Prediger, Br. Kiest, ist Ehrenmitglied. Er besucht uns oft und läßt manches Wort der Aufmunterung an uns ergehen, welches auch nicht fruchtlos bleiben wird. Die Uebungen müssen, nach der Constitution, moralischen Inhalts sein. Sollte diese Arbeit, die hier gethan wird, nicht einst zum Segen der Welt, und vielmehr der Kirche werden? Jede Sitzung wird mit Gesang und Gebet eröffnet.

Die deutsche Gesellschafts-Halle, in welcher wir uns jeden Freitag Nachmittag um drei Uhr fünfzehn Minuten versammeln, enthält Raum für ungefähr sechzig Personen, bequem zu sitzen. Die Wände derselben sind mit einer Anzahl Bilder, welche die Gesellschaft von den deutschen Professoren und Andern als Geschenke erhielt, geschmückt. Auch haben wir einen Bücherschrank gekauft, so daß wir unsere wenigen Bücher, welche wir meistens durch die Liberalität der Wisconsin Conferenz anzuschaffen im Stande waren, schön aufbewahren können. Ob wir all die Bücher, die uns von dieser Conferenz zugesandt wurden erhalten haben, ist uns unbewußt. Wir bitten deßhalb, wenn es mehr waren als die zwei Bände von Winers Wörterbuch, daß uns die Brüder, die es wissen, davon in Kenntniß setzen.

Man adressire an C. Hatz.

C. H. Zerbel.

Naperville, den 6. März, 1873.

Anekdote von Bischof Lang.

Unser verewigter Bischof J. Lang war ein Mann, der bekanntlich nicht nur eine besondere Geistesstärke und einen klaren Verstand, sondern auch, selbst in den eigenthümlichsten Fällen, eine beißende Ironie handgerecht hatte, womit er oft Diejenigen, welche sich allzuängstlich um ihn besorgten, empfindsam ätzte.

Einmal war er in einem gewissen Hause zur Herberge, wo die Stubenthüre und Kellerthüre trügerisch ähnlich nebeneinander standen. Als nun der Bischof nach einem Ausgange ins Haus zurückkehren will, öffnet er unglücklicherweise die Kellerthüre, anstatt der Stubenthüre, schreitet zu und fällt die Treppe hinab. Auf das bemerkliche Poltern, welches der schwere Mann beim Fallen verursacht, kommt der Hausherr schreckensbleich herzugelaufen, schlägt die Hände über den Kopf zusammen und ruft bestürzt:

„Ach, Bruder Lang, bist du da hinuntergefallen?"

„Ja gewiß, net nuff!" entgegnete der Bischof in seiner gewohnten bestimmten Weise und—aus Erfahrung.

Inhalt des Rösselsprungs im Märzheft.

Die erste Silb' allein ist ohne Sinn;
Verdopple sie, so wird damit geschnitten.
Die Zweit' allein gibt dir auch keinen Sinn,
Verdoppelt: Mancher hat darin gelitten.
Beim Gärtner siehest du das kleine Ganze,
Das später oft erscheint als schöne Pflanze.

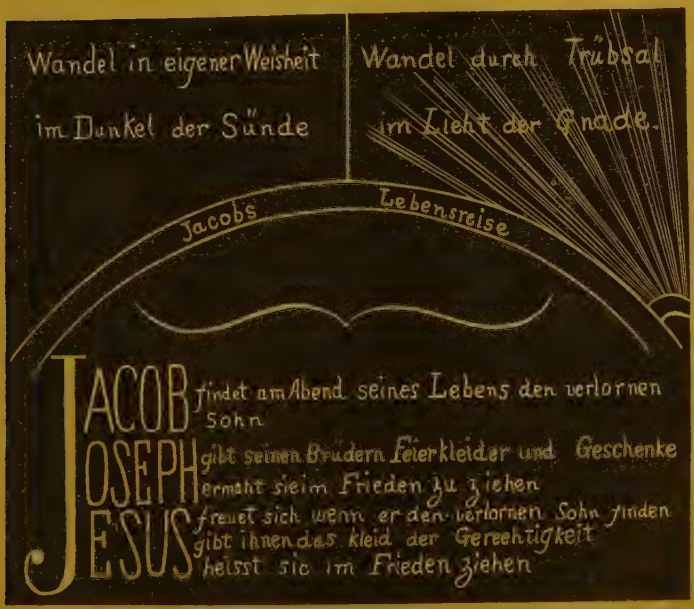
Was ist's?

Auflösung des Räthsels im Aprilheft: Rede—Erde.

Zu Lection 5.—Josephs Erhöhung.

Zu Lection 6.—Josephs Brüder kommen durch ihre Erfahrungen zum Nachdenken über ihre Sünden.

Zu Lection 7.—Joseph gibt sich zu erkennen.



Zu Lection 8.—Jakobs heiterer Lebensabend.

Parsis Kindergruppe.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. Juni 1873. Nr. 6.

Die Parsen.

Einer der interessantesten Stämme der Bevölkerung von Bombay*) in Indien sind die Parsis oder Parsen. Die Gebern, ihre Stammmesbrüder und Religionsgenossen in Persien, sind jämmerlich verkommen und durch vielen muhamedanischen Druck heruntergebracht. Die Parsen aber, die sich vor den Eroberern nach Indien retteten, sind dort gediehen und nehmen eine geachtete Stellung ein. Sie haben achtenswerthe religiöse Schriften und stehen dort den Europäern am nächsten.

Diese Anhänger der alten Zoroasterlehre in Indien sind namentlich in und um Bombay, Surat und Puna anzutreffen. Es sind meist fleißige, betriebsame Kaufleute, die sich noch in religiöser Beziehung zum Cultus des Lichtes bekennen. Feuer, Licht, sie gelten ihnen als heilige, reinigende Elemente; Feuer wird von ihnen nicht ausgelöscht, aber auch zu keinem gemeinen Gebrauche verwendet, selbst darum keine Feuerwaffe berührt.

Ihre Gebete richten sie an ein höchstes, gütiges und allmächtiges Wesen, das im Lichte wohnt und das alle Dinge geschaffen hat. Sie nehmen einen Gegensatz des Guten und des Bösen an; Ormuzd ist der Genius des Lichtes, Arihman jener der Finsterniß. Auch glauben sie an eine Fortdauer der Seele, ein Bewußtsein über das Grab hinaus, an Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen nach dem Tode.

Daß man Gott unter der Form der Sonne und des Feuers anbeten soll, schärft Zoroaster in seinen Lehrbüchern ein: „Alles erhält Leben durch die Sonne; die Erde dankt ihr Fruchtbarkeit, die Seele ihr Dasein und die Pflanze ihr das Sprießen. Allen giebt die Sonne Bewegung; sie ist's, welche schafft, daß ein großer Zusammenhang durch die Welt geht; ihr Einfluß ist so alt, wie die Welt." Darum geht der Parsis bei Sonnenaufgang gern vor die Stadt, oder in den Garten, kniet ostwärts gewandt nieder und richtet sein Gebet an die Sonne. Und Tausende von Parsis stehen stillschweigend wieder vor Sonnenuntergang in Bombay auf der Esplanade vor dem Fort, um der scheidenden Sonne das Abendgebet zu weihen. Es hat dies viel Rührendes.

Durch alle Gesichter der Parsis geht eine gewisse Familienähnlichkeit. Die Frauen kleiden sich in Corsets, Beinkleider und Obergewänder; das Haar wird sorgfältig unter weißer Leinwand verborgen. Sauberkeit ziert sie Alle. Die Kinder, von denen Ihr eine hübsche Gruppe abgebildet seht, erhalten nach vollendetem 7. Jahre die Sadra, das geweihete Gewand; das ersetzt den Panzer, den die Parsis früher in ihrer nördlichen Heimath trugen; dies Gewand soll nämlich schützen vor den Einflüssen des bösen Gottes Arihman. Licht- und Sternpunkte sind in diesem Gewande charakteristisch.

Ihre Todten bringen die Parsis in Dakma's, d. h. Thürme des Schweigens. Das sind ummauerte Plätze, in welchen die Leichen den schon harrenden Aasgeiern überlassen werden; inmitten läuft der Raum trichterförmig zu, damit die übrigbleibenden Gebeine hinabfallen.

*) Der Name entstand aus dem portugiesischen bom bahia, d. i. schöne Bay.

Nur ein Parsis darf solch einen Raum betreten. Arbeitsamkeit, Milde, Duldung und Wohlthätigkeit zeichnen die Parsis aus und nie wird man unter ihnen Bettler, Strolche und wollüstige Menschen finden.

Pfingsten.

(Von W. Horn.)

Erwartungsvoll im stillen Kreise saß
Die Jüngerschar beisammen,
Da röthete der Himmel plötzlich sich
Von heil'gen Flammen;
Und durch das duft'ge Aetherblau
Schwebt sanft hernieder,
Der Friedensgeist, der Lebensgeist des Herrn
Auf Christi Glieder.

Mit Heldenkraft von Oben angethan
Steh'n furchtlos sie zur Stunde,
Zeugend von Christo dem Gekreuzigten
Die frohe Kunde.
Von Donnerwort und Geistesblitz
Hat's da gewittert,
Und seltsam dem erstaunten Bundesvolk
Das Herz durchzittert.

Dreitausend Seelen beugen weinend sich
Zum Kreuz des Mittlers nieder,
Und grüßen jubelnd dann die Jüngerschar
Als ihre Brüder.
Von Ost und West, von Süd' und Nord'
Sind sie beisammen,
Und ziehen heimwärts freudig leuchtend nun
Von Gottes Flammen.

Komm, Geist der Pfingsten, denn wir harren dein,
Komm auch in unsre Herzen,
Komm, Flammengeist, entzünde heute da
Die Pfingstfestkerzen.
Komm mit dem Oelzweig zu uns her
Du Friedenstaube,
Auf daß bei uns dein Frieden sich verklär'
Und auch der Glaube.

Laß doch das Pfingstgewölk' entleeren sich
In sanftem Gnadenregen;
Laß Lieb' und Hoffnung bei uns wohnen stets
In stillem Segen.
Komm Südwind wehe segensreich
Im Kirchengarten,
Gib Kraft zu tragen deinem Volk erhöht
Des Reichs Standarten.

Laß hier und aller Orten muthig weh'n
Des Kreuzes Siegesfahnen,
Und vorwärts dringen deiner Streiter Zug
In ihren Bahnen.
Dein Geisteshauch beflügle sie
Zion zur Freude,
Dann grüßet uns mit süßem Widerhall
Dein Pfingstgeläute.

Saat und Ernte.

(Erzählung von Rosa Dorn.)

5.

(Schluß.)

Die alte Magdalena Lerch stand auf ihrem kleinen Kartoffelacker, und es war wohl ein recht trauriger Anblick, zu sehen, wie sie sich mühte, die kräftig hervorgekeimten Pflanzen mit einer kleinen Schaufel zu behacken. Andere Jahre hatte dies Gottfried gethan. Manche schwere Thräne der armen, verlassenen Frau fiel auf das feuchte Erdreich.

Eben richtete sich Magdalena in die Höhe. Es war ein schöner, wolkenloser Abend und die Sonne bereits im Sinken. — Seufzend überblickte die alte Frau, wie wenig die Arbeit von Statten gehen wollte. Nie hatte sie bitterer ihre Hilflosigkeit empfunden, als jetzt. War die letzte Pflanze angelockert, so hatte auf der ersten Furche gewiß schon wieder das häufige Unkraut mächtig gewuchert. Wie sollte sie diese saure Arbeit mit ihrer schwachen Kraft vollenden?

„Ja, der Gottfried," seufzte sie, „für den war es ein Kleines, er war kaum acht Jahre, da arbeitete er rüstig und unverdrossen, und ich konnte dort still am Saume sitzen. Gott segne meinen guten Jungen!"

Da kam eine stattliche Gestalt den schmalen Feldweg entlang. Hier in dieser armen, öden Waldgegend war ein Fremder eine Seltenheit.

„Es ist vielleicht ein Besuch zum Herrn Pfarrer gekommen, oder zum Herrn Oberförster," dachte die alte Frau, als die hohe Gestalt näher kam, und fast wäre sie erschrocken, als der stattliche Herr dicht vor dem Felde stehen blieb und die Hand über die Augen hielt, um sich vor dem blendenden Sonnenlichte zu schützen.

„Heda, Mütterchen," rief er, „könnt

Ihr mir nicht sagen, ob ich hier auf dem rechten Wege nach Hohentanne bin?"

„Ja, Herr," lautete die Antwort, „in zehn Minuten seid Ihr dort!"

„Ihr seid wohl aus Hohentanne?"

„Ja, Herr!"

„So alt und noch so fleißig?" frug der Herr.

„Muß wohl," sagte Magdalena und bückte sich schnell, denn die Thränen traten ihr in die Augen.

„Kennt Ihr die alte Magdalena Lerch?" fragte der Fremde von neuem.

Die Großmutter Gottfrieds richtete sich erstaunt auf. Wer konnte sie denn kennen und suchen? Daher dauerte es auch etwas lange, ehe sie sagte: „Das bin ich, ich heiße Magdalena Lerch!"

Sogleich kam der Fremde die Furchen entlang, lüftete seinen leichten Hut und sagte, dicht vor die alte Frau hintretend: „Nun, Magdalena, seht mich einmal genau an, ob Ihr mich nicht kennen solltet."

So stand er vor ihr, der alte Krieger, das Haupt unbedeckt, Haar und Bart silberweiß, über der Stirn eine breite, tiefe Narbe.

Magdalena sah ihn lächelnd und prüfend an. Sie mochte ihn wohl wieder erkennen, aber eingedenk dessen, daß er ihr so viel schuldete und diese Schuld bis jetzt nicht abgetragen hatte, schlug sie die Augen nieder und sagte: „Es könnte wohl sein, aber meine schwachen Augen täuschen mich gewiß."

„Nein, nein," sagte der Oberst gerührt, „sie täuschen Euch nicht, und wenn Ihr mich selbst nicht wieder erkennt, so müßt Ihr Euch doch an die Narbe da erinnern. Die Wunde da und mein Knie habt Ihr geheilt. Ihr habt ja Euer weniges Linnenzeug zum Verbande geopfert, das müßt Ihr doch wissen. Und nun kommt her, und gebt mir die Hand. Gott ließ mich Euren Enkel finden."

„Den Gottfried!" rief Magdalena wie neubelebt.

„Den Gottfried," nickte der Oberst. „Er ist ein braver Bursche. Und nun, gute Frau, ist's, so Gott will, mit aller Noth aus und vorbei."

„Aber der Gottfried?" frug Magdalena.

„Ihr sollt ihn sehen, denn morgen müßt Ihr mit mir, ich will Euch pflegen lassen und für Euch sorgen bis an Euer Ende.

Kein lauter Ruf der Freude kam über Magdalenas zitternde Lippen, als sie diese frohe Botschaft hörte. Stumm kniete sie nieder, die lahmen Hände falteten sich und der alte Oberst hätte mit keinem Worte dies stille Gebet unterbrechen mögen. So stand er schweigend vor der betenden Greisin, und wie die sichtbare Bürgschaft für eine untrügliche Verheißung, daß Gott die Seinen nimmer verläßt, sank feierlich die Abendsonne hinter die dunkeln Tannenwipfel.

Wie staunte der böse Vetter, als er die alte Magdalena, sorgsam gestützt von dem greisen Fremden, daher kommen sah. Die Frau, nichts für sie Erfreuliches ahnend, versteckte sich in den Garten.

Beide traten in die Stube. — Die alte Magdalena sah bittend zu dem Obersten auf und auch dieser fühlte sich um so mehr zur Milde geneigt, als er das Zimmer wieder erkannte, in dem er damals so sorgsam gepflegt worden war.

„Nun, Magdalena," sagte er, den Vetter derselben mit tiefem Ernste anblickend, „schnürt Euer Bündel, heute noch sollt Ihr dies Dach verlassen. Es ist wohl Euer Vaterhaus, aber die Prüfungen, die Ihr hier erduldet habt, sind zu Ende. Ihr habt Gutes gesäet und werdet Gutes ernten."

Die alte Frau ging hinter den Bretterverschlag. Der alte Oberst aber wandte sich an den bestürzten Mann. —

„Ihr habt dieser armen, frommen Dulderin die einzige Freude ihres Lebens, den braven Enkel entrissen, die einzige Stütze ihrem Alter; Ihr habt ihr den spärlichen Ertrag ihres Ackers um die Hälfte verkürzt für wenig Arbeit; Ihr habt sie gezwungen, die Arbeit mit saurer Mühe zu verrichten, die der rüstige Enkel bis jetzt für sie gethan hat; Ihr habt mit erbärmlicher Grausamkeit nicht verschmähet, ihr Alles von ihrem kleinen Eigenthume zu entreißen, was ihr nur irgend entbehrlich war. Ein Kissen um das andere habt Ihr unter ihrem Haupte weggenommen und sie hat es Euch gern gegeben, nur um den Enkel bei sich behalten zu können. Und jetzt, wo sie nichts mehr

hatte, was sie Euch opfern konnte, jetzt habt Ihr den Enkel von ihr getrennt. Ihr hättet es dereinst an jenem Tage zu verantworten gehabt, wäre sie gestorben und ihr Gottfried hätte ihr nicht die müden Augen zudrücken können."

Der so schwer Angeschuldigte wand sich unter der Wucht der Wahrheit dieser Worte.

„Ich richte Euch nicht," fuhr der alte Krieger fort, „aber fürchtet die Strafe des Himmels, denn so wie Gott jetzt, nach langer Zeit, jener alten Frau das Gute, was sie an mir gethan hat, durch mich vergelten läßt, so hat er ihre Thränen gezählt, die Eure Grausamkeit ihr erpreßt."

Jetzt kam die alte Magdalena in ihrem Sonntagsrocke hinter dem geschwärzten Bretterverschlage vor. „Lebt wohl, Vetter," sagte sie, „und wenn auch Alles wahr ist, was der Herr hier gesagt hat, so will ich doch für Euch beten, daß der liebe Gott euch verzeiht."

So überschritt sie die Schwelle der Hütte.

Unter den alten Tannen hatte sich die ganze Bevölkerung des Dörfchens eingefunden. Dort stand der Wagen des Obersten. Auch der Pfarrer Grüner war unter den Umstehenden, denn bei ihm war der Oberst zuerst vorgesprochen.

„Geht mit Gott, Magdalene," sagte der würdige Pfarrer, „der Herr geleite Eure Wege, wie er es bisher getreulich gethan hat. Er sei gepriesen immerdar! Amen!"

Da blieb kein Auge trocken und Alle drückten der greisen Dulderin zum Abschiede noch einmal die Hand. Der Postillon blies in sein Horn, die Pferde zogen an und munter ging es die Straße hinab. —

6.

„Nur Geduld, Junge," sagte am Morgen des Tages, an dem der Oberst mit Magdalenen erwartet wurde, Doctor Walter zu Gottfried, „nach vier Stunden werden sie wohl da sein. Aber ich glaube, Fräulein Selma hat Dich gerufen, vermuthlich giebt es noch Mancherlei zu thun. Also kaltes Blut, sonst kriegst Du mir noch einmal das Fieber."

In der That klopfte Gottfrieds Herz gewaltig, als er die Treppen hinabeilte. Fräulein Selma stand unter der Gartenthür. „Komm und hilf mir den Korb herübertragen," rief sie, „ich freue mich selbst auf das arme, gute Mütterchen."

Darauf gingen sie in den schönen, schattigen Garten. Im Vordergrunde befanden sich grünsammtene Rasenplätze mit Gruppen schöner Ziersträucher. Auch wohlgepflegte Blumenbeete lagen auf dem weichen Rasengrün, wie riesige Blumensträuße. — Den Hintergrund bildete eine Zusammenstellung alter, hoher Bäume, welche die umgrenzende Steinmauer hoch überragten und ihre Schatten hinüberwarfen auf die jenseits derselben liegende, vielbelebte Landstraße.

Hier stand ein Gartenhaus, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen. Das Häuschen war nett, enthielt zwei kleine, heizbare Zimmer und eine Küche. Von dem Garten aus führten einige Stufen hinauf zu der Eingangsthüre. — Bis jetzt war dies kleine Häuschen unbewohnt gewesen und die grünen Fensterläden hatte man immer geschlossen gesehen. Jetzt waren sie zurückgeschlagen, die Fenster blitzten spiegelhell und blüthenweiße Vorhänge blickten daraus hervor, und schöne, buntgemalte Rouleaux. Zierlich aufgereihte Topfpflanzen zierten die äußere steinerne Fensterbekleidung. Innerlich war alles freundlich, wohnlich und nett. Die dunkelgrünen Wände schienen zumeist auf alte, schwache Augen berechnet zu sein. Weiche Decken lagen auf dem Fußboden. Ein kleines Sopha mit dunkelm Bezuge, Stühle, Kommoden und ein kleiner Spiegel, groß genug für eine Greisin, die nicht mehr Gefallen daran findet, ihr Spiegelbild zu betrachten, bildeten die Einrichtung des Hauptraumes. Das kleinere Nebenzimmer sollte zum Schlafgemache dienen. Die niedliche Küche war mit allem nöthigen Geräthe versorgt. Das kleine Gartenhaus mit seiner zierlichen Einrichtung machte einen überaus wohlthuenden Eindruck. Gottfried fühlte das tief, und blieb unter der Thür stehen.

„Nicht wahr, hier ist's hübsch?" sagte Fräulein Selma fröhlich und legte den

Gartenhut auf den nächsten Stuhl. „Ich denke, es wird ihr gefallen."

Darauf setzte sie sich prüfend in den weichen Großvaterstuhl, der auf dem Tritte am Fenster stand, und lugte durch die außen stehenden Blumen, Levkojen und Lackstöcke hindurch, auf die Straße hinaus. —

„Hier wird ihr die Zeit nicht lang werden," plauderte das Mädchen fröhlich weiter. „Hier strömen die Menschen, zumal des Sonntags, nach den nahegelegenen Vergnügungsorten, und bekommt sie das bunte Leben überdrüssig, so hat sie hier Bibel und Gesangbuch."

„Wie gut Sie sind", sagte Gottfried, und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Den Kaffee mag sie sich selber kochen," fuhr das Fräulein fort und sprang leichtfüßig aus dem weichen Stuhle. „Sieh', hier liegt trockenes Holz und der kleine Feuerplatz ist recht nett. Ich denke, das wird sie gern thun. Das Mittagsessen schicken wir ihr aus unserer Küche, denn sie soll sich pflegen, das will der Papa. Nun aber geh und pflücke einen recht schönen Strauß in die Vase hier, ich ordne unterdessen den Tisch, denn heute wollen wir Alle der alten Magdalene Kaffeegäste sein."

Indessen, dies Alles füllte die Zeit bis zur Ankunft der sehnlich Erwarteten noch nicht aus. Fräulein Selma und Gottfried stiegen zusammen hinauf, um sich oben im Atelier des Herrn Frei ein wenig zu unterhalten. Sie überraschten den Maler und dieser gab sich vergebens Mühe, ein erst angefangenes Bild ihren neugierigen Blicken zu entziehen. Beide waren alsbald im Anschauen desselben verloren. Es stellte im Entwurfe Frei's Atelier vor, den Obersten, den Gottfried im Arme haltend, im Vordergrunde gerade so, wie an jenem Abende, da er zuerst die Entdeckung machte, daß der Knabe der Enkel seiner Lebensretterin sei.

„Wie schade, daß ich nicht dabei war," schmollte Fräulein Selma und beruhigte sich erst, als der Maler ihr versprach, sie mit dem wiedergefundenen Vogel in den Händen abzubilden.

Endlich kamen die Erwarteten. Der Wagen des Obersten rollte in die Einfahrt. Das Glück des Wiedersehens läßt sich nicht schildern, ebenso wenig die Freude der braven Magdalene, als sie in ihre neue Heimath eingeführt wurde.

In dem kleinen Zimmer saßen Alle traulich beisammen. Gottfried zu den Füßen seiner alten Großmutter, den blonden Kopf an sie angeschmiegt, in dem seligen Bewußtsein, daß die bittere Trennung hinter ihnen lag. Und so sprachen sie von der Vergangenheit, von den merkwürdigen Erlebnissen in derselben und priesen Gott, der Alles so herrlich hinausgeführt hatte. Kam der Abend, so mußte Gottfried das alte Gebetbuch herbeiholen und den Abendsegen lesen. Magdalena Lerch hatte noch nicht zwei Jahre ihr freundliches Häuschen bewohnt, da erhielt sie von dem würdigen Pfarrer Grüner einen Brief, der ihr mit rührenden, zum Herzen dringenden Worten meldete, daß die Frau des Vetters Niclas vor Kurzem gestorben sei, er selber aber an einer fürchterlichen Krankheit leide. Die Noth sei groß und die Strafe, die über den bösen Mann verhängt, sei, wenn auch gerecht, so doch schwer. Er leide die drückendste Noth, sei von aller Welt geflohen und verlassen, hilflos, ohne Nahrung, von Schmerzen gefoltert.

Die alte Magdalene ließ das Blatt, nachdem sie dessen Inhalt gelesen hatte, sinken. Was sollte sie thun? Den Obersten für den kranken Mann bitten, dazu hatte sie den Muth nicht. Wie sollte er noch mehr thun, als er bereits für sie that? So entwarf sie einen andern Plan. Sie sammelte das Geld, welches ihr der Oberst für die eigene Besorgung ihres Frühstücks gab, versagte sich den Kaffee und schickte diese Ersparnisse an den Pfarrer Grüner.

Bald aber bemerkte Fräulein Selma, daß Mutter Magdalene gar kein Holz mehr brauche, und auch der alte Oberst bestätigte, er sehe früh, wenn er seine Morgenpfeife am Fenster rauche, gar nicht mehr, wie sonst, den kleinen Schornstein dampfen. Er sah so gern den leichten Rauch zu den Baumkronen aufsteigen.

„Wart' nur, Papa," sagte Fräulein Selma, „dahinter wollen wir schon kommen."

Den andern Morgen hüpfte sie fröhlich in Magdalenens trauliches Stübchen und sagte: „Mütterchen, ich habe einen mächtigen Appetit auf eine Tasse Kaffee, kann ich keine bekommen, oder ist das Frühstück schon vorüber?"

Ohne sich um die sichtliche Befangenheit der alten Matrone zu kümmern, ging Selma hinaus in die Küche. „Aber Magdalene," rief sie, „Euer Herd ist ja kalt und hier auf Eurer Kaffeetasse liegt Staub, die Kaffeebüchse ist leer und kein Krümchen Zucker ist in der Schale. Aber Magdalene, was bedeutet denn das?"

„Fräulein Selma, gewiß nichts Unrechtes," sagte die alte Frau. Da der alte Oberst jetzt auch eintrat, erzählte sie einfach, daß sie sich den geliebten Kaffee bereits ein halbes Jahr abgedarbt habe, um den Vetter vor Hunger zu schützen. Der brave Oberst, den diese Feindesliebe rührte, unterstützte von nun an den Unglücklichen großmüthig bis zu dessen Tode.

Zwanzig lange Jahre war es Magdalenen noch vergönnt, glücklich und ruhig zu leben und Alle, die sie kannten, liebten und ehrten sie. Sehr oft sah man von der Straße aus das sanfte, friedliche Gesicht hinter den blühenden Topfpflanzen am Fenster des kleinen Gartenhauses.

Sie erlebte es, ihren geliebten Enkel als Mann zu sehen. Gottfried wurde ein geschätzter, hochgeachteter Arzt. Sie wiegte noch seine Kinder auf ihren Knieen. Ihr kleines, trauliches Stübchen war das Asyl, in das sich Alle in Freude und in Schmerz flüchteten, und für Alle hatte sie ein warmes, liebevolles Herz. Sie betete am Sterbebette des Obersten, der zehn Jahre vor ihr in ein besseres Leben einging; sie legte ihre Hände segnend auf Selma's Haupt, als diese die Gattin des braven Doctors Walter wurde, und herrlich bewährte sich an der alten, frommen Mutter das Wort der Schrift: Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seine Kinder nach Brod gehen!

Wie die Perlen in den Muscheln verborgen sind, so sind die edelsten Seelen meist unbekannt und verborgen.

Ehre, dem Ehre gebührt.

(Von W. Horn.)

Man jauchzet dem Frühling,
Man kränzet den Mai,
Mit duftendem Lorbeer
Und ehret ihn frei:
Doch stände er öde,
Doch starrte er kahl,
Wär's nicht für der Sonne
Erwärmenden Strahl,
Wär's nicht für die Blumen
Auf lachender Höh,
Wär's nicht für das Duften
Im blühenden Klee,
Wie wär' sonst der Frühling
So blüthenleer;
Drum gebet der Sonne,
Den Blumen die Ehr. —

* * *

Man jauchzet dem Feldherrn
Mit fröhlicher Lust,
Man schmücket mit Orden
Die Heldenbrust.
Doch wäre er kraftlos,
Doch stünde er kahl,
Wär's nicht für des Kriegers
Scharfschneidigen Stahl,
Wär's nicht für der Tapferen
Treue im Krieg —
Dem Muthe des Heeres
Verdankt er den Sieg.
Was wäre der Feldherr
Wohl ohne sein Heer?
Darum nicht blos Einem,
Nein, Jedem die Ehr'.

* * *

Man ehret die Weisen
Und rühmt ihre Kunst,
Man schmeichelt den Reichen
Und sucht ihre Gunst;
Doch wüßten sie wenig,
Doch ständen sie leer,
Wär's nicht für die Gaben
Von Oben her.
Was wäre die Menschheit,
Trotz ihrem Verstand,
Zög' Gott einen Tag nur
Zurück seine Hand?
Wo blieb ihre Klugheit?
Wo blieb ihr Geschick,
Zög' Gott seine Gunst
Von der Menschheit zurück?
Drum ehret den Höchsten,
Der alles regiert,
So gebet ihr Ehre,
Dem Ehre gebührt.

Stufen aus einem Menschenleben.

(H. G. aus Waldeck.)

9. In der Fremde.

Bei uns daheim war es Sitte, daß Jünglinge, die ein Geschäft gelernt hatten, in die Fremde gehen mußten. Wer nicht in die Fremde ging, der wurde nur wenig geachtet. Man hörte gewöhnlich von ihm sagen: „Der ist noch nicht hinter dem Ofen weg gekommen." Damals hatte ich große Lust zum Reisen und ich war recht froh, als die Zeit herbeikam. Wie aber aller Anfang schwer ist, so war es auch mein Reiseanfang. Besonders schwierig war die Wahl des Orts, der zunächst das Ziel meiner Reise sein sollte. Einige Freunde meinten, Elberfeld in Preußen sei ein passender Ort; andere meinten, Amsterdam in Holland sei besser für mein Geschäft und der Bürgermeister meinte sogar, ich solle nach Petersburg in Rußland reisen. Allein es wollte mir nicht behagen, eine dieser berühmten Städte zum Ziel meiner Reise zu wählen; meine Wahl fiel auf Schleswig-Holstein. — Zu Flensburg in Schleswig wohnte damals ein frommer Mann, dessen Vater Prediger in meinem Geburtsorte gewesen war. Persönlich war dieser Mann mir nicht bekannt, aber mein Vater kannte ihn und erzählte oft von seiner Frömmigkeit und daher wünschte ich nach Flensburg zu reisen. Aber noch eine andere Ursache war vorhanden, die mich bestimmte dorthin zu reisen, nämlich der Schleswig-Holsteinsche Krieg, der zu jener Zeit in vollem Gange war. Mein Wunsch war den Krieg zu sehen und daher wollte ich nach Schleswig-Holstein reisen. Nachdem die nöthigen Vorkehrungen getroffen und der Tag der Abreise herbeigekommen war, ging's zuerst zu Fuß nach Hannovers-Minden und von da mit dem Dampfschiffe die Weser hinab nach Bremen. Wenn das Wetter günstig ist und man gerade nicht wünscht, in fliegender Hast davon zu jagen, dann sind Flußreisen ohne Zweifel die angenehmsten Reisen. Den Flüssen entlang sind gewöhnlich mehr Naturmerkwürdigkeiten und Schönheiten zu sehen, als auf dem flachen Lande, und deren Anschauung ist von den Flüssen aus gewöhnlich auch schöner, als von dem Lande aus. Die Gegend an der Weser gehört zu den schönsten und fruchtbarsten des nördlichen Deutschlands. Reisende, die von Amerika über Bremen nach Süd-Deutschland reisen wollen, thun wohl, wenn sie von Bremen mit dem Dampfschiffe die Weser hinauf nach Minden reisen. Die Reise ist billiger und viel genußreicher als die Reise mit der Eisenbahn.

Der bedeutendste Ort an der Weser zwischen Minden und Bremen ist Hameln. Diese Stadt ist viel bekannt geworden durch die merkwürdige Rattengeschichte, die darin vorgekommen ist. Manche der geschätzten Leser des Magazins mögen die Hameln'sche Geschichte von den Ratten schon gehört haben, manche vielleicht auch nicht. Und sie werden nichts dagegen haben, wenn ich alles erzähle, was ich in Hameln selbst von der Geschichte gehört und gesehen habe. Die erste Auskunft über dieselbe gab mir der freundliche Wirth, bei welchem ich herbergte. „Gehen Sie nach der Bungelosen Straße," sagte er, „dort steht ein Haus, das ist schon viele hundert Jahre alt und an dem Hause steht die Geschichte von den Ratten angeschrieben. Aber warten Sie," fuhr der gefällige Wirth fort, „ich will meinen Jungen rufen, der soll Ihnen das Haus zeigen. Julius!" rief er darauf zur Thüre hinaus, und sogleich erschien ein kleiner munterer Knabe, der gleich bereit war, mit mir zu gehen. Der kleine Führer trippelte neben mir her mit seinen kleinen Füßen und kurzen Beinen, daß es eine Art hatte und dabei erzählte er mir von seinen großen Erlebnissen und Thaten beim Ballschlagen, in der Schule und dergleichen Dinge mehr. Mittlerweile kamen wir in eine Straße, die ziemlich enge und etwas baufällig war. „Dies ist die Bungelosenstraße," sagte der Kleine, und darnach zeigte er mit seinem Finger auf das Eckhaus und sagte: „Sehen Sie, dort ist das Haus." Ich dankte dem freundlichen Knaben und gab ihm ein kleines „Trinkgeld." Noch einige Schritte weiter und ich stand vor dem alten Hause mit seiner alten Hieroglyphenschrift. Nun ging's ans Studiren und Buchstabiren, und wieder ans

Studiren und Buchstabiren, aber mit aller Mühe und Anstrengung wollte es mir nicht gelingen die Schrift zu entziffern. Sie war so hühnerlatein und altdeutsch, daß ich mit dem besten Willen nicht im Stande war, ihren Sinn und Zusammenhang zu fassen. Dieser Studienfehlschlag machte mich aber nicht wenig bekümmert. Ich dachte bei mir selbst darüber nach, was nun zu thun sei; und während ich so dachte, wurde die Thüre des Hauses geöffnet und heraus trat ein kleiner mägerer Mann mit aufgewickelten Hemdsärmeln, mit einer schneeweißen Schürze und Jacke an und mit einer schneeweißen Conditormütze auf dem Kopfe. An dieser Signatur erkannte ich zu meiner großen Freude sogleich, daß der Mann Einer von meiner Zunft war. Nach einer gegenseitigen, freundlichen Begrüßung machte ich dem Herrn Collegen mit meinem Anliegen und mit meiner Verlegenheit bekannt und er war gleich bereit, mir aus derselben heraus zu helfen. Er erklärte die Schrift an seinem Hause, so gut er konnte und erzählte mir die Geschichte von den Ratten. „Vor vielen Jahren," sagte er, „war Hameln schwer heimgesucht mit Ratten. Die ganze Stadt war voll dieser Diebe und alles Bemühen der Bürger, dieselben los zu werden, war vergebens. Sie vermehrten sich und wurden immer dreister und gefährlicher. Da kam eines Tags ein kleines Männchen, welches Niemand kannte, in die Stadt zum Bürgermeister und sagte zu ihm: „Herr Bürgermeister! Wie viel wollen Sie mir geben, wenn ich in einigen Stunden die Stadt von allen Ratten befreie?" Der Bürgermeister versprach ihm eine große Summe Geldes zu geben. Zufrieden mit dem Anerbieten zog der Fremde eine kleine Pfeife aus seiner Westentasche und fing an zu pfeifen, während er durch die Straßen der Stadt ging, und alle Ratten kamen aus Häusern und Winkeln heraus auf die Straße und liefen dem kleinen Pfeifer nach. Er lief dann mit den Ratten zur Stadt hinaus und schwamm durch die Weser und alle Ratten stürzten ihm nach ins Wasser und ersoffen.

Als nun der Bürgermeister sahe, daß der Fremde die Ratten ohne viel Mühe vertrieben hatte, weigerte er sich, ihm die versprochene Summe Geldes zu geben. Diese bürgermeisterliche Untreue mißfiel dem Fremden sehr, er sagte jedoch kein Wort, sondern ging fort. Den nächsten Sonntagmorgen, als der Bürgermeister und die Leute in der Kirche waren, kam der Fremde wieder in die Bungelosenstraße und fing an zu pfeifen. Jetzt kamen alle kleinen Kinder, die laufen konnten, auf die Straße und der Fremde lief mit den Kindern zur Stadt hinaus in den nahen Wald, und er und die Kinder wurden seitdem nicht mehr gesehen, bis auf den heutigen Tag." Das war die Geschichte von den Hameln'schen Kindern und Ratten wie Herr B. zu Hameln sie mir erzählt hat. Der Leser hat Freiheit davon zu denken was er will.

Von Bremen reiste ich zu Fuß nach Stade und von da auf dem Dampfschiffe die Elbe hinauf nach Altona. Sehr auffallend war die Stimmung der Schiffsmannschaft und Passagiere auf dem Schiffe. Fast alle schienen mißgestimmt und traurig zu sein. Bei Allen zeigte sich eine ungewöhnliche Unruhe und Aufregung. Hier muß etwas Besonderes vorgefallen sein, dachte ich bei mir selbst und frug einen Herrn, der neben mir auf einem Stuhle saß, ob vielleicht ein Unglück geschehen sei? „Jawohl," sagte derselbe Herr, „ein großes Unglück ist vorgefallen; die Schleswig Holsteiner Truppen haben bei Itstädt eine große Schlacht verloren und sind bis Rendsburg zurück getrieben." Nun war es mir nicht mehr auffallend, daß die Leute nicht so vergnügt und lustig waren, wie es bei derartigen Wasserreisen gewöhnlich der Fall ist. Die Schreckensnachricht von der verlorenen Schlacht hatte sie mißgestimmt und traurig gemacht. Und daß die Nachricht gegründet war, konnten wir sogleich wahrnehmen, als unser Schiff nach Altona kam. Die Stadt war in wilder Aufregung. Ueberall waren die Spuren und Merkmale der verlorenen Schlacht zu hören und zu sehen. Da mir dran gelegen war, den Krieg zu sehen, so begab ich mich sogleich auf die Reise nach Rendsburg. Aber schon auf dem Wege dorthin wurden die Vorzeichen des blutigen Krieges immer schrecklicher und den kriegerischen Tumult in und vor der Stadt konnte ich

schon von ferne hören und sehen. Aber welch ein Tumult war dies! Die Straßen waren gedrängt voll von Soldaten zu Pferde und zu Fuß und von allerlei verschiedenen Kriegsfuhrwerken. Da war ein Commandiren, Marschiren, Trommeln, Pfeifen und Jagen, daß man kaum hören und sehen konnte. Auf den Straßen in der Stadt und in den Wirthshäusern war Lärmen und Klagen, Raisonniren und Schimpfen, Fluchen und Saufen, alles in wildem Durcheinander. Ich erkundigte mich nach dem Zustande des Krieges, konnte aber keine genügende Auskunft bekommen. Die Aussagen der Leute waren verschieden. Einige sagten, die Dänen wären nahe bei der Stadt, Andere sagten wieder, sie wären noch weit von der Stadt entfernt. Mein Vorsatz war, dem Kriegsschauplatze so nahe zu kommen, als es möglich war und daher verließ ich Rendsburg und marschirte über die Eider ins Schleswig'sche hinein. Nach zwei Stunden kam ich in ein mit Soldaten angefülltes großes Dorf und daselbst war das Ziel meiner Reise. Eine Stunde weiter vor dem Dorfe standen die Vorposten der Schleswig-Holsteinischen Armee und da hindurch durfte kein Fremder gehen.

Auf einem großen freien Platze, der mitten im Dorfe war, exercirte ein Bataillon Holsteiner Jäger. Ich setzte mich auf eine Bank, die unter einem Baume am Wege stand und sah dem Exereiren zu. Nachdem dasselbe vorüber war, kam ein Jäger und setzte sich neben mich. „Sie sind wohl fremd hier?" fragte mich der freundliche Soldat. Ich sagte ihm, daß ich da ganz fremd und unbekannt sei. Wir unterhielten uns eine kleine Weile über den Krieg und über meine Reise, und als der Jäger hörte, was mein Geschäft war, sagte er zu mir: „Sie können hier Arbeit bekommen und guten Lohn verdienen. Es wohnt ein B— hier, der ist sehr verlegen um einen Gehülfen." Diese Nachricht kam mir sehr erwünscht. Noch denselben Tag zog ich meine Reisekleider aus und die Arbeitskleider an und fing an zu arbeiten. Die Arbeit und der Arbeitgeber gefielen mir gut. Von den braven Kriegsmännern lernte ich in Bälde viele kennen und schätzen. Ganz besonders aber schätzte ich den freundlichen Jäger, der mich zuerst angesprochen hatte. Er war seines Zeichens ein Maler und ein sehr netter junger Mann. Je näher wir uns kennen lernten, je inniger wurde unsere Freundschaft. Unter solchen Umständen war unser gesellschaftliches Beisammenleben ein vergnügtes und angenehmes. Aber es sollte nicht lange so bleiben.

Eines Tags kam die Nachricht, daß bei Friedrichsstadt eine Schlacht bevorstehe und unsere Jäger erhielten Befehl, sofort nach dem Schlachtfelde abzumarschiren. Das Signal zum Abmarsch wurde gegeben und fast zur selben Zeit hörten wir schon die Donnerschläge der Kanonen, zum Beweis, daß die Schlacht schon begonnen hatte. Auf dem freien Platze mitten im Dorfe standen unsere Jäger in ihrer Kriegsrüstung und die Dorfbewohner kamen herbeigeeilt, um Abschied von ihnen zu nehmen. Da gab's nun Auftritte, die keine Feder beschreiben kann. Unter vielen Thränen und Klagen umarmten Brüder ihre Brüder, Freunde ihre Freunde. Mütter hingen an ihren Söhnen und wollten sie nicht los lassen. Eine Mutter, die schon zwei Söhne in dem Kriege verloren hatte, mußte mit Gewalt von ihrem dritten und letzten Sohne losgerissen und fortgeführt werden. In tiefer Wehmuth nahm ich Abschied von meinem Freunde. Der Abschied war schwer. — Nach einigen Minuten war unser Dorf leer und still. Nur das Echo des furchtbaren Kanonendonners unterbrach die traurige Stille. Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe standen unsere wackeren Dorfbewohner, horchten und schaueten nach dem blutigen Schlachtfelde, daß nur einige Stunden von uns entfernt war. Der Tag neigte sich und die dunkle Nacht brach herein; aber das Krachen und Donnern der mörderischen Feuerschlünde hörte nicht auf. Ohne Unterbrechung drang das schreckliche Schlachtgetöse zu unseren Ohren. Ein rother Feuerschein, der über dem Schlachtfelde schimmerte, wurde jetzt immer deutlicher. Endlich wurde es helle vor unseren Augen. Friedrichsstadt stand in Flammen. Die Feinde hatten die Stadt in Brand geschossen.

Es dauerte nicht mehr lange, da kam die traurige Nachricht von der Niederlage unserer Armee. Die Dänen hatten die Schlacht gewonnen und unsere Truppen mußten sich zurückziehen. Zuerst kam eine lange Reihe Krankenwagen mit verwundeten Soldaten durch das Dorf. Die Dorfbewohner waren bei der Hand mit allerlei Erfrischungen und leisteten den Kranken alle Hülfe, die sie nur leisten konnten. Auf einem Wagen traf ich einen dänischen Soldaten, der kein deutsches Wort sprechen konnte. Er war durch den Hals geschossen und tödtlich verwundet. Sein Anblick war schmerzlich. Ich gab ihm zu trinken und ordnete sein Sterbelager so gut ich's verstand. Er weinte und reichte mir seine rechte Hand und mit seiner linken zeigte er nach dem Himmel. — Auf dem Wege nach Rendsburg soll er gestorben sein. Nachdem die Krankenwagen vorbei waren, kamen Infanteristen und Artilleristen und darnach unsere Jäger. Sie hatten sehr gelitten. Eine Anzahl meiner Bekannten war auf dem Schlachtfelde geblieben. Ich suchte sogleich nach meinem Freunde, aber ich suchte vergebens. — Er war gefallen. — Drei Kugeln hatten ihn getroffen und seinem jungen Leben plötzlich ein Ende gemacht.

Der Durchzug der geschlagenen Truppen währte einige Stunden. Was ich dabei sah, hörte und fühlte, kann meine Feder nicht beschreiben. Ich wollte den Krieg sehen und sah ihn, aber ich wünsche ihn nicht nochmals zu sehen.

Ein Gespräch über die Mäßigkeitssache.

(Von P. Sch.)

Es schlug gerade zehn an der Stadtuhr, als Bruder D. und ich die Immanuelskirche verließen, wo wir an einem Samstagabend eine Gemeindeversammlung hatten. Unser Weg nach Hause führte uns durch einen Stadttheil, welcher mit deutschen Wirthshäusern stark besetzt war. Das Getöse und der Lärm, welcher uns von allen Richtungen in die Ohren gellte, ließ uns schließen, daß es innerhalb derselben, trotz der späten Abendstunde, noch lebhaft zuging.

„S'isch doch wärklich schoht," fing Br. D. an, welcher nebenbei gesagt ein pennsylvanisch Deutscher war, „vor so a g'schuhlt Volk," wie das deutsch' ens isch, daß es so dem Tronk ergäwwe isch und so gärn an di Sprith geht. Bei de Irrländner därf mer sech net abardich wunnere, sie kumme, was die Lerning a'geht, de Deutsche net nächst gleich. S'gukt a gemenerhand viel wüster aus, wenn a gelernter Mann b'soffe isch, als a ugelernter. Wann ich die Legisletscher zu baase het, ich wirddes fävore, daß a Lah gepäßt wärre deht, daß mär die Salluns all uf ehmal stoppe kennt, und all deh Bierbärll deh Bottom neig'schlagge wärre deht."

Du hast wohl einestheils recht, fing ich an, nur darf die Sache nicht zu einseitig aufgefaßt werden, sie erfordert eine nähere Beleuchtung. Diese Deutschen in den Wirthshäusern, repräsentiren noch lange nicht das Deutschthum von dieser Stadt, vielweniger das Deutschthum in Deutschland. Der Ausdruck den du gebrauchst, daß das deutsche Volk dem Trunk ergeben sei, ist mir zu stark; wenn dieses wahr wäre, so ließe sich daraus folgern, daß alle Deutsche Trunkenbolde sein müßten, welches aber einfach durch die Thatsache widerlegt wird; denn nicht alle, welche trinken, sind deßwegen dem Trunke ergeben; so wenig ein Mensch, der ißt, deßwegen ein Fresser genannt werden kann.

Es hat eben, fuhr ich fort, ein jedes Volk seine eigenthümliche Nationaluntugend. Während der Deutsche ins Bierhaus geht, geht der Franzose ins Wein- oder Kaffeehaus. Der Sohn der grünen Insel in das Schnappshaus. Der Angloamerikaner setzt sich in seinen Mußestunden auf einen Lehnstuhl, stochert in den Zähnen, und während seine Beine 18 Zoll über den Scheitel seines Hauptes emporragen, spekulirt er vielleicht a la Oakes Ames einen Credit-Mobilier-Plan aus. Der Spanier geht zum Stiergefecht; der Türke setzt sich mit überschlagenen Beinen auf die Erde und verzehrt mit epikurischer Genußsucht seinen Kaffee und seine rohen Zwiebeln. So-

gar der Chinese nimmt eine Dosis Opium und träumt vom Reich der Mitte. Bei all dem aber kann sich das deutsche Volk trotz all seinen Untugenden mit irgend einem Volk der Erde in moralischer Hinsicht messen. Dieser Ruhm wird ihm auch von der ganzen civilisirten Welt zuerkannt. Damit will ich aber nicht verstanden sein, als wollte ich das Saufen rechtfertigen, durchaus nicht; ich für meine Person könnte ganz gut alle Wirthshäuser entbehren.

„Ei dann besser tscheinst du unsere Temperenz-Loge," sagte Br. D., „du könntscht ohrtlich viel wärkke." Zu diesem, entgegnete ich, habe ich mich noch nie besonders verpflichtet gefühlt, einfach darum, weil mir der Modus operandi der Temperenzleute nicht gefällt; es wird zu viel politisches Kapital daraus gemacht. Ein Mancher hält sich blos dazu, um beim Volk populär zu werden, um eines schönen Tages sich ein „Aemtchen" dadurch zu erschleichen.

Unter einem wahren Mäßigkeitsmann verstehe ich einen ganz verschiedenen Charakter, als gewöhnlich angenommen wird. Es ist nicht genug, daß sich Einer des starken Getränks enthält; er muß auch in andern Dingen mäßig sein; überhaupt verstehe ich darunter einen Solchen, der, wie Paulus sagt, jederzeit mäßig und nüchtern ist zum Gebet. Darum sage ich noch einmal, daß ein Mann, der keinen Wein, Schnapps oder kein Bier trinkt, aber seinen übrigen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, noch lange keinen Anspruch auf wahre Mäßigkeit machen kann. Mancher trinkt wohl nichts als kaltes Wasser, hat aber dabei so hitziges „Blut," daß es bei der geringsten Veranlassung auf 90 Grad im Schatten zu steigen pflegt. Die Unmäßigkeit ist also eine Sünde wie alle andern, welche von innen heraus kurirt werden muß und nicht durch ein äußerliches Gelübde. Einem innerlich Kranken hilft ein äußerliches Pflaster nichts; inwendig sitzt der Schaden und von inwendig heraus muß der Kranke gesund werden; und dahin sollte man mit der Mäßigkeitssache wirken, dann gebe es „saubere Arbeit." Und wer auf diese Weise von der Unmäßigkeit kurirt wird, wird nicht nur mäßig im Trinken, sondern in allen Dingen; er wird, mit kurzen Worten, ein wahrer Christ. Den Menschen aber zu diesem zu bewegen, ist Sache der Religion und nicht der Temperenzloge.

„Wemmers selle Weg nemme will, host duh a recht Bruder," antwortete Br. D., „ich kann dei Argement gohr net konträdikte; ich sehn a zum Voraus, wenn ich noch ebbes sage wett, daß ich doch von dihr gebotte wärre deht." Während Br. D. dieses sagte, griff er in seine Tasche, brachte eine Scheibe Kautabak heraus, biß ein Stück davon ab und reichte mir das übrige hin, ebenfalls anzubeißen. „Ich danke," entgegnete ich, „ich habe in meinem Leben nie Gebrauch von Tabak gemacht, in keinerlei Form." „Des wohr?" bemerkte er befremded, „die Läut sinn awwer rohr; ich hab noch ken känne gelernt, wenn se net gschmokt oder getschuht henn, so henn se gemenerhand gschnuppt. Mein Tschutubäkker muß ich henn," fügte er noch hinzu, „mit aus demm könnt ich net lewe."

So! sagte ich; dann geht es dir wie dem Propheten Jona, demselben wäre es auch recht gewesen, wenn Ninive untergegangen wäre, wenn er nur seinen Kürbis erhalten hätte.

„Ei, was mehnst du dann mit deim Jona," fing D. an, „ich kann sell net recht ausmache."

„Ich verstehe es so, Bruder," sagte ich: „Wir sind immer geneigt, anderer Leute Untugenden aufs strengste gerügt und bestraft zu haben; unseren eigenen Leidenschaften soll aber nicht im geringsten zu nahe getreten werden. Du hast eben die Bemerkung gemacht, daß, wenn es in deiner Macht stünde, alle Wirthshäuser mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßten; du würdest also unbarmherzig mit den Biertrinkern verfahren. Nun sage mir einmal l. Bruder, was treibt diese Leute ins Bierhaus? Ihre Leidenschaft, sie können ohne Bier nicht leben, wie du nach deiner eigenen Aussage ohne Kautabak nicht leben kannst. Aber, sage mir, was ist der Unterschied zwischen einem leidenschaftlichen Biertrinker und einem leidenschaftlichen Tabakskauer? Etwa der, daß der Trinker mehr Geld braucht als der Tabakskauer? In Be-

zug auf Ekelhaftigkeit sind sie einander gleich. Und zudem ist eine Sünde oder Leidenschaft deßwegen nicht geringer, weil sie weniger Geld kostet. Sünde ist Sünde und wird bei Gott nicht nach ihrer Kostspieligkeit bestraft, sondern nach der verderblichen Wirkung, die sie auf das Herz des Menschen ausübt. Lieber Bruder! denke einmal recht über diese Sache nach. Gesetzt, man würde dir jetzt deinen Kautabak, ohne den du nicht leben kannst, mit Gewalt nehmen, würdest du dich nicht in einer ähnlichen Lage befinden, als wenn man diesen Biertrinkern ihr Bier mit Gewalt nehmen würde. Mit diesem wird dir nun deutlich sein, was ich mit dem Jona verstanden haben will, wie man nämlich anderer Leute Abgötterei bestrafen möchte; während man selbst dem Beelzebub opfert. Ein Mann, der von Natur keine Neigung zum Trinken oder Saufen hat, aber dabei ein leidenschaftlicher Raucher, Kauer, Tänzer, oder Theatergänger ist, hat kein Recht über den Trinker her zu fahren; er ist ein leidenschaftlicher Mensch wie Jener. Die Veranlassung von außen macht die Leidenschaft bei Gott nicht geringer oder größer, sei es durch Bier, Wein, Tabak, Tanz, oder andere Dinge. Aber ich weiß wohl, daß man sich durch solches Argument der Gefahr aussetzt, zu denen gezählt zu werden, welche von Zeit zu Zeit, wenn es Niemand sieht, einen „Schluck" zu nehmen wünschen. Ich hoffe jedoch nicht bei dir im Verdacht zu stehen, zu denen zu gehören, welche ihre Mußestunden im Bierhaus zubringen.

Wie also schon erwähnt, so gehört die Mäßigkeit zum Christenthum; die Unmäßigkeit ist ein Laster, welches nur durch die Kraft, die letzteres dem Menschen verleiht, besiegt werden kann. Ich kann nicht verhehlen, daß meine Ansicht von der allgemein herrschenden in manchen Hinsichten abweicht. Das Böse in der Menschheit durch staatliche Gesetze ausrotten zu wollen, hat sich durch alle Zeitalter als ungenügend erwiesen; selbst der Galgen, die Guillotine, das Henkerbeil und andere qualvolle Hinrichtungen waren bis Dato nicht im Stande den Menschenmord aus der Menschheit zu verbannen.

Die Sünde in ihrem ganzen Gefolge gleicht einem reißenden Strome, welcher unter keinen Umständen in seinem Laufe absolut aufgehalten werden kann; man könnte ihm allenfalls durch übermenschliche Anstrengungen eine andere Richtung geben; wäre aber dabei etwas gewonnen? Würde die Verheerung und Verwüstung nicht um so größer sein? Das vernünftigste, was man thun kann, ist, daß man ihn gehörig eindämmt, damit er durch sein temporäres Anschwellen keine Ueberschwemmung verursacht. In diesem Sinne können staatliche Gesetze nie als Abschaffungs- oder Ausrottungsmittel eines Uebels betrachtet werden; sie sind nur da als Dämme, damit das Uebel und die Sünde nicht überhand nehmen und eine moralische Ueberschwemmung anrichten.

Würden alle Menschen sich gründlich bekehren, so wären solche moralischen Dämme nicht mehr nöthig; die Quelle dieses Stromes wäre alsdann ausgetrocknet, und der Strom würde von selbst aufhören zu sein. Ob aber je eine solche Zeit in der Welt anbrechen wird, bleibt dahin gestellt.

Unvermerkt kamen wir an die Straßenecke, wo wir genöthigt waren uns zu trennen. Beim Weggehen machte Br. D. noch die Bemerkung: „Dei Konwerseschun hab ich besser gegliche als die Prädig vom e Lokelprädiger."

Skizzen aus Californien.

(Von Georg Schmid.)

4. Eine Fahrt auf dem Columbia.

Nachdem ich meine Reisekarte eingelöst und noch einen Blick auf das im goldigen Sonnenschein daliegende San Francisco geworfen hatte, setzten sich die Räder des Dampfers "Brother Jonathan" in Bewegung und vorwärts rauschte das Seeungeheuer durch die sogenannte „Golden Gate" in den stillen Ozean hinein. Seereisen sind schon so oft beschrieben worden, weßhalb ich denn den geneigten Leser mit einer solchen Schilderung verschonen will. Genüge es zu

sagen, daß wir am fünften Tage in die Mündung des Columbiaflusses einfuhren, welcher in seinem westlichen Laufe die Grenzen zwischen dem Staate Oregon und Washington Territorium bildet. Nicht weit von der Mündung liegt das Städtchen Astoria, so genannt nach dem verstorbenen Johann Jakob Astor, dem deutschen Crösus in New York, welcher in Astoria seinen ersten Handel mit den Indianern trieb, und den Grund zu seinem späteren Reichthum legte. Gegenüber diesem Städtchen liegt auf einem Felsen eine bewaldete Insel, welche sich vorzüglich eignete, eine Festung darauf zu bauen, um in Kriegszeiten den feindlichen Schiffen die Einfahrt in den Fluß zu verwehren.

Etwas über hundert Meilen von der Mündung des Flusses liegt die Stadt Portland, ein Haupthandelsplatz in Oregon. Die Portländer haben eine gewaltig große Meinung von ihrer Stadt und meinen, sie würde noch so groß wie New York. Wenn sie sich nicht täuschen, dann kommt's so. Die Stadt ist von einem Kranze prachtvoller Fichten und Tannen eingerahmt.

Die Flußfahrt bietet an Naturschönheiten einen fast unvergleichlichen Genuß. Das Land erhebt sich terrassenförmig, allmählich zu den schneebedeckten Kuppeln der himmelanstrebenden Berge hinan. Balsamische Wohlgerüche strömen von den Bergen in das Thal herab, und gewaltige Baumriesen umsäumen die romantischen Ufern des Flusses.

In Portland bestieg ich einen kleinen Flußdampfer, um bis Dallas stromaufwärts zu fahren. Die malerischen Naturscenen, welche sich hier dem entzückten Auge darbieten, können nicht mit Feder, oder Worten geschildert, sie müssen geschaut werden, um den ganzen, erhabenen Eindruck derselben zu genießen. Der Fluß übertritt fast jedes Frühjahr seine natürlichen Grenzen, und nährt durch den zurückbleibenden fruchtbaren Schlamm die Ufervegetation, daß dieselbe in einer ungewöhnlichen Ueppigkeit prangt. — Kommt man höher hinauf in die Gebirge, zu den sogenannten „Cascades," so erheben sich oft die Felsenwände am Ufer mehrere Hundert Fuß senkrecht empor, und zwar oft so untadelig gerade, daß der geschickteste Architekt daran nichts zu verbessern vermöchte. Und über diese Felsenwände rauschen oft Wasserfälle in unvergleichlicher Schönheit herab. Von Felsen zu Felsen, von Terrasse zu Terrasse stürzen sich die Schaum- und Staubbäche in schneeweißem Bogen, und wenn die Sonne darauf scheint und das Dunkelgrün der Waldbäume in dem Wasserspiegel reflektirt, so sieht man in dem Staubregen Millionen funkelnde Rubinen tanzen und alle Farben des Regenbogens in wunderbarem Glanze wiederstrahlen. — Ich habe in einer Entfernung von etwa vierzig Meilen vierzehn solcher Wasserfälle gezählt, ein jeder in einer andern Form und Pracht, wovon sich manche ungefähr vierhundert Fuß tief herabstürzten. Andere tanzen gleichsam in das Flußbett hinein, indem sie über einen Felsen gleiten, und dann in klarem Becken ihre Perlengewässer wieder zu einem neuen Sprunge sammelten, bis sie endlich lachend und spielend in die Fluth tauchen.

Einen andern Gegenstand der Bewunderung bieten die wunderbaren Felsengebilde am Flußufer entlang. Ich habe Höhlen gefunden, welche natürliche Festungen bilden, indem sie oft bis zu achtzehn Fuß Tiefe in colossale Felsenwände einspringen, mit nur einer Oeffnung, groß genug, daß ein Mann hineinschlüpfen, und fest genug, daß er sich gegen ein ganzes Regiment Soldaten vertheidigen könnte.

Aber nicht blos in der unmittelbaren Nähe des Flusses weidet sich das Auge an der Schönheit und dem Reichthum der Natur, sondern auch wenn es in die Ferne schweift, so wird der Blick auf jedem Punkte angehalten und bewundernd zu ruhen genöthigt. Da erhebt sich zur Rechten der Mt. Hood, welcher auf seinem 14,000 Fuß von dem Meeresspiegel erhabenen Haupte eine unwandelbare Schneekappe trägt, und zur Linken der St. Helens und Adams, welche dem Hood in der Höhe nicht viel nachlassen, und in Bezug auf die Kappen ihm ganz gleich sind.

Ich nahm mir drei Tage Zeit, um die Wunder der Schöpfung an und um den

Columbia River zu betrachten, und es reut mich die Zeit nicht. Selbstverständlich habe ich den Lesern des Magazins nur ein schwaches Bild von der Wirklichkeit geben können, aber auch dieses schwache Bild wird dieselben hoffentlich für die Mühe des Lesens entschädigen.

Die Verläumdung.

Das Leben wär' voll süßer Freuden,
Wenn nur der Mensch stets rechtlich dächt',
Mitfühlte seiner Brüder Leiden
Und gegen Alle blieb gerecht;
Wenn Jeder seine Bahnen wandeln
Dürft, ungehemmt und ungekränkt,
Man statt in And'rer Thun und Handeln,
Den Blick im eigenen Busen senkt'.

Jedoch, statt liebend uns zu einen,
Trennt Neid und Habsucht uns zu gern,
Ein Jeder läßt sein Ich erscheinen
Als glänzend Licht, als halber Stern,
Und sucht im Dunkel zu begraben
Den Nächsten, den er lieben sollt',
Er will allein nur Alles haben:
Vertrau'n und Liebe, Ehr' und Gold.

Sie sind es, die den Menschen scheiden,
Viel strenger als wie Zeit und Ort,
Daraus entsteh'n all' unsere Leiden:
Verläumdung, Haß und Raub und Mord,
Entstammen Sünden und Verbrechen,
Die schaudernd unser Auge sieht.
Denn stets muß die Natur sich rächen,
Wo ihre treue Spur man flieht.

Ein jeder Mensch hat seine Mängel,
Vollkommen ist nichts auf der Welt,
Hier wohnen einmal keine Engel,
Kein Ird'scher weiß, wie schnell er fällt.
Umschleicht ihn doch auf allen Bahnen,
Sogar auf still verborg'nem Pfad,
Erlauschend all' sein Thun und Ahnen,
Verläumdung, Argliſt und Verrath.

Wie sehr man sich auch müht und strebet,
Wie viel man ringt, und sorgt und kämpft,
Wenn man auch redlich denkt und lebet,
Wird doch Verläumdung nie gedämpft,
Sie folget uns auf jedem Schritte
Und läßt nicht Ruh bei Tag und Nacht,
Sie trifft das Herz tief in die Mitte,
Doch weit her, heimlich, langsam, sacht.

Es kann sich keiner ihr erwehren,
Nichts schützt vor ihrem gift'gen Pfeil,
Sie weiß neu immer zu gebären
Verunglimpfung, Schmerz und Unheil.
Vor Dieben sichern feste Schlösser,
Der Räuber flieht bei Widerstand,
Doch des Verläumders Wuth wird größer,
Wenn er entschloss'ne Gegner fand.

Und was er raubt und senkt zu Grabe,
—Denn Eulen gleich, scheut er das Licht—
Das ist des Nächsten beste Habe,
Und die ersetzt so leicht man nicht:
Man kann wohl alle Schätze missen,
Doch einen guten Namen schwer;
Ihn stellt, ist einmal er zerrissen,
Kein Arzt und keine Kunst mehr her.

Aufgelesene Aehren von S. K.

Motto: Philipper 4, 8.

3. Der Armen und Geringen Stärke.

Eine junge Schauspielerin hielt sich mit der Truppe, zu der sie gehörte, in einer der kleineren Städte Englands auf. Eines Tages ging sie durch eine abgelegene Straße; da hörte sie aus einer armen Hütte Gesangestöne hervorklingen, die Neugierde trieb sie, näher zu treten, und durch die halboffene Thür in die Hütte hineinzublicken. Sie sah da einige arme, geringe Leute beisammen sitzen, deren Einer gerade ein zweites Lied vorsagte, das gesungen werden sollte. Es lautete folgender Weise:

„Abgrund der Barmherzigkeit!
Gnad' ist noch für mich bereit?
Will mein Gott des Zorns nicht denken,
Heil dem ärgsten Sünder schenken?

Lange wollt' ich seiner nicht,
Trotzte ihm ins Angesicht;
Rief er, ließ ich mich nicht finden,
Kränkte ihn durch tausend Sünden."

Die Verse wurden nach einer einfachen, lieblichen Melodie gesungen. Bewegungslos stand sie, und lauschte, nicht der Melodie und des Singens wegen, nein, die Worte waren's, die ihre Aufmerksamkeit anzogen und gefesselt hielten. Die Frau vom Hause bemerkte sie endlich und lud sie freundlichst ein, hereinzutreten und Platz zu nehmen. Sie that's, und hörte noch ein Gebet mit an, das Einer der Versammelten hielt. So

schlicht und kunstlos es war, sie fühlte es komme aus dem Herzen, und fing unwillkührlich an, ihres Herzens Flehen mit dem des Betenden zu Gott emporzusenden.

Sie verabschiedete sich dann mit wenigen Worten; allein die Worte jenes Liedes klangen ihr nach, wo sie ging und stand. Es war ihr unmöglich, sie wieder zu vergessen, so daß sie beschloß, sich das Buch zu verschaffen, in welchem das Lied stand. Je mehr sie in diesen geistlichen Liedern las, desto ernster wurden ihre Gefühle. Sie ging dann zur Predigt, las ihre bisher vernachlässigte und verachtete Bibel, und beugte sich im demüthigen Flehen vor Gott, ihn um Gnade und Vergebung bittend. Und Gott, der zu reden weiß mit den Müden zur rechten Zeit und ansiehet, den der zerbrochenen Herzens und demüthigen Geistes ist, erquickte auch ihre Seele als ein Heiland und Erretter in dem Abgrund der Barmherzigkeit, der in Christi Wunden sich den bußfertigen Sündern öffnet. Sie ward inne, daß das Wort vom Kreuz eine göttliche Weisheit und göttliche Kraft ist allen, die daran glauben. In Gerechtigkeit ward sie gekleidet, erfüllt mit Frieden und Freude im heiligen Geist. Ihre bisherige Beschäftigung war ihr nun in tiefster Seele verleidet. Sie zeigte fürs erste blos an, ohne ihre Gründe dafür anzugeben, daß sie in der nächsten Zeit nicht auf der Bühne erscheinen könne. Es war jedoch ihr Vorsatz, in Kurzem sich offen darüber auszusprechen, und der Bühne auf immer zu entsagen.

Während sie mit solchen Gedanken umging, kam eines Morgens der Theaterdirektor zu ihr, und bat sie, die Hauptrolle in einem neuen Stücke zu übernehmen (ja freilich mußte es die Hauptrolle werden), das in einigen Tagen zu seinem Benefiz aufgeführt werden sollte. Sie hatte schon oft jene Stelle übernommen, und mit allgemeinem Beifall ausgeführt. Allein sie erklärte jetzt gerade aus, sie sei entschlossen, nie wieder die Bühne zu betreten; denn sie sei gläubig geworden an Christum, und halte das Schauspiel für etwas Unrechtes und Sündliches. Der Theaterdirektor that, was er konnte, um ihre neuen „überspannten Ansichten" lächerlich zu machen. Allein umsonst. Da stellte er ihr vor, welchen Verlust sie ihm bereite, indem der Ertrag jenes Stückes sehr gering sein werde, wenn sie nicht spiele. Wenn sie ihm zu Gefallen noch dies eine Mal auftreten wolle, so werde er sie nie wieder mit einer solchen Bitte belästigen. Sie war schwach genug, endlich nachzugeben.

Als der bestimmte Abend kam, begab sie sich zum Theater und zog ihr Kostüm an. Ihre Rolle brachte es mit sich, daß sie, so wie der Vorhang aufging, ein „Liebeslied" singen mußte, unter Vorspiel des Orchesters. Der Vorhang wurde aufgezogen, das Orchester begann sein Vorspiel, allein, als es aufhörte, stand sie da, scheinbar in Gedanken vertieft, ohne einen Ton hervorbringen zu können. Man meinte, sie sei in augenblickliche Verwirrung gerathen, oder, wie's die Schauspieler nennen, in ihrer Rolle verkommen, werde sich jedoch schon wieder zurecht finden. Das Orchester fing also zum zweiten Male, und als sie auch dann noch stumm blieb, zum dritten Male an. Da endlich, mit gefalteten Händen, ihre Augen voll Thränen, begann sie zu singen, nicht jenes weltliche Liebeslied, sondern ein Lied von der Liebe, die über alle andere Liebe geht, und stärker ist als der Tod von der Sünderliebe des Heilandes:

„Abgrund der Barmherzigkeit,
Gnad' ist noch für mich bereit?" ꝛc.

Dies war das neue Lied in ihren Mund gegeben, welches jetzt von ihren Lippen strömte, zum Lobe ihres Gottes; Viele hörten es, und es war ein Zeugniß von Christo abgelegt am Hoflager des Satans! — Ja, „werden diese schweigen, so werden die Steine schreien." „Sie können es ja nicht lassen" ꝛc., denn „weß das Herz voll ist, geht durch den Sieg der Gnade der Mund über." Und wenn's einmal gleich einer verstopften Brunnenröhre durch Menschenfurcht und Uebervortheilung des Satans zu versiegen scheint, so gibt der Herr doch neues Oel dem glimmenden Docht, und Kraft und Halt dem schwankenden Rohr.

Der Vorhang ward zwar schnell wieder niedergelassen und das Spiel hatte ein Ende. Auch fehlte es nicht an Aer-

ger und Spott von Seiten der Schauspieler und Zuschauer. Allein,—es fanden sich auch Solche, auf die der ganze Vorfall einen tiefen Eindruck machte, sie lernten den Herrn fürchten und auf ihn hoffen. „Eine junge Schauspielerin ist auf einmal fromm geworden, ist eine Betschwester geworden, hat auf der Bühne ein geistliches Lied zum Besten gegeben!" —Mit diesen und ähnlichen Reden erscholl die Kunde von ihrer Bekehrung in Kreisen, wo man sonst nichts der Art hören mochte. Es wurde offenbar, daß der Herr selbst die Fehler seiner Kinder zu seiner Verherrlichung dienen lassen kann, wenn sie getrieben durch seinen Geist, Muth und Kraft fassen ihre Schuld und seine Huld offen zu bekennen.

Die junge Schauspielerin, die auf eine so ungewöhnliche Art sich als Jüngerin Christi bekannt hatte, zeigte hinfort durch ihren Wandel, daß nicht eine flüchtige Rührung, sondern eine bleibende Veränderung in ihr vorgegangen war. Sie lebte einige Jahre still und eingezogen, und wurde dann die Gattin eines christlichen Predigers. Diese frohe Kunde war ihr aus jenem Liede entgegengeklungen, und hatte sie zum Vaterhause heimgeholt, dieselbe Kunde erhielt auch hinfort ihr Herz in der Gemeinschaft der Heiligen, welche dieselben haben miteinander; und mit dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. „Ja, wo die Sünde ist mächtig geworden, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden."

Am Scheidewege.

(Von J. Maurer.)

Ein junges, lebensfrohes, gleich einer Rose blühendes Mädchen ging an einem schönen Sommerabend durch den lachenden Wiesengrund unfern ihres heimathlichen Dorfes spazieren. Im fernen Westen erblickte sie die scheidende Sonne, deren feuerrothe Fläche wunderlieblich anzublicken war, und mit ihrem Strahlengewebe die wenigen Wolken, die sich angesammelt und zauberhaft gruppirt hatten, in purpurnen Schleier hüllte. Sanfter Zephyr flog über die Fluren und blumenreichen Wiesen hin. Die Wachtel schlug mit mahnendem Ernst ihre Loosung: „Fürchte Gott! Fürchte Gott!" Hoch in den Lüften besangen die Lerchen in lustigen Melodien die Schönheit und Reize der Natur, und die Güte und Weisheit des Schöpfers. Auch die Grasmücken, obwohl ihre Zungen nicht so geläufig wie die der Lerchen, waren diesen Abend sehr geschwätzig und erzählten ihren Jungen wunderliebe Geschichten von der Ehre des Herrn. Selbst die drollige Hummel, auf dem Heimwege begriffen, ließ ihre Baßstimme hören. Unzählige Heere tanzender Mücken zogen dahin, in den Strahlen der Abendsonne wonnig sich badend. In Gedanken und stiller Verwunderung über die Schönheiten der Natur versunken, ging unser Landmädchen dahin, als plötzlich ihr Augenmerk auf ein Gemälde gelenkt wurde, das hoch oben in den Lüften zu schauen war. Sie blieb stehen, und erblickte dort eine schöne, breite Landstraße, auf welcher ein possierlicher Mann mit buntgestreiften Kleidern sich postirt, der ein sehr verführerisches Aussehen hatte und auf sie den Eindruck machte, daß es Meister Satan sei. Nicht fern davon erblickte sie einen schmalen Weg, der voll Dornen und so schmal war, daß es große Vorsicht kostete, darauf zu wandeln. Ein Mann mit einer Dornenkrone ging auf demselben. Sein äußeres Ansehen war hehr und heilig; doch blickte er sanft und milde und mit stiller Wehmuth hernieder. Eine Weile schaute das Mädchen—und mit welchen Gefühlen?—darauf hin; dann senkte sich ihr Blick und das Phänomen verschwand. Wie wir auch immer diese Erscheinung erklären wollen, als optische Täuschung, Phantasiegebilde, oder Luftspiegelungen (Fata Morgana) u. s. w., so viel bleibt fest, jenes Gemälde ist ein treues Sinnbild der Lage und des Zustandes, in welchem sich die Jugend im Leben befindet. Die Jugend steht am Scheidewege, der breite und der schmale Weg liegt vor ihr und wird ihr von Gott, Eltern und Lehrern vorgezeichnet. Der Teufel steht vor ihr als Versucher, verspricht ihr Bequemlichkeit, Reichthum, Glück, Ehre und Glanz. Jesus, der liebevolle Jesus, blickt

sie wohlwollend und liebevoll an, und will sie in seine Retterarme schließen. Nun soll das jugendliche Herz entscheiden und o, ihr Jünglinge und Jungfrauen! es ist von großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß ihr in eurer Jugend die Wahl zum Guten macht und euch entschließt, den schmalen Weg zu wandeln. Mag er auch von Dornen besäet sein, auch Rosen wachsen dort, und obwohl er schmal ist, ist er doch breit genug, daß Jeder darauf wandeln kann.

Dazu sind die Wege des Herrn liebliche Wege und alle seine Steige Friede. — Ich habe das Leben dieser Person beobachtet, von der ich euch oben erzählt. Wehe! sie wählte und ging den breiten Weg, auf dem ihr lustig zu wandeln dünkte. Wirklich konnte sie auch eine Weile lustig sein; aber welche Folgen für ihr irdisches, und ich befürchte—auch für ihr ewiges Glück. Sie wuchs heran, und reifte mehr und mehr für den Genuß dieses eitlen Lebens. Zwar bildschön von äußerer Gestalt, aber in ihrem Herzen war eine entsetzliche Leere; ihr Geist war leicht und flatterhaft nach Schmetterlingsart; ihr Gemüth mit Eitelkeit angefüllt. Ein hoffärtiges, selbstgefälliges Leben führend, trat sie endlich in den Ehestand, welcher zugleich ein rechter Wehestand für sie wurde. Von Schlägen des Schicksals getroffen, steht sie nun als arme Wittwe, mit etwa fünf Kindern am Hungertuche nagend, trostlos da; mit Schmerz zurückblickend auf die Zeit, wo sie am Scheidewege stand und die Zukunft in so rosigem Lichte vor ihr lag, und der Hoffnungsstern des himmlischen Glückes ihr verheißungsvoll winkte. Wie ganz anders würden sich ihre Verhältnisse gestaltet haben, hätte sie dazumal ihr Herz Gott geschenkt!

Wer jung an Jahren sich dem Heiland weiht,
Der hebt den Schatz der wahren Lebensfreud';
Der spart sich schon hienieden Kummer, Schmerz und Pein;
Wird noch im Alter grünen, blühn und fruchtbar sein.

Sünden und Igel werden ohne Stacheln geboren; wie sie aber nach der Geburt stechen, wissen wir Alle.

Physiognomie.

(Von J. L. Runkel.)

Motto: „Ein fröhlich Herz macht ein fröhlich Angesicht."—Spr. 15, 13.

„Gib mir ein fröhlich Herz,
Du Geber aller Gaben!
Und laß mich meine Lust
An deinem Worte haben;
So bin ich ganz vergnügt,
So ist kein Trauergeist,
Der dich, mein lieber Gott,
Aus meiner Seele reißt!"

Der Mensch ist ein freies Wesen, er hat einen freien Willen und kann demzufolge nach Ueberzeugung handeln. Wohl gibt es Solche, die dieses läugnen wollen, aber nehmen wir dem Menschen diese Gabe, so nehmen wir ihm die schönste, ja edelste Gabe, womit ihn der weise Schöpfer der Kreatur vorgezogen und ihn als Krone der Schöpfung ins Dasein gerufen hat. Ohne freien Willen ist der Mensch nur eine Maschine, welche durch fremde Kraft getrieben, oder ein Thier, welches nur vom Instinkt geleitet wird. Ohne die Vernunft, welche wohl das Fenster des Verstandes genannt mag werden, und ohne den freien Willen, wäre auch der Mensch unzurechnungsfähig, d. h. er könnte für sein Handeln nicht verantwortlich sein, er wäre der Kreatur gleich, die in allen Dingen thun muß, wie sie thut, denn der Instinkt gibt den Ausschlag.

Aber bei dem Menschen ist das nicht der Fall, der kann durch seine Vernunft die Dinge analysiren und dann zu dem Richterstuhl des Verstandes bringen und je nach dem Resultat, dafür oder dagegen, handeln. Daher heißt es auch und oftmals mit vollem Recht: „Wie man's treibt, so geht's," sonst müßte das Sprichwort dahin modificirt werden: Wie man getrieben wird, so geht's.

Der Mensch kann also selbstbestimmend auf sein Leben einwirken, und ist daher auch oft schuld, wenn es ihm nicht gut geht auf Erden, und wenn es ihm in Ewigkeit übel geht, so ist er jedesmal selbst schuld daran, denn Gott will, daß Allen soll geholfen werden und Alle sollen die Segnungen der Religion Jesu Christi

haben. Auch steht es in des Menschen Gewalt, seine intellectuellen Anlagen, seinen Geist auszubilden oder in Unwissenheit zu leben, sein Gemüth zu veredeln oder in Rohheit zuzubringen.

Daß aber Religion und Bildung nicht wenig zu einer schönen und anmuthigen Physiognomie beitragen, steht außer allem Zweifel, denn die Gesichtszüge verändern sich bei dem Menschen oft und viel; auch stehen die Gesichtszüge in einem genauen Wechselverkehr mit den Beschäftigungen des Gemüths, daher sehen wir, daß auch der Mensch Macht hat, auf seine Gesichtszüge in gewissem Grade einzuwirken. Bewahrt man daher ein heiteres, zufriedenes Gemüth, zu welchem wahre Religion und auch wissenschaftliche Ausbildung in einem gewissen Grad viel beitragen, so kann es nicht fehlen, daß dies geoffenbart wird durch die edlen Züge der Physiognomie. Aber so ist es auch im Gegentheil: Irreligiosität und ein unwissendes Idiotenleben machen den Menschen häßlich und unansehnlich. Daraus kann man auch eines Theils erklären, warum Karl Vogt auf den Gedanken gekommen ist, der Mensch stamme von den Affen ab.

Das Gemüth muß mit guten Gedanken beschäftigt werden, denn daraus folgt ein ruhiges, heiteres, zufriedenes Aussehen. Eine schöne Seele hat auch eine schöne (d. h. eine edle) Physiognomie, oder „ein fröhlich Herz macht ein fröhlich Angesicht." Die Gesichtszüge sind der Abdruck der Seele, die Augen sind die Fenster des Gemüths oder des Herzens. Wollen wir daher schön sein—wie ja die Menschen im Allgemeinen so gerne sind—so helfen äußere Mittel, wie Gold umhängen, falsche Haare, schöne Kleider, Pomade oder andere Schminke nicht viel, aber ein ruhiges Herz, ein zufriedenes, heiteres Gemüth, ein gutes Gewissen, ein frommes Leben und ein heiliger Wandel nach Gottes Wort. Und diese einfachen Mittel sind in eines Jeden Bereich. Dies hat der liebe Gott in einer gewissen Beziehung dem Menschen selbst überlassen, seine Gesichtszüge zu bilden. Der Schöpfer ist nicht immer dafür verantwortlich, daß Der oder Jener kein schöneres Gesicht hat; denn die Menschen, die uns oft begegnen mit den bösen, unzufriedenen, mürrischen Regenwettergesichtern, tragen selbst die Schuld daran.

An der Physiognomie, dem Spiegel der Seele, sieht man das getreue Conterfei des innern Menschen, daher kann man auch oft mit Bestimmtheit sagen: Der ist ein Unmäßiger—an den rothen Augen, den aufgedunsenen Wangen u. s. w.; der ist ein unkeuscher Mensch—an dem unstäten Blick u. s. w.; der ist ein zorniger Mensch—an den zusammengepreßten Lippen; oder auch der Knabe ist ein Unfolgsamer; wenn die untere Lippe lang herabhängt, denn wenn die Eltern ihm etwas zu thun geben, läßt er sogleich den Mund hängen, das wächst dann mit der Zeit so, und so sind der Zeichen der Physiognomie noch viele. Es ist keine Sünde fröhlich, heiter und vergnügt zu sein, natürlich alles in der rechten Ordnung; ja, wir sollen uns unseres Daseins freuen, wir sollen uns freuen, daß unsere Namen im „Buch des Lebens geschrieben sind." Ein heiteres, fröhliches Gesicht ist ja immer angenehmer als ein knurriges, mürrisches und unzufriedenes Gesicht.

Das Christenthum gibt die wahre innere Schönheit und ist es da einmal so, dann wird auch bald das Aeußere so werden. Christenthum, Bildung und gute Gesellschaft üben einen großen Einfluß aus auf die Physiognomie des Menschen, veredeln, verbessern und verschönern sie, so aber auch im Gegentheil die Sünde, Unwissenheit und böse Gesellschaft üben einen bösen, demoralisirenden Einfluß aus auf die Verstandeskräfte, die Seelenfunction und folglich auch auf die äußere Erscheinung, oder die Gesichtszüge. Das Gemüth übt einen gewaltigen Einfluß aus auf die Gesichtsbildung, je nach dem Zustand des Gemüths, als der Liebe, des Hasses, des Zornes, des Aergers, der Freude, des Leides, der Scham, der Hoffnung u. s. w. Die häufige Verleiblichung des Gemüths wird bleibende Gesichtsausprägung, die oft angenommene Haltung wird endlich ganz Naturell, die öftere Miene Gesichtsausdruck. Wer oft böse, ärgerlich, verdrießlich, bekommt auch einen solchen Gesichtsausdruck; wer oft fröhlich und heiter, ja zufrieden, bekommt auch einen einnehmenden Gesichtszug.

Die Physiognomie bildet sich erst im Laufe der Zeit, von den verschiedenen bleibenden Gesichtszügen. Jedenfalls ist die Lehre von der Physiognomie (Gesichtszüge) richtiger in ihrer jetzigen Auffassung, als die Phrenologie (Schädellehre), welche ihre Achillesferse darin hat, daß sie von den beweglichen zu den unbeweglichen von den veränderlichen zu den unveränderlichen Theilen des menschlichen Hauptes übergegangen ist und daher auch als Wissenschaft bei dem scharfen Zahn der Kritik Fiasko gemacht hat. Mögen daher Einige die Phrenologie, Andere die Physiognomie als das richtige betrachten, eins ist unumstößliche Thatsache, daß wahre Religion das Richtigste ist und nicht die Kopfbildung allein, auch nicht die Gesichtszüge allein, sondern auch das Herz verändert und verbessert, und jedenfalls dadurch auf den Schädel, oder besser das Gehirn und die Erscheinung des Menschen, einen mächtigen Einfluß ausübt.

Wollen wir daher schön werden, so müssen wir vorerst gut werden, denn ein gutes, frommes, fröhliches und Gott wohlgefälliges Herz ist weit mehr werth, als alles Gold und Silber der Erde.

Sende dem Caleb Lebensmittel.

Vor vielen Jahren wohnte in Wales Dr. Joseph Stennet, Prediger in Abergavenney. In seinem Kirchspiel wohnte auch ein armer Schuhflicker, gewöhnlich kurzweg nur Caleb genannt. Sein Häuschen lag zwischen Abergavenney und Hereford, etwa 7—8 Meilen von erstgenanntem Platze entfernt. Darin wohnte er mit seiner Frau und einigen kleinen Kindern. Die bedeutende Entfernung hinderte ihn nicht, jeden Sonntag zur Kirche zu kommen, um den Doktor predigen zu hören. Er war nicht blos ein sehr frommer Mann, sondern besaß auch einen für seinen Stand ungewöhnlichen Vorrath von Kenntnissen.

Ungünstige Witterung hinderte Caleb selten an seinen Kirchenbesuchen, nur einen Winter war ungewöhnlich starkes Sturm- und Frostwetter, welches mehrere Wochen anhielt, und den Weg so gefährlich machte, daß es unmöglich war fortzukommen. So konnte Caleb während dieser Zeit auch nichts verdienen. Der Doktor und Andere waren besorgt um die arme Familie, und kaum war die heftige Witterung vorüber, so erschien auch Caleb wieder an seinem gewohnten Platze in dem Hause Gottes. Dr. Stennet sah ihn alsbald, und nach beendigtem Gottesdienste trat er schnell auf ihn zu und sagte: „Wie freue ich mich Caleb, dich wohl zu sehen. Wie ist es euch denn während des stürmischen Wetters ergangen?"

Caleb entgegnete freudig: „Nie in unserem Leben ist es uns besser ergangen. Wir hatten nicht blos das Nothwendigste, sondern haben die ganze Zeit Leckerbissen genossen, und haben noch übrig."

Hierauf erzählte nun Caleb dem Doktor, wie sie eines Abends, bald nach dem der Frost eingetreten war, den letzten Bissen aufgegessen hätten, so daß für den Morgen nichts übrig gewesen sei; und sei auch nicht die geringste menschliche Aussicht vorhanden gewesen, etwas zu bekommen. Er habe jedoch im Vertrauen auf Gott, welcher Kraft und Mittel genug habe, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, ganz ruhig gefühlt und habe sich, nachdem er mit seiner Familie die Hausandacht gehalten, getrost zu Bette gelegt und bis an den Morgen sanft geschlafen. Ehe er jedoch aufgestanden sei, habe er ein Klopfen an der Thüre gehört; er sei hierauf hinaus gegangen, wo er dann einen Mann mit einem schwerbeladenen Pferde gefunden habe, der ihn gefragt, ob sein Name nicht Caleb sei. Auf die Bejahung dieser Frage, habe ihn der Mann gebeten, ihm behülflich zu sein, die Last von dem Pferde abzunehmen. Auf die Frage Caleb's was es sei, entgegnete der Mann: „Lebensmittel;" und eine weitere Frage, wer dieselben gesandt habe, beantwortete er, er glaube Gott habe sie gesandt. Eine nähere Antwort konnte er nicht erhalten. Bei näherer Untersuchung des Inhalts fand er zu seinem Erstaunen eine Quantität und Mannigfaltigkeit von Brod, Mehl, Butter, Käse, gesalzenes Fleisch ꝛc. ꝛc., daß es ihnen durch die ganze stürmische Zeit reichte, und noch sei es nicht alle aufgezehrt.

Diese Erzählung machte einen merkwürdigen Eindruck auf den Doktor und er erwähnte dieselbe nachher öfters, in der Hoffnung, den Geber ausfindig zu machen. Aber seine Hoffnung erfüllte sich erst zwei Jahre nachher, als er bei Dr. Talbot, einem berühmten Arzte in der Stadt Hereford zum Besuche war.

Dr. Talbot war ein Mann von unbescholtenem Charakter und freundlicher Gesinnung, jedoch ungläubig in Sachen der Religion. Seine Gattin war eine mildthätige Frau und ein Glied der Kirche. Stennet besuchte sie daher öfters, und wurde von dem Arzte, obgleich er kein Religionsbekenner war, immer mit großer Höflichkeit empfangen.

Als sie nun in gegenseitiger Unterhaltung begriffen waren, hielt es der Prediger für seine Pflicht einen Gegenstand einzuführen, welcher zugleich nützlich und unterhaltend sei. Er redete deßhalb von der Kraft des Gebets, und führte zur Bestätigung den Fall von dem armen Caleb an. Bei der Nennung dieses Namens lächelte Talbot und sagte: „Den Caleb werde ich nicht vergessen, so lang als ich lebe."

„Wie! Sie kannten ihn?" fragte Stennet.

„Ich habe nie viel Umgang mit ihm gehabt," sagte der Arzt, „aber ich bin überzeugt, daß er der Caleb ist, den Sie meinen."

Hierauf erzählte Dr. Talbot folgende Geschichte:

In jenem Sommer, auf welchen der harte Winter folgte, ritt er nach seiner Gewohnheit in seinen Mußestunden, zwischen den romantischen Hügeln umher, welches ihm wegen der malerischen Landschaft viel Vergnügen machte. Als er eines Tages so dahin ritt, sahe er in einer Scheune eine Anzahl Menschen versammelt. Um die Ursache der Zusammenkunft zu erfahren, ritt er darauf zu, und sah zu seiner Verwunderung, daß ihnen ein Mann predige. Er hielt an, und sah, daß sie auf den Vortrag sehr aufmerksam waren. Ein armer Mann, welcher sehr andächtig mit seiner Bibel in einer Ecke saß und die angeführten Schriftstellen fleißig nachschlug, erregte wegen seiner Geschicklichkeit im Aufsuchen der Stellen besonders seine Aufmerksamkeit.

Als die Versammlung zu Ende war ritt er langsam weiter, und es traf sich, daß der arme Mann, welcher besonders seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, ihm zur Seite ging. Der Arzt fragte ihn Manches die Versammlung und den Prediger betreffend, und fand an ihm einen sehr einsichtsvollen, verständigen Mann. Er befragte ihn auch über ihn selbst, seine Familie, seine Beschäftigung und wie er heiße, worauf er antwortete, sein Name sei Caleb. Nachdem der Arzt seine Neugierde über Caleb befriedigt hatte, ritt er weiter, und dachte nicht mehr an dieses interessante Zusammentreffen bis den folgenden Winter als der schreckliche Sturm kam.

Eine gewisse Nacht, als er zu Bette gegangen war, er konnte kaum genau sagen, ob es im Schlaf oder im Wachen war, kam es ihm vor als höre er eine Stimme sagen: „Sende dem Caleb Lebensmittel!" Zuerst war er etwas betroffen, doch da er die Sache nur für einen Traum hielt, versuchte er sich dieselbe aus dem Sinne zu schlagen und einzuschlafen. Es dauerte jedoch nicht lange bis er dieselben Worte lauter und kräftiger widerholen hörte. Hierauf weckte er seine Gattin, und theilte ihr das Vorgefallene mit; sie meinte jedoch es sei ein bloßer Traum und schlief bald darauf wieder ein. Jedoch Hrn. Talbots Gemüth war so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Endlich hörte er wieder die Worte: „Steh' auf und sende dem Caleb Lebensmittel!" so laut und bestimmt, daß es ihn nicht länger im Bett litt.

Er stand auf, weckte seinen Diener und befahl ihm das Pferd zu holen. Dann ging er in die Speisekammer und stopfte ein paar große Tragkörbe (Kiepen) voll mit Lebensmitteln, welche gerade zur Hand waren, und nachdem er den Bedienten beim Aufladen derselben auf das Pferd unterstützt hatte, sagte er zu ihm, er solle die Lebensmittel dem Caleb bringen.

„Caleb?" fragte der Bediente, „wer ist Caleb?"

„Ich weiß selbst nicht viel mehr von ihm, als daß sein Name Caleb ist," sagte

der Arzt. „Er ist ein Schuhflicker und wohnt zwischen den Bergen. Laß nur das Pferd gehen, das wird schon den Weg finden."

Der Mann zog ab, und nach den Worten „ich glaube Gott hat sie gesandt," welche er äußerte, als er bei Calebs Hütte ankam und von diesem befragt wurde, lassen schließen, daß er unter demselben Einflusse stand wie sein Herr. Wie wahr ist doch das Wort:

„Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Wie ich einen Vikar bekam.

Groß war das Arbeitsfeld, mühsam die Reisen über Berg und Hügel, durch Thal und Morast, viel waren der Ansprüche und die Kraft gering.

„Du solltest einen Gehülfen, einen Vikar haben," hieß es in meinem geplagten Inneren. Ja, das wäre nicht so übel, aber wo einen her nehmen und nicht stehlen? Doch warum sich mit solchen nutzlosen Ideen plagen, denn einen Predigergehülfen greift man nicht so aus dem Hosensack heraus, den muß die Conferenz anstellen und der will auch bezahlt sein, denn die Zeiten, wo das Brod vom Himmel fiel, sind nun schon seit Jahr und Tag vorüber.

Aber immer hieß es wieder: „Du solltest einen Gehülfen haben," bis ich endlich nachdenklich wurde. Einen Vikar? Ja, Potz Glück! Da hab ich's auf einmal getroffen. Hatte ich nicht daheim einen, der mir allwöchentlich predigte, sollte der nicht für Andere, denen ich gerne predigen wollte, aber wegen Mangels an Zeit nicht konnte, diesen Dienst versehen können? Versuchs! Er ist pünktlich, insofern ihm nicht ein fahrlässiger Postmeister ein Schnippchen schlägt, bedient er regelmäßig jede Woche seine Bestellung, er scheut nicht Sturm und Brausen, er ist auch nicht auf den Mund gefallen, weiß Wort und Rede zu setzen, und obendrein—kurz und erbaulich, ist er auch billig. Zwei Dollars das Jahr ist die Steuer, womit er sich begnügen läßt.

Der Versuch wurde gemacht, der Gehülfsprediger ließ sich die Sache gerne gefallen, denn „je mehr, je lieber," ist eins von seinen Sprichwörtern, ich führte ihn in viele Familien ein, und siehe da, sie vertrugen sich charmant miteinander. Er hat mir manche Bestellung bedient, treulich vorgearbeitet und nachgeputzt, ist noch von keiner Conferenz versetzt worden, und arbeitet an manchen Plätzen nun schon an die achtunddreißig Jahre. Wenn du aber meinst, er käme einen dieser Tage auf die Liste der Abgelebten, so hast du einen schiefen Sprung gemacht. Er ist heuer noch in seinen besten Jahren. Nota bene: Er versteht sich auch aufs Missionıren und ist überhaupt ein ausgewickelter Vikar, der viel Arbeit thut und wenig Brod ißt. Sollten ihn Manche gern hinschicken wollen, wo sie nicht hinkommen können, zu deren Nutz und Frommen will ich seinen Namen nennen: Es ist der „Christliche Botschafter."

Verschiedene Geschwindigkeit.

Wenn man den mühsamen Gang einer Schnecke mit der Schnelligkeit eines englischen Wettrenners vergleicht, so findet man einen Unterschied, nicht wahr? In einer Sekunde d. h. bis du eins zählst, wie weit kommt da eine Schnecke? aber ein frischausgreifendes Pferd wohl 15 bis 20 Fuß. Es gibt aber Dinge, mein bester Freund! die sind viel geschwinder im Verhältniß zum Pferd, als das Pferd zur Schnecke.

Daß es überhaupt geschwindere Dinge giebt, als die flinkesten Rößlein, das siehst du gleich auf der Eisenbahn; denn ein Dampfwagen legt in einer Sekunde 33—60 Fuß zurück, ist also noch einmal so flink. Indessen brauchten wir den Dampfwagen nicht, die Vögel in der Luft kennst du lange zuvor; die guten Schwälbchen zum Beispiel können sich noch etwas mehr beeilen und in einer Sekunde wohl 100 Fuß hinter sich bringen, — ich hab's so genau nicht gemessen. Aber was ist das wieder gegen den Schall; der läuft noch viel behender. Da schaust du mich jedoch an und meinst, der Herr Schall, der laufe gar nicht, sondern, wenn du in deinem Garten über den Zaun riefest: „Hört, Nachbar!" so

höre es der Gartennachbar in selbigem Augenblick. Da magst du auch nicht Unrecht haben. Aber wenn du einem Holzhauer, der einige hundert Schritte von dir einen Klotz mit dem Keil trennt, zusiehst, so hebt er sein Instrument, mit dem er auf den Keil schlägt schon wieder in die Höhe, ehe der Schall vom vorigen Schlage dein Ohr erreicht; und wenn du gegen einen Berg hin „Hallo!" schreist, so kannst du auch ein paarmal den Mund auf- und zuthun, bis der Wiederhall dein Hallo zurückbringt; und wenn man am Berg drüben eine Flinte oder Kanone losschießt, so erblickst du zuerst das Feuer, und der Schall rumpelt desto später nach, je weiter du davon entfernt bist; — also merkst du, daß doch auch der Schall seine Zeit und seine Füße zum Laufen braucht. Wie geschwind meinst du aber, daß dieser ist? Sieh, das könnten wir am Ende selber ausrechnen, nämlich an der Kanone; wir dürften nur vorher genau wissen, daß von uns bis dahin, wo sie steht, nicht mehr und nicht weniger als eine halbe Stunde wäre, und dann vom Blitz derselben bis zum Schlag zählen; zählten wir nun etwa sechs, so könnten wir mit Aufbietung unserer Rechenkunst herausfinden, daß der Schall in einer Sekunde den sechsten Theil einer halben Stunde oder eine Zwölftelstunde laufe. Da hätten wir nun auch so im Allgemeinen das Rechte getroffen; aber freilich ganz genauen Bescheid, nach Klafter und Fuß, können uns nur die Herrn Physiker geben, das sind die Herrn Gelehrten und Hochstudirten in diesen Dingen. Die rechnen dir aufs Haar aus, daß der Schall in einer Sekunde 1050 Fuß weit läuft. Hast du Respekt vor seinen Füßen, oder vor dem Luftrößlein, das er reitet? Nebenbei gesagt, verhält sich's wie mit dem Blitz und Schlag des Schießgewehrs, so mit dem Blitz und Donner des Gewitters, und wenn du vom Blitz bis zum Donner sechs zählst, darfst du sagen, das Gewitter sei eine halbe, und wenn du zwölf zählst, es sei eine ganze Stunde weit entfernt; wenn du aber nichts dazwischen zählen kannst, dann darfst du dich umsehen, ob nicht deine Scheune brennt.

Weißt du aber, lieber Freund! was noch geschwinder ist, als der Schall? Eine Büchsenkugel; die durchrennt in einer Sekunde 1500 Fuß. Und eine Kanonenkugel erst, man sollt's nicht glauben, die durchras't in einer Sekunde 2300 Fuß, und darum ist sie noch einmal so schnell, als der Knall, der also doch eigentlich nur hinter ihr drein stolpert. Wenn dich also einmal — es sei in Gnaden verhütet! — eine Kanonenkugel treffen sollte, so wärst du doch vermuthlich schon todt, ehe du den Schlag hörtest, und das Erschrecken vor ihm wär' dir erspart. — Sind wir jetzt am Ziel der Geschwindigkeit? O lange nicht! Die Erde, sieh, Freund! die Erde, auf der wir so gemüthlich wohnen und spazieren gehen, als läge sie in tiefster Ruhe, die soll auch, sagen die Gelehrten, so eine Kugel sein, nur, denk' wohl, eine gewaltig große, und soll auch laufen, eine lange Kreisbahn, bis sie in Jahr und Tag wieder an den ersten Ort kommt; — nun also die Erde, behaupten sie, und ich glaub's ihnen, die rolle in einer Sekunde 100,000 Fuß vorwärts — hast du nun Respekt? Und darum ist die Kanonenkugel 40 Mal langsamer als sie. Wenn ein Dampfwagen so schnelle Räder wie die Erde hätte, so wäre man in 7 Minuten von Wien in Pecking, der Hauptstadt China's, und in einer Drittelstunde hätte man eine Reise um die Welt gemacht; da verlohnte sich's den Dampfwagen zu besteigen. „Unsere Mechaniker haben also noch eine große Aufgabe vor sich, bis sie mit ihren künstlichen Maschinen nur einigermaßen der Geschwindigkeit der großen Erdkugel nahe kommen, welche Jahrtausende ohne Dampf, ohne Wind und Wasser, ohne Schienen still und geräuschlos im Aether dahinfliegt, freilich in ihrer Bahn gehalten und bewegt durch das Wort des Allmächtigen."

Aber jetzt werden wir doch an der Grenze der Geschwindigkeit stehen? Die Erde mit ihren Viermeilenstiefeln (denn 100,000 Fuß sind vier Meilen) wird sich doch Niemand vorlassen? Ja, guten Morgen! Man kann sagen: was will die Erde mit ihren lahmen Beinen gegen — das Licht? Denn nach unserm Bericht — aufwärts gerechnet —: am ersten kommt die Schnecke, dann kommt lang nichts; dann kommt das

Pferd, dann kommt der Dampfwagen, dann kommt der Vogel, dann kommt lang nichts; dann kommt der Schall, dann kommt die Kanonenkugel, dann kommt lang nichts; dann kommt die Erde, dann kommt lang, lang, lang nichts; dann kommt das Licht. Jetzt aber blickst du mich mit höchst verwunderten Augen an und sprichst: „Wie? auch das Licht soll laufen? Das hab' ich mir doch nicht im Traume einfallen lassen!" Ja sieh, lieber Freund! mit dem Licht ist's nun freilich so eine feine Sache, daß selber die Gelehrten viele Jahrhunderte fort gemeint haben, das Licht scheine nun einmal, wo ein Auge dafür da sei, in dieses hinein, und bedürfe weiter, wie fern es auch sei, keine Zeit dazu, um zu ihm zu gelangen. Aber endlich vor hundert und etlichen Jahren ist ein berühmter Astronom oder Sterngucker, und zwar ein semmelblonder Däne (Olaf Römer), darauf oder dahinter gerathen, daß doch auch das Licht seinen Weg mache von einem Ort zum andern, nur in sehr kurzer Zeit; und wie der Däne voran ist, sind die andern Physiker hinterher, und können dir nun wirklich alle auch das herausrechnen, wie schnell das Licht läuft. Du schüttelst den Kopf? Ich versichere dich, es hat seine Richtigkeit! In diesen Stücken sind die Gelehrten Tausendkerle!

Nun aber, wie geschwind meinst du, daß das Licht sei? Denk' nur, das läuft in einer Sekunde, also bist du eins zählst, 40,000 deutsche Meilen, und noch etwas darüber. Hast du jetzt Respekt? Weil nun unsere Erde einen Umfang von 5000 Meilen hat, so könnte ein Lichtstrahl in einer Sekunde achtmal um die Erde herumfahren, wenn es nicht des Lichtes schöne Eigenschaft wäre, nicht in die Krümme zu gehen. Von der Sonne aber braucht das Licht acht Minuten bis auf die Erde, da sie 20,000,000 Meilen von uns entfernt ist. Vergleichst du nun das Licht mit andern Schnellläufern, so ist es fast eine Million Mal geschwinder als der Schall, und fast eine halbe Million Mal schneller als die Kanonenkugel, und zehntausend Mal flinker als die Erde. Wenn Einer in der Sonne stünde, und er hätte die Lunge dazu, uns etwas von drüben herüberzurufen, so würde es doch 50 Jahre anstehen, bis man seine Stimme auf Erden hörete. Wenn man aber ein neues Baumwollen-Pulver erfände, das den gehörigen Trieb gäbe, so würde eine damit abgeschossene Kanonenkugel von der Erde bis zur Sonne 25 Jahre unterwegs sein. Wenn aber die Erde selber schnurgerade auf die Sonne zuflöge, so würde sie nicht ganz 60 Tage nöthig haben, bis sie die holde Sonne küssen und sich dabei das Maul verbrennen könnte. Das Licht der Sonne aber läuft, wie gesagt, in 8 Minuten denselben Weg herab.

Nunmehr werden wir aber hoffentlich bei der äußersten Grenze der Geschwindigkeit angelangt sein? Aber noch nicht, mein theuerster Freund! Die Schnelligkeit der Elektricität ist gerade noch einmal so groß als die des Lichtes, so daß ein elektrischer Funke in einer Sekunde einen Weg von 80,000 Meilen zurücklegt. Elektrische Telegraphen oder Fernschreiber haben wir schon an den Eisenbahnen gesehen; indessen steht dir dein Verstand still und mir meiner auch. Der Herr Doktor aber, dem der Magazinmann seine hier ausgekramten Kenntnisse verdankt, kann ihn nicht gleich wieder ins Gehen bringen; denn er ist eben mit tiefen Gedanken im Begriff, eine wichtige Verbesserung an obgemeldeten Telegraphen zu machen. Derselbe hat auch bereits einen elektrischen Briefwechsel mit dem hochberühmten Oberhofsterngucker Seiner himmlischen Majestät, des Kaisers von China, Tseng — ha — fu — kan, angeknüpft, und verspricht uns im nächsten Jahrgang die neuesten Ereignisse an jenem Hofe mitzutheilen, worauf der Leser gewiß, so wie meine Person, sehr begierig ist. Nach Dr. Rsch.

Genrebilder aus der heiligen Geschichte.

(Von W. H.)

IV.

Prophetischer Segen.

Eine merkwürdige, wechselvolle Laufbahn lag hinter dem greisen Patriarchen.

Er hatte die menschliche Schwachheit und die Wahrheit der Worte: „Das Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding," tief erkannt, und beim Gedanken daran tauchte noch einmal die Gestalt seines seligen Vaters und seines erzürnten Bruders vor ihm auf. Er hatte aber auch die göttliche Gnadenführung in einem ungewöhnlichen Grade erfahren, und wie erhaben und überwältigend mochten in den Stunden stiller Betrachtung Bethel mit der Himmelsleiter, Pniel und die Engelheere und was sich in seiner Erinnerung daran knüpfte, vor seinem Geiste emporsteigen. Doch heute ist es nicht die Vergangenheit, es ist die Zukunft, welche seine Gedanken beschäftigt. Jakob ist alt und seine Augen sind dunkel geworden. Seine Kräfte versiegen und der Hauch des Todes umweht ihn. Aber ob auch Dunkel sein leibliches Auge umlagert, so wird im Hinblick auf seinen bevorstehenden Heimgang das Auge seines Geistes desto heller und die Zukunft entschleiert sich ihm. Und in dieser prophetischen Begeisterung beruft er seine Söhne, um ihnen den Segen zu ertheilen.

Isaak hatte seinen Liebling, welchem er den Segen zuwenden wollte, aber der Herr ließ es nicht zu. Jakob hatte auch seinen Liebling, welchem er gerne den Bundessegen zugewandt hätte, aber die Augen des Herrn sehen nicht auf menschliche Neigungen, sondern auf die Erfüllung der göttlichen Rathschlüsse. Samuel sahe den Eliab an, und gedachte, ob der vor dem Herrn sei sein Gesalbter. Aber der Herr sprach zu Samuel: „Siehe nicht an seine Gestalt, noch seine große Person; ich habe ihn verworfen." — „Aus Juda soll mir der kommen, der in Israel Herr sei."

Seine Söhne gehen vor Jakob über, und er segnet sie. Aber auf Juda bleibt sein begeisterter Blick ruhen. „Juda, **Du** bist es." Sein Seherauge schaut durch Jahrhunderte hindurch. Völkerrevolutionen spielen auf dem Weltenplan, mächtige Reiche tauchen in dem Panorama auf und nieder, aber in dem kreisenden Wechsel sieht er eine Krippe und ein Kreuz. Wie ein Leuchtthurm an dem Ufer eines brandenden Meeres durch die Schatten der Nacht seine leitenden Strahlen dem geängstigten Schiffer über die schäumenden Wogen sendet, so leuchtet dieses Kreuz, trotz seiner Schreckensgestalt. Er sieht auch Feinde sich bekämpfen und Schlachten schlagen. Schreckliche Feinde sind es, die auf der Wahlstatt ihre Riesenwaffen schwingen. Da steht ein Heer mit blutrünstigen Augen und eiternden Gebeinen. Es ist die Sünde. Und dort treibt ein Riesengeist, dessen Dämonenaugen Schwefelflammen sprühen, seine schwarzen Colonnen auf den Kampfplatz. Es ist der Teufel mit seinen Legionen. Dort trabt auf schwarzem Rosse ein hohläugiges Gerippe mit einer gewaltigen Hippe und stürzt sich grausig ins Getümmel der Schlacht. Es ist der Tod. Aber mitten darunter kämpft ein Löwe, und sein königliches Auge blickt siegesgewiß die Feinde umher an. Und siehe da, sie fallen. Die Sünde wird gefangen geführet, der Teufel überwunden und dem Tode der Stachel genommen; und dem Löwen wird ein Scepter gegeben, zu herrschen über seine Feinde ewiglich. Hallelujah! dies ist der Löwe aus Juda, der da kämpfte und siegte auch für uns. Ja, „Juda, **Du** bist es, dich werden deine Brüder loben. Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden."

So sieht es Jakob. Am Abend seines Lebens sieht er die große Sonne des neutestamentlichen Tages aus dem Purpur des Morgenrothes sich enthüllen. Und die Sonnenstrahlen fallen auf ihn und erleuchten sein geistiges Auge.

Glücklicher Lebensabend, wenn man einem solchen herrlichen Morgen entgegenhofft und entgegenschaut! Wie viel mehr aber können wir uns freuen und fröhlich sein, denn wir stehen mitten im Tage. Die Gnadensonne lächelt uns freundlich und über uns schwingt der Friedefürst sein liebendes Scepter. „Wer will sich wider ihn auflehnen?" Laßt uns ihm huldigen, Brüder, so werden wir glücklich sein.

Sieh' nicht auf's Handgeld, sondern auf den Herrn. Der Teufel gibt Silberlinge, allein das Ende ist Verzweiflung.

Sonntagschule.

Die Pflege der Kinder.

Vorgelesen an der Canada S. S. Convention von J. Anthes.

II. Wie sollen solche Kinder nach ihrer Bekehrung gepflegt werden?

Eine wichtige Frage! Denn darauf kommt es sehr viel an, und die S. Schule mit der Kirche hat hierin eine verantwortliche Aufgabe. Der Befehl ergeht an sie: „Weide meine Lämmer." Es sind Jesu Lämmer!

1. Sollen solche bekehrte Kinder nicht übersehen werden im Gottesdienst, in der Predigt. Der Prediger suche ihnen als den jetzt geborenen Kindlein, (als Lämmer) die vernünftige, lautre Milch zu reichen und soll suchen in einer jeden Predigt diesem seinem Gesinde ihr Gebühr zu geben, und das mit der zärtlichsten Behandlung. Denn verkümmeren die Lämmer einmal unter der ihm anvertrauten Heerde, so wird die Gemeinde bald aussterben. J. Wesley sagte, als er kurz vor seinem Sterben gefragt wurde, was am besten geeignet sei, den Fortbestand der Kirche zu sichern: „Nehmt euch der lieben Jugend an."

2. Auch in seinen Pastoralbesuchen soll der Prediger solchen Kindern liebevoll und freundlich begegnen, denn ein einziges liebreiches Wort vom Prediger muntert die l. Kleinen schon auf. Er richte Fragen an sie, wie sie ihren Pflichten nachkommen u. s. w. Er muntere sie auf zum verborgenen und öffentlichen Gebet. Auch sehe er darnach, daß die Kinder anwesend sind beim Gebet mit der Familie, und bete dann in ihrer Gegenwart besonders für diese Lämmer, wo es bisweilen einen tiefen Eindruck macht auf Kinder, wann der Prediger sie gerade bei ihrem Namen nennt im Gebet, denn dadurch erfahren die Kinder, das ihr Prediger sie liebt und ihr Wohl wünscht. Die Kinder werden auch dann ihren Prediger lieben.

3. Alle christliche Eltern sollen ihre elterliche Pflicht an solchen bekehrten Kindern erfüllen, viel für sie beten, sie oft ermahnen zum öffentlichen und verborgenen Gebet und sie liebreich an ihre Pflichten erinnern, denn Kinder sind oft vergeßlich. Man lasse sie auch abwechselnd das Familiengebet halten.

Wo katechetischer Unterricht ertheilt wird, sollten die Eltern unter allen Umständen ihre Kinder senden, denn gerade da kann der Prediger am besten mit ihnen reden und die Lämmer pflegen. Auch sollten die Eltern ihre Kinder anhalten, die Betstunden und alle gottesdienstlichen Uebungen zu besuchen. Man findet so oft, daß Kinder nach ihrer Bekehrung so häufig im Gottesdienste fehlen, besonders wenn derselbe an Werktagen gehalten wird. Da hört man oft den Vater sagen: „Kinder, die Mutter und ich wollen in die Kirche gehen, ihr arbeitet jetzt tüchtig, bis wir heim kommen." Wohl beten dann die Eltern in der Betstunde, daß doch der l. Gott ihre Kinder treu erhalten wolle, daß sie ihren Pflichten recht nachkommen möchten ꝛc. Sollten die Eltern nicht lieber sagen: „Kommt Kinder, wir wollen jetzt in die Kirche gehen." Aber da fehlt es leider oft! Muß man es nicht häufig bedauern, daß in unseren Samstaggottesdiensten bei Vierteljahrsversammlungen so wenige von den bekehrten Kindern, S. Schülern, die schon Glieder der Kirche sind, beiwohnen? Da werden gewöhnlich von den Vor. Aeltesten zweckmäßige Predigten über die christlichen Pflichten gehalten, welche den Kindern so gut kämen, aber sie sind nicht anwesend. Kinder bedürfen sowohl der Aufmunterung und Belehrung als auch die Erwachsenen, und wohl noch mehr so, denn es sind ja Lämmer. Um gepflegt zu werden, sollen die bekehrten Kinder mitgebracht werden auf die fette und grüne Weide des Evangeliums. Auch sollte darauf gedrungen werden, das solche be-

kehrte Kinder Glieder der Kirche werden, daß sie die Gnadenmittel fleißig gebrauchen, damit sie gepflegt werden und im göttlichen Leben heranwachsen.

4. Sind solche bekehrte Kinder in der Betstunde, so sollen sie vom Klaßführer oder Vermahner nicht übersehen werden, wie es leider häufig zu geschehen pflegt. Oft werden bei besonderen Erweckungen viele Kinder zu Gott bekehrt. Eine Zeitlang besuchen sie dann auch fleißig die Betversammlungen; aber anstatt daß man Sorge trägt, daß sie Gelegenheit zum öffentlichen Gebet bekommen, verbraucht oft der Vorgänger den größten Theil der Zeit für sein Gebet und Schriftauslegen, und dann ist bald die Zeit da zum Beschließen. Freilich wird dann noch Gelegenheit zum Gebet gegeben, aber nun wollen doch die Kinder den Erwachsenen nicht vorgreifen. Und bis dann die „gewöhnlichen Beter" gebetet haben, wobei oft die Gebete länger sind, als sie im Verborgenen gehalten werden, so kommt die Zeit zum Aufbruch, und die lieben Lämmer werden nicht gepflegt — nach und nach erkalten sie, und verlieren allen Muth.

5. Oft werden Einwendungen gemacht, daß jugendliche Bekehrungen nicht von langer Dauer sein. Wir wollen nicht bestreiten, daß jugendliche Gemüther oft zerstreut sind, und sich ihnen auch sehr viele Hindernisse und Versuchungen entgegenstellen, welches eine besonders sorgfältige Pflege von Seiten Derer, welche über dieselben zu wachen berufen sind, erheischt. Aber fehlt es nicht gerade da in den meisten Fällen? Es ist eine betrübende Thatsache, daß Beamten der Kirche und Eltern die Pflege dieser, in einem doppelten Sinne jungen Kindlein, oft verwahrlosen, und es denselben, als den jetztgebornen Kindlein, an der vernünftigen, lauteren Milch des Evangeliums mangeln lassen. Der Befehl des Heilandes ist: Weide meine Lämmer!

6. Wo solche Kinder keine christlichen Eltern, keine christliche Erziehung genossen haben, da fällt die Pflicht, dieselben zu pflegen um so viel mehr auf die Sonntagschulbeamten, denn gerade dieses war der Beweggrund eines R. Raickes im Jahre 1783 die Sonntagschule ins Leben zu rufen — damit auch die Verwahrlosten gepflegt und für den Himmel erzogen würden. Solche Kinder sollten vom Superintendenten nebst ihren Lehrern besucht, aufgemuntert und mit den schönen Verheißungen des göttlichen Wortes getröstet werden. Dieser soll besonders gedacht werden. Da heißt es: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" Denn gerade Denen, die Jesum lieb haben, sind sie vom Herrn selbst anvertraut.

7. Meines Erachtens wäre es sehr zeitgemäß, und sollte ernstlich erwogen werden, ob es nicht zur Pflege bekehrter Kinder sehr zuträglich wäre, wenn man mit denselben, sage einmal jeden Monat, nach der Schule etwa eine halbe, oder dreiviertel Stunde mit Beten und öffentlichem Bekennen zubringen würde. Der Superintendent sollte dann darauf sehen, daß die bekehrten Schüler und die Lehrer alle anwesend seien. Es möchte in manchen Schulen zweckdienlich sein, wenn nur bekehrte oder bußfertige Schüler anwesend seien, sie würden dann freier und mehr von aller Menschenfurcht los sein. Wenn möglich, sollte auch der Prediger solchen Uebungen beiwohnen und dieselben sollten von ihm, oder dem Superintendenten geleitet werden. Dieses würde ihnen auch eine treffliche Gelegenheit bieten, mit dem Seelenzustande der ihnen anvertrauten Lämmer bekannt zu werden.

Gott segne unsere Sonntagschulen, und helfe uns als Kirche unsere ganze Pflicht an dem heranwachsenden Geschlecht zu erfüllen, um Jesu Christi willen! Amen.

Lerne, ehe Du lehrest.

(Von S. L. U.)

Es hatte die Sonne in ihrem lieblichen Laufe schon den Zenith überschritten und schien bereits etwas schräge auf die rosigen Fluren, als sich ein Reisender von seiner Ruhestätte erhob, um im benachbarten Dorfe seine Bestellung zu bedienen. Rüstig schreitet er über die grünen Matten dahin. Und obzwar die heiße Sonne ihn sehr zu drücken schien, so ließ

er sich doch nicht von den einladenden Schattenbäumen am Wege zum Ausruhen reizen. Die Worte des Herrn: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen" ꝛc. galten auch ihm. Ihm war wohl bekannt, daß vor dem Nachmittaggottesdienst eine Sonntagschule in der Kirche gehalten werde und dieselbe zu besuchen war das Ziel unseres Wanderers. Auf einmal erspähte er die in der hellen Sonne blitzende Kuppel des Kirchthurms, dies machte ihm im Gehen Muth, und bald stand er mit Schweiß bedeckt vor der Thür des ruhigen Gottestempels. Mit einem Mal hört er heitere Jubeltöne von jungen Stimmen fröhlich erschallen; ihm war es als ob eine Anzahl Engel um ihn her lächelten, um mit ihm zu lauschen. Lange konnte er es hier nicht aushalten. Er wollte nicht Thürhüter sein, sondern mitsingen und mitgenießen. Leise wurde die große Kirchthür geöffnet, das Knarren derselben zog jedoch die Aufmerksamkeit der heiteren Sänger auf sich. Viele drehten ihre jugendlichen Augen auf den Eintretenden, welcher sich dann sogleich in einen der hinteren Sitze bequem niedersetzte und mitsang. Nun ging's von Mund zu Mund: „Der Prediger ist da."

Bald ging's dann ans Lehren und Lernen; alle Hände waren an der Arbeit; die Lehrer am Austheilen der geistlichen Gaben aus der Schatzkammer des Wortes Gottes und ihren reichen Erfahrungen; die Schüler am Nehmen und Aufbewahren in ihr Kämmerchen — das Gedächtniß—. Alles ging harmonisch; alle schienen sich zu erfreuen an den Lehren; selbst ein Zuschauer fühlte sich glücklich in der geistigen Atmosphäre. Zur Rechten saß ein jugendlicher Lehrer mit einer Anzahl ABC Schützen um sich, die sehr munter aussahen. In ihrem Unterricht kam das alte Sprichwort vor: Jung gewohnt alt gethan, fängt das Gute wacker an. Leider aber schien es, als ob der Lehrer dieses nicht in seiner Jugend gelernt hätte, und auch das Lesen schien ihm eine fremde Kunst zu sein, indem er den Kleinen die Zeilen las wie folgt: „Jung gewohnt Alt gethan, fängt der gute Wecker an." Wunder, glaubten die Kleinen ohne Zweifel, was sie Neues gelernt hätten, und wie sinnlos steht der Spruch doch da!

Wunderbare Gedanken kamen dem unbemerkten Zuhörer ins Gemüth, unter anderm auch: Lerne, ehe du lehrest.

Ein Wink für S. S. Lehrer.

Wenn ich zum ersten Mal in ein Haus komme, so macht das Entgegenkommen der Einwohner und besonders das des Hausherrn oder der Hausfrau entweder einen günstigen oder ungünstigen Eindruck auf mich, und aus ihrem Benehmen schließe ich auf ihre Gesinnung mir gegenüber; je nach dem Eindruck, welchen sie auf mich machen, fühle ich mich alsbald heimathlich oder fremd bei ihnen. Stellen sie keine Fragen an mich, so denke ich, ich bin ihnen gleichgültig, machen sie zu viele Fragen, so denke ich, sie mißtrauen mir und wollen mich ausforschen. Und wie oft bezeichnet uns der erste Eindruck, welchen wir in einer Familie empfangen, dieselbe als einen Freundschaftskreis, in welchen wir immer wieder mit Vergnügen zurückkehren, oder als eine Stätte, die wir vorsätzlich meiden.

Einen ähnlichen, und einen noch viel nachhaltigeren Eindruck macht das Benehmen eines Lehrers oder einer Lehrerin auf ein Kind, wenn es zum ersten Mal in die Sonntagschule kommt. Das Kind urtheilt und berechnet nicht nach Gründen, zieht keine Umstände, Verhältnisse, oder Temperament in Betracht, sondern läßt sich in seinem Urtheil von seinem zarten Gefühl leiten, welches die Eindrücke empfängt und charakterisirt. Ist nun ein Lehrer liebevoll und freundlich gegen einen solchen neuen Schüler und läßt ihn fühlen, daß er willkommen und geliebt ist in der Schule und Classe, trotzdem, daß vielleicht das Aeußere des Rekruten nicht übermäßig anziehend sein mag, so sichert er sich dadurch nicht nur das Zutrauen des Kindes, sondern gewöhnlich einen regelmäßigen Schüler in seiner Classe. Ein christlicher Sonntagschullehrer sollte die Gnade besitzen, alle äußeren Unterschiede zu vermeiden, und auf etwaige abstoßende Dinge in der äußeren Erschei-

nung des Kindes keine Rücksicht zu nehmen. Er sollte in dem Kinde das köstliche Kleinod, die mit dem Blute Christi erkaufte Seele obenan stellen. Wie viele Kinder sind schon durch einen freundlichen Empfang in der Sonntagschule aus einstigen Straßenläufern regelmäßige Sonntagschüler und — wahre Christen geworden, wohingegen das Gegentheil schon oft die Ursache war, daß sie nie wieder in die Sonntagschule gingen und dem Verderben in die Arme fielen. O, welch einen Einfluß, welch eine Verantwortlichkeit hat ein Sonntagschullehrer!

Aber nicht blos auf die Kinder macht ein solcher freundlicher Empfang in der Sonntagschule einen segensreichen Eindruck, sondern auch ihre Eltern fühlen sich ungemein angenehm berührt, wenn die Kinder erzählen, wie liebevoll sie empfangen, wie freundlich sie behandelt, welche Aufmerksamkeiten ihnen geschenkt wurden. Sie hören dann gern, wenn die Kinder erzählen, was sie gelernt haben, sie fühlen auch ein Verlangen, den freundlichen Sonntagschullehrer kennen zu lernen, den Prediger der Gemeinde zu hören, sie kommen ohne böse Vorurtheile mit guten Gefühlen, und oft werden Kinder und Eltern für das Reich Gottes gewonnen, wozu die anscheinend so geringfügige Thatsache — der freundliche Empfang des Kindes in der Schule den ersten Anstoß gab. Eine entgegengesetzte Behandlung aber würde auch das schreckliche Gegentheil zur Folge gehabt haben. Denket darüber nach, ihr lieben Sonntagschullehrer und Lehrerinnen.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 1. Juni.

Jakobs Reise nach Egypten.—1. Mos. 46, 1—4.; V. 29. 34.

1. Jakobs Aufbruch von Hebron.—Die Stadt Hebron, wo Jakob wohnte, liegt auf dem Gebirge Juda (Jos. 20, 7.) etwa 7 Stunden von Jerusalem und eben so weit von Berseba. Sie ist eine der ältesten Städte der Welt (4. Mos. 13, 23.). In der heiligen Geschichte nimmt Hebron eine hervorragende Stellung ein. Dort ist die berühmte Grabstätte der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, und ihrer Weiber Sara, Rebekka und Lea (1. Mos. 23, 19.; 25, 9. 10.; 49, 31.; 50, 13.), die von Christen, Juden und Muhamedanern heilig gehalten wird, aber zu dieser Zeit von beiden ersteren nicht betreten werden darf. Hebron war eine der sechs Freistädte (Jos. 20, 7.) und die Residenz Davids, während der 7½ Jahre, die er König über Juda war (2. Sam. 2, 1—4.; 1. Kön. 2, 11.). Bei den heutigen Arabern heißt Hebron El Khalil, d. h. Freund Gottes, als Stadt Abrahams, welcher ein Freund Gottes genannt wird (2. Chron. 20, 7.; Jes. 41, 8.; Jak. 2, 23.).

Die Ursache, die den 130jährigen Greis bewog, mit seiner Familie, welche 70 Seelen zählte, seine Heimath zu verlassen und die beschwerliche Reise in ein neues, fremdes Land zu unternehmen, war eine dreifache. 1. Seine und der Seinigen Versorgung während der theuren Jahre (Kap. 45, 11.). 2. Sein großes Verlangen, bei seinem lieben Sohne Joseph zu sein (V. 28.). 3. Ein besonderer Rathschluß Gottes (Kap. 15, 13.).

2. Sein Opfer zu Berseba.—V. 1. Die Stadt Berseba war die letzte kanaanitische Station von Hebron nach Egypten. Wie Dan das Nordende, so bezeichnet Berseba das Südende Palästina's. Daher der biblische Ausdruck, „von Dan nach Berseba" (Richt. 20, 1; 2. Sam. 17, 11.; 1. Chron. 22, 2.; 2. Chron. 30, 5.).

Durch sein Opfern wollte Jakob der göttlichen Genehmigung zu seiner Reise gewiß werden und den göttlichen Segen zu derselben erflehen.

3. Das Nacht-Gesicht. — V. 2—4. Die göttliche Antwort seines Opfers empfing Jakob von Gott selbst in einem Gesichte bei der Nacht. Solche Nachtbesuche Gottes bei den Menschen sind nicht selten. Elihu redet davon zu Hiob, als von etwas sehr Gewöhnlichem. (Siehe Hiob 33, 15—17. Vgl. 1. Mos. 20, 3.; 28, 12—15.; 31, 24.; 1. Kön. 3, 5.; Hiob 4, 13.; Ps. 16, 7.; 17, 3.; Matth. 2, 12. „In der Nacht," sagt Krummacher, „wann die Glieder feiern, wann der Mensch mit seinen Sinnen von Dunkel und Schweigen umschlossen ist,—dann hört die Seele schärfer, dann geben die Betrachtungen tiefer ein und dringen zum Grunde, und werden nicht aufgehalten unterwegs. Da schmettert die Trompete des göttlichen Worts heller, da donnern die Flüche lauter, da klingt das Bußgeläute des Gewissens schauerlicher, und wenn da das Gesicht unserer Sünden,—das Gesicht des Todes, der unser harret, das Gesicht des zukünftigen Gerichtes, dem wir entgegen gehen, das Gesicht des blutenden Heilandes, den wir verrathen; wenn diese Gesichte dann vor unsere Augen sich stellen,—und nichts vorhanden ist, womit man die Ohren betäuben, die Augen verhängen und die Gedanken des Ernstes verjagen könnte; ja, das thut Wirkung."

3. Das Wiedersehen im Lande Gosen.—V. 29. Joseph beeilte sich, seinem Vater entgegen zu kommen. Jakobs und Josephs Wiedersehen eine Fülle unaussprechlicher Empfindungen und Gedanken, ausgedrückt durch Thränen und Umarmung.—

4. Josephs Instruktion an seine Brüder—V. 31—34. „Sie vereinigt in großartiger Weise Aufrichtigkeit und kluge Berechnung. Seine Brüder sollen sich offen zu ihrem Stande bekennen,—obschon nach seiner eigenen Erklärung die Viehhirten den Egyptern ein Gräuel, d. h. eine unreine Kaste sind. Sie sollen aber durch diese offene Erklärung den irdischen Vortheil erlangen, daß ihnen das zur Viehzucht besonders geeignete Land Gosen angewiesen wird, und zugleich den geistigen Vortheil, daß sie

in Egypten wohnen, und doch durch den Kastenunterschied gesichert werden gegen alle Vermischung mit den Egyptern."

5. Praktische Nutzanwendungen.—a. Bei jedem wichtigen Unternehmen ist es nothwendig, den Willen Gottes besonders zu erfragen, und eine gehörige Vorbereitung zu treffen. So that Jakob zu Bersaba. So that auch unser Heiland, in den Tagen seines Lebens auf Erden.—b. Die besondere Nähe Gottes, (des Nachts) ist den Frommen köstlich, aber den Gottlosen ist sie furchtbar und schrecklich.—c. Solche Kinder, die ihre betagte Eltern lieben, ehren und versorgen, sind dem lieben Gott angenehm.—d. Ist das Wiedersehen in diesem Leben schon so köstlich, wie köstlich muß es dann im Himmel sein.—e. Gern zu sterben ist eine große Kunst, die aber nur Wenige verstehen. Nur in der Lebensgemeinschaft mit Christo, der dem Tode die Macht genommen hat, kann diese Kunst gelernt werden. (Phil. 1, 23.; 2 Kor. 5, 8.)

—o—

Sonntag den 8. Juni.

Jakob vor Pharao. — 1. Mos. 47, 5—10.

Die Uebersiedelung der Familie Jakobs nach Egypten war geschehen. Joseph hatte die Seinigen unterrichtet, wie sie dem Pharao begegnen und was sie zu ihm sagen sollten. Nun wählte er aus der Reihe seiner Brüder fünf (eine den Egyptern bedeutsame Zahl) und stellt sie Pharao vor, welcher sie nach ihrem Berufe fragt, worauf sie antworten, daß sie Viehhirten sind und in Gosen zu wohnen wünschen. Pharao legt die Gewährung dieses Ansuchens mit feinem Takt in Josephs Hände. Darauf folgt die Vorstellung Jakobs, welcher Pharao segnet.

Texterklärungen. — V. 5. 6. Es ist dein Vater und sind deine Brüder. Es sind also keine Fremden, will Pharao sagen, und es versteht sich daher von selbst, daß du als Gebieter des Landes ihnen vom besten und ihren Verhältnissen entsprechenden Theile des Landes anweisest. Daß Leute unter ihnen sind, die tüchtig sind. Diese Tüchtigkeit hat sowohl Bezug auf die Fähigkeit die Heerden Pharao's gut zu weiden, als auch auf körperliche Tüchtigkeit, dieselben gegen die oft ins Land fallenden räuberischen Beduinen zu vertheidigen.

V. 7 Und Jakob segnete den Pharao. Dieses war nicht blos eine Begrüßung, eine Höflichkeitsbezeugung, sondern ein wirklicher Segen. Einestheils mochte das Dankgefühl gegen Pharao Grund dafür sein, dann auch fühlt sich Jakob seines göttlichen Berufs wegen, um ein Segen für die Völker zu sein (1. M. 12, 2. 3.) dazu angetrieben. Zudem ist ein würdiges hohes Alter eine Art Priesterthum in der Welt.

V. 8. Wie alt bist du.—Dies ist eine sehr natürliche Frage beim Anblick eines würdigen Greises, denn ein hohes Alter soll Gegenstand der Hochachtung sein. Zudem mochte auch das Aeußere Jakobs, durch sein mühe- und sorgenvolles Leben, den Eindruck eines besonders hohen Alters machen, und da überhaupt die Leute Canaans ein höheres Alter erreichten als die Egypter, so mochte Pharao aus diesem Grunde um so mehr auf die Beantwortung dieser Frage gespannt sein. „Nebenbei mag noch," sagt Kurtz, „auf die Wichtigkeit der hier scheinbar so zufällig eintretenden Angabe des Alters Jakobs hingewiesen werden. Ohne dieselbe würde der chronologische Faden der Patriarchengeschichte und damit auch des alten Testamentes überhaupt zerstört sein."

V. 9. Wallfahrt.— Jakob konnte mit Recht sein Leben eine Wallfahrt, oder ein Wanderleben nennen. Aber nicht blos sein, sondern eines jeden Menschen Leben ist nur ein Pilgerlauf durch die Zeit zur grenzenlosen Ewigkeit. Wenig und böse. Aus der Bezeichnung „wenig" geht hervor, daß Jakob zum Sterben bereit, und das Vorgefühl des Todes zu haben meinte. Obgleich er nun nachher auch noch 17 Jahre lebte und also 147 Jahre alt wurde, so war seine Lebensdauer gegen die seiner Väter Abraham (175 Jahre) und Isaak (180 Jahre) kurz; kurz aber besonders der langen Ewigkeit gegenüber. Unter dem „böse" versteht er leidensvoll. „Wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

V. 10. Der wiederholte Segen beim Abschied von Pharao deutet wohl an, wie er sich demselben gegenüber unter großen Verpflichtungen fühlt, indem durch ihre Versorgung in Egypten nicht blos ihr Leben erhalten, sondern das Haus Jakobs durch den geliebten Joseph zu hohen Ehren gebracht, und die Verheißung der zukünftigen Herrlichkeit in Christo, demselben gegeben, ihrem Ziele entgegen geführt wird, welches den Patriarchen zu einer freudigen Stimmung bewegt.

Andeutungen. — 1. Sünde bringt Wehe, Gottesfurcht bringt Segen. Beides erfuhr Jakob bei seinen Söhnen.

2. Jakob betrachtet sein Leben als eine kurze Wallfahrt, und deßhalb hoffte und bereitete er sich auf jene bleibende Stadt, woraus denn auch die Todesfreudigkeit (Kap. 46, 30.) entsprang.

3. Jakob, welcher wohl wußte, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, segnet in göttlicher Begeisterung den König der Egypter und Pharao beugt sein Haupt vor dem frommen Greise und empfängt den Segen Jehovahs.

—o—

Sonntag den 15. Juni.

Prophetischer Segen.—1. Mos. 48, 15. 16.; 49, 8—10.

Vorbemerkung.—Dem vielbewegten Leben Jakobs war ein ruhiges Alter in Egypten beschieden. Schmerzlich hatte er lange Zeit seinen geliebten Herzenssohn vermißt, dafür durfte er denn aber auch die letzten siebenzehn Jahre seiner Wallfahrt sich an dessen Gemeinschaft und fürstlicher Herrlichkeit erfreuen. Im Lichte der Gegenwart verstand er nun auch dessen Träume der Vergangenheit und erinnerte sich wahrscheinlich an die ahnungsvollen Gedanken, die damals den Tiefgrund seiner Seele erfaßten Kap. 37, 11. Durch die göttlich geordnete Fürstenstellung Josephs in Egypten allein konnte der Segen Abrahams sich verwirklichen — Joseph wurde der Erhalter seines Volks. Im Gefühl dieser Wahrheit und im Rückblick auf erlebte Geschehnisse wird der Geist Jakobs beim Herannahen seines Todes in prophetische Begeisterung versetzt und mit hellem Seherblick erschaut er die künftige geschichtliche Lebensgestaltung seiner Söhne und ihrer Nachkommen. Ganz vorzüglich aber ruht sein segnendes Vaterherz mit Wohlgefallen aus bei Joseph, dem Sohn seiner innigsten Liebe, und zeichnet er in der Gewißheit göttlichen Schauens Juda aus, als den zur Herrschaft berufenen.

1. Der Segen Josephs, Kap. 48, 15. 16

vgl. 49, 22—26.—Die übrigen Söhne werden nur einmal aufgeführt und mit dem väterlichen Segen bedacht, Joseph hingegen erhält nicht nur seinen Segensspruch mit ihnen der Reihe nach, sondern empfängt schon vorher und allein die liebreiche Segensverkündigung seines Vaters — ein Zeichen, daß er immer noch mit Vorliebe an ihm hing.

a. Ein aus dem Lebensquell Gottes herfließender Segen. Jakob will nicht, daß sein Segensspruch über Joseph ein bloß menschlicher sei, sondern derselbe soll ein göttlich genehmigter, von Gott gleichsam selbst gesprochener sein. Den Segen spenden soll der Gott seiner Väter, Abrahams und Isaaks, und sein ihn stets bewahrender Gott, der ihm immer mittheilte nach allen seinen Bedürfnissen, und der Bundesengel der mit ihm gerungen und in der (wenn auch dem Jakob noch unbewußten) Vorausdarstellung seiner sinstigen Erlöserthätigkeit ihn im Läuterungstiegel bußfertigen Gebetskampfes von allem Uebel erlöset hatte. (Kap. 32, 9 und 24 ff.) Dieses Zurückgehen Jakobs auf den gottheitlichen Urquell aller irdischen und geistigen Segnungen ist wohl zu beachten, es beweist, daß der eigne schwere Lebensgang für sein Glaubensleben reiche Früchte getragen, wie auch daß er in der Heilserkenntniß fortgeschritten.

b. Der Inhalt und Umfang des Segens. Joseph wird gesegnet in seinen zwei Söhnen Ephraim und Manasse. Diese beiden werden jeder für sich mit gleicher Berechtigung neben Ruben und die übrigen Söhne Jakobs gestellt, d. h. Joseph wird die Erstgeburt zuerkannt anstatt Ruben, dem wirklich Erstgeborenen (S. 1. Chr. 5, 1.) Also ist die Befürchtung der Brüder doch in Erfüllung gegangen und hat Joseph mit der Erstgeburt einen doppelten Erbbesitz erhalten. Farbenreich wird sein irdischer Glücksstand gemalt 49, 22 ff. Auch darin zeigt sich der prophetische Lichtblick Jakobs deutlich, daß er dem jüngsten der Söhne, Ephraim, die erste Stelle anweist, denn der Stamm Ephraim wurde wirklich der zahlreichste und von so überwiegender Bedeutung, daß sein Name oft auf das ganze Reich der 10 Stämme übertragen wurde.

2. Der Segen Judas, 49, 8—10. So hoch aber Jakob im Drang des Herzens seinen Joseph gestellt hat, dem Juda kann er doch die Palme nicht streitig machen. Seinem natürlichen Vatergefühl gemäß hätte er gerne Joseph auch in dieser Beziehung ausgezeichnet, aber wie Isaak, ohne es zu wollen, höherer Leitung folgt (Kap. 27), so hier gleichfalls Jakob, denn über Juda sollte vorzugsweise Gott gepriesen werden — dies bedeutet sein Name.

a. Schon die persönliche Geartetheit Judas scheint eine Herrschernatur verrathen zu haben und als natürlicher Grund seiner Bevorzugung ist gewiß seine Entschiedenheit dem Vater gegenüber (43, 3—10) und seine selbstverläugnende Liebe Joseph gegenüber (44, 16—34), die den Ausschlag gab zur Schicksalswendung der gesammten Freundschaft, nicht mit Unrecht anzusehen.

b. Die Löwennatur stempelt ihn zum Herrscher, und deßhalb wird ihm die Herrschaft zugesprochen (1. Chr. 5, 2). Seine Brüder preisen ihn als den Fürsten, die Feinde fürchten ihn als den Siegreichen. Er war wirklich nicht nur neben Joseph der zahlreichste aller Stämme (4. M. 1 und 26), sondern „er hatte auch die erste Stelle im Lager und auf dem Marsch (4. M. 2, 3—9 und 10, 14).“ Besonders aber bewahrheitete sich der Segensspruch in der späteren Geschichte, man denke an die Regierungen Davids und Salomos.

c. Den Höhepunkt des Segens über Juda aber bildet V. 10. Eine wörtliche Weisfagung auf Christus ist derselbe zwar nicht, und auch in diesen Worten kommt die Herrscherstellung des Stammes Juda zur Darstellung, soll doch das Scepter seiner Oberhoheit ihm verbleiben und der Herrscherstab sein eigen sein, bis ihm als dem Friedensfürsten (Beruhiger, Schiloh) in Gehorsam unterthänig sind die Völker; aber eben die hiermit gekennzeichnete Dauer der Herrschaft und der dadurch über die Völker der Erde ausgebreitete Friede haben doch erst in dem ewigen Friedefürsten, in Christo, ihre vollkommene Erfüllung gefunden. Schon in Davids und Salomos Glanzregierungen haben sich die Worte des Patriarchen bewahrheitet (s. 1. Chr. 29, 4.; 2. Sam. 7, 12. ff. und 2. Chr. 9), aber erst Christus ist der Beruhiger, dem die Völker in Liebe unterthänig sind.

Lehren.—1. Fortschritt der Heilsverheißung, indem nicht nur die Verheißungslinie selbst näher bestimmt wird—der Stamm Juda, sondern auch die Natur des zu erscheinenden Weltheils mehr zur Veranschaulichung kommt—Beruhiger, Friedensfürst viel bestimmter als die Verheißung Abrahams 1. Mos. 12, 3.

2. Unerschütterlich ist der göttliche Rathschluß, sicher der Gang der göttlichen Weisheit. Trotz seiner Vorliebe für Joseph muß Jakob doch Juda als den Träger des Heils bezeichnen. Dieselbe Wahrheit wie Kap. 27. und 4. Mos. 24.

3. Den Frommen ist auch das dunkle Todesthal erleuchtet vom Sonnenlicht der Verheißung und auf der Grenze zweier Welten schauen sie oftmals die herrliche Zukunft—so hier Jakob, und dasselbe bestätigt sich noch heute in der Erfahrung der Frommen.

4. Unsere Lebensschicksale liegen in Gottes Hand; wie weise daher, es zu machen wie Joseph, und in aufrichtiger Frömmigkeit sich ganz der göttlichen Führung zu ergeben, ohne Sorgen die Zukunft der göttlichen Weisheit anheimzustellen.

—o—

Sonntag den 22. Juni.

Josephs letzte Tage. — 1. Mos. 50, 15—26.

Vorbemerkung.—Der greise Patriarch war bald nach der Segensaustheilung an seine Söhne gestorben, und Joseph hatte ihn seinem Versprechen gemäß im Lande der Verheißung begraben; Joseph selbst aber zieht mit seinen Brüdern wieder zurück nach Egypten. Daselbst angekommen steigen in ihrem Innern die alten Schuldgefühle für das an Joseph begangene Unrecht wieder auf und sie haben keine Ruhe bis sie sich aufs neue seiner Huld versichern.

1. Josephs Verhalten gegenüber der schuldbewußten Demüthigung seiner Brüder. — a. Ihr Schuldbewußtsein steigt mit neuer Gewalt in ihnen auf nach dem Tode des Vaters, weil sie dachten, der Zorn des Bruders werde sich nun über ihnen entladen und er werde das ganze Gewicht seiner Stellung benützen zu ihrer Züchtigung. Schon einmal (42, 22. ff.) war ihr Gewissen erwacht, aufs neue macht sich dieses Gefühl nun geltend.—Das Gewissen des Sünders mag schlummern in Tagen scheinbaren Glücks, aber um so unverhaltener läßt es seine Gerichtswetter los im Angesichte des Todes, des Richters—wie furchtbar im Angesichte des Weltgerichts! In ihrer Demüthigung und Kniebeugung (V. 17. 18.) tritt die Erfüllung der Träume Josephs wieder zu Tage und hätte ihn wohl zum Uebermuth verleiten können.

b. Josephs Verhalten gegen sie.—V. 19—22. Nicht fürchten sollen sie sich, denn er sei nicht gesetzt an Gottes Stelle, vielmehr habe Gott alles so zum besten lenken wollen, und ihre bösen Rathschläge seien daher zum Segen ausgeschlagen. Joseph versteht die Bedeutung seines Volkes in der Zukunft und ist deßhalb dankbar, daß Gott ihn zu dessen Erhalter auserkoren. Er kann ihnen nicht gram sein, sondern behandelt sie freundlich und sorgt für sie und ihre Kinder. Ihre Noth preßt ihm sogar Thränen aus, ein Beweis, daß die Frommen immer am meisten Mitgefühl haben mit ihren Mitmenschen.

2. Josephs Glücksstand, ruhiges Alter und friedlicher Tod.—V. 23—26. Josephs aufrichtiger Sinn und wahre Herzensgüte wurde auch ferner belohnt. Bis ins vierte Glied durfte er sich seiner Nachkommen erfreuen und den Segensspruch seines Vaters bewahrheitet sehen als der Erfüllung gewärtig. In hohem Alter läßt er sich friedlich zur Ruhe, wie die Thatsache beweist, daß er gehobenen Geistes in die Zukunft hinausschaut und, gewiß der Verheißung, den Seinigen aufträgt, bei ihrem Auszug aus Egypten seine Gebeine mitzunehmen nach dem gelobten Lande und sie beizusetzen in heiliger Erde (s. Hebr. 11, 22.; vergl. 1. Mos. 15, 18.), was auch hernach geschah (2. Mos. 13, 19. und Jos. 24, 32.). Egypten hatte den Glauben seiner Väter nicht aus seinem Herzen zu wischen vermocht.

Lehren.—1. Das Schuldgefühl des Sünders kann nur von Gott beschwichtigt werden (Röm. 5, 1.); wie aber Gott auf die Bedingung von Buße und Glauben vergibt und gnädig ist, so auch die Frommen.

2. Gott erwählt nur fromme Menschen zur Ausführung seiner Erlösungsgedanken, aber die Gottlosen müssen oft gegen ihren Willen derselben dienstbar sein.

3. Wir verlassen hier das Volk Israel in Egypten, und Jahrhunderte lang wird es daselbst in der Stille für seine hohe Mission vorbereitet, bis es ausziehen und dieselbe antreten darf; wir lassen einstweilen diesen Ausgang dahingestellt und betrachten im nächsten Halbjahr den geistlichen Moses und Josua, der sein Volk aus dem geistlichen Egypten ausführt und jetzt noch unser Heerführer ist.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 9.—Siehe ich bin bei dir. Eine Mutter gab ihren zwei kleinen Kindern Bücher und Spielsachen zur zeitweiligen Beschäftigung, während sie sich nach dem obern Zimmer begab.

Eine halbe Stunde verging, und eine zarte Kinderstimme ließ sich von unten vernehmen:

„Mama, bist du da oben?"

„Ja liebes Kind."

„Schon recht" sagte das Kind und begab sich wieder zu seinem Spiel. Bald aber ward dieselbe Frage wiederholt:

„Mama, bist du noch da?"

„Ja" war die Antwort wie zuvor. Und auf die neue Versicherung von der Anwesenheit der Mutter begaben sie sich nochmals wohlgemuth an ihr Spiel während sie vor sich hin sagten:

„Schon recht."

Gerade so verhält es sich mit Gottes Kindern. In Zeiten der Verlassenheit und Dunkelheit richten sie auch ihre Blicke nach oben und rufen: „Vater bist du noch bei uns? und oftmals lautet die Antwort: Ja, ja ich bin bei euch, Fürchtet euch nicht. Ich will euch nicht verlassen, noch versäumen, ich will euch tragen, bis in's Alter und bis ihr grau werdet. Ich will euch mit meinen Augen leiten."

Zu Lection 10.—Das Leben eine Wallfahrt. Vieles erinnert uns daran, daß das Leben hienieden eine Pilgerschaft oder Wallfahrt sei, wie es Jakob nennt.

Ein Vater reiste mit seinem Söhnchen über Land nach Californien. Als nun eines Abends der Vater in einem anmuthigen Thale sein Gezelt aufschlägt, um daselbst zu übernachten, da wird der Knabe ganz bezaubert von der lieblichen Umgegend, und bittet den Vater daselbst zu bleiben und ein Haus zu bauen, während er selbst sich daran begibt und einen Zaun um das Zelt herum macht und ein Gärtchen machen will. Der Vater aber sagt: Nein mein Sohn. Unsere Heimath ist noch in weiter Ferne. Laß diese Sachen; denn Morgen müssen wir wieder auf und davon.

So nimmt der himmlische Vater uns seine Kinder bei der Hand, um uns durch dieses Leben der ewigen Heimath zuzuführen. Sehr oft vergaffen wir uns aber an dem Kinderspiel am Weg, und da muß er uns nicht selten an unsere Pilgrimschaft erinnern und zum Aufbruch mahnen, bis wir so recht verstehen lernen, jene Stadt zu suchen, die einen Grund hat und deren Baumeister und Schöpfer Gott ist."

Kürze der Zeit. Vielerlei sind die Bilder der heil. Schrift zur Bezeichnung der Flüchtigkeit der Zeit und der Kürze des menschlichen Lebens.

1. Gleich einem Schatten der bald vergeht, Hiob 14. 2.

2. Wie eine Blume Hiob, 14, 2.

3. Wie eine Weberspule abläuft. Hiob, 7. 6

4. Jakobus fragt: „Was ist euer Leben?" und gibt darauf die Antwort selbst: „Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er" Jac. 4 14.

5. Meine Tage sind vergangen, wie ein Rauch. Psalm 102. 4.

6. Siehe meine Tage sind eine Handbreit bei dir und mein Leben ist wie nichts vor dir. Psalm 39—6

Zu Lection 11.—Jakob freute sich, als er seine Hände über Juda aufheben und den bedeutungsvollen Segen über ihn aussprechen konnte, in dem Bewußtsein, daß der „Löwe aus Juda" die Feinde des Herrn zu Schanden machen werde. Wie ein zarter Keim wurde die Verheißung auf den Weltheiland gepflegt, um dereinst in der Wirklichkeit sich in der vollen Pracht zum Schutz, zur geistlichen Speise und zum himmlischen Erbtheil zu entfalten. Wie ein Adler sich emporhebt und über die Erde zur klaren Sonne schaut, so erhob sich Jakob in prophetischer Begeisterung über das Irdische und schaute im Lichte der himmlischen Sonne den einstigen Welterlöser. Glücklich ist der, dem am Abend seines Lebens ein solcher Sounenstrahl leuchtet.

Zu Lection 12.—Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Mutter Bender war eine fromme und betende alte Frau, aber sie war arm: dennoch vertraute sie in der größten Noth ihrem Gott und Heiland.

Spät in einer kalten Nacht im Herbst kamen einmal zwei wilde Burschen auf ihrem Heimweg an ihrer kleinen Hütte vorbei. Der eine hatte etliche Laibe Brod unter dem Arm die er im Laden gekauft hatte. Durch Mutter Benders Fenster schimmerte ein

schwaches Licht. Da sagte der Mann mit den Broden zu seinem Gefährten. „Jetzt wollen wir einmal ein wenig Spaß haben mit der alten Frau!" „Ich bin's zufrieden," sagte der Andere. Sie näherten sich dem Hause, guckten durch's Fenster hinein und erblickten die alte Frau auf ihren Knieen bei dem Herd, wo nur wenig Kohlen in der Asche glühten, im Gebet begriffen. Sie horchten und hörten sie ernstlich um Brod bitten, indem sie gänzlich ohne Nahrung war. Um nun ihre Streiche auszuführen kletterte der Eine mit den Broden ganz sachte auf das niedere Dach der Hütte und ließ einen Laib nach dem andern den Schornstein hinunter fallen. So wie nun die Brode auf den Herd heraus rollten, erblickte sie dieselben sogleich und rief mit vollem Herzen aus: „Gott sei Dank — Gott sei Dank für seine Güte!" „Aber Gott hat sie nicht geschickt," ertönte eine Stimme den Schornstein herunter. „Ja, er hat," rief sie unerschrocken. „Wenn gleich sie der Teufel gebracht hat, so hat sie dennoch der Herr geschickt."

So gebraucht der Herr zuweilen auch böse Agenten um sein göttliches Vorhaben auszuführen.

Dies und Jenes.

„**Arthur,**" sagte ein zärtlicher Vater zu seinem hoffnungsvollen Sohne, „ich habe erst heute erfahren, daß du vorige Woche Schläge in der Schule bekommen hast."

Sohn. „Erst heute haben Sie das erfahren, lieber Papa? Ich habe es damals gleich erfahren."

Der Hasenbraten. Weib: „O Jegerle! Vorsteher, da habt Ihr ja gar a Häsle verschosse: das müßet Ihr glei von der Vorsteherin brata lassa, do werdet Ihr seha, was des Hasefleisch a guates Fleischle is!"

Vorsteher: „Jaa, Fraule, habt ihr denn schon ein's 'gesse, daß Ihr's so guet wisset?"

Weib: „Noi, i' hab' no' keins 'gesse, aber meiner Mutter selig ihr Firmpath, de hat an alta Mann kennt—der hat amal ein's esse seha!"

Der gefährliche Candidat. Commissär: „Sie werden zu der Prüfung nicht zugelassen!'

Candidat: „Und warum nicht?"

Commissär: „Weil Sie denunzirt sind, auf der Universität ein solches Leben geführt zu haben, das Sie durchaus unwürdig macht, jemals in den geistlichen Stand aufgenommen zu werden."—

Candidat: „Das hab' ich nicht erwartet; ich sage Ihnen aber auch, daß diese Abweisung Manchem das Leben kosten kann."

Commissär: „Was soll diese Drohung bedeuten? Was wollen Sie damit sagen?"

Candidat: „Nun so wissen Sie: ich studire jetzt Medizin."

Abgetrumpft. Von dem schlagfertigen Witz eines Schwaben, der beim achten württembergischen Infanterieregiment in Straßburg steht, erzählt die „Stuttgarter Bürgerzeitung": Vis-a-vis der Pension Prosky in der Brandgasse schildert vor einem Militär- und Civildepot ein schwäbischer Soldat. Es werden Ballen des französischen Tuches verladen, das zur Neuequipirung der französischen Armee dienen soll. Ein Packer, natürlich Elsässer, wendete sich an die Schildwache und spottet in seiner schwer verständlichen allemannisch-gallischen Sprache: Nicht wahr, das ist doch schöneres Tuch als Euer preußisches! „döss ist wohl möglich—erwiderte der Schwabe—und es läßt sich au besser klopfa!"

Lebensregeln von Lavater.

Willst du herrschen, diene.
Willst du lehren, lerne.
Willst du dich freuen, leide.
Willst du leben, stirb.
Willst du haben, gib.
Willst du ernten, säe.
Willst du behalten, brauche.
Willst du empfangen, bitte.
Willst du wachsen, nähre.
Willst du lieben, glaube.
Willst du glauben, höre.

Räthsel.

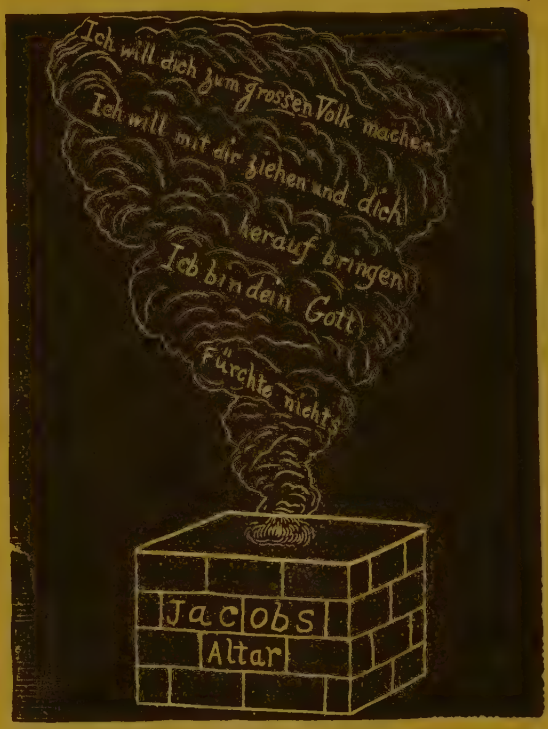
Du findest mich beim Bürger und beim Bauer,
Doch siehst Du mich nie bei dem Edelmann,
Du triffst mich bei dem Bäcker und dem Brauer,
Doch nicht in Städten und in Hütten an.

März und April kann mich Dir farbig zeigen,
Vergebens suchst Du mich im Blüthenmai,
Zwar bin ich allen Kaisern eigen,
Doch ist Napoleon von meinem Einfluß frei.

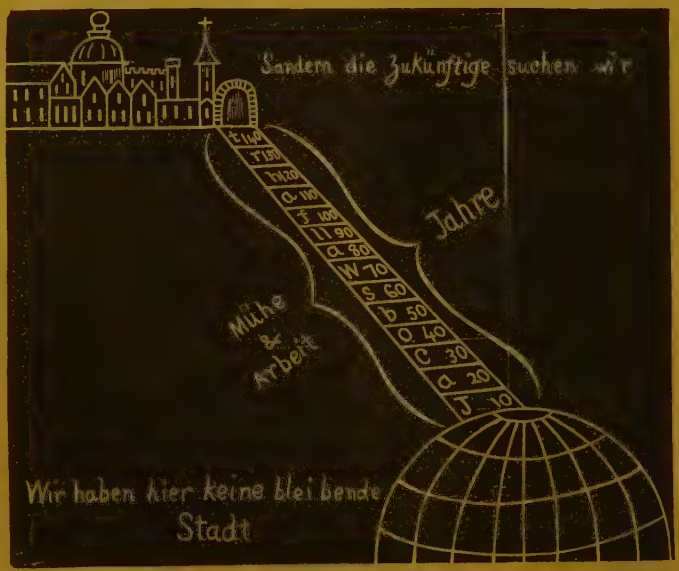
Ich biete Dir in Gründen und in Thälern,
Doch nicht im Veilchenthal mein Dasein dar;
Du wirst in Deinen großen Fehlern,
Doch nicht in Deinen Sünden mich gewahr.

Noch eh' Du stirbst, ererbten mich die Erben,
Doch Sohn und Enkel wissen nichts von mir,
Du siehst mich nur in Deinem Sterben,
Denn fremd bleib' ich im ganzen Leben Dir!

Auflösung der Rösselsprungcharade:
Senker.



Zu Lection 9.



Zu Lection 10.

Prophetischer Segen.

Juda du bist es. Aus dir soll mir der Held kommen.

JUDA.

Ruben — Simeon — Levi.
Isaschar — Sebulon — Dan.

Napthali — Gad — Asser.
Ephraim, Manasse } Joseph — Benjamin.

*** JESUS ***

In Christo, dem Helden aus Juda, sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden.

1. Mose 49, 8—10.

Zu Lection 11.

Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen.

Fleisches **Gottes**
falsche ute
eindliche erade
urcht erechte
reudlose esegnete

Wege. Wege.

Strafe bringt	Gerechtigkeit bringt
Im Leben viele Schmerzen,	Ein ruhiges Gewissen,
Im Tode Furcht dem Herzen.	Ein sanftes Sterbekissen.

Zu Lection 12.

Unterwegs von der Schule.

Zu der Geschichte: „Die Bilder der Großeltern."

Das Evangelische Magazin.

Band 5. Juli 1873. Nr. 7.

Die Bilder der Großeltern.

(Erzählung von Th. Messerer.)

I.

„Frau Baronin von Bergheim und Fräulein Frieda, Herr Rittmeister!" rief der Bediente ins Zimmer hinein.

„Sind herzlich willkommen!" war von einer wohlklingenden Baßstimme kaum ausgesprochen, als zwei freundliche junge Damen durch die weitgeöffnete Thüre traten.

Mit heiterem Schmollen reichten sie dem Rittmeister von Horst, einem weißhaarigen, stattlichen alten Herrn, der ihnen von seinem Lehnstuhle am Fenster aus beide Arme entgegenstreckte, ihre Hände hin, und Fräulein Frieda, die jüngere der beiden Schwestern, begann in scherzhaft scheltendem Tone: „Böser, böser Onkel! Seit einer Stunde suchen wir schon wie um eine Stecknadel das ganze Stadtviertel ab. Das ist doch arg, hinter unserm Rücken auszuziehen und gar nichts von sich hören zu lassen! Hätten wir Diana, die uns hierher gebracht, nicht auf der Straße getroffen, wahrhaftig, wir hätten, ohne den unartigen Onkel zu sehen, auf das Gut zurückfahren müssen."

„Ja, Diana, dir haben wir's zu verdanken," sagte lächelnd die Frau Baronin und klopfte schmeichelnd auf den klugen Kopf eines prächtigen Hühnerhundes, der hinter ihnen ins Zimmer gekommen war. „Nun warte aber, Onkelchen, da wir jetzt einmal glücklich hier sind, bringst Du uns zur Strafe so bald nicht wieder los."

„In Gottes Namen!" rief der alte Herr und stieß einen lustigen Seufzer aus. „So rückt denn die Stühle näher, Kinder, und setzt Euch zu mir. Wie mir alle Schreiberei zuwider ist," fuhr er fort, nachdem die Nichten seiner Aufforderung nachgekommen, „das wißt Ihr, hab' mir aber oft vorgenommen, daß ich einmal zu Euch hinausreiten will, hätte mir selber Freude gemacht, aber —"

Da stockte der Rittmeister und betrachtete gedankenvoll sein krankes Bein, das in einem weiten Filzpantoffel steckte.

„Geht es denn mit Deinem Fuße immer noch nicht besser?" fragten gleichzeitig beide Damen mit besorgter Miene.

„Mit dem geht's eigentlich schon gar nicht mehr," lautete die trübe Antwort. „Der dumme Däne gab mir ein Souvenir, das liegt jetzt bleiern in meinem Beine, werd's wohl mit ins Grab nehmen müssen und darf dabei noch Gott danken. Wäre der ehrliche Konrad, mein erster Wachtmeister, nicht gewesen, läge ich wohl längst draußen unter dem steinernen Kreuze an der Nordsee."

Eine längere Pause trat ein. Beklommen wagte keine der Schwestern ein Wort.

„Mir thut nur mein armer Hektor leid," hub der alte Rittmeister zuerst wieder an, und es zitterte etwas wie von innerer Erregung durch seine Stimme. „Der brave Rappe, nur das Reden ging ihm noch ab, hatte mich noch Keiner so verstanden wie er. Wie manchen Tag mußte er mit mir hungern, und war er auf Eilmärschen noch so abgetrieben, der erste Trompetenstoß richtete ihn wieder auf. He, da trug er den Kopf hoch wie ein Hirsch und faßte ich erst festen Schluß, wußte er schon, wo es hinaus sollte. Jedem Fingerdruck, jedem leisesten Wadendruck folgte er im Augenblick und jetzt — — jetzt ist dem armen Hektor, wie mir selber, das halbe Leben genommen. Schaut er mich doch so wehmüthig an, wenn ihn der Franz ausreitet, als hätte er etwas verbrochen und wollte mich um

Verzeihung bitten. Der gute Kerl will's gar nicht verstehen, daß ich nicht mehr reiten kann. „Na, na," stieß er hastig hervor und zwang sich zu einem Lächeln, als schäme er sich der weichen Stimmung, in die er sich hinein geredet, „na, na, wir Zwei müssen's eben mit Geduld ertragen."

„Aber guter, lieber Onkel," sagte Frieda mit bewegtem Antlitz, „wenn Du denn so ganz ans Haus gefesselt bist, solltest Du doch eine andere, ruhigere Wohnung bezogen haben. Wie kannst Du's denn dem Schulhause gegenüber aushalten?"

„Frieda hat Recht," fügte die Baronin hinzu, „das muß ja eine fortwährende Unruhe sein."

„Halt, halt!" schrie da der alte Herr plötzlich voll Lebendigkeit und sein ganzes Gesicht leuchtete hell auf. „Das kennt Ihr nicht, das kennt Ihr nicht! Hab' schon meine Husaren immer meine lieben Kinder genannt, damals dachte ich jedoch nicht daran, daß ich wirklich noch zum Kinderfreund werden könnte. Aber nun sage ich Euch, Euer alter Onkel ist ein rechter Kindernarr geworden und gerade, weil er dem Schulhaus gegenüber sein Quartier bezogen hat."

Die jüngere Nichte sah dem Onkel ungläubig lächelnd, die ältere mit herzlicher Theilnahme in die freundlichen Augen.

„Wie erquickt es doch mein altes Herz," fuhr er mit sichtlichem Behagen fort und ließ die Spitzen des weißen Schnurrbartes durch die Finger gleiten „wenn ich sehe, wie sich das frische junge Blut Tag für Tag voll Jugendlust und Kraft da unten herumtummelt. Und was es da Alles zu beachten gibt! Seht, dort rechts ist der Eingang für die Mädchen" — und der alte Herr zeigte mit dem Finger nach dem Gebäude gegenüber. „Das ist eine wahre Freude, wenn man sie ankommen sieht, wie sie in den kleidsamen, kurzen Röckchen, die Schultasche wie einen Tornister auf den Rücken geschnallt, Eine um die Andere daher trippeln und geschäftig die Stufen hinaufeilen. Andere kommen wieder in ganzen Reihen Arm in Arm, in wichtigster Unterredung begriffen. Hier führt sorgsam eine Größere ihre kleinste Schwester, die mit ihrer Bildersibel so ernst und feierlich einherschreitet, wie ein Gelehrter des Alterthums. Dort kommen ein paar Freundinnen eng umschlungen, sie warten mit Ungeduld auf eine Dritte und nun sie da ist, ist der geheime Bund geschlossen, geschlossen so fest wie der Bund am Rütli. So geschäftig sie trippeln, so zierlich sie sich drehen, so geläufig geht auch schon das kleine Zünglein."

„Onkelchen Onkelchen!" drohte Fräulein Frieda schalkhaft mit dem Finger.

„Nu, nu, sei nur ruhig," lachte der alte Herr, „mit den Mädchen will ich's nicht verderben, hab' doch mein Leben lang zu ihnen gehalten. Aber seht hierher,"—und er zeigte links nach dem Eingange des Schulhauses für die Knaben— „da gehen die Buben hinein. Wenn die Mädchen ankommen, schreiten sie sogleich die Treppe hinauf, das fällt aber einem Jungen niemals ein. Sind nur ein paar Minuten Zeit noch übrig, schnell ist mit dem Absatz ein Grübchen gebohrt und ein Schusserspiel in vollem Gange. Ein paar Andere benützen die Minuten zu einem frischen Spazierritt ohne Gaul, wobei sie die schönsten Volten reiten und nach Herzenslust wiehern und ausschlagen. Einer ist gewiß immer dabei, der an einer langen Schnur sein Lineal im Kreise durch die Luft schwirren läßt. Naht sich ein Anderer diesem Zauberkreise, bekommt er im Handumdrehen zu allgemeiner Belustigung Eins ausgewischt. Oft gibt es noch in der letzten Sekunde eine Beleidigung zu rächen und die Parteien rüsten sich eilig zum Kampfe — da schlägt die Uhr und nun geht es lustig im Sturm die Treppe hinauf. Schaarenweise rücken sie an, daß es sich an der Thüre zu einem Knäuel stopft, der sich unter Drängen, Stoßen und schallendem Gelächter glücklich wieder abwickelt."

„Dabei unterhältst Du Dich ja köstlich, Onkelchen;" bemerkte Frieda, die gleich der Baronin mit lebhaftem Antheil zuhörte.

„Da geh ich keinen Schritt vom Fenster weg," fuhr der alte Rittmeister vergnügt fort, „da gibt es oft zu drollige Auftritte, zu komische Scenen. Hat doch erst neulich Einer eine ganze Sammlung von Carrikaturen, aus Papier geschnit-

ten, herumgezeigt, und ich glaube, ich habe die Ehre, mich auch in dieser Gallerie zu befinden. Es ist mir ordentlich langweilig zu Muthe, wenn sie droben in ihren Bänken sitzen, die kleinen Schelme, und es kommt mir vor, als möchte da unten jedes Bäumchen trauern, daß es nicht mehr von flinken, kleinen Kinderhänden geschüttelt, nicht von beweglichen Kinderfüßen umzappelt wird. Doch lange dauert das nie, da kommen immer wieder Einige die Treppe herab. Es gibt einen Schwamm, eine Schüssel zu reinigen, einen Krug Wasser zu holen.

„Die Mädchen putzen und reiben schon mit der Sorgfalt und Anstelligkeit kleiner Hausfrauen, waschen wieder und immer wieder den Schwamm, füllen Schüssel und Krug, und kehren ohne Aufenthalt ins Schulzimmer zurück. Die Knaben kommen meist in Prozession, Einer hinter dem Andern, zum Brunnen. Jeder trägt etwas auf dem Kopfe, der Erste die Schüssel, der Zweite den Krug, der Dritte den Schwamm. Entweder ist es ein Hund oder ein munterer Spatz, der ihnen gerade den Gefallen thut, sich hier herumzutreiben. Schnell wird von dem Einen der müßigen Schlingel der Schwamm darnach geschleudert, der Zweite drückt inzwischen seinen Daumen auf die Mündung am Hahne des Röhrbrunnens, um in weitem Bogen seine Kameraden zu bespritzen. Nachdem der Schwamm lange Zeit als Gummiball gedient hat, Krug und Schüssel aber um einige kleine Scherben gekommen sind, tritt die Gesellschaft unter munterem Gelächter die Reise ebenso wieder zurück an, der Schwamm voll Schmutz, die Buben patschnaß.

„Wollte ich Euch noch schildern, wie bunt es zugeht, wenn die Schule aus ist, ich würde heute nicht mehr fertig. Und ist erst der Monat zu Ende und sind die Noten vertheilt, Ihr dürft es glauben, ich weiß es hier oben aufs Haar, wer eine gute und wer eine schlechte hat. Der Schuldbewußte sucht ein einsames Plätzchen auf, schaut hastig hinein und flieht den Spielplatz der Freunde, indeß er sich ahnungsvoll hinter dem Ohre kraut, dessen Dehnbarkeit zu Hause bald auf die Probe gestellt werden wird. Der Siegesbewußte aber, der versammelt einen ganzen Kreis um sich, ihm ist heute Alles Null, so stolz schreitet er dahin, während es mit feuriger Beredsamkeit von seinen Lippen strömt. Da unten hat auch jede Jahreszeit ihr eigenes Spiel; wollte ich Euch davon erzählen und von dem ersten Schnee, von diesem Gaudium und Freudenjubel, da gäbe es des Plauderns kein Ende.

„Aber nun sagt doch auch" — damit wandte sich der Rittmeister vom Fenster weg den Damen zu — „wie steht es bei Euch zu Hause? Wie geht's der guten Mama, meiner Schwester, und Deinem lieben Mann, dem Baron, und was treibt mein Friedchen hier? Ist sie noch immer die Bewahrerin aller Dorfgeheimnisse, spielt sie noch immer die gütige Fee und die kleine Vorsehung? Apropos, was machen denn Deine kleinen Zöglinge, die Mädchen des Verwalters?"

„Ach, lieber Onkel," beantwortete Frieda in wehmüthigem Tone den Redestrom des alten Herrn, „denke Dir, die lieben herzigen Mädchen, wir haben sie vor Kurzem verloren! Der liebe Gott hat sie heimgeholt — Beide sind dem Scharlach erlegen. Die armen Eltern sind außer sich, und Du darfst es wohl glauben, seitdem die frischen, hellen Kinderstimmen nicht mehr durch die hohen Gänge hallen, ist es ganz öde und vereinsamt im Schloß. Mama leidet auch wieder an ihrer Migräne, nun siehst Du, wie trübselig es bei uns draußen ist."

„Schade um die lieben Kinder, jammerschade!" rief der Rittmeister kopfschüttelnd und machte eine Pause. „Der Baron wird doch aber," fuhr er dann fort, „etwas Leben ins Haus bringen?"

„Ach mein Mann," erwiderte Frau von Bergheim und es klang halb wie eine Klage, „der kommt den ganzen Tag oft nicht aus seinem Zimmer. Er will ja seine letzte große Reise beschreiben und dem Druck übergeben. Da findet man ihn nur an seinem Arbeitstische rauchend und schreibend."

„Nein, nein!" berichtigte Frieda mit komischem Ernste. „Man findet ihn gar nicht, Onkelchen, denn er ist eingehüllt in eine Dampfwolke und unter seinen Papieren vergraben."

„Na, na, Kinder, das kann nicht so

bleiben," rief der Alte lebhaft. „Ich bitt' Euch, der Baron schreiben — da will ich doch lieber den ganzen Tag Schule reiten, als nur einen einzigen Brief schreiben. Und nun gar ein Buch—prrr! Ihr habt doch noch den alten Jäger Hubert draußen und der Wildstand ist auch vorzüglich. Ja, Kinder, das seh' ich schon, da muß ich selber hinaus, seh' schon, da muß der einbeinige Onkel wieder neues Leben ins Haus bringen. Na, der Baron wird Schriftsteller, 's ist zum Verwundern! Da muß ich freilich ins Mittel treten, da muß ich hinaus, je eher, je lieber!"

„Ja, lieber Onkel, ja!" riefen die jungen Damen hocherfreut, indem sie ihre Hüte und Mantillen vor dem Spiegel ordneten.

„Komm nur bald, recht bald, wir wollen Dich auf den Händen tragen!" versprach Frau von Bergheim.

„Aber nun auch die Hand darauf, Goldonkelchen," schmeichelte Fräulein Frieda, „daß Du wirklich Wort hältst."

„Nun, so gebt her Eure Patschhändchen," sagte der Rittmeister und schüttelte ihnen lachend die Hände, „der Onkel hält schon Wort, aber schreiben wird er nichts, der wird mit Einemmale da sein. So, lebt wohl, und grüßt mir Alles zu Hause!"

Mit frohem Lächeln schieden die Schwestern und unten von der Straße winkten sie noch die freundlichsten Grüße hinauf zu dem muntern alten Herrn. Die Schilderung des Onkels mußte wohl auch einigen Eindruck auf sie gemacht haben, denn mit wärmerem Interesse und aufmerksamer als je betrachteten sie das kleine Volk, das zur Nachmittagschule eben aus allen Richtungen herbeikam, indeß sie den Weg zu dem Gasthofe zurücklegten, wo der Wagen zur Heimfahrt auf das Gut ihrer wartete.

Des Pilgers Heimweh.

(Von Hohenloher.)

Daheim ist's gut. O friedsam Treiben!
Mein Asyl, das mir Ruhe bringt.
Wie? Sollt am Weg' ich mich verweilen,
Da mir ein himmlisch Kleinod winkt?
Auf ewig nein! Denn nur mein Sinn
Steht nach dem Vaterhause hin! —

Daheim ist's gut. Noch auf der Reise
Bin ich, doch heimwärts treibt der Kahn.
Als Stärkung dient die Gnadenspeise,
Und Gottes Wort zeigt mir die Bahn.
Ich lauf' und werde doch nicht müd',
Weil Christi Geist mich heimwärts zieht.

Daheim ist's gut. Mir winkt von ferne
Ein heller Gnadenschimmer zu!
Es leuchten freundlich Morgensterne
Auf meinem Pfad zur sel'gen Ruh'.
Das Bächlein fließt zum Ozean,
Mich treibt's zu Gottes Herz hinan.

Daheim ist's gut. O Vater droben,
Sieh' an das heimwehkranke Herz;
Die Welt durch ihr so wildes Toben
Erneuert stetig Leid und Schmerz.
Ein Heimweh fühlt das Herz so schwer,
Es seufz't und seufz't sich doch nicht leer.

Daheim ist's gut. Doch will ich sagen:
So lang' es dir, o Gott, gefällt,
Will ich des Lebens Bürde tragen
Und pilgern fröhlich durch die Welt,
Weiß ich, daß mein Erlöser lebt,
Und er mich einst zu sich erhebt! —

Die Bekehrung des Kirchenvorstehers Berthold.

Unter den Pfeilern der Gemeinde zu Mittelstern war der Kirchenvorsteher Berthold, trotz seinen Nauben, unstreitig der stärkste. Seine Rechtgläubigkeit wurde von der ganzen Gemeinde verehrt und war der Schrecken aller Prediger in der Nachbarschaft von Mittelstern. Seine triftigen Argumente waren es ja, welche den letzten Mittelstern'schen Pfarrer in solche Verlegenheit gebracht hatten, daß er nach einigen Tagen hitzigen Fiebers aus der streitenden in die triumphirende Kirche ging; und es war Niemand anders als der Kirchenvorsteher Berthold, dessen scharfe Fragen den Geistlichen, welche sich um die erledigte Pfarrstelle bewarben, so zusetzten, daß sein Name mit allen geheimen Schrecken in den benachbarten theologischen Schulen genannt wurde, und es war nachgerade ziemlich schwierig, Jemand zu finden, den sehr nach der Ehre, die Mittelstern'sche Pfarre zu besitzen, gelüstet hätte.

Auch zeigte er seinen Glauben nicht blos in Worten. Die Witterung mochte gerade sein, wie sie wollte, Berthold war Morgens und Abends zeitig in seinem Kirchenstuhl, um das erste Lied anzufangen; so konnte man auch jeden Donnerstag Abend um ein Viertel nach sieben im Winter, und ein Viertel vor acht im Sommer Bertholds Schuhe und Stock durch die Allee klappern hören, welche die Krone der Rechtgläubigkeit zum Gotteshause brachten. Regelmäßig hörte man dann seine Worte der Anbetung, „mit Gebet und Flehen vor dem Herrn," und seine Stimme der Ermahnung, um nach der Schrift zu „vermahnen die Ungezogenen und zu trösten die Kleinmüthigen." Die Armenkasse empfing jedesmal sein Fünfcentstück und die Missionssache, die Bibelgesellschaft und dergleichen wohlthätige Anstalten erfreuten sich bei jeder Collekte eines Dollars und eines Gebets vom Kirchenvorsteher Berthold.

Berthold war ebenfalls so fertig im Anführen von Beweisstellen aus der Schrift, daß oft die theologischen Professoren von ihm beschämt wurden und all die Hauptstücke des Catechismus konnte er so mit Bibeltexten begründen, daß die Zweifler überzeugt, und die Ungläubigen erschüttert wurden. Aber die Unbekehrten, und selbst einige von den Kirchenmitgliedern ließen verlauten, daß Berthold's Lieblingstext die Schriftstelle sei: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon." Er behauptete in aller Demuth, daß er nur ein Haushalter über die ihm anvertrauten Güter sei, und daß er dieselben in die Wechselbank thun müsse, um sie wiederzunehmen mit Gewinn, und in dieser gewissenhaften Güterverwaltung hatte der Kirchenvorsteher so guten Erfolg gehabt, daß kaum ein verschuldetes Eigenthum in und um Mittelstern war, gegen welches Berthold nicht den Schuldschein hielt.

Der neue Prediger zu Mittelstern hatte sich, wie es ja aller Prediger Pflicht ist, denen das Wohl der Seelen am Herzen liegt, seit einiger Zeit sehr ernstlich mit der Frage beschäftigt: Wie können die Unbekehrten in unserer Mitte am besten erreicht und unter den Einfluß des Evangeliums gebracht werden? Diese Unbekehrten waren mit wenigen Ausnahmen fleißige, ehrliche und friedliche Leute, und der gute Prediger zitterte bei dem Gedanken, daß am Ende alle diese guten Leute sollten verloren gehen, wenn sie so fortlebten. Zuletzt kam er zu dem Schluß, eine besondere Versammlung anzuberaumen, um mit den Gliedern der Gemeinde die genannte Frage betend zu überlegen, und auf deren Beantwortung zu sinnen. Natürlich stellte sich der Vorsteher Berthold, sowie die übrigen einflußreichen Männer der Gemeinde ein und gaben ihre Ansichten zum Besten. Bruder Grab meinte, das schreckliche Ende der Unbußfertigen müsse nachdrücklicher geschildert werden; Vorsteher Schirm hatte die Ueberzeugung, daß der böse Feind diese Leute zurückhalte vom Gebrauch der Gnadenmittel. Vorsteher Wohlgemuth meinte, daß der Zweck am leichtesten zu erreichen sei, wenn alle Glieder der Gemeinde mehr in „aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit wandelten," wogegen Vorsteher Berthold jedoch schlagend hervorhob, daß es „der Geist sei, der da lebendig mache." Bruder Frei, welcher kein Eigenthum besaß, meinte, das Zweckmäßigste sei, eine Arbeiterkapelle zu bauen, welches jedoch von allen wohlhabenden Gliedern in der Versammlung gründlich widerlegt wurde. Nachdem nun Alle ihre Meinung vorgebracht hatten, kam die Versammlung zum Schluß, und die Gläubigen zerstreuten sich, ohne viel weiter gekommen, oder klüger und besser geworden zu sein.

Halb mit dem Zustande der Unbekehrten und halb mit seinem unvollendeten Wagenschuppen in Gedanken beschäftigt, nahm der Vorsteher Berthold früh am nächsten Morgen seinen Stock und humpelte durchs Städtchen, um einen Schreiner zu finden, der ihm das unvollendete Gebäude fertig mache. Da war nun freilich der Schreiner Mohl, aber Mohl hatte das ganze Jahr vollauf zu thun, und es war deßhalb sehr wahrscheinlich, daß er den regelmäßigen Taglohn verlangen werde. Stumpf hatte nun zwar keine Arbeit, aber Stumpf war etwas langsam. Born — ja Born trank gern sein Schnäppschen, und Berthold hatte schon vor vielen Jahren den festen Entschluß gefaßt, daß, wenn irgend möglich,

kein Pfennig seines Geldes für berauschende Getränke verausgabt werden solle. Nun war noch Herrlich — er hatte Herrlich schon lange nicht arbeiten sehen, vielleicht wäre der froh, die Arbeit zu bekommen, und würde sie obendrein noch recht billig machen.

Der Aelteste klopft an Herrlich's Thür, und Herrlich ruft:

„Herein!"

„Wie steht's denn, Georg?" sagte Berthold, indem er einen flüchtigen Blick durch das Zimmer warf, und aus dem traurigen Blick der Frau Herrlich und den sparsamen Ueberbleibseln auf dem noch nicht abgeräumten Frühstückstische den ermunternden Schluß zog, daß er ohne Zweifel gerade an den richtigen Platz gerathen sei. „Wie gehen die Geschäfte?"

„Nicht besonders gut," sagte Herrlich. „Die Arbeit ist ziemlich knapp im Städtchen."

„Geld ist erbärmlich rar," sagte der Kirchenälteste.

„Schrecklich," entgegnete Herrlich, während er in seinem Herzen Gott dankte, daß er Berthold nichts schuldig war.

„Hast wohl wenig zu thun diesen Winter?" fragte der Kirchenvorsteher.

„Gar nichts, gar nichts," sagte Georg traurig.

„Ich baue da einen Wagenschuppen, vielleicht könntest du mir das machen. Ich denke, du würdest es billig thun, weil eben die Zeiten so schlecht sind?"

Der traurige Blick der Frau Herrlich wurde bei diesen Worten plötzlich lebhafter, und auch ihres Mannes Herz erhob sich. Da er aber wußte, mit wem er es zu thun hatte, sagte er so ruhig als möglich:

„Drei Dollars ist der regelmäßige Taglohn."

Der Kirchenvorsteher reckte sich, als wolle er aufstehen und fortgehen.

„Zu viel," sagte er. „Dann nehme ich besser einen gewöhnlichen Arbeiter für einen Dollar und fünfzig Cents pro Tag, und führe selbst die Aufsicht. Du weißt, es ist ja blos ein Wagenschuppen."

„Ich denke doch, Sie wollen die Brettes deßhalb nicht ungeschickt angenagelt und die ganze Geschichte verpfuscht haben?" sagte Herrlich. „Aber ich will Ihnen sagen, was ich thue — ich will fünfzig Cents nachlassen."

„Zwei Dollars sollten genug sein, Georg," handelte der Vorsteher. „Die Schreinerei ist ein treffliches Handwerk und braucht manchmal viel Kopfzerbrechens, aber an dem Schuppen braucht es nicht viel Nachdenkens. Sage zwei Dollars und laß uns gehen."

Der Schreiner wußte recht gut, wie knapp er oft mit den regelmäßigen drei Dollars haushalten mußte, und wie viel für das, was er möglicherweise bei dem Schuppen verdienen könne, angeschafft werden müsse, und der Gedanke, daß er selbst diesen kleinen Auftrag noch verlieren könne, war augenblicklich so beängstigend, daß er hastig sagte:

„Geben Sie mir zwei Dollars und fünfundzwanzig Cents, und ich bin ihr Mann."

„Nun," sagte der Aelteste, „es ist ein entsetzlich hoher Taglohn für Arbeit an einem Schuppen; aber ich werde es dann wohl blechen müssen. Eil dich denn; da läutet's wirklich schon sieben."

Herrlich ergriff sein Handwerkszeug, warf seiner Frau noch einen freundlichen Blick zu und nach kurzer Zeit war er eifrig beschäftigt an Bertholds Wagenschuppen, wobei ihm der Vorsteher aufmerksam zuschaute.

„Georg," sagte Berthold auf einmal so scharf, daß Herrlich's aufgehobener Hammer in der Luft stehen blieb, „überlege dir die Sache noch einmal und saze zwei Dollars."

Der Schreiner warf dem Vorsteher einen vorwurfsvollen Blick zu, und die Wucht von einigen zurückgehaltenen Kraftausdrücken, welche Georg gerade auf der Zunge schwebten, ließ seinen Hammer so schnell und gewichtvoll auf die Nägel poltern, daß der Vorsteher, entzückt über den Fleiß seines Arbeiters, sich vergnügt die Hände rieb.

Die Wintersonne strahlte freundlich, die Luft war verhältnißmäßig mild, der Vorsteher verdaute behaglich sein gutes Frühstück und der Einfluß des gestrigen Sonntages war noch nicht aus seinen Gedanken verschwunden. Dazu hatte er einen guten Arbeiter um einen geringen

Lohn bekommen, und alle diese Dinge zusammen versetzten ihn in ausgezeichnet gute Laune. Er suchte in seinem Gedächtniß nach einer Bibelstelle, welche seinen gegenwärtigen Gemüthszustand passend ausdrücken möge, und die Bibelstelle erinnerte ihn an den Sonntag, und der Sonntag erinnerte ihn an die am gestrigen Abend abgehaltene Versammlung. Und hier war einer von diesen Unbekehrten gerade in seinem Bereich. Ein guter Mann in vielen Beziehungen, obschon er von Manchen höher geschätzt werden mochte, als nöthig war. Wie sollte aber das Werk Gottes gedeihen, wenn seine Knechte keine Anstrengung machten? Und dann fiel ihm der Spruch ein: „— wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden." Welche von seinen eigenen Sünden des „Bedeckens" bedurften, erinnerte er sich gerade jetzt nicht, aber er bekannte dem Herrn und sich selbst demüthig, daß er im Allgemeinen ein Sünder sei. Dann wandte er sich mit der ihm eigenen Bestimmtheit und Würde mit den Worten an den Schreiner:

„Georg, was wird das endliche Schicksal eines Sünders sein?"

„Weiß nicht," entgegnete der aufgeregte Herrlich ärgerlich. „Kommt mir vor, als hätten Sie die Sache bis zu einer ziemlich späten Stunde Ihres Lebens verschoben."

„Scherze nicht mit heiligen Sachen, Georg!" sagte der Vorsteher noch immer ernst und mit einem Anflug von Gefühlsverletzung in seiner Stimme. „Die Gottlosen werden in das ewige Feuer geworfen."

„Und dorthin können Sie ihre Wagenschuppen nicht mitnehmen," sagte Georg tröstend.

„Komm, Georg," sagte Berthold besänftigend, „gedenke, daß uns die Schrift lehrt, daß wir die nicht verachten sollen, die uns vermahnen in dem Herrn."

„Entschuldigen Sie, Vorsteher! Wenn man leiden und sich quälen muß, so läßt man deßhalb doch nicht gerade mit sich machen, was Jedermann gefällt. Was wird's denn mit Solchen geben, die da handeln um schändlichen Gewinns willen?"

„Der gute Kirchenvorsteher fühlte sich verletzt, und war fast verdrießlich über den Apostel, daß derselbe Dinge geschrieben hatte, welche den Unbekehrten so mundgerecht kamen. Er suchte nach einem passenden Bibelspruch, welcher den spottenden Schreiner auf einmal vernichten sollte, als ihn dieser plötzlich mit den Worten unterbrach:

„Nur heraus damit, Vorsteher! Sie hatten gestern Abend eine Versammlung, um zu berathen, was mit den Unbekehrten anzufangen sei. Ich saß dort auf der Thürschwelle und hörte Alles, was gesagt wurde. Sie konnten sich aber über nichts einigen, vielleicht haben Sie die Sache nachher noch geflickt. Sei dem aber wie ihm wolle, Sie haben mich einstweilen auf die Liste der Unbekehrten gesetzt, und wollen nun hinter mir draus. Nun —"

„Nur als genagelt," unterbrach der ökonomische Kirchenälteste, „der Lärm stört mich gar nicht, ich kann dich schon hören."

„Nun, warum bin ich so viel schlechter als Sie — Sie und die Andern, die in der Versammlung waren?" fragte Herrlich.

„Georg, ich habe dich noch nie im Gotteshause gesehen," entgegnete der Aelteste.

„Gesetzt auch, Sie hätten nicht — ist denn Gott so klein, daß er sonst nirgend ist, als in Ihrem Versammlungshause? Wie kann er denn die Leute im Kämmerlein sehn?"

„Georg, wenn du ein betender Christ bist, warum vereinigst du dich denn nicht mit dem Volke Gottes?"

„Warum? Weil mich das Volk Gottes, wie Sie es nennen, nicht haben will. Gesetzt, ich käme in diesen Kleidern — den einzigen die ich habe — zur Kirche, denken Sie Jemand von dem Volke Gottes würde mir den Sitz öffnen? Oder wenn meine Frau und Kinder, welche nicht besser gekleidet sind als ich, aber so gut als ich es vermag, bei mir wären, wie denken Sie, daß ich dabei fühlen würde?"

„Stolzer Muth kommt vor dem Fall"—

sagte Berthold, als ihn der Schreiner wieder unterbrach.

„Ich würde fühlen, als ob das Volk Gottes eine Bande von Heuchlern sei, und ich würde nicht verlangen, sie jemals wieder zu sehen. Wenn dieses Stolz genannt werden kann, dann freilich muß der größte Lump der Heiligste sein. Ich denke nicht, daß dieses Gefühl für uns, und für die, welche uns Gott gegeben hat, sündlich ist, und da ich sehe, daß es dieses Selbstgefühl ist, was Leute auch in andern Dingen in Ordnung hält, so werde ich auch in Zukunft denken, daß es recht sei."

„Aber die Vorrechte des Evangeliums," fuhr der Kirchenvorsteher fort.

„Denken Sie, ich wüßte nicht, was dieselben werth sind?" sagte Georg. „Bin ich nicht oft an Sommerabenden, wenn die Fenster geöffnet waren, um die Kirche herumgeschlichen, um nur auf das Singen, und was ich sonst auffangen konnte, zu horchen. Und oft war meine Frau bei mir, und wir haben bittere Thränen geweint, nicht allein deßhalb, daß wir nicht mit einstimmen konnten, sondern auch deßhalb, weil wir unseren Kindern diese Vorrechte nicht gewähren konnten, und dieselben in Gefahr sind, wegen solcher abstoßenden Behandlung eine förmliche Abneigung gegen das Christenthum zu bekommen. Und oft habe ich an Winterabenden verstohlen in der Vorhalle gesessen, gerade wo ich gestern Abend saß, und habe mich mit Thränen nach der Zeit gesehnt, wenn auch meinen Kleinen dieses Vorrecht vergönnt sei, ohne daß sie von den „selbsterwählten Heiligen" verachtet und zurückgestoßen würden. Und nachdem ich gestern Abend heim kam und meiner Frau erzählte, wie die Leute um unser und der Unsrigen Seelenheil bekümmert seien, kommt diesen Morgen einer von diesen frommen Leuten und schachert mir an meinem Lohn herunter, da es doch, Gott weiß es, so schon hart genug ist, um durchzukommen."

Der Kirchenvorsteher hatte trotz seiner Weltliebe ein Herz und wußte auch, was es mit der Selbstachtung eines Mannes auf sich habe. Es waren ihm augenblicklich alle die geläufigen Bibelsprüche aus dem Sinn gekommen, und er sagte mit einem Seufzer über die möglichen Unkosten:

„So hatte doch wohl Frei mit der Arbeiterkapelle das Rechte getroffen. Ja so etwas sollte sein."

„Sollte," erwiderte Herrlich. „Wer, denken Sie, daß hinein gehen würde? Niemand! Sie können uns schlechte Häuser vermiethen und alte Kleider verkaufen, aber wenn Sie uns einmal mit billigem Christenthum kommen, so weiß Niemand den Werth besser zu schätzen als gerade wir. Wir werden nicht in Ihre feinen Zimmer zu kommen begehren, um die kostbaren Möbel und Teppiche zu probiren; wir haben kein Verlangen in Ihre Gesellschaften eingeladen zu werden, wo die gelehrten Leute über unsere Manieren und Reden lachen würden. Wenn es sich aber einmal um die Religion handelt — Gott weiß es, Niemand bedarf und verdient dieselbe in ihrer besten Qualität mehr als gerade wir."

Der Vorsteher war übrigens ein verständiger Mann, welcher, besonders weil er nun schon alt wurde, solche Sachen, über welche er in Bälde genaue Rechenschaft abzulegen hatte, im rechten Lichte zu betrachten sich selbst bestrebte. Er befürchtete, daß die Einwendungen des Schreiners nicht ohne Grund seien, aber das Volk Gottes mußte doch auch seine Stellung behaupten, und deßhalb konnte er keinen Ausweg sehen, und dachte, die ganze Sache werde wohl enden, wo sie begonnen habe. Er fragte deßhalb etwas herausfordernd:

„Was kann denn gethan werden?"

„Lassen Sie zuerst das Volk Gottes sich bessern," sagte der Schreiner zum nicht geringen Schrecken des guten alten Vorstehers. „Wenn Ihr den armen Leuten die Bruderhand darreicht, anstatt dieselbe zurückzuziehen, so versichere ich Sie, daß Viele dieselbe mit Freuden ergreifen werden. Versuchen Sie daher Ihre eigenen Leute zu bekehren, Vorsteher!"

Es ist thöricht, sowohl für die Streiter der Kirche, wie für die Soldaten auf dem Schlachtfelde stille zu stehen und auf sich pfeffern zu lassen, wenn sie das Feuer nicht erwidern können, so dachte der Vorsteher Berthold wenigstens, und er trat deßhalb wohlweislich den Rückzug an.

Lassen Sie zuerst das Volk Gottes sich bessern! Der Vorsteher war zu verständig, um aus der Schule zu plaudern, aber er wußte gut genug, daß in der Kirche noch Raum zur Besserung sei. Freilich kam ihm der Spruch: „Sie sind allzumal Sünder;" und dann wieder: „Das Gute, das ich will, thue ich nicht." Welches Recht hatten Andere, sie zur Besserung aufzufordern, wenn sie doch auch arme Sünder und kein Haar besser sind. Und gesetzt auch, er würde Bruder Kraft und Vorsteher Schirm und Andere zur Besserung ermahnen, wer bürgte dafür, ob sie nicht versuchen würden, ihm selbst seine Fehler vorzuhalten? Und wer konnte auch gerade sagen, wie und wo und wann und wieweit die Besserung nöthig sei? „Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben." Die Sache ging wirklich über seinen Horizont, und er tröstete sich daher mit den Schriftworten: „Befiehl dem Herrn deine Wege."

Der Tag verlief sehr vortheilhaft für Berthold. Der Schreiner Herrlich verrichtete sein Geschäft mit Fleiß. Eine alte Schuldverschreibung, welche der Vorsteher für eine Kleinigkeit an sich gebracht hatte, wurde um eine ansehnliche Summe verkauft, und seine rothe Kuh lieferte obendrein einen Zuwachs zum Haushalt in der Gestalt eines niedlichen Kälbchens. Trotz alledem aber fühlte der Vorsteher nichts weniger als gemüthlich. Der Gedanke, daß gewisse Leute keinen Zutritt zum Hause Gottes hätten, bis sich das Volk Gottes gebessert habe, war für sein wirklich menschliches Herz schrecklich. Wenn sie nun zu stolz waren, um zu kommen — und dennoch, Leute, welche außen an der Kirche standen und weinten und beteten um ihr Heil, und das geistliche Wohl ihrer Kinder, konnten gerade nicht sehr so stolz sein. Doch wußte er, daß Derer nicht so viel waren, sonst müßte man die draußenstehende Versammlung schon längst bemerkt haben. Es waren sicherlich nicht so sehr viele von den blöden Handwerkern, welche sich, wie der Schreiner Herrlich, draußen in der Halle aufhielten. Und doch, wer konnte sagen, wie viele von ihnen um ihr Seelenheil bekümmert waren.

Wie schade, daß solche Arbeiter, welche ein Verlangen hatten, das Gotteshaus zu besuchen, nicht beständige Arbeit und vollen Lohn haben konnten! Wenn er das nur am Morgen gewußt hätte, so dachte der Vorsteher, er hätte dem Schreiner vielleicht nichts von den drei Dollars abgehandelt. Und dennoch, war es nicht Jedermann's Pflicht, sein Bestes zu versuchen? „Ihr könnet nicht Gott dienen, und dem Mammon." Alle Welt! War es nicht gerade, als ob Herrlich ihm diese Bibelstelle laut zugerufen hätte? Was brachte ihm dieselbe gerade jetzt ins Gedächtniß? Er hatte vorher gar nicht daran gedacht.

Die Nacht kam; aber der Kirchenvorsteher konnte nicht schlafen. Die Unterredung mit dem Schreiner beunruhigte ihn so sehr, daß er sich auf seinem Lager unruhig hin und her wandte. Er wußte, daß die Gemeinde in Mittelstern keine gar zu großen Besserungsgelüste hegte, und daß sie nicht so sehr „hungerte und dürstete nach der Gerechtigkeit," wie sie hätte sollen. Wenn der Herrlich nur die Mittel hätte, sich und seine Familie ordentlich zu kleiden, dann würde die Sache sich schon von selbst machen. Und der gute Kirchenvorsteher gelobte sich selbst, daß wenn Herrlich gute Versicherung geben könne, er (der Kirchenvorsteher) ihm daß nöthige Geld borgen wolle.

Aber selbst dieser gute Entschluß hatte nicht die Wirkung, dem guten Kirchenvorsteher den ersehnten Schlaf zu bringen. „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn." War das nicht wieder die Stimme des unvermeidlichen Schreiners? In der That eine höchst unwillkommene Schriftstelle gerade zu dieser Zeit! Das klang doch ganz und gar nicht geschäftsmäßig. Und wie nun der Kirchenvorsteher so im Dunkeln mit sich selbst abrechnete, kam ihm die Ueberzeugung, daß er ein verhältnißmäßig sehr kleines Kapital in des Herrn Schatzkammer habe. Er hatte dem Herrn nicht geliehen, ausgenommen in dem gewöhnlichen geschäftsmäßigen Wege, und dann eine so kleine Summe als nur eben anging. Ach warum mußten auch die Leute von der einfachen Weise der Altväter abkommen und sich bekleiden mit

köstlichem Gewand, welches einen hohen Preis kostete und dazu noch ein Stein des Anstoßes in den Augen Derer war, welche es anzuschaffen nicht vermögend genug waren?

Aber selbst diese erbauliche Betrachtung wollte keinen Schlaf bringen. Den Fall gesetzt — freilich nur den Fall gesetzt — er würde dem Schreiner Herrlich Geld geben — das heißt leihen — so daß derselbe sich und die Seinigen ordentlich kleiden könnte, um die Kirche zu besuchen, welche entsetzliche Summe würde das kosten. Ein schöner ordinärer Anzug für einen Mann kostete nahezu dreißig Dollars, ein Ueberzieher eben so viel. Ein ordentlicher Anzug für dessen Frau nebst Umhängetuch etc. würde nicht weniger kosten, und dann die Kinder — in der That, die Geschichte ließe sich unter zweihundert Dollars nicht ausführen. Die Wirklichkeit der Sache war natürlich außer Frage — er hatte nur sehen wollen, was es kosten würde — das war Alles.

Als noch kein Schlaf. Er fing an zu bereuen, daß er mit Herrlich über dessen Seelenheil gesprochen hatte; das nächste Mal werde er sich um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern. Er wünschte, er hätte Herrlich gar nicht in Tagelohn genommen. Er wünschte, die Versammlung, um über den Zustand der Unbekehrten zu berathen, sei gar nicht abgehalten worden. „Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat." Hätte er nur diese Stelle bei der Versammlung angeführt. Was können Menschen für die Unbekehrten thun, wenn der Herr sie nicht zieht?

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Horch! war der Schreiner gar im Zimmer, um dem Kirchenvorsteher mit solchen unpassenden Schriftstellen seinen Gedankengang zu verwirren? Dieselben hatten ihn nun die ganze Nacht wach gehalten, und eine schlaflose Nacht war in seinem Alter keine Kleinigkeit. Angenommen —

Der Arzt des Städtchens, welcher dem Kirchenvorsteher auf dem Wege zu einem seiner Patienten früh am nächsten Morgen begegnete, erinnerte sich beim Anblick desselben (der Doktor hatte eine starke Einbildungskraft) an Abraham auf Moriah. Der Metzger, etwas praktischer als der Arzt, grüßte freundlich, und theilte ihm mit, daß er gerade in Zeit gekommen sei, um eine prächtige Hammelskeule in Empfang zu nehmen. Aber der Vorsteher schüttelte den Kopf und eilte weiter. Endlich näherte er sich des Schreiners Haus, stand stille, zögerte, und sah zurück über seine Schultern, als ob er im Begriffe sei, sich zu flüchten. Zuletzt ging er hinter das Haus, wo Herrlich Feuerholz zurecht machte. Der Schreiner sah ihn und erbleichte — er befürchtete, der Vorsteher habe einen billigeren Arbeiter gefunden und wolle ihm aufkündigen.

„Georg," sagte der Kirchenvorsteher, „ich habe mir die ganze Nacht fast den Kopf zerbrochen über das, wovon wir gestern mit einander sprachen. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß, wenn es dir recht ist, ich dir zweihundert Dollars leihen will, auf irgend eine beliebige Zeit, ohne Handschein, Versicherung oder Zinsen, um dir behülflich zu sein, für dich und deine Familie Sonntagskleider anzuschaffen, um Euch Gelegenheit zu geben, das Gotteshaus zu besuchen, wenn Ihr wollt. Bleibt etwas übrig, so kannst du das in die Sparbank thun, um es gelegentlich für denselben Zweck zu benützen. Und wenn Euch Niemand den Kirchensitz öffnen wird, so seid Ihr zu dem Meinigen allezeit freundlich eingeladen. Und mag Gott" — der Kirchenvorsteher beschloß diesen Satz heimlich für sich — „sich meiner Seele erbarmen." Dann sagte er laut: „Das ist Alles."

Der Schreiner hatte bei der Eröffnung der Rede des Vorstehers seine Axt fallen lassen, und dadurch seine Füße in nicht geringe Gefahr gebracht. Als derselbe von dem Geld anfing, ließ er seinen Kopf auf die Seite hängen, hob die Augenbraunen fragend und wartete auf die Bedingungen. Als aber der Kirchenvorsteher seine Rede mit „das ist Alles" schloß, ergriff er dessen Hand und drückte dieselbe so nachdrücklich, daß es dem Vorsteher durch alle Glieder zuckte. Georg aber rief mit Thränen in den Augen:

„Vorsteher, das Volk Gottes ist auf dem Wege der Besserung!"

Der Vorsteher stutzte ein wenig. In diesem Lichte hatte er die Sache gerade nicht angesehen.

„Vorsteher, dies Geld wird viel Gutes ausrichten, ja so viel als manche Ihrer Gebete. Aber entschuldigen Sie, ich muß es meiner Maria erzählen," und der Schreiner eilte ins Haus. Wäre Frau Herrlich mit den Gebräuchen der vornehmen Gesellschaft vertraut gewesen, so hätte sie dem Vorsteher eine schöne Rede gehalten. So aber schaute sie hinter einem Fenstervorhang hervor, und betrachtete ihn, während sie sich mit ihrer Schürze die nassen Augen abtrocknete. Der Kirchenvorsteher aber drehte sich schnell um und trabte mit wunderbaren Gefühlen seinem Hause zu.

Es ist unangenehm zu berichten — aber die Wahrheit ist mächtig — daß ehe zwei Wochen nach diesem vergangen waren, der Kirchenvorsteher seine gute That wenigstens schon zwanzigmal bereut hatte. Wenn er noch mehr so schwenderisch mit seinem Gelde umginge, so würde er noch im Armenhause sterben. Dreihundert Dollars waren mehr als sein ganzer Wagenschuppen — Bretter, Schindeln, Nägel und alles zusammen — kostete. Wenn nun Herrlich das Geld nähme und nach dem Westen auswanderte? Oder wenn er der Unmäßigkeit verfiele, und es Alles für berauschende Getränke ausgäbe? Eine böse Ahnung nach der andern folterte den armen Mann, bis er sich müde und nervös ängstigte. Am zweiten Sonntagmorgen jedoch, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Herrlich im Städtchen und nüchtern war, daß er in der verflossenen Woche in der Stadt gewesen und verschiedene Packete heimgebracht hatte, und da er selbst (der Kirchenvorsteher) durch die Straßen gegangen war, ohne einem von Herrlich's Kindern mit einem Dutzend Knöpfe, einer Spule Zwirn und dgl. zu begegnen, stellte er sich an sein vorderes Fenster und richtete seine Brille in die Ferne auf Herrlich's Hausthüre zu. Es hatte schon eine geraume Zeit zum erstenmal geläutet, und noch sah man Niemand aus des Schreiners Haus kommen. Konnte es nicht möglich sein, daß er während der Nacht Alles im Geheimen verpfändet und sich aus dem Staube gemacht hatte? Nein — die Thüre geht auf und da kommen sie. Und doch nicht — ja doch, wirklich; der Kirchenvorsteher hatte nie gedacht, daß Herrlich und seine Frau ein so nettes Paar seien. Sie kommen näher, und der Kirchenvorsteher eilte mit solcher Hast zur Kirche, daß er seinen Stock vergaß, ging in seinen Sitz und ließ die Thüre weit offen. Er wartete lange, wie es ihm vorkam, aber sie kamen nicht. Er drehte sich ungeduldig um, und da, o Freude und Wunder! — der Präsident der Mittelsternschen Sparbank hatte des Schreiners ganze Familie in seinen Sitz eingeladen. Gerade in dem Augenblick erhob sich die Versammlung, um das Lied zu singen:

„Von allen Himmeln tönt dir, Herr,
Ein froher Lobgesang." &c.

und der Vorsteher Berthold in seiner freudigen Aufregung that es Allen zuvor und sang so laut und so begeistert, daß er Orgel, Singchor und die ganze Versammlung fast aus dem Geleise und zu einem plötzlichen Stillstand brachte.

Der Vorsteher Berthold hatte sich vorgenommen, recht genau auf Herrlich's Bekehrung zu achten, aber es kam etwas Seltsames dazwischen — es ging das Gerücht, daß der Vorsteher selbst sich bekehrt habe, und Alle, die ihn jetzt sahen, schenkten diesem Gerücht völligen Glauben. Man hatte ihn sogar sagen hören, daß er, weil manche Leute darüber stritten, ob Glauben oder gute Werke die Hauptsache seien, um das Rechte zu treffen, beabsichtige, Beide gleichmäßig in Ausführung zu bringen. Man hat ihn auch nichts mehr vom Armenhaus als seiner künftigen Wohnung sagen hören, sondern im Vertrauen auf den Herrn redet er von seines Vaters Hause, in welchem viele Wohnungen sind, und daß er jetzt so schnell als möglich sich Schätze sammle, die weder Motten noch Rost fressen, wonach die Diebe nicht graben noch sie stehlen. In der Postoffice, in der Werkstatt und überall ist die Bekehrung des Kirchenvorstehers Berthold der Gegenstand des Gespräches, und die Leute glauben an die Wirkung der Kraft aus der Höhe. Andere von den wohlhabenden Gliedern der Gemeinde haben seitdem in sich geschlagen und

sind anders geworden, und der Prediger der Mittelsternschen Gemeinde dankt dem Herrn täglich für eine solche Erweckung, wie er sie vorher noch kaum erlebt hat.

Die Vögel.

Wohl neidenswerth bist du, gefiederte Schaar,
Hellprangend im farbigen Flaume.
Wie schwebst du und webst du so wunderbar,
So leicht in dem luftigen Raume!
Hinab und hinauf
In munterem Lauf
Durch Sonnenschein fliegen,
Voll Wonne sich wiegen!
Da schau ich ein Bild, wie vom Staube der Geist,
Ein göttlicher Fremdling, nach Oben sich reißt;
Wie frei von dem Leibe, der hemmenden Schranke,
Sich schwingt in die Fluren des Lichts der Gedanke.

In mächtige Höhen der Adelaar strebt,
Getrieben vom inneren Zuge,
Entgegen der ewigen Sonne sich hebt
Er in königlich herrlichem Fluge.
Die Blicke voll Gluth,
Mit hebt er die Brut
Auf schirmendem Flügel
An sicherem Zügel.
So zieht wohl ein Seher auf leuchtender Bahn
Zur Gottheit anbetende Völker hinan,
Und lehrt mit des Geistes unsterblichen Schwingen
Durch irdische Nebel und Wolken sie dringen.

Doch wie ob dem Neste so still und so treu
Die Henne, die häusliche, brütet,
Lockt, füttert die Küchlein und immer scheu
Vor feindlichem Räuber sie hütet,
So weckt auch den Keim
Des Lebens geheim
Mit schaffendem Triebe
Die ewige Liebe;
So ruft, wo nur immer Gefahr sie erschaut,
Den Kindern ihr mütterlich warnender Laut,
So will sie ob ihnen aus himmlischen Weiten
Allmächtigen Fittichs Umschattungen breiten.

Im säuselnden Schwung, mit dem Herzen so mild,
Dort schwebst du vorüber, o Taube;
So wohntest du, seliger Unschuld Bild,
Einst in paradiesischer Laube.
Als jene davon
Der Erde gefloh'n,
So mußte das Zeichen,
Des Geistes dir gleichen,
Der einst ob dem Herrn an der weihenden Fluth
Ob den Jüngern mit feurigen Flügeln geruht,
Mit Kräften des Heils in der Kirche noch waltet
Und neu aus dem Tode das Leben gestaltet.

Im Frühling erfüllt ihr die Fluren, den Hain,
Ihr Sänger melodischer Lieder;
Die Nachtigall flötet aus Wipfeln am Rain,
Lerch wirbelt aus Frühroth hernieder.
Am rieselnden Bach
Ist Wiederhall wach
Von Tönen voll Frische
In holdem Gemische.
So dringt auch gen Himmel aus menschlicher Brust
Der Jubel des Dankes mit inniger Lust,
Wetteifern auch hier des Gesanges Weisen,
Den Vater der Lieb' und des Segens zu preisen.

Horch! Schwärme von Pilgern, die droben hinzieh'n,
Vor dem Winter hinweg nach dem Süden.
Die Schwalben, die Störche, die Kraniche flieh'n;
Wie nimmer im Flug sie ermüden!
Ob Land hin und Meer
Eilt rauschend ihr Heer
Mit glücklichem Ahnen
Die luftigen Bahnen.
So läßt es den Geistern nicht Rast und nicht Ruh,
So treibt es der ewigen Heimath sie zu.
Sie leitet ans Ziel das gewaltige Sehnen,
Es ist kein vergebliches Hoffen und Wähnen.

Wenn ich seh in den Lüften im sonnigen Blau
Euch schweben geflügelte Wesen,
Weckt mir auch die Sehnsucht so wonnige Schau,
Die möchte vom Staube genesen.
Die Seele, sie ahnt
Das bessere Land,
Will nicht mit den Kräften
Ans Eitle sich heften.
So wachsen mir Schwingen zum höheren Flug
Inwendig, bis stark sie und sicher genug,
Bis endlich, entfesselt von Banden der Erde,
Mit ihnen hinüber enteilen ich werde.

(Julius Krais).

Aufgelesene Aehren von S. K.

Motto: Philipper 4, 8.

5.

Ein interessantes Beispiel, wie zwei Diebe ertappt und praktisch kurirt werden. — Ersterer war mehr mit Wohlthun im liebenden Ernst. — Letzterer mit kalter Abfütterung in Stockfisch.

Auf eine ganz eigenthümliche Art hat einmal ein wackerer Bauer, der in einem schweizerischen Dorfe wohnt, einem Diebe

gründlich das Stehlen verleidet, und Gott hat's gesegnet, daß dem Dieb nicht blos das Stehlen seitdem vergangen ist, sondern daß er auch fortan auf dem rechten Lebenswege gewandelt hat.—Jener Bauer war wohl begütert, Scheune und Boden waren reichlich mit Vorräthen gefüllt, indem die Ernte gut ausgefallen war, da tritt eines Abends, während er still bei seiner Familie sitzend eine „Piepe Tobak rockt," sein Nachbar herein und spricht: „Bei dir ist ein Dieb auf dem Kornboden! Ich habe ihm die Leiter weggezogen; steig hinauf, so hast du ihn!" — „Das ist ja wunderlich!" entgegnete der Bauer, erzürnte sich aber gar nicht darüber, denn er hatte ein ruhiges Temperament, griff nach einer Laterne und ging die Stiege zum Kornboden empor. Richtig, da stand der Dieb und war wie angedonnert und kreideweiß. Er wollte sprechen, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, ein Sack voll Korn stand neben ihm, denn er war gerade zum Aufbruch fertig.—Aber der Bauer sprach: Guten Abend, Freund! Das ist ja später Besuch! Ihr hättet immerhin zur Tageszeit kommen mögen. Kommt mit mir, ich wohne unten.

Der Dieb hatte kaum mehr seine fünf Sinne beisammen, — alle Geistesgegenwart schwand ihm, er blieb stumm, wie ein Fisch; doch mußte er dem Bauer folgen, der bereits voranging. Den Kornsack ließ er stehen, aber der Bauer sagte: „Ich bitte Euch, nehmt den Kornsack nur mit." — Der Dieb wollte aber nicht. „Nehmt es nur," fuhr jener fort, „es gehört nicht mir; nehmt es nur."—Es gehört Euch, stammelte der Dieb. — Nein, sagte der Bauer, es gehört Gott zu, der hat mir's nur geliehen. Ihr habt es nicht mir, sondern Gott gestohlen.

Noch immer sträubte sich der Dieb, aber wie schwer es ihm auch ankam, er mußte den Sack nehmen und hinuntertragen. Zitternd und bebend kam er mit seiner Last die Treppe herunter und darnach wird er in des Bauern Stube geführt. Der aber rief seine Frau: „Mutter, geschwind! bring Brod, Butter und eine Kanne Bier; wir haben noch einen Gast bekommen."—Die Frau kam herbei, grüßte freundlich, deckte den Tisch und trug auf. Aber dem Gast stand der Sinn durchaus nicht nach Essen und Trinken. „Lang zu, Freund," sprach der Bauer, „und wohl bekomm's!" Aber der Gast schüttelte den Kopf; wie sollte er als von der Kiste gefangen, einen Bissen herunter bekommen? Hätte doch nur der Bauer aufgehört, mit so freundschaftlichem Nöthigen und Drängen! Endlich blieb nichts anders übrig; er mußte zugreifen; nachgerade schmeckt ihm die Mahlzeit auf den panischen Schrecken besser als er gemeint hatte. Es ging eben also, wenn man dem Mund was anbietet, nimmt er schon, und in Betracht des eingesackten Kornes so noch auf Transport wartete, kam es gut zu passe. Allermeist aber wirkte, daß der Bauer so arglos und wacker mit ihm sprach, wie ein guter Freund. Er fragte nach des Andern Weib und Kind, und hörte theilnehmend zu, als dieser ihm von seinen Nahrungssorgen erzählte. So ging die Mahlzeit zu Ende, und der Gast wünschte sich meilenweit von dannen, hätte er nur gewußt, wie er loskommen sollte. Da fragte der Bauer: „Wollt Ihr diese Nacht bei mir herbergen? Draußen ist's finster, und die Wege sind schlecht; Ihr sollt ein rechtschaffenes Lager haben; wollt Ihr aber lieber nach Hause gehen, so steht es Euch auch frei." Der Dieb zog das Letztere vor.—„Nun, wie Ihr wollt, fuhr der Bauer fort, so geht in Gottes Namen."—Damit sagte der Dieb gute Nacht und wollte sich eilig davon machen, aber der Bauer hält ihn auf: „Ihr nehmt ja den Sack Korn nicht mit," sagte er; „Ihr werdet doch das Korn nicht zurücklassen?"—Der beschämte Mann weigerte sich dessen, aber der Bauer fuhr fort: „Nein, nein, es bleibt dabei; ich halte auf mein Wort; Ihr habt einmal das Korn gestohlen, und ich mag's nicht wieder haben; gestohlen Gut gedeiht nicht." —Der Dieb konnte bitten und flehen, so viel er wollte, es half nicht; er bat um Vergebung, es sollte niemals wieder geschehen; aber der Bauer sprach: „Macht's mit Gott aus, den Ihr beleidigt habt; der allein kann Euch eure Sünden vergeben."

So mußte der Dieb, wie schwer es ihm auch ankam, mit dem Sack davon ge-

hen, daß ihn dieser so drücken würde, hatte er eine Stunde vorher wohl schwerlich gedacht. Aber der Sack war's auch nicht, der ihn am meisten drückte, obwohl er nicht gerade eine leichte Last war, viel mehr drückte ihn—sein Gewissen. Er ging ganz allein durch die einsame Nacht, aber in ihm war ein Reden hin und her, daß er oft auffuhr, als ob ein Anderer mit ihm ginge, der mit ihm spräche. Es sprach auch Einer mit ihm, aber kein Mensch, sondern, der lebendige Gott war es. „Denn es ist alles bloß und entdeckt vor seinen Augen." Am andern Morgen, als kaum noch der Tag graute, klopfte es bei dem Bauer wieder an die Thür. Er öffnete, und siehe, der Freund von gestern Abend war wieder da. „Wo kommt Ihr her?" fragte Jener, „warum so früh?"—„Ich habe keine Ruhe," antwortete der Dieb, „ich mußte zu Euch. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, und ich schäme mich, daß ich euch bestohlen habe. Ich kann nicht begreifen, wie mich der Satan so verblendet hat, daß ich diese Sünde habe thun können. Vergebt und vergeßt es."

Der Bauer hatte ihn unterdessen schon in seine Stube geführt; er setzte sich zu ihm und redete ernst mit ihm von der Verkehrtheit des menschlichen Herzens und von seiner schweren Verschuldung; er zeigte ihm, wie die Sünde so trostlos und elend macht, und wie des Sünders, wenn er sich nicht bekehrt, nichts wartet, als das Gericht und das ewige Verderben. Er schlug ihm die Bibel auf und las ihm die Stelle vor, wo geschrieben steht, daß die Diebe das Reich Gottes nicht ererben werden, und dann predigte er ihm den Namen des Sünderheilandes, der auch ihn erleuchten und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehren wolle. „Denn wer seine Sünden bekennet und läßt, soll Barmherzigkeit erlangen." Seit jenem Tage sah man häufig diesen Gast bei dem Bauersmann; man sah ihn fortan auch in der Kirche und am Tische des Herrn. Seine Nachbarn verwunderten sich, wie das zugehe, und daß er in seinem Hauswesen auf einmal so sehr anders geworden. Sie fingen auch an, ihn zu schmähen und ihn mit allerlei Spottnamen zu bezeichnen; das machte aber den Freund nicht irre. Gottes Gnade war mit ihm und half ihm durch, daß er Glauben und Treue bewahrte und als ein Exempel der göttlichen Barmherzigkeit, die aus Sündern Gotteskinder macht, dastand für Viele. Wohl ein Jahr war vergangen, da faßte er den Muth, das Geheimniß seiner Bekehrung selbst zu erzählen. „Der Bauersmann," sagte er, „ist mir ein Prediger der Gerechtigkeit geworden. Ich habe ihn bestohlen, aber er hat mich reich gemacht und mir das Leben gerettet." Also sagen wir: „Ende gut, alles gut."

Wie aber war das Leben, Ende und Gedächtniß eines Franzosen, der ein großer Philosoph war und doch nach folgendem Vorfalle als ein sehr kleinlicher und niedriger Charakter erscheint.

Es ist bekannt, wie sehr Friedrich der Große (alter Fritz genannt) den Philosophen Voltaire liebte, obgleich er später auf den Menschen in ihm verzichten mußte. Um ihn stets in seiner Nähe zu haben, ward ihm im Sanssouci ein eigenes Zimmer eingeräumt; wenn nun Voltaire des Abends spät vom Könige sich nach seinem Zimmer begab, so benützte derselbe die Gelegenheit, die auf den Kron- und Wandleuchtern sich befindenden Wachslichter in den angrenzenden Zimmern, welche er passiren mußte, heimlich herunter zu nehmen, um selbige für sich zu benützen.

Die königlichen Lakeien, welche durch den Verkauf dieser zum Theil abgebrannten Wachskerzen ein kleines Nebeneinkommen hatten, konnten es Anfangs kaum glauben, daß sich der erhabene Geist dieses Philosophen so tief erniedrigen könnte, durch einen gemeinen Diebstahl sich zu beflecken. Keiner von den Bedienten hatte das Herz, die Sache dem Könige vorzustellen, da sie wußten, in welchem hohen Ansehen Voltaire beim Monarchen stand. Nachdem sie lange gekämpft und immer wieder durch den Philosophen ihres Eigenthums beraubt worden waren, kamen sie endlich dahin überein, daß es der Aelteste unter ihnen übernehmen sollte, bei einer schicklichen Gelegenheit, ihre Klage dem Könige vorzubringen. Bald fand sich auch eine solche, ohne Voltaire zu nennen, klagte der Lakei dem König, daß

sie seit einiger Zeit aus den angrenzenden Zimmern ihrer Wachskerzen beraubt würden, und dadurch einen Verlust in ihrem Einkommen erlitten. Der König bemerkte unwillig, daß er hieraus auf ihre Nachlässigkeit schließen müßte, indem sich Fremde in die Zimmer einschlichen, die von ihnen nicht bemerkt würden; er mache es ihnen daher zur Pflicht, zu wachen, und wenn sie den Dieb erhaschten, ihn derb zu bestrafen. Froh über diesen Befehl, wurden sie dahin einig, daß sich einer von ihnen in dem Nebenzimmer des Königs hinter einem Kaminschirm versteckt halten sollte, und sobald Voltaire seine Hände nach fremdem Eigenthum ausstrecken würde, ihm nachdrücklich sein Unrecht fühlbar zu machen. Dies geschah denn auch sehr kurze Zeit darauf; schon hatte Voltaire seine Taschen mit Wachskerzen angefüllt, als plötzlich der Bediente, begünstigt durch den Dämmerschein der noch wenigen, brennenden Wachskerzen, hinter seinem Versteck hervorsprang, und Voltaire unter Schelten und Prügeln seine Beute abnahm. Der König, von dem Geräusch gestört, öffnete leise die Thür seines Zimmers, sah nach der Ursache derselben forschend hinaus und schloß eben so leise wieder die Thüre, nachdem er sich von der Ursache des Lärmens unterrichtet hatte. Jedermann glaubte, daß der Philosoph am andern Morgen beim König klagen und die Sache gerügt werden würde, allein von allen Seiten herrschte das tiefste Stillschweigen, und so hatten die Lakeien den Vortheil, daß sie nicht mehr von dem Philosophen ihres Eigenthums beraubt wurden. Also richtig kurirt. Buße hätte er doch nicht gethan, und zum Glauben an Christum war er ja zu weise, zu gottlos und zu ungläubig.

Aber das wird er doch geglaubt haben, obwohl er davon keine Briefe geschrieben, daß andere es merken und sich rächen, wenn ein Philosoph unehrlich wird, und daß das Bekanntwerden seiner Prügel, als ertappter Dieb, ihm keine Ehre einbringen werde.

In Geduld und Stille müssen wir am Lichte und Wahrheit reifen.

Martha Grau's Prüfung.

I.

Als Martha Grau mit ihrem zukünftigen Gatten so hoffnungsvoll am Altare stand, fühlte sie sich so glücklich, als sich eine junge Frau nur fühlen kann. Die goldenen Sonnenstrahlen fielen lächelnd in das kleine Gotteshaus, ihre Freunde beglückwünschten die glückliche Braut und die ganze Welt schien fröhlich und vergnügt. Mit dem Manne, welchen sie liebte und achtete, an ihrer Seite, fiel kein trüber Schatten künftigen Kummers in ihr Herz an diesem schönen Sommermorgen. Robert Grau war ein ehrlicher und fleißiger Handwerker, und Martha wußte, daß er ihrer ganzen Liebe werth war, und besaß er auch nicht viel der irdischen Güter, so war er doch reich in ihren Augen. Liebevoll und verständig, wie er war, und ohne Neigung, die Wirthshäuser zu besuchen, hatte sie nicht zu befürchten, das traurige Loos mancher Weiber von Robert's Handwerksgenossen theilen zu müssen, welche die Abende in trauriger Einsamkeit daheim verbrachten, während ihre Männer den hartverdienten Wochenlohn im Wirthshause verzehrten.

Als der Prediger die Worte gesprochen: „Was Gott zusammengefügt hat, soll kein Mensch scheiden," und Robert sie zum ersten Male mit zärtlichem Ernste seine liebe Frau nannte, brachte es Thränen der Freude in Martha's Augen. Als die Trauung vollzogen war und sie zum ersten Male als Mann und Weib im Sonnenscheine dastanden, fühlten sie sich glücklich, obgleich sie keine Kutsche an der Kirchentreppe erwartete, um sie einem Palaste entgegenzuführen. Ihre Hochzeitsreise bestand darin, daß sie nach der Eisenbahnstation gingen und den Tag in den Gärten im Schatten der wogenden Bäume und Düfte der farbenreichen Flora verbrachten. Sie beneideten die nicht, welchen ihr Reichthum gestattete, die Flitterwochen im Ausland zu verbringen. Noch trübte der Gedanke, daß sie nur wenig von den Gütern dieser Welt besäßen, oder daß Robert frühe am nächsten

Morgen schon wieder an seinem Platze in der Fabrik sein müsse, den sonnigen Hochzeitstag durchaus nicht. Die ganze Einrichtung in ihrer kleinen Wohnung war ehrlich angeschafft und bezahlt; sie hatten Vertrauen in die Güte Gottes und ihre gegenseitige Liebe, und sie begannen ihren Hausstand ohne Kummer und ohne Schulden.

Obgleich ihre neue Wohnung in keiner Beziehung mit den Herrenhäusern zu vergleichen war, in welchen Martha ihre Mädchentage verlebt hatte, so zog die junge Frau doch mit sichtlicher Freude in die neue Heimath, denn es war ihre Heimath. Sie brauchte von nun an Niemand zu gefallen zu leben, als ihrem geliebten Gatten. Dann enthielt das kleine Haus auch so manchen Beweis von Roberts Liebe, guten Geschmack und Fleiß und sie verbrachten die langen Abende so vergnügt zusammen, daß die ersten Monate mehr einem lieblichen romantischen Traume als der nüchternen Wirklichkeit glichen. Welche Fehler und Irrthümer sie auch immer machen mochte (Martha war weder eine gute Köchin noch geübte Haushälterin zu jener Zeit), ihr Mann übersah dieselben mit entschuldigendem Lächeln, und so vergingen ein halbes Dutzend Flittermonate in der angenehmsten Weise.

Freilich brachte jeder Tag seine besonderen Pflichten, aber für Martha war es dennoch ein großer Wechsel. Ihre Zeit gehörte jetzt ganz ihr, dachte sie, und es entstand die Frage, was sie damit anfangen, wie sie dieselbe verwenden solle? Sie war gewöhnt, jeden Tag vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, und es war ihr deßhalb etwas ganz Neues, daß sie jetzt verhältnißmäßig nichts zu thun hatte. Sie hatte freilich zu kochen und das kleine Haus rein zu halten, aber das nahm ja nur kurze Zeit in Anspruch. Mit solchen Gedanken beschäftigt, wie sie ihre übrige Zeit verbringen solle, stand sie auch eines Tages an dem Gartenzaun hinter ihrem Häuschen, als die nächste Nachbarin aus ihrem Hause trat und freundlich sagte: „Prächtiges Wetter heute, Frau Grau."

„Ja," entgegnete Martha, „wenn man nur auch hinaus gehen und dasselbe nach Wunsch genießen könnte."

„O, was das angeht," sagte die Nachbarin, „ich gehe nie viel aus, aber ich kann mich daheim hinreichend vergnügen, wenn ich übrige Zeit habe."

„Wie so?" fragte Martha.

„Nun, ich lese Romane und Novellen. Ich will Ihnen welche borgen, Frau Grau; sie sind sehr unterhaltend und anziehend."

Martha dankte der Nachbarin, welche nach einigen Augenblicken Abwesenheit mit einem Bündel Zeitschriften zurückkehrte.

„Sie werden hinreichend Unterhaltung darin finden, und wenn Sie diese durchgelesen haben, kann ich Ihnen mehr besorgen," sagte die Frau.

„Martha war sehr erfreut über die vermeintliche Güte der Frau, nahm die Zeitungen und fuhr fort zu plaudern. Nachdem sie noch eine Zeit lang die neuesten Nachrichten verhandelt hatten, dankte Martha der Nachbarin für ihre Gefälligkeit und ging heim, um die Bilder in den Zeitungen zu betrachten, von welchen ihr manche ganz geheimnißvoll vorkamen.

Große stattliche Männer und aufgeputzte schöne Frauen waren da in prachtvoll eingerichteten Zimmern, oder in schönen Kunstgärten gruppirt, und die junge Frau war bald ganz in das Anschauen dieser Wunderdinge vertieft. Bisher hatten ihr die Verhältnisse nicht gestattet, solche Dinge zu besitzen, aber sie war ja nun ihre eigene Herrin. Sie konnte ja jetzt thun, was sie wollte, so lange sie ihrem Mann nicht mißfiel.

So verging Woche auf Woche. Martha Grau fand einen außerordentlichen Geschmack an den schönen Sachen (?) und verschaffte sich derselben so viele als nur möglich, um nur immer abenteuerliche Geschichten und Liebesromane lesen zu können. Sie dachte dabei, wenn es ihr nicht vergönnt sei, in der Gesellschaft mit vornehmen Leuten zu verkehren, so könne sie doch deren Bekanntschaft in Büchern machen und dadurch ihre Weltkenntniß vermehren. Und so verwandte sie fast jede übrige Minute der letzten Hälfte ihres ersten Jahres im Ehestand

auf das Lesen von solchen Büchern, ohne daß ihr Mann mit einem verdrießlichen Blick oder Verweis entgegengetreten wäre.

Aber die Zeiten änderten sich. Als sie zum erstenmale ihren ehelichen Jahrestag feierten, kam es der jungen Frau vor, als ob ihr Mann beim Abendessen etwas finster und unzufrieden aussehe.

„Ist dir etwas Unangenehmes widerfahren, Robert?" fragte sie.

„Martha," sagte er, „fühlst du dich glücklich?"

„Freilich, freilich," entgegnete sie lächelnd, „wie kannst du daran zweifeln?"

„Nun, weil ich es nicht bin. Die Sachen sind gerade nicht immer gegangen, wie ich es gerne gesehen hätte. Ich fühle mich nicht so vergnügt, und, die Wahrheit zu sagen, Martha, ich glaube, wir sind nicht so gut voran gekommen, wie wir hätten sollen."

„Was in aller Welt kannst du nur haben, Robert!"

„Nichts, nichts Besonderes, Martha. Aengstige dich nur nicht," sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Aber du redest und siehst so sonderbar," sagte die Frau besorgt.

„Iß nur und laß mich in Ruhe," entgegnete Grau. „Ich bin einmal nicht in der rechten Stimmung heute."

Der verdrießliche, schneidende Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, machten Martha zittern, aber sie sagte nichts. Aber daß mit ihrem Manne eine Aenderung vorgegangen war, konnte sie sehen und fühlen. Früher war er immer freundlich und gefällig, jetzt war er brummig und that fremd gegen sie. Was konnte nur die Ursache sein? War etwa sein Prinzipal nicht zufrieden mit ihm, oder hatten ihn seine eigenen Kameraden in der Werkstatt vielleicht geärgert? Oder hatte ihn sonst Jemand hintergangen, oder war er gar krank? Solche und ähnliche Fragen kreuzten sich in Marthas Gedanken, aber sie durfte sie nicht aussprechen. Von jener Zeit an lagerte sich eine trübe Wolke über ihre kleine Heimath.

Monate vergingen, und Robert Grau wurde immer verdrießlicher und unzufriedener mit seiner Frau. Nach und nach fing er an, Abends spät heim zu kommen, sowie auch das Gotteshaus zu vernachlässigen. Martha hoffte, es würde mit der Zeit Alles wieder recht werden, aber sie täuschte sich. Robert wurde ein regelmäßiger Besucher des Wirthshauses, und seine Frau mußte verlassen und allein zu Hause sitzen.

Ach, wie hoffte Martha so sehnlich, ihr Mann möge doch die nahende Gefahr sehen, ehe es zu spät sei. Und wie probirte sie, ihn zu bewegen, wieder freundlich und zuverlässig zu sein wie früher. Aber er begegnete ihren Bemühungen stets mit der mürrischen Antwort: „Laß mich nur gehen, und bekümmere dich um deine Sachen."

So schlich die Zeit dahin, und Martha wurde immer unglücklicher. Ihr Mann fand immer mehr Gefallen am Wirthshausleben, und oft blieb er aus bis nahe Mitternacht. Aber während sie daheim saß und auf ihn wartete, hatte sie wenigstens Zeitvertreib. Sie probirte ihr Elend zu vergessen, indem sie aufregende, abenteuerliche Geschichten las, wobei sie freilich nicht immer den erhofften Erfolg hatte.

II.

Die Uhr hatte schon zwölf geschlagen, und Frau Grau horchte mit fieberhafter Spannung nach den Tritten ihres Mannes, aber der Zeiger auf der Wanduhr drehte sich langsam weiter und weiter, und Robert kam nicht. In ihrer Nähe lagen auf dem Tische einige Sensations-Blätter, und sie bemühte sich, ihre Aufmerksamkeit durch den Inhalt eines Buches zu fesseln, welches sie in ihrer Hand hielt. Aber trotz wilden, romantischen Geschichten, welche dasselbe enthielt, wanderten ihre Blicke immer wieder nach der Thüre, und ein tiefer Seufzer rang sich über ihre beklommene Brust.

„Dieses ist meine erste Prüfung," sagte sie vor sich hin, „aber es ist eine schwere Prüfung. Wann wird er kommen?"

Die Frage blieb unbeantwortet, und der Perpentikel schlug seinen eintönigen Tick Tack ruhig fort, während sie fortfuhr zu horchen. Endlich öffnete sich die Thüre und Robert taumelte ins Haus hinein.

„Nun, Martha," fing er an, „ich habe heute Abend einen kleinen Zusatz gemacht. Wie hast du den Abend verbracht?"

Sie antwortete mit unterdrücktem Schluchzen.

„Gelesen, sehe ich — das ewige Lesen," fügte er hinzu, indem er im Zimmer herumstarrte, und dann auf einen Stuhl sank. „Geh zu Bett, Kind, geh zu Bett."

„Robert, du brichst mir mein Herz."

„Thu' ich? Ei, das ist ja merkwürdig."

„Robert, ich will irgend etwas leiden oder thun, wenn du nur wieder sein willst wie früher."

„So sage ich auch, Martha. Aber habe ich nicht so viel Recht, mir die Zeit nach meinem Vergnügen zu vertreiben, als wie du auch?"

„Ich? ich?"

„Ja, du."

„Wie habe ich — wie kann ich Vergnügen haben?"

„Weil du dich ebenfalls in böse Gesellschaft herumtreibst."

„Robert, weißt du auch, was du sagst?"

„Ich denke so. Sieh hier Frau," fuhr er fort, indem er seine Hand ausstreckte, „ich habe so hart für dich gearbeitet, wie nur ein Mann für seine Frau arbeiten kann."

„Ich — weiß — das."

„Nun, hast du dasselbe auch für mich gethan? Ist dieses Haus, was es sein sollte? oder bist du die Frau, für welche ich dich genommen habe?"

Da Martha nicht wußte, was sie sagen sollte, fing sie an bitterlich zu weinen.

„Hast du ebenfalls dein Möglichstes zu meinem Wohl und meiner Bequemlichkeit gethan?" fuhr ihr Mann fort, „bist du die fleißige, getreue, häusliche Gehülfin gewesen, wie sie ein Arbeitsmann haben muß, um ihm voran zu helfen? Nein, du hast deine Zeit, Hunderte von kostbaren Stunden, damit verbracht, Lügen und schlechte Geschichten zu lesen, welche keinem Menschen etwas nützen. Diese Bücher und Zeitungen sind gefährliche Gesellschaften für eines armen Mannes Frau. Haben dich dieselben im letzten Jahre verständiger, besser, oder reicher gemacht? Nein, du bist dadurch gleichgültiger, nachlässiger und leichtfertiger geworden. Sieh einmal dieses Zimmer an, in welcher Unordnung dasselbe ist."

„Robert! Robert! mein lieber Robert!"

„Nichts, nichts, höre mich jetzt ruhig an," fuhr er fort, indem sein starker Wille den Einfluß des starken Getränks unterdrückte, „wenn ein Mann sich die ganze Woche hindurch plagen muß bis aufs Blut, so meine ich, es sei die Pflicht der Frau, ihm zu helfen. Deßhalb wirf dieses schmutzige Papier hinaus und versiehe deine häuslichen Pflichten. Was könnten uns all die Könige, Prinzen, Herzöge, Ritter, Edelfrauen, Räuber und Hexen helfen, wenn die Arbeit aufhörte, oder Krankheit ins Haus kommen sollte? Ich habe nichts einzuwenden, wenn du in deinen Mußestunden etwas lieset, aber ich meine, du könntest dann bessere Bücher finden als diese Romane."

„O Robert, warum hast du mir dieses nicht früher gesagt?"

Der bittende Ton der Frau weckte Roberts Gewissen. Er fühlte seine eigene Schuld, daß er nicht schon früher freundlich und bestimmt zu seiner Frau gesprochen und sie gewarnt hatte, anstatt sie sich selbst zu überlassen, während er fortging und sich Gesellschaft sonstwo suchte. Dieser Gedanke machte ihn vollends nüchtern. Martha sah diese Veränderung, und die plötzliche Stille brechend, sagte sie:

„Vergib mir, lieber Robert; ich sehe jetzt meinen Fehler ein."

„O mein Kind, ich bedarf deiner Verzeihung ebensowohl," sagte er. „Aber thue dein Bestes hier daheim für mich, wie ich es für dich in der Fabrik zu thun probire, und ich werde nie wieder ins Wirthshaus gehen. Laß uns nur zusammen ziehen und halten, so können wir ja so glücklich sein."

Mit dem festen Entschluß, sich der Liebe ihres Mannes würdig zu zeigen, wenn Gott ihr Leben erhalten werde, ging Martha Grau an jenem Abend zu Bett. Aber sie konnte nicht schlafen, ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, und so lag sie, nachdenkend über das, was sie am nächsten Tage thun solle. Wenn sie sich

ernstlich und aufrichtig prüfte, so sah sie jetzt ein, daß sie selbst die Ursache an ihrem Kummer sei. Die vielen Male, daß Robert auf seine Mahlzeit warten mußte, die öftere unvollkommene und gleichgültige Zubereitung derselben, die vielen unterbliebenen kleinen Geschäfte, das vernachlässigte Haus — alles sagte ihr, wie gedankenlos sie haushgehalten habe. Blind für ihre eigenen Fehler hatte sie die Robert's sehr genau wahrgenommen. Jetzt aber waren ihre Augen geöffnet und sie sah deutlich, daß sie, anstatt ihre Pflicht gegen den Mann gethan zu haben, der sich die ganze Woche hindurch so hart für sie plagte, hatte sie denselben mehr wie einen Dienstboten behandelt, welcher nur dazu da sei, um jeden Samstag eine gewisse Summe Geld heim zu bringen. Durch ihre Leidenschaft für Sensationslektüre hatte sie ihm hinlängliche Veranlassung gegeben zu denken, daß sie mehr von abenteuerlichen Geschichten als von seinem eigenen Wohlergehen halte.

Martha Grau stand am nächsten Morgen früh auf und Robert ging wie gewöhnlich an seine Arbeit. Keins machte dem Andern irgend Versprechungen. Eingedenk, daß „Thaten lauter reden als Worte," hatte sich Martha entschlossen, unverzüglich einen neuen Weg in ihrem Haushalt zu verfolgen. Jedes Buch, jede Zeitung im Hause mit den aufregenden Geschichten wurde entweder zum Eigenthümer zurück gebracht oder verbrannt. Wie überhaupt die Frauen das, was sie thun, *ganz* thun, so machte auch Martha reine Arbeit mit all den eingebildeten vornehmen Leuten, welche nun schon Monate lang ihre Gedanken unheimlich verfolgt hatten. Dann ging sie durch das ganze Haus und kehrte, spülte, bürstete und scheuerte, wie sie es kaum je vorher gethan hatte. Und wie hatte sich der Staub so fest gelagert in allen Ecken, wie fleißig hatten die Spinnen gewoben. Wie flink mußte sich Martha umdrehen, damit Abends sieben das ganze Häuschen spiegelblank aussah. Aber trotzdem fand sie noch übrige Zeit genug, um einen Haufen vernachlässigter Sachen aus dem Wandschranke hervorzuziehen, welche dort schon eine geraume Zeit vergeblich auf Waschen und Flicken gewartet hatten. Wie vorwurfsvoll sie diese Dinge anschauten.

Nun eilte sie in den Laden, um Dies und Jenes zu holen, was zu den Lieblingsgerichten ihres Mannes gehörte, um das Abendessen vorzubereiten; und als sie auf die Uhr schaute, fand sie, daß noch Zeit genug übrig sei, um es *nach Wunsch* zu kochen. Ob er nun heute geradewegs heim käme oder nicht, sie wollte es auf ihrer Seite wenigstens nicht fehlen lassen. Nichts, was eine treue, liebende Gattin thun konnte, wollte sie unversucht lassen, um ihn vom Wirthshause zurückzuhalten. Wieder ging sie durch die Zimmer, um noch einmal nachzusehen, ob auch Alles in Ordnung sei. War sie vergnügt? In der That, mehr als Worte es aussprechen können. Die Veränderung, welche ein Tag „flinkes Herumdrehen" hervorgebracht hatte, setzte sie selbst in Verwunderung, und lohnte ihr die Mühe hundertfach; und sie ging zurück in die Küche und setzte sich, wohl ermüdet aber zufrieden auf einen Stuhl, um auf ihren Mann zu warten.

In etwa zehn Minuten sollte Robert heim kommen. Mit Ausnahme von einigen Exemplaren, welche sich in verschiedene Schlupfwinkel verirrt hatten und erst heute zum Vorschein kamen, war keine der Zeitungen, welche Robert mit Recht als verderbenbringend bezeichnet hatte, mehr im Hause. Auch diese zerriß jetzt die junge Frau vollends in Stücke, warf sie in die Flammen auf dem Herd und beobachtete ihre Zerstörung. Plötzlich aber fuhr ein Windstoß durch den weiten Schornstein und blies die flammende Asche der Papiere in alle Richtungen. In einem Augenblick standen Martha's Kleider in Flammen, und sie rannte schreiend der Thüre zu. Da wurde die Thüre aufgerissen und sie fiel nieder. Dann wurde alles düster vor ihren Blicken, sie fühlte sich umfaßt, ein erstickendes Gefühl kam über sie und sie fiel in Ohnmacht.

Als ihr das Bewußtsein zurückkehrte, beugte sich ihr Mann zärtlich über sie.

„Gott sei Dank, Martha, Gott sei Dank!" flüsterte er, „daß ich gerade zur rechten Zeit kam, um dich zu retten."

Sie blickte ihn an wie im Traum.

„Ich sehe, meine Liebe, daß dieses ein harter Tag für dich gewesen ist," fügte er hinzu; „aber ich hoffe, daß er für uns Beide etwas Gutes gebracht hat."

„Wie bist — du so — früh heimgekommen, Robert?"

„Weil ich mein Wort halten und gerne bei dir sein wollte. Ich habe hie und da den Weg schräg abgeschnitten und habe mich beeilt."

Es war dieselbe süße Stimme wieder, wie an ihrem Hochzeitstage.

„Und was hast du mit mir gethan?" fragte die zitternde Frau.

„Ich habe dich auf den Boden gedrückt und übergerollt, um die Flammen zu ersticken. Du bist nicht viel verletzt, aber du bedarfst der Ruhe. Ich habe kaum erwartet, die Sachen hier so lieblich anzutreffen. Es thut Einem gut, sich hier umzuschauen. Ich fühle mich fast wie ein neuer Mensch. Das ist keine Phantasie, kein Romanenzeug, sondern Wirklichkeit. Komm jetzt Martha, du hast es heute schwer genug gehabt, ruhe eine Zeit lang."

Dieser Abend war, trotz der versengten Hände, einer der glücklichsten, welchen Martha je verlebt hatte. Und obgleich seitdem viele Jahre dahingegangen sind, und andere freundliche Gesichtchen und geschwätzige Zungen ihr Herz erfreuen, hat sie jenen Abend noch nicht vergessen, sondern dankt Gott noch oft auf ihren Knieen für ihre Erhaltung, und daß er Alles so väterlich gelenkt hat. Sie hat es auch erfahren, daß die Prüfungen der Jugend oft Segen für das Alter bringen. Bücher und Zeitungen liegen auch jetzt auf dem Tische, aber es sind solche, welche junge Leute ohne Anstoß und mit Nutzen lesen können, und obenan liegt — Das Buch aller Bücher.

Robert und Martha Grau sind zu dem Verständniß gekommen, niemals etwas zu lesen, was sie nicht auch ihren Kindern mit gutem Gewissen in die Hände geben können. W. H.

Glaube du jetzt dem mit Zeichen bekräftigten Wort, so hast du den Segen der vorigen und jetzigen Zeit beisammen.

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!"

(Von Ph. Henn.)

Im Jahre 1874 wurde meine liebe Mutter nach 3jähriger Krankheit zur ewigen Ruhe heimgerufen. Nachdem sie gestorben war, wurde der Todtengräber beauftragt, ein Grab zu machen. Der Gottesacker lag etwas erhaben vom Dorfe auf einer Anhöhe. Die Gräber wurden in langen Reihen gegraben, in eine Reihe kamen die Erwachsenen, in die andere die Kinder. Hin und wieder trat der zerklüftete Fels ziemlich nah an die Oberfläche, so daß manche der Gräber einige Fuß tief in den Felsen gehauen werden mußten, welches dem alten engbrüstigen Bernd große Anstrengung verursachte.

Als nun der Todtengräber gerade dabei war, das Grab für meine Mutter zu bereiten, kommt der alte siebzigjährige Andreas Linn am Kirchhofe vorbei und denkt, ich will doch einmal die Stufen hinansteigen und sehen, wo man die Frau Henn hin beerdigen wird. So geht er durch das Thor, welches in der Kirchhofsmauer war, und steigt die Treppe hinauf. Am Grabe angekommen sagt er:

„Guten Morgen, Peter."

„Ei guten Morgen, Vetter Linn."

„Peter, du hast hier auch eine harte Arbeit," sagte darauf der alte Linn, „wenn du mir einmal ein Grab machst, so darfst du es nicht tiefer machen, als das da jetzt ist," und nachdem er sich ein wenig umgesehen, ging er seines Weges weiter.

„Der alte Linn spaßt wohl nur, wenn er meint, er wolle nicht so tief in die Erde," sagte Peter im Selbstgespräch vor sich hin, „aber ich will doch sehen. Aber ich bringe dieses Grab in den Felsen in der That nicht zur bestimmten Zeit fertig."

Peter besann sich einen Augenblick und verließ dann das angefangene Grab, um an einem andern Orte, wo ihn der Felsen nicht hinderte, ein neues zu beginnen, welches dann auch zur rechten Zeit fertig wurde. Nachmittags sollte die Beerdigung meiner Mutter stattfinden.

Der alte Linn war inzwischen auf seinen Kartoffelacker gegangen, wo er eine

Weile arbeitete und dann zu seinen Leuten sagte:

„Ich kann nicht so lange hier bleiben, ich will auch auf der alten Frau Henn ihre Leiche gehen."

So ging er von dem Felde fort, und als er etwa eine Viertelmeile weit gekommen war, fiel er plötzlich zur Erde nieder und starb. Etwa eine Stunde später kamen seine Leute des Weges und fanden seine Leiche.

Als nun der Leichenzug meiner Mutter auf den Gottesacker kam, fragten sich die Leute verwundert, wer denn noch gestorben sei, indem noch ein anderes, frisches Grab offen stand. Aber Niemand konnte auf diese Frage Bescheid geben.

Die sterbliche Hülle meiner Mutter war gerade in die Erde versenkt, als ein Wagen an dem Kirchhofe vorüber kam. Er führte die Leiche des alten Vetters Linn. Einen Tag später fand das offene, zuerst für meine Mutter bestimmte Grab seinen Bewohner in dem Greise, welcher dem Todtengräber gesagt hatte, er brauche es für ihn nicht tiefer zu machen. Und der alte Peter Bernd machte es auch nicht tiefer, sondern man senkte den Vetter Linn nach seinem eigenen Wunsche gerade so hinein.

Wie wunderbar sind Gottes Wege!
O Mensch, halt' dich bereit,
Du weißt nicht wie, und welche Wege
Dich Gott ruft aus der Zeit.

Die Rose,

und zwar die Centifolie (Hundertblättrige), wie wir sie in unsern Gärten sehen, ist die Königin in der Blumenwelt. Sie verdient diesen Rang und trägt ihren Titel nicht unwürdig. Vornehm und edelstolz, voll Anmuth und Milde, schaut sie von ihrem Blätterthrone nieder. Ihr Kleid ist zartglänzender Atlas, und ein Diadem von Diamanten, die täglich neu vom Himmel fallen, ziert jeden Morgen ihr Haupt. Mit Wohlwollen und Freundlichkeit spendet sie erquickenden Duft Allen, die ihr nahe stehen. Doch wehe dem, der es wagt, nach ihr die Hand auszustrecken und sie mit seinem Finger zu berühren, als wäre sie eine gemeine Blume. Eine Garde mit scharfen Spießen umgibt und schirmet sie und verwundet empfindlich jeglichen, der mit Ungebühr sich ihr naht.

Reich und ausgebreitet ist ihre Familie. Wer zählt all ihre Schwestern und Töchter, ihre Nichten und Basen, ihre Hofdamen und Kammerzofen? *) Sie haben ihre Residenzen in Gärten und Zimmern, im freien Lande und in Töpfen, ja einige haben ihre Edelsitze gar in Wäldern oder Hainen, in Dörfern und Hecken. Diese gleichen in der That den mittelalterlichen Burgfräulein, die sich durch Einfachheit der Sitten und der Kleidung von den vornehmen Stadtedelfrauen auszeichneten. Und mit diesen Letzteren wollen wir uns noch ein wenig unterhalten; denn sie sind uns ja viel seltenere Erscheinungen als die Garten-

*) Man zählt mehr als 150 Arten von Rosen.

rosen, die wir den Juni über in Menge sehen und pflücken können.

Die Feldrosa (Rosa arvensis) läßt sich in Hainen und Hecken finden. Sie bildet einen gar üppigen, volläſtigen und dichtbelaubten Busch, und ihre gar zu schnell verblühenden Blumen haben fünf zarte, weiße, herzförmig gelappte Blätter.

Die Hundsrose (Rosa canina) ist überall zu Hause, an Hecken und Wegen, in Gebüschen und an Waldrändern. Daß man sie Hundsrose nennt, ist ungerecht. Vielleicht hat ihr so ein gelehrter Herr Botaniker, den sie in den Finger gestochen, aus Rache diesen schimpflichen Namen gegeben. Wir Ungelehrten nennen sie aber nicht so—wir heißen sie Heckenrose und haben recht viel Gefallen an ihrem zarten Atlaskleidchen, das in der Knospe gar schön gefältet zusammengelegt ist, schön roth hervorspitzt und endlich seine blaßrothen Blättchen freundlich und bescheiden dem Vorübergehenden zuneigt. Aber kurz gemessen ist die Zeit der Blüthe. Gestern noch, als der Abendthau die Blättlein netzte, war die Knospe geschlossen, heute Morgen trocknete sie der erste Sonnenstrahl, die grüne Hülle bricht, die rothen Blättlein gucken hervor, und die Mittagssonne entfaltet vollends die fünf zarten Blättchen. Nun freut sich die Blume, läßt sich beschauen und bewundern, spielt und schäkert mit den Lüftchen, läßt sich besuchen von Käferchen und Schmetterlingen, und schwelget so zu sagen in Glück und Lust. Aber wie flüchtig und vergänglich sind Pracht und Gunst! Die Nachmittagssonne macht die Blätter schon bleicher und matt wölben sie sich auswärts, und ehe der Abend wiederkehrt, der sie gestern als Knospen gesehen, liegen sie zerstreut im Grase umher. Die Winde, die noch einige Stunden vorher mit lieblichen Blumen gespielt und gekoset, wehen jetzt wie zum Spotte die welken Atlasblättchen im Kreise umher.

Der Strauch aber trägt nun statt der schönen Blumen, auf die er nicht wenig stolz war, eben so viele Früchte, die bis gegen den Herbst hin schön roth werden und als Hagebutten bekannt sind. Sie enthalten viele Körnlein, die in pelziges Mark eingehüllt sind. Dieses nimmt man in den Küchen heraus und bereitet aus der Hülse gar gutes Zeug, wovon ich aber hier nicht weiters reden will, weil in Kochbüchern davon zu lesen ist.

Unser einsam blühendes Heckenröschen ist bei all seiner Bescheidenheit sehr beliebt, und trotz seiner scharfen Dornen wagen selbst die zartesten Händchen, es zu pflücken und ein Sträußchen davon aus dem Walde mit nach Hause zu nehmen. Und wenn wir es so in seiner Abgeschiedenheit blühen und verblühen sehen, so ist es nicht anders, als wollte es uns von dem stillen Glücke erzählen, in dem es sein kurzes Leben verbringt.

Warum stehst du so verborgen
In dem dunkeln Waldesgrün?
Warum sieht der junge Morgen
Dich so einsam doch verblüh'n?
Röslein, hegst du nicht Verlangen,
Von des Beifalls Lust umweht,
Bei den Schwestern stolz zu prangen
Auf dem bunten Blumenbeet?

„Wand'rer! Gönne mir die Wonne,
Ungekannt hier zu verblüh'n.—
Mir auch leuchtet eine Sonne
Durch das dunkle Friedensgrün.
Nicht das Preisen eitler Thoren
Ist es, was mein Herz entzückt:
Wer für stilles Glück geboren,
Lebt verborgen nur beglückt."

(Theophania.)

Heimkehr.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein Andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief' es aus den Wogen
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Sie kehren nimmer, nimmermehr.

(Hermann Lingg.)

Sonntagschule.

Sind Sonntagschulen ein Bedürfniß?

Ansprache an die Sonntagschule zu Olney, Ill., von Hohenloher.

Geehrte Versammlung! Es ergehen Fragen auf dem politischen und religiösen Gebiete, welche anfänglich sturmartig unser Gemüth einnehmen mögen und unsere Interessen an sich ziehen, aber nach einer Periode gereifter Ueberlegung schwindet für uns die Theilnahme und das Interesse für die in Frage stehende Sache. Dagegen machen oft scheinbar geringfügige Umstände bleibende Eindrücke auf unser Inneres. Wie steht es nun mit der Frage: Sind Sonntagschulen ein Bedürfniß?

Wenn irgend eine Frage auf diesem so bedeutungsvollen Gebiete, — welche somit auch als die erste hervortritt — unserer Einsichtsnahme und ernster Meditation würdig ist, so ist es gerade diese. Eine Erklärung der beiden Begriffe „Sonntagschule" und „Bedürfniß" scheint überflüssig zu sein.

Obwohl es keine Zeit gab, da man auf die Pflege der Jugend nicht bedacht war, so mag der Unterricht der Vergangenheit immer den eigenthümlichen Zuschnitt und Charakter ihrer Zeit getragen haben. Liefert uns ja die alt- und neutestamentliche Geschichte Beweise, daß Personen von ihrer frühen Jugend auf Gott, ihren Schöfer, fürchteten und ihm dienten, und gewiß ist dieses „Gottdienen und fürchten" nicht als eine wohlentwickelte Naturgabe, ohne irgend eine pflegende oder lehrende Thätigkeit aus ihnen herausgewachsen. Jedoch trägt unstreitig und ehrenvoll die Gegenwart die Palme, da sich die S. Schule als ein wohlgeeignetes Institut der Kirche zur geistigen Bildung der jugendlichen Herzen bewiesen hat. Es soll also bewiesen werden, ob die S. Schule auch wirklich ein thatsächliches Bedürfniß ist. In Einfachheit und einer gewissen Bündigkeit möchte ich die mir gestellte Frage folgender Weise beantworten:

1. Ein Bedürfniß irgend welcher Art trägt die Natur und Eigenschaft, um sich fühlbar zu machen. So machte sich denn auch in der christlichen Kirche das unabweisbare Bedürfniß geltend, sich der Jugend anzunehmen, ihr geistliche Pflege angedeihen zu lassen und sie in den Fundamental-Wahrheiten oder der christlichen Religion zu unterrichten. Freilich geschieht das nicht allein aus freiem Antrieb der Kirche, sondern vielmehr auf Befehl göttlicher Autorität; da die christliche Kirche eine göttliche Heilsanstalt auf Erden ist, so finden auch die Kinder ihre Stellung zu derselben. Es ist Christi Befehl, „die Lämmer zu weiden." Will die Kirche ihren hohen Zweck entsprechen, so wird sie sich genöthigt sehen, sich in Liebe zu der Jugend zu neigen, welche theilweise die gehörige Reife noch nicht besitzt, sich selbst entscheidend für Gott und sein Reich zu bestimmen. Der Kirche ist diese zeitlich und ewig beglückende Pflege der Jugend anbefohlen, und sollte es dieselbe als eine hl. Pflicht ansehen.

2. Sind Kinder schon früh befähigt, die göttliche Wahrheit aufzunehmen. Der Unterricht im engen Familienkreis reicht hier nicht aus. Von den Alltagschulen ist in dieser Richtung nichts zu erwarten, und nicht selten stehen religionsfeindliche Charaktere an deren Spitze. — Die edle Jugend in ihrer fortschreitenden Entwickelung darf sich nicht selbst überlassen werden, da die Eindrücke von Seiten der Welt, und der verderbende Einfluß des Bösen gar schädlich auf das Gemüth wirken. Zur Beschützung vor diesen schädlichen Einflüssen ist die S. Schule in ihrer eigenthümlichen Stellung ein beschirmendes Asyl. Da ich gerade nicht vom Nutzen der S. Schulsache zu reden habe, möchte ich doch gerade hier dieselbe als eine Quelle des Glücks für die Jugend bezeichnen. Wahr ist die

Behauptung, welche schon oft gemacht wurde, nämlich daß die S. Schule eine Pflanzschule für Kirche und Staat sei, aus welcher die Säulen der Kirche und die gottesfürchtigen Staatsmänner hervorgehen.

3. Aus Grund des noch theilweise vielversäumten katechetischen Unterrichts. Gerne wollte ich auf diesen Grund der Beweisführung verzichten, wenn mich nur die traurige Thatsache nicht nöthigte, darauf hinzuweisen. Zwar kann die S. Schule nie den katechetischen Unterricht ersetzen, aber doch kann damit viel geholfen werden. Es ist eine traurige Thatsache, auf die man fast allenthalben stößt, daß der Jugend im Allgemeinen biblische Kenntniß mangelt. Wie machen wir uns diesen Schaden erklärlich? Es ist einfach Mangel an wohleingerichteten S. Schulen, in welchen man die Schüler über ihre höhere Lebensbestimmung unterrichtet, und sie zu Jesu als ihrem Erlöser hinführt. Sehr düster würde gewiß die Zukunft sein, wenn nebst den Versäumnissen des katechetischen Unterrichts auch noch die S. Schulsache sollte vernachlässigt werden.

4. Hat doch die Erfahrung aufs deutlichste gelehrt, wie nachtheilig auf Arbeitsfeldern der Mangel an S. Schulen ist; hingegen aber auch, wie weithin dieselbe ihren gesegneten Einfluß geltend machen kann. Die Kirche pflegt in derselben so zu sagen ihre erste Missionsthätigkeit, daher ist dieselbe auch nicht als Brachfeld, sondern als ergiebiges Saatfeld zu betrachten. Wie, möchte ich fragen, sind wir berechtigt, uns Versprechungen für die Zukunft zu machen, so wir es mit bildender Thätigkeit bei der Jugend verfehlen? Das ist ja sehr vernünftig: Zuerst die Saat, darnach die Ernte!

5. Das von außen her noch unbefleckte Gemüth ist sehr empfänglich für die göttliche Lehre und Wahrheit. Selten gehen die kräftigen Eindrücke der Wahrheit ohne Frucht an ihnen vorüber. Auch lernt die Jugend dadurch den Tag des Herrn mit seinen hohen Segnungen recht erkennen.

6. Da jeder Mensch ohne Ausnahme gewisse Anlagen mit auf die Welt bringt, entwickelt und gestaltet sich derselbe nur günstig, je nach Erziehung, Unterricht und Gesellschaft. — Wo kann köstlicherer Unterricht, wo bessere Gesellschaft gefunden werden, als gerade in der S. Schule? Wie beglückend steht dieses göttliche Institut da! Die S. Schule ist also ein Bedürfniß, und alles Volk sage Amen!

Die Bibel in der Sonntagschule.

(Germanikus.)

Es ist mancherorts zu bemerken, daß die Einführung der allgemeinen Reihenfolge der Lectionen die Tendenz offenbart, die Bibel aus unsern Sonntagschulen zu vertreiben, indem Lehrer und Schüler blos ihre Lectionsblätter zur Hand nehmen und daraus, anstatt aus der Bibel, lesen; nebenbei dienen dann nicht selten Wörterbücher und Commentare als Aushülfe in der Schule.

Es ist nicht die Absicht der Herausgeber dieser Blätter, daß dieselben die Stelle der Bibel einnehmen sollen; gegen Solches würde ich meinen ernstlichsten Protest einlegen; jeder Schüler soll seine Bibel bei der Hand haben, nicht blos um die Lection daraus zu lesen, sondern auch bei etwaigen Parallelstellen sogleich zum Nachschlagen bereit zu sein. Es ist nicht genug, die Lection zu lernen; selbst wenn man dieselbe auswendig weiß, ist es nothwendig, die Bibel zu haben, um Alles mit der Lection Verbundene sogleich zu erforschen. Sehr oft geschieht es, daß ein Punkt Erläuterung bedarf, die nur durch Nachschlagen gegeben werden kann.

Auch ist es nicht die Absicht, daß Lehrer sich blos an die veröffentlichten Fragen halten sollen, das würde ja das Interesse der Schule eher schwächen als befördern, und eine Lehrerversammlung zu Tode martern in kürzester Zeit, denn was weiß ein Drucker oder Editor, was wir zu fragen haben. Die Lectionsblätter sind nur gegeben als Anleiter, Führer, Hülfe auf dem Weg, nicht aber als Vormünder und Gesetz.

Die Blätter, Commentare und Wörterbücher gehören in die Lehrerversammlung,

aber nicht in die Classe während des Unterrichts; dorthin gehört die Bibel allein! Sie soll durch nichts verdrängt werden!

Wie würde es aussehen, wenn der Prediger seine Commentare und übrigen Quellen, vielleicht gar ein Predigtbuch, auf die Kanzel nähme und dieselben anstatt der Bibel gebrauchen würde? Also laßt nie eure Bibeln zu Hause, oder in der Schule im Bücherschrank. Sie sei und bleibe unser Textbuch! Alles aber, das uns als Hülfe zur Erklärung dienen kann, in die Lehrerversammlung.

„Hört ihr die Amsel?"

Es war ein ungewöhnlich schwüler Tag. Eine S. S. Lehrerin fand große Schwierigkeit, die Aufmerksamkeit ihrer acht Schülerinnen auf die Lektion zu lenken. Sie verhielten sich sehr rastlos und schienen ermüdet. Sie sah bald, daß sie heute eine außergewöhnliche Methode einschlagen müsse und richtete deßhalb im Stillen ein Gebet zu Gott um Beistand und besondere Leitung, von wannen oft wunderbar und plötzlich Antwort und die richtige Eingebung erfolgt und das Herz mit Dankbarkeit erfüllt.

In diesem Fall wurde die Aufmerksamkeit auf einen ganz einfachen Gegenstand gelenkt. Eine Amsel flog ganz nahe hinzu und setzte sich außen auf das Fenstergesims und fing an, lustig zu trillern.

„Hört ihr die Amsel?" erging die Frage an die Schülerinnen, und plötzlich war Alles Auge und Ohr. Hierauf erfolgte eine angenehme und höchst interessante Unterhaltung, wobei nicht Eins theilnahmlos blieb. Als nun die Lehrerin weiter fragte: „Wessen Vogel ist das?" da ertönte es, als wie aus einem Mund: — „Gottes!"

Nun schien die Anwendung des Gegenstandes auf das Verhältniß Gottes zu ihnen selbst eine leichte Sache. „Die Amsel gehört Gott," fuhr die Lehrerin fort, und so auch ihr. Gott versorgt und ernährt die Vögel, aber euch hat er in seiner besonderen Obhut und ihr gehört ihm in ganz anderem Sinne an als sie. Gleichwie eure Eltern etwa den Vogel im Käfig so viel geringer schätzen und weniger lieben als euch, ihre Kinder, in demselben Verhältniß und noch mehr so betrachtet euch Gott diesen Geschöpfchen gegenüber. Vater und Mutter sehen das lustige Vöglein gern; aber sie könnten sich ohne besondere Schmerzen von ihm trennen, nicht so von euch; euer Verlust würde ihnen große Traurigkeit verursachen. Auch der liebe himmlische Vater verliert euch nur sehr ungern. Er kennt euch Alle mit Namen, und er liebt euch so innig, daß er eine Wohnung für ein jegliches von euch im Himmel bereitet hat, wenn ihr nur zu ihm kommen und euch ihm ergeben wollt. Beherzigt diese ernste Thatsache und nehmt sie mit nach Haus."

Und so thaten sie auch. Am nächstfolgenden Sonntag war jede Schülerin an ihrem Platz. Die blauäugige Anna, die am vorigen Sonntag die aufmerksamste gewesen war, bat flüsternd ihre Lehrerin: „Erzähle uns mehr von der Liebe Gottes gegen uns." Die Andern hörten es Alle und riefen: „Ja, ja, thue es." So kam denn der Gegenstand vom vorigen Sonntag nochmals zur Sprache, und die Lehrerin erstaunte, als sie vernahm, wie Vieles sie Alle davon behalten hatten. Eins der Mädchen sagte: „Ich dachte daran, so oft ich während der Woche eine Amsel singen hörte." Ein Anderes: „Ich höre sie seither viel lieber singen." Und wieder ein Anderes fragte: „Liebt wohl auch Gott den Gesang der Vögel?" „Allerdings," antwortete die Lehrerin. „Aber es gibt eine Musik, die er noch viel lieber hört, nämlich diejenige, die ihr ihm selbst bringen könnt, und die ihm sehr lieblich klingt." Eine Pause erfolgte und auf Aller Angesichter zeigte sich ein tiefer Ernst, wobei die Lehrerin auf einmal ihr Vorrecht, sowohl als ihre Verantwortlichkeit, erkannte. „Ihr könnt ihm also — was bringen?"

„Unsere Liebe" — „unsern Dank" — „unsern Preis," — waren die verschiedenen Antworten, die erfolgten, deutlich zeigend, wie die nakten und ungekünstelten Worte der Wahrheit von Allen begriffen und tief beherzigt wurden.

Etliche von den Mädchen gingen frühzeitig zu ihrer seligen Ruhe ein, mit lieblichen Liedern auf ihren sterbenden Lip-

pen. Andere von ihnen wuchsen heran und wurden selbst Lehrerinnen.

Als treue Sonntagschullehrer sollten wir beobachten, auf wie mancherlei Art und Weise Gott uns lehrt, und demnach auch die verschiedenartigen Methoden wahrnehmen, mit welchen er durch uns den Herzen unserer Pflegebefohlenen nahe treten und sie für sein Reich gewinnen will; nur dann wird der gewünschte Erfolg erzielt. Gott eilt uns oft wunderbar zu Hülfe durch Eingebung einer schlichten Wahrheit in Gestalt eines natürlichen Bildes, wenn unser Gemüth für abstracte Wahrheiten untüchtig und die Herzen unserer Schüler dafür zu unempfänglich sind.

Gewöhnlich wird das, was unter göttlichem Einfluß unsere eigenen Herzen bewegt, auch unfehlbar denjenigen von Segen sein, die wir zu belehren suchen. Der Lehrer suche stets göttliche Dinge mit natürlichen zu vereinigen. Auf solche Weise werden die Schüler selten die Schönheiten der Natur um sich her beschauen können, ohne irgend welche geistliche Wahrheit darin verkörpert zu sehen.

J. J.

Die guten alten und die besseren neuen Zeiten in der Sonntagschule.

(Von W. H.)

IV.

Auch mit dem Gesang hat es in der S. Schule gegen früher an vielen Orten eine Veränderung gegeben, wie schon in dem ersten Artikel über diesen Gegenstand angedeutet wurde. Hier noch einige Bemerkungen darüber. Verändert hat sich der Gesang, und nach außen ohne Zweifel gebessert — ob aber auch nach innen? Man hat an vielen Plätzen zweckmäßige Orgeln, Notenbücher und alle nöthigen Einrichtungen, um einen guten Gesang zu leiten. Und wenn nun recht kunstgerecht gespielt und gesungen wird, so sagen die Zuhörer: „Das ist doch ein wahrhaft himmlischer Gesang.“ Nun müßten es noch heiligere Leute sein, als manche unserer Sonntagschul-Beamten und Lehrer (Lehrerinnen nicht ausgeschlossen) sind, wenn ihnen der etwas eitle Gedanke mitunter durch den Kopf fahren sollte: Wir können aber ausgezeichnet singen. Dieses gibt dann oft Veranlassung, alles mögliche aufzubieten, um den Gesang recht kunstgerecht zu machen, um den Menschen zu gefallen, damit sie desto begeisteter sagen: „Das ist wahrhaft himmlisch.“ Wahrhaft himmlisch ist der Gesang aber nur, wenn er Gott gefällt, und darum muß er von einem demüthigen, liebenden Herzen kommen. Das Herz muß singen in der Sonntagschule und dann mag das Instrument ꝛc. mithelfen. Lieber ist mir, und ich denke unserem Herrgott auch, ein herzlicher Gesang ohne Kunst, als ein künstlicher Gesang ohne Herz. Ist aber Herz und Kunst miteinander im Bunde, dann geht's erst recht herrlich.

Hat man doch früher manchmal gesungen, so wie der Geist es eingab—oft viel mehr als vierstimmig—, das Herz war dabei und die Engel im Himmel jauchzten, obgleich sich Beethoven und Mozart vielleicht die Ohren zugehalten, wenn sie es gehört hätten. Ich hatte einmal das Vergnügen in Buffalo in der Sonntagschule zu sein, und das muß ich sagen, ich glaube dort war Herz und Kunst beisammen. Das war eine wahre Lust. Da waren nicht blos ein paar lebendige Gesanginstrumente auf der Chorbühne, um Gesichter zu schneiden wie ein Schusterjunge, dem sein Meister die Ohren zwickt, wie es an manchen Orten ist, sondern alles sang mit, Groß und Klein, herzlich und freudig. So soll es sein.

Lasset uns versuchen unseren Gesang in der Sonntagschule so schön, harmonisch und kunstgerecht zu machen als wir nur können, und alle erlaubten Mittel gebrauchen, welche uns dazu behülflich sind, aber laß es uns nicht thun um Menschen, sondern allein um Gott zu gefallen. Laßt uns auch nie den schönen Gesang, zu welchem uns Gott auch die Stimme gegeben, daß wir ihn damit preisen sollen, an ein paar Chorsänger vermiethen, die um Geld und Ehre ihre Sache abtrillern, sondern Alle sollen singen —Alle, Alle!

An vielen Plätzen ist auch noch sehr viel Raum zur Verbesserung des Sonntagschulgesanges, und es soll sogar Leute geben, welche zu eigensinnig sind, um von ihrem alten Schlendrian abzukommen, wenn ihnen auch Gelegenheit geboten wird, den Gesang zu verbessern. Solchen Leuten sollte man nach Rath gehen. Alle Kräfte, alle gottgefälligen Mittel, alle mögliche Anstrengung laßt uns aufbieten, um Gott auch in der Sonntagschule einen gefälligen Dienst zu pflegen, wozu der Gesang sehr viel beiträgt.

Kleinigkeiten in der Sonntagschule.

Nur von etlichen Dingen, welche gewöhnlich als Kleinigkeiten in der S. Schule betrachtet werden, es aber keineswegs sind, will ich hier reden. — 1) Ich wohnte einmal einer S. Schulversammlung bei, woselbst ein l. Bruder folgenden Vorfall erzählte: Der Sekretär einer Sonntagschule verlas einst seinen Bericht, worauf der Superintendent bemerkte, es käme ihm vor, als seien mehr Kinder in der Schule gewesen, als in seinem Berichte angegeben. Der Sekretär jedoch behauptete, er habe Alle richtig aufgeschrieben, mit Ausnahme von einigen kleinen Knaben vielleicht, welche ja auch von keiner besonderen Bedeutung seien. Aber sind kleine Knaben wirklich von keiner besonderen Bedeutung? Knaben, die das Blut Jesu Christi gekostet, die zum ewigen Leben bestimmt sind, deren Engel allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen, in deren einem oder dem andern vielleicht die Anlagen zu einem künftigen Prediger, Missionar oder sonst einem Diener Gottes und der Kirche liegen — diese Knaben sollten von keiner Bedeutung sein? Wie viel ist eine Menschenseele werth? Was ist gewonnen wenn sie gerettet, was ist verloren wenn sie verdammt wird? (Matth. 16, 26.) Und das eine oder das andere kann von der Behandlung eines solchen Knaben von Seiten des Lehrers in der Sonntagschule abhängen. Darum sind dies wahrlich keine Kleinigkeiten.

2) Verlorene Minuten. Wenn man in der S. Schule fünf Minuten zu spät kommt, oder fünf Minuten müßig hinsitzt, so sagt man gewöhnlich, das sei nur eine Kleinigkeit. Aber jeden Sonntag zehn Minuten der köstlichen und kurzen Zeit auf diese Weise verschwendet macht in einem Jahre 8 Stunden und 40 Minuten, und in 40 Jahren über 346 Stunden oder mehr als 34 zehnstündige Arbeitstage, oder ungefähr 230 Mal die regelmäßige Sonntagschulzeit für einen Sonntag. O wie viel könnte da gethan werden! Sind das Kleinigkeiten?

3) Vorsicht im Betragen, Handeln und Reden ist nothwendig. Eine unbedachtsame Anstellung, ein zweifelhafter Blick, ein unpassendes oder unliebsames Wort — das sind sogenannte Kleinigkeiten. Aber von den Kindern werden sie aufgenommen gerade so wie sie gegeben werden, und können ihnen zu zeitlichem und ewigem Nachtheil gereichen. Würdest du, l. Sonntagschullehrer, wenn du um solches Wortes, ꝛc. willen am Tag der Ewigkeit dem, welchem du dadurch geschadet hast, vor Gericht gegenüber gestellt würdest, dasselbe eine Kleinigkeit nennen?

4) Die kleinen Gaben, welche die kleinen Arbeiter im Weinberge in den Gotteskasten legen, mögen auch Manchem als Kleinigkeiten vorkommen, aber sie sind von großem Werth, denn es ruht ein Segen Gottes darauf. Die Kinder werden dadurch frühe zur Unterstützung des Reiches Gottes angeleitet. Und wie sich der Herr aus dem Munde der Unmündigen eine Macht zugerichtet hat, so kann er es auch aus ihren Beiträgen und wenn es nur wenige Cents sind. Gott bewahre uns, daß wir diese Dinge als Kleinigkeiten ansehen, sonst werden wir sie auch so behandeln. W. H.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 6. Juli.

Das Kind Jesus.—Matth. 2, 1.—10.

Vorbemerkung.—Mit dieser Lection treten wir in das Heiligthum des N. Testaments ein. Im letzten Halbjahr durchwanderten wir die älteste Geschichte der Menschheit, bewunderten die Lebensführungen der Patriarchen, begleiteten Joseph nach Egypten, sahen bei seinem Tode sein Volk daselbst ansäßig und ihn noch einen Zukunftsblick ins Verhei-

ßungsland thun. Das Volk, aus welchem Christus herkommt nach dem Fleisch, stand also schon vor uns in geschichtlicher Wirklichkeit, wenn auch erst seinen lebensvollen Anfängen nach. In der heutigen Lection sehen wir das Ziel der israelitischen, ja der gesammten alttestamentlichen Geschichte erfüllt. Eine Thatsache, welche Jahrtausende hindurch vorbereitet wurde und eine Himmel und Erde umspannende Bedeutung hat, setzt ganz natürlich auch Himmel und Erde in Bewegung. Im dunkeln Naturgefühl der Größe des Augenblicks durchzieht ein geheimnißvoller Ahnungsschauer die Sternenwelt, und sie bringt dem in der Krippe liegenden Himmelskönige ihre Huldigung dar; der durch die Geschichte sich hindurchziehende Sehnsuchtsdrang der Völker kommt in den Weisen aus dem Morgenlande zur verklärtesten Darstellung; und das Wüthen des finsteren Reichs gegen das Himmelskind macht sich Luft in seinem Stellvertreter, dem alten Herodes. Das Jesuskind verherrlicht

1. Durch seinen Stern. Nach V. 2 heißen die Weisen den Stern, welchen sie im Aufgehen sahen, bei ihrem Erscheinen in Jerusalem seinen Stern; sie waren also gewiß, daß er in Beziehung stand zu dem neugeborenen König der Juden, den sie suchten. Manche meinen, eben dies deute darauf hin, daß es kein wirklicher Stern, sondern eine meteorartige Lufterscheinung gewesen sei—ein außerordentlicher, zu diesem Behufe geschaffener Stern. Aber warum ihnen denn das Ereigniß durch einen Stern (und nach unrichtiger Weise so benannt) ankündigen und nicht durch einen Engel, da doch ein Engel ihnen die Bedeutung der außerordentlichen Erscheinung hätte anzeigen müssen? Nein! es war wirklich ein Gestirn (eine Conjunktion—Vereinigung — der drei Planeten Jupiter, Saturn und Mars), denn nur mit wirklichen Sternen waren die Weisen als Sternenseher bekannt. Dieses Gestirn in seiner damaligen Stellung deutet nach der Ansicht der Sternseher jener Zeit immer auf wichtige Begebenheiten hin; daß sie dasselbe in unserm Falle aber in Verbindung bringen mit der Geburt Jesu in Bethlehem, rührte gleichfalls aus der Stellung des Gestirns her, denn es stand in dem den Juden geweihten Zeichen des Thierkreises, nämlich der Fische. Also die Sternenwelt wurde bei der Geburt des Jesuskindleins freudig durchbebt — gewiß ein Zeichen seiner überirdischen Herrlichkeit trotz Krippe und Stall.

2. Verherrlicht durch den Tyrannen Herodes. Nach V. 3 erschrickt er heftig bei der Nachfrage der Weisen nach dem neugebornen Judenkönig—ein Beweis seines bösen Gewissens und seiner Grausamkeiten. Ganz Jerusalem erschrak mit ihm, weil alle die despotischen Maßregeln fürchteten, welche voraussichtlich folgen würden. Er hatte auch sonder Zweifel gleich zu Anfang in seinen Nachforschungen mittelst der Hohenpriester und Schriftgelehrten (V. 4), sowie in dem genauen Befragen der Weisen über die Zeit der Erscheinung des Sterns (V. 8); die Gewaltmaßregeln im Auge, welche hernach ein so tragisches Resultat zu Tage förderten; aber seine Pläne schlagen fehl und müssen sogar zur Bestätigung längst geschehener Weissagungen dienen. Die Bestimmtheit der Nachfrage erregt in dem schlauen Fuchs den Gedanken, daß Christus gemeint sein müsse, und deßhalb das Forschen nach dessen Geburtsort. Als Resultat der Untersuchungen ergibt sich Bethlehem gemäß dem Wort des Propheten Micha 5, 1.

Bethlehem, Brodhaus, lag 5 Meilen südlich von Jerusalem, auf einem „mäßigen, von Osten gen Westen laufenden Bergrücken mit Wohnungen, die zum Theil in Fels gehauen sind" (zählt jetzt 3000 bis 4000 christliche Einwohner). Der Prophet bezeichnet es als zu klein, um zu sein unter den Hauptorten nur der untergeordneten Stammesabtheilungen, aber dennoch von größter Bedeutung, weil aus demselben hervorgehen sollte der Sproß Davids (es war ja die Davidsstadt), welcher, aus seinem ewigen vorweltlichen Dasein heraustretend in die Zeit, als der Gesalbte Gottes herrschen werde über Israel auf ewige Zeiten. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten erkennen diese Weissagung an als messianisch und strafen daher ihr ganzes nachheriges Verhalten gegenüber dem „Menschensohn" lauter Lügen.

3. Verherrlicht durch die Weisen aus dem Morgenlande. Es gehörten diese Weisen nicht zu den Leuten gleichen Namens der damaligen Zeit, welche (wie Simon Magus, Apstg. 8, 9. ff.) sich mit allerlei Zauberwesen abgaben und durch ihre Gaukelei von abergläubischen Leuten Geld zu erpressen suchten; sondern sie waren vielmehr Magier vom echten morgenländischen Schlag, gelehrt, von Wissensdurst erfüllt und mit Traumdeutung, Sternseherei und Naturkunde sich abgebend (der Name Magier stammt her von einer hochgestellten Priesterkaste der Meder und Perser, erhielt aber in der Folge der Zeit einen ausgedehnteren Gebrauch). Ueber ihre Zahl wissen wir nichts Gewisses, aller Wahrscheinlichkeit nach aber waren ihrer Mehrere und waren sie reiche und hochangesehene Männer aus der Heidenwelt.

Ihre Gelehrsamkeit erschloß ihnen die Geheimnisse der Sternenwelt, so daß sie mit freudiger Gewißheit nach dem neugeborenen König der Juden sich erkundigen konnten. Die Thatsache hinwiederum, daß sie den Mühen einer wahrscheinlich weiten Reise (über ihr Heimathsland ist nichts Bestimmtes bekannt) zu unterziehen sich bequemten, bezeugt uns die Stärke ihres Sehnsuchtsdranges nach dem Heiland der Welt. Da die Juden damals schon in aller Welt zerstreut waren, so hatten sie jedenfalls etwas von der Messiashoffnung derselben vernommen, und als sie nun jenen bedeutungsvollen Stern erblickten, da bringen sie die Sehnsucht ihres Herzens nach einem Welterlöser in Verbindung mit dieser Hoffnung und eilen ohne Verzug dem vermeintlichen Geburtsort desselben, Jerusalem, entgegen. Ihre freudige Gewißheit über das Gelingen der Reise und die hohe Befriedigung über ihren gemachten Fund, trotz der ärmlichen Umstände, thut sich kund in dem Frohlocken auf ihrer Reise nach Bethlehem, als sie den wohlbekannten Stern vor sich hingehen sahen (V 9), ferner in ihrer Ehrfurchtsbezeugung und herzlichen Anbetung, wie auch in den Gaben, welche sie dem Kindlein darbringen—Gold, das edelste Metall, Weihrauch und Myrrhen, Harze, welche zum Opfer- und Tempelrauch verwendet wurden — wie nicht minder in dem Umstand, daß sie sich im Traum von Gott bescheiden lassen, auf welchem Wege sie nach ihrer Heimath zurückreisen sollen (V. 11 und 12).

Lehren. 1. Wir sehen vor uns, obwohl klein und in der Krippe liegend, den Heiland der Welt hereintreten in die Zeit aus den Tiefen der Ewigkeit als den eingeborenen Gottessohn (vgl. Röm. 11, 36; Joh. 1, 1. ff.); denn die Sternenwelt feiert seine Geburt und kündigt dieselbe an, die Weisen der Erde huldigen ihm und bekennen dadurch die Unzulänglichkeit ihrer Weisheit, die Weissagungen der Propheten sind in ihm erfüllt (Mich. 5, 1.; Jes. 9, 6. ff.) und selbst das finstere Reich muß ihn in der Gestalt des Herodes verherrlichen.

2. Das Kind Jesus ein Heiland der Kinder—

wäre Christus als Mann in die Welt gekommen, so würden sich die Kinder nicht zu ihm hingezogen fühlen—, aber auch ein Heiland der Erwachsenen—die Weisen—; ein Heiland der Juden — König der Juden—aber auch der Heiden, denn die Weisen waren Heiden (Jes. 60, 3. ff. Ps. 2 ꝛc.).

3. Aber doch nur unser Heiland, wenn wir zu ihm eilen, ihn anbeten, uns ihm weihen mit Leib, Seel und Geist—thaten ihre Schätze auf ꝛc.

—o—

Sonntag den 13. Juli.

Flucht nach Egypten.—Matth. 2, 13—23.

1. Veranlaßt durch die Mordsucht des Herodes. Herodes, der Sohn des berühmten Idumäers Antipater, also ein Edomiter, zeichnete sich frühe aus durch Tapferkeit, ein großes Talent und Popularität, kraft welcher Eigenschaften und der Gunst der Römer er sich bald auf den Thron Judäas (ganz Palästina umfassend) emporgeschwungen hatte. Im reiferen Alter wurde er immer grausamer und blutdürstiger. Er ließ sein eigenes Weib, Marianne, sowie drei seiner Söhne, hinrichten, den einen nur 5 Tage vor seinem Tode, und beging noch andere schauerliche Gräuelthaten. Für einen solchen Tyrannen war selbstverständlich der Bethlehemitische Kindermord nur ein Geringes.

Sobald Herodes vernahm, daß er, nach seiner Meinung von den Weisen überlistet war (V. 16 bis 18), sandte er Mörder aus mit dem Befehl, alle Knäblein von zwei Jahren und darunter in Bethlehem und Umgegend zu tödten (er hatte also von den Weisen erfahren, daß sie vor 2 Jahren zuerst den Stern gesehen hatten, und dachte, er werde so sicherlich auch das Kind Jesus erreichen). Welch eine schauderhafte That! Wer kann sich das Angstgeschrei und die Schmerzensrufe der Mütter und Kinder schrecklich genug vorstellen?. Der Prophet Jeremias (31, 15.) läßt bei der Abführung der Juden nach Babylon die Stammmutter der Benjaminiten [hier auch auf Juda bezogen], Rahel, welche bei Bethlehem begraben lag, in lautes Wehklagen ausbrechen beim Anblick ihrer gefangenen Kinder; dieses Prophetenwort sieht der Evangelist in höherer Bedeutung erfüllt im vorliegenden Falle—das Herzeleid der Mütter ist so groß, daß es in die Gruft hinuntergreift und das Herz der Rahel erschüttert, denn nicht bloß weggeführt, sondern vernichtet wurden diese Kinder.

2. Der Zufluchtsort war Egypten, nicht weit von dem südlichen Theile Judäas entfernt und auf bekannten Reisewegen zugänglich. Während die Schergen des Herodes ihre Schandthaten vollbringen, waren die Eltern Jesu schon mit ihm auf dem Wege und in Sicherheit. Der schlaue Herodes hatte sich verrechnet; er hatte nicht gedacht, daß eine höhere Allmachtshand über den Geschicken des Kindleins walte, und ganz gegen seinen Willen erhält ein altes Prophetenwort durch sein Verfahren eine höhere Bedeutung: „Aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen", sagt Hosea 11, 1., und meint dies in erster Linie von der Ausführung Israels; aber der wahre eigentliche Sohn Gottes ist doch der eingeborene, auf den die ganze Geschichte Israels hinzielt, und erst bezüglich seiner kann Gott in vollster Bedeutung das besagte Wort sprechen.

3. Die Rückkehr und Niederlassung in Nazareth. Nur einige Tage nach seiner Gräuelthat starb Herodes. Damit war die Gefahr vorbei und der Engel des Herrn bedeutete daher den Joseph, mit den Seinen wieder zurückzureisen. Obwohl der göttlichen Weisung sofort folgsam, fürchtet er sich doch bei der Nachricht, daß Archelaus anstatt seines Vaters Herodes König geworden, und erhält Befehl von Gott nach Galiläa zu ziehen und sich in Nazareth niederzulassen. Nazareth war ein kleines verachtetes Städtchen (Joh. 1, 46 u. a. St.), wo Joseph und Maria früher wohnhaft gewesen waren (Luc. 2, 18. und 39.), und so erfüllte sich denn das Wort des Propheten (Jes. 11, 1. und 53., 2) sogar was die äußeren Verhältnisse betrifft.

Lehren. 1. Kaum ist Jesus einige Tage alt, so wird er schon verfolgt—er, der die Welten geschaffen, so früh beginnt sein Kampf mit dem Reich der Sünde, seine Mühsale, sein Leidensgang.

2. Allein ehe er vernichtet werden könnte, müßte die Welt aus ihren Fugen gehen, denn seine Geschichte greift zurück bis in die Vorzeit, und selbst diese Widerfahrnisse dienen nur zur Bestätigung der Weissagungen vergangener Jahrhunderte. Es ist von höchster Bedeutung, daß Matthäus immer wieder von der Erfüllung alttestamentlicher Gottesworte redet.

3. Wie das nach Matth. 3, 17. nicht anders sein kann, wacht das allsehende Vaterauge unausgesetzt über dem Leben dieses Kindes und schützt es vor aller Gefahr.

4. Selbst in der zärtlichen Sorgfalt der Eltern thut sich diese göttliche Fürsorge kund. Es ist wahrhaft wohlthuend zu sehen, mit welcher Ergebenheit sogar Joseph den göttlichen Winken gehorcht. Selbst des Nachts ließ ihm die Sorge um seinen Pflegling keine Ruhe und deßhalb hört er so schnell und genau die göttliche Stimme im Traum.

5. Alles dies sollte unsern Glauben an Jesum stärken und unsere Liebe zu ihm vermehren.

—o—

Sonntag den 20. Juli.

Die Taufe Christi.—Matth. 3, 13—17.

Uebersichtliche Darstellung. Johannes der Täufer taufte mit Wasser zur Buße, der Herr Jesus aber tauft mit dem heiligen Geist und mit Feuer (V. 11), d. h. mit der Feuersgluth der göttlichen Liebe. Röm. 5, 5. Die heilige Taufe ist eine religiöse Handlung, die nur für sündige Menschen bestimmt ist. Jesus Christus, der sündenreine Gottmensch, unterzieht sich dieser Handlung und gibt dadurch zu erkennen, daß er sich in das Loos der sündigen Menschheit gestellt und ihre Verpflichtungen gegen Gott auf sich genommen hat. Daraus sehen wir die Größe seiner Liebe und seiner tiefen Erniedrigung (Phil. 2, 5—11.), „um zu retten die Rebellen aus dem Pfuhl der tiefen Höllen." In der Tiefe seiner Erniedrigung beginnt aber seine Erhöhung in der göttlichen Deklaration (Erklärung, Darstellung): „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe."

Texterklärungen. V. 13. Jesus kam von Nazareth in Galiläa, woselbst er wahrscheinlich bis zu seinem 30. Jahre in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte. Er kam „an den Jordan zu Johannes, daß er sich von ihm taufen ließe." Der Jordan entspringt am Fuße des Berges Hermon und fließt etwa 60 Stunden in südlicher Richtung durch Palästina und ergießt sich ins todte Meer. Er theilt das Land in zwei große Hälften, in Ostpalästina und Westpalästina Daher redet das Alte Testament von dem Lande diesseits und dem Lande jenseits des Jor-

dans 4. Mos 32, 32. 5. Mos. 11, 30. Mit der Taufe Christi begann seine öffentliche messianische Wirksamkeit in seinem dreifachen Amte als Prophet, Hoherpriester und König.

V. 14. Johannes wußte noch nicht ganz gewiß, daß Jesus wirklich der Messias sei. Diese Gewißheit konnte ihm nur eine bestimmte Offenbarung von Oben geben. Joh. 1, 33. Aber er kannte ihn in seiner religiösen und sittlichen Reinheit hinlänglich, um zu wissen, daß Jesus der Taufe mit Wasser zur Buße nicht bedürfe. Daher seine Weigerung und seine Erklärung dazu: „Ich bedarf wohl, daß ich von dir getaufet werde."

V. 15. Als Erlöser der sündlichen Menschen mußte Jesus alle Forderungen der Gerechtigkeit Gottes erfüllen. Luc. 2, 49.; 24, 26. Aber auch jeder Mensch ist schuldig zu thun, was das Recht der göttlichen Gerechtigkeit von ihm fordert. Der Herr spricht zu Johannes: „Also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

V. 16. Nachdem Jesus getauft war, „siehe da that sich der Himmel auf über ihm" und durch ihn für alle Menschen. Gottlob! Siehe Joh. 1, 51.—Jesus erwählte das Lamm zu seinem Symbole (Joh. 1, 29. Offenb. 14, 1.) und der heil. Geist die Taube. Vgl. Hohel. 2, 12. Die Taube des Noah und 1. Mos. 1, 2. Nach dem Talmud (jüdisches Gesetzbuch) schwebte der Geist über den Wassern wie eine Taube. Den Syrern war die Taube ein heiliges Symbol der brütenden Naturkraft.

V. 17. Vgl. die Stimme Gottes des Vaters auf dem Verklärungsberge (Matth. 17, 5.) und im Tempelraume Joh. 12, 28.

Die Natur lehrt, daß in dem erhabenen Wesen Gottes eine Vielfältigkeit sein muß und die heil. Schrift sagt uns, worin diese Vielfältigkeit besteht, nämlich in der heiligen Dreieinigkeit. Wir haben nicht drei Götter, sondern einen dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heil. Geist.

Lehren.—1. Der Gehorsam Christi. Als Erlöser der sündlichen Menschheit mußte Christus alle Forderungen der Gerechtigkeit Gottes erfüllen Luk. 2, 49.; 24, 26. Er hielt die göttliche Ordnung heilig und befolgte sie. Phil. 2, 8.

2. Die tiefe Erniedrigung Christi. Die heil. Taufe ist eine religiöse Handlung, die nur für sündige Menschen bestimmt ist. Jesus unterzieht sich dieser Handlung und stellt sich dadurch unter das Loos der sündigen Menschheit und nimmt ihre Verpflichtungen gegen Gott auf sich.

3. Seine Erhöhung in der Erniedrigung V. 16 und 17.

4. Die große Demuth Johannes des Täufers V. 14.

5. Sein Gehorsam Jesu gegenüber. V. 15.

6. Die Vorrechte, die ihm dadurch wurden. Er sahe die göttliche Erscheinung und hörte die göttliche Stimme.

Die Nutzanwendungen.—1. Wer Gott gefallen will, der muß sich in die göttliche Heilsordnung fügen.

2. Die Demuth und der Gehorsam gegen Gott haben große Verheißungen. Jes. 1, 19. 20.

3. Die christl. Taufe verpflichtet uns aller Sünde zu entsagen und Christum ganz zu leben.

—o—

Sonntag den 27. Juli.

Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1–11.

Uebersichtliche Darstellung.—Unmittelbar nachdem der Herr in der Geistestaufe vom Himmel die Weihe für seinen Beruf auf Erden empfangen hatte, wurde er vom Geiste in die Wüste geführt, um versucht zu werden. Aus dem Taufwasser ging es in das Versuchungsfeuer. Der mit dem Geist erfüllte Erlöser, an der Grenze seines Privat- und Amtslebens stehend, sollte siegreich seine Amtstüchtigkeit erweisen, und bewährt sich im Kampfe mit dem Bösen, als der andere Adam, als der geistliche Stammvater der Menschheit. Der hier errungene Sieg ist Vorzeichen und Bürgschaft seiner späteren siegreichen Vollendung. So ist er Sieger über alle Sünde und das Reich der Finsterniß, und steht in vollendeter Gerechtigkeit da, als der Sohn, an dem der Vater Wohlgefallen hat. Jede dieser Versuchungen hat Bezug auf die Messiaswürde Jesu, und will ihn veranlassen, nicht durch dienen und leiden, sondern durch irdische Macht und Herrlichkeit sein Reich anzutreten; es sollte aber bei Christo und bei seinen Nachfolgern durch Kreuz zur Krone gehen.

Diese Versuchungen Christi sind nicht bloße Geschichte, sondern wahre Begebenheiten.

Texterklärungen.—V. 1. Von dem Geiste, welchen Jesus empfangen hatte — vom h. Geiste — wurde er in die Wüste geführt, damit er von dem Teufel, dem Satan versucht werde. Derselbe hatte auch die ersten Menschen, und zwar im Garten Eden, im Vollgenuß aller irdischen und geistlichen Segnungen, versucht, und sie waren gefallen. Auch am zweiten Adam sollte er seine Versucherkünste probiren, und zwar in einer öden, schauerlichen Wüste. — Versuchen meint zum Bösen, zur Sünde, zur Uebertretung des göttlichen Willens zu reizen. In die Wüste. Es war die Wüste Quarantania, etwa 2½ Meilen von Jerusalem entfernt, die dem Jordanufer zunächst, zwischen Jericho und Bethanien, liegt, in Josua 16, 1 die Wüste Jericho genannt wird und ein äußerst wildes, schauerliches Aussehen hat.

V. 2. 3. Gleich seinem prophetischen Vorgänger (5 Mose 18, 15) als derselbe auf dem Berge bei dem Herrn war (5 Mose 9, 9), so fastet auch Christus hier betend und sich vorbereitend auf seinen wichtigen öffentlichen Amtsantritt vierzig Tage und vierzig Nächte. Als der Herr hierauf das Bedürfniß nach Speisen fühlt, bot dieses zunächst Veranlassung zur ersten Versuchung. Bist du Gottes Sohn — der Sinn ist, wärest du Gottes Sohn, zweifelerregend — gerade wie dort im Paradiese: „Sollte Gott gesagt haben." Der Teufel wollte den Herrn zu einem selbstsüchtigen Gebrauch seiner Wunderkräfte veranlassen, indem er sagt: „So sprich, daß diese Steine Brod werden." Hilf dir selber, denn Gott hilft dir doch nicht, will Satan sagen.

V. 4. Den Sieg über diese und die folgenden Versuchungen erringt der Herr mit dem Schwert des Wortes Gottes (Epheſ. 6, 17.) Er beruft sich auf 5 Mose 8, 3, auf Israels Prüfungszeit in der Wüste wo vom Manna, als einem außergewöhnlichen Nahrungsmittel die Rede ist. Gott kann, weil er nicht an Mittel gebunden ist, auch ohne Brod erhalten, denn sein Wort und seine Schöpferkraft ist der nährende Segen im Brod, und auch ohne dies Mittel sind jene wirksam, den Menschen in außerordentlicher Noth zu erhalten. Von einem jeglichen Wort, das ꝛc. Wort ist hier ein Machtwort, ein Befehl, was aus dem Munde Gottes hervorgeht, d. h. welches er ausspricht, sein schaffendes, allmächtiges Wort vgl. Ps. 33, 9, welches Kraft und Leben ist und Kraft und Leben gibt, erhält.

V. 5—7. Da führte ihn der Teufel mit sich. Wie dies geschehen sei, läßt sich nicht bestim-

men, auch weichen die Ausleger in der Erklärung dieser Stelle voneinander ab. Einige meinen, der Teufel habe ihn mit Gewalt durch die Luft geführt. Andere meinen, Christus sei ohne dies gerade nach Jerusalem gekommen, und der Teufel, welcher als solcher noch nicht entlarvt war, habe ihn bewogen, mit ihm auf die Zinne des Tempels zu gehen. Der Punkt ist von keiner wesentlichen Bedeutung. Wichtiger ist die Art der Versuchung. Christus solle vor dem Volke mit Wunder prunken. Der Teufel führt die Schrift an (Ps. 91, 11. 12.), aber verstümmelt, so wie es in seinen Kram paßt, und will es buchstäblich und vorwitzig angewendet haben. Freilich wird der Herr die Seinen durch seine Engel beschützen, aber nur auf ihren (Berufs) Wegen, welches Satan wegläßt. Jesus begegnet ihm mit dem scharfen Schwerte des Wortes Gottes, und wendet es richtig an: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen." (5 Mose 6. 16.) Wie unerschütterlich fest steht der Herr! Er läßt sich in keinerlei Unterhandlungen ein.

V. 8—10. Die dritte Versuchung. Der „hohe Berg" ist nicht etwa eine irdische Anhöhe, sondern wohl der Hinweis auf die große Heidenwelt, welche der Satan gegen eine Huldigung dem Herrn versprach. Hier entlarvte sich der Fürst der Finsterniß. Der Mittelpunkt der Versuchung war gegen den göttlichen Rathschluß, das neue Messiasreich jetzt gleich in irdischer Pracht und Herrlichkeit zu stiften und hervortreten zu lassen. Das konnte aber nicht nach der ursprünglichen gottgewollten und gottgefälligen Weise geschehen, denn Christi Reich war „nicht von dieser Welt." Es ist also eine Versuchung zu hochmüthiger Herrschsucht und selbstsüchtigem Abfall von Gott.

Der Herr siegt wieder durch das allmächtige Gotteswort, gebraucht aber auch seine Autorität und verweist den Satan des Landes.

Als der Teufel seinen Rückzug angetreten, traten die Engel zu Jesus und dieneten ihm. Als die feindseligen Kräfte wichen, umringten ihn die himmlischen Kräfte und feierten den Sieg des Guten. So ist es in einem gewissen Grade bei jeden Christen. Ist die Versuchung herbe, der Sieg bringt himmlischen Frieden und himmlische Labung.

Andeutungen.—1. Hat sich dieser mächtige Feind des Menschenglückes nicht gescheut, Christum zu versuchen, so wird er an uns noch viel weniger vorübergehen.

2. Der Teufel verspricht Großes und Vieles, aber er ist ein Lügner, und hält seine Versprechungen nicht.

3. Die Hauptwaffe gegen die Versuchungen ist das Wort Gottes gläubig gebraucht. Damit siegte Christus.

4. Ist Christus, unser Haupt, versucht worden, so kann er in unseren Versuchungen Mitleiden mit uns haben.

5. Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 1.—Ruhe allein bei Jesu. Gleichwie das Täublein, das aus der Arche Noah's flog, nicht eher Ruhe fand, bis es seinen Fuß wieder auf die Arche setzte und die Hand nach ihm ausgestreckt wurde, und gleichwie die magnetische Nadel des Compasses nicht eher ruht, bis sie wieder nach Norden steht, und gleichwie die Weisen aus Morgenland nicht eher ruhten bis sie kamen, wo der Stern oben über dem Hause stand, da das Kindlein war, also findet auch kein Mensch wahre Ruhe und Zufriedenheit auf Erden, bis er zu Jesu kommt. Bei ihm allein findet er wahres Glück.

Die Heuchelei Herodis und die vieler Tausend Anderer, gleicht jenem Gemälde eines gewissen Künstlers in London. Schaut man das Bild von einiger Entfernung an, da glaubt man naturgetreu einen Mönch in andächtiger, betender Stellung zu sehen, der mit vor der Brust gefalteten Händen dasteht. Tritt man aber dem Gemälde näher und betrachtet es genau, so verwandelt sich die Scene plötzlich und zwar so, daß man einen Menschen sieht, der eine Citrone in einen Branntweinbecher ausdrückt.

Zu Lection 2.—Gott macht die Anschläge seiner Feinde oft zu Schanden. Jener heidnische Kaiser Julian kämpfte auch einst gegen das Christenthum und wollte demselben den Garaus machen. Zwar wollte er nicht mit Gewalt dagegen kämpfen, sondern mit versteckten Waffen suchte er dasselbe zu überwinden, und das Heidenthum zum Siege zu führen. Aber wie sind die Anschläge der Menschen so eitel! Als wollte der Allmächtige zeigen, wie wenig es ihm koste, einen solchen Feind aus dem Wege zu räumen, ward der Kaiser gleich Anfangs in einem Kriege gegen die Perser in einem unbedeutenden Scharmützel von einer feindlichen Lanze tödtlich getroffen, und man sagt, als er zuerst den Tod herannahen fühlte, habe er seine Hand mit Blut gefüllt und in die Luft geworfen, während er ausrief: „So hast du dennoch gesiegt, du Galiläer!"

Es wird erzählt, in Antiochien habe ein berühmter heidnischer Gelehrter mit triumphirender Miene spöttisch einen Christen gefragt: „Was macht der Sohn des Zimmermanns?" „Der Schöpfer der Welt, den du des Zimmermanns Sohn nennst," erwiderte dieser, „der macht gerade jetzt einen Sarg." Wenige Tage darauf kam die Nachricht von Julians Tod nach Antiochien. So vereitelte der Herr auch den teuflischen Plan des Herodes, indem Joseph und Maria mit dem Kindlein in Egypten ein Asyl fanden.

Zu Lection 3.—Gottes Wohlgefallen an seinem Sohn. Gleichwie der Sonne blendender Glanz sich in dem Meeresspiegel abmalt, und dieser dann wieder aus demselben in unser schauendes Auge zurückstrahlt, so spiegelt sich die Klarheit Gottes und seine ewige Liebe in seinem Sohne, als dem Ebenbild seines Wesens treulich ab. Daher: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.' Wiederum kommt dieser mächtige Lichtsstrom der Liebe auf uns arme Menschen zurück, und es hieß gleich bei der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch: „An den Menschen ein Wohlgefallen." Ja um des Sohnes willen hat Gott Wohlgefallen an denen, die in Christo Jesu sind.

Wahre Demuth. Gleichwie das Angesicht Mosis, da er vom Berge herab kam, davon glänzte, daß er mit dem Herrn geredet hatte und alles Volk solches sah und sich fürchtete, und nur er selbst es nicht wußte; ebenso war es in geistlicher Hinsicht bei Johannes dem Täufer. Jesus selbst gibt ihm das öffentliche Zeugniß, daß er mehr sei als ein Prophet Matth. 11, 9 und daß unter Allen, die von Weibern geboren seien, nicht Einer aufgekommen sei, größer denn Johannes. Dieser hingegen fühlt in seinem tiefsten Seelengrund, was er bekennt, daß er nicht genugsam sei, dessen Schuhe zu tragen, der nach ihm kommen werde. So fühlt ein jeder wahrhaft demüthiger Christ. Hier aber

Ein Beispiel vom Gegentheil: Ein gewisser Religionsbekenner pflegte sehr oft und gern in Gegenwart Anderer von seiner Schwachheit zu sprechen. Einmal, als er in Gegenwart seines Seelsorgers sagte: „Welch' ein unwürdiges Geschöpf bin ich doch!" da seufzte der Prediger und erwiderte ihm: „Ja fürwahr, Sie haben mir schon oft peinliche Beweise davon geliefert!" worauf das „unwürdige Geschöpf," überrascht und zugleich erbost ausrief: „Wer hat Ihnen denn wohl etwas von mir gesagt? Ich bin jedenfalls so gut wie Sie! und heute haben Sie mich das letzte Mal in Ihrer Kirche gesehen!" Der Unwürdige war plötzlich zum fleckenlosen Heiligen geworden.

Zu Lection 4.—Gleichwie der köstliche Edelstein: Karfunkel anzusehen ist, wie eine glühend brennende Kohle, durchsichtig und scheinend, aber doch durch die Kraft des Feuers nicht geschmolzen oder zu Asche verbrannt, ja nicht einmal beschädigt werden kann, so war auch Jesus, der unbefleckte Gottessohn, während seines Weilens auf Erden fast beständig inmitten des Feuers der Leiden und Versuchungen, worin schon Tausende wie Blei zusammen schmolzen, oder wie Holz zu Asche verbrannten; er aber ging aus allen, auch den schmerzlichsten Feuerproben als hellglänzender Karfunkel bewährt und unversehrt hervor. Der höllische Feind versuchte sein Bestes, während der vierzig Tage und Nächte und zu andern Zeiten Christum, den zweiten Adam, wie den ersten, zum Fall zu bringen. Nach allen Angriffen mußte er jedoch endlich mit Schanden abziehen. Er breitete seine Drachenflügel aus und hob sich davon.

Die Versuchungen des Satans. Luther sagt an einem Ort: „Eines Tages kam der Teufel zu mir heran und sagte: „Höre Luther, du bist ein sehr großer Sünder und wirst deshalb verdammt werden!" „Halt!" erwiderte ich, „nur ein Ding auf einmal. Was war das erste?" „Ei du bist ein großer Sünder!" „Das weiß ich ohnehin, und bedarf deiner nicht, es mir zu sagen. Und was ist das nächste?" „Du wirst deßhalb verdammt werden." „Das ist eine von dir selbst ersonnene Lüge. Gottes Wort lehrt mich, daß Jesus Christus gekommen sei in die Welt, um Sünder selig zu machen." Darauf ergriff der Teufel die Flucht.

Dies und Jenes.

Amtsfanatismus.

Auf der Platform eines Straßeneisenbahnwaggons stand ein junger Mann, seinen Fuß nachlässig auf eine Kiste gestützt. Der Conducteur kommt und verlangt das Fahrgeld, worauf der Jüngling seine fünf Cents hingibt.

„Sie müssen auch 25 Cts. für diesen Koffer bezahlen," sagte der Conducteur.

„Fünf und zwanzig Cents?" sagte der junge Mann zögernd, „ich denke nicht, daß ich das bezahle."

„So werde ich die Kiste absetzen."

„Sie würden das besser nicht thun, Sie möchten es zu bereuen haben," sagte der Jüngling.

Der Conducteur zieht die Klingel, der Wagen hält an, und die Kiste wird auf die Straße gesetzt. Der Wagen geht weiter, und endlich wendet sich der Conducteur zu dem jungen Manne und sagt: „Jetzt habe ich Ihre Kiste abgesetzt, was wollen Sie thun?"

J. M. „Nun, ich beabsichtige nichts zu thun, weil es mich nichts angeht, es ist nicht meine Kiste."

C. (aufbrausend) „Warum haben Sie mir das denn nicht gesagt?"

J. M. Weil Sie mich nicht darum fragten. Ich sagte Ihnen, Sie würden es bereuen, wenn Sie dieselbe absetzen würden.

In diesem Augenblick trat ein kräftiger Mann an den Conducteur heran und schrie ärgerlich: „In aller Welt, Mensch! wo ist denn meine Kiste?"

J. M. „Mein Freund, ist die Kiste dort drunten auf der Straße nicht die Ihrige?"

„Wer hat sie abgesetzt?" fragte der Mann. „Ich habe Geld dafür zu bezahlen. Das will ich doch sehen, ob das so hingeht."

Der Wagen wurde wieder angehalten, und kurze Zeit darauf sah man den Conducteur mit einem Koffer auf der Schulter schweißtriefend die Straße heraufkommen, welchen er wieder auf den vorigen Platz setzte und ruhig weiter fuhr.

Dümmer ist der Mann jedenfalls nach diesem nicht geworden.

Strauß. Auf dem Landschlosse des Prinzen Karl in Potsdam fand ein Diner statt. Kurz vor Beginn desselben flüsterte Graf Dönhoff, der Hofmarschall des Prinzen, der schönen Hofdame v. Seydewitz ins Ohr: „Ihr Nachbar ist Strauß!" Kaum hatten die Gäste an der Tafel Platz genommen, so wandte sich Fräulein v. Seydewitz an den bezeichneten Nachbar und sagte mit freundlicher Miene: „Ich freue mich sehr, den berühmten Verfasser des Lebens Jesu..."—„Bitte um Entschuldigung, Comtesse, der bin ich nicht, ich bin . . ."—„Ach verzeihen Sie," unterbrach Fräulein v. Seydewitz, „ich habe das Vergnügen, den berühmten Componisten der Wiener Walzer kennen zu lernen, ich . . . ."—„Bitte um Entschuldigung," unterbrach sie der Nachbar, „Der bin ich auch nicht! Ich bin auch nicht der Vogel Strauß; ich bin der Hofprediger Strauß!"

Buchstabenräthsel.

Der Dritte ein i so blüht's im Garten,
Der Dritte ein t muß des Schiffes warten.

Auflösung des Räthsels im Juniheft: Der Buchstabe r.

Wandtafelfiguren.

Zu Lection 1.

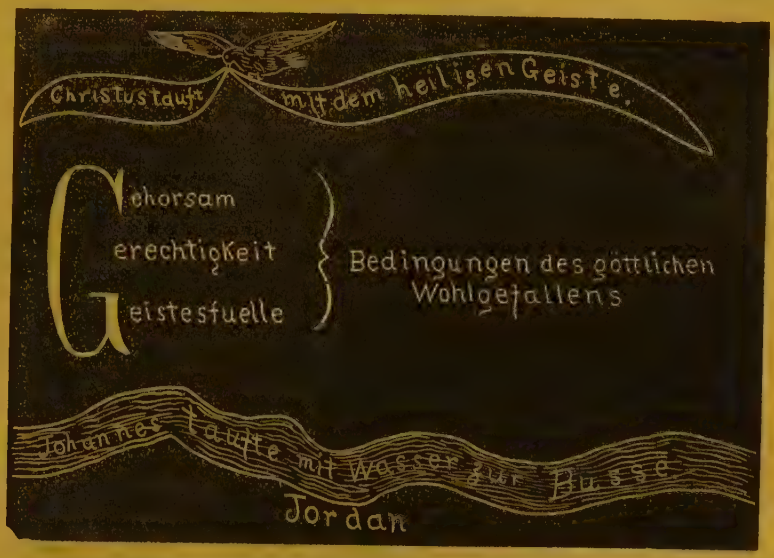
JESUS WURDE

Von den Menschen	*Von Gott*
Verfolgt,	Geliebet,
verachtet,	getröstet,
verschmäht,	geleitet,
verworfen,	getragen,
verstossen.	geschützet.

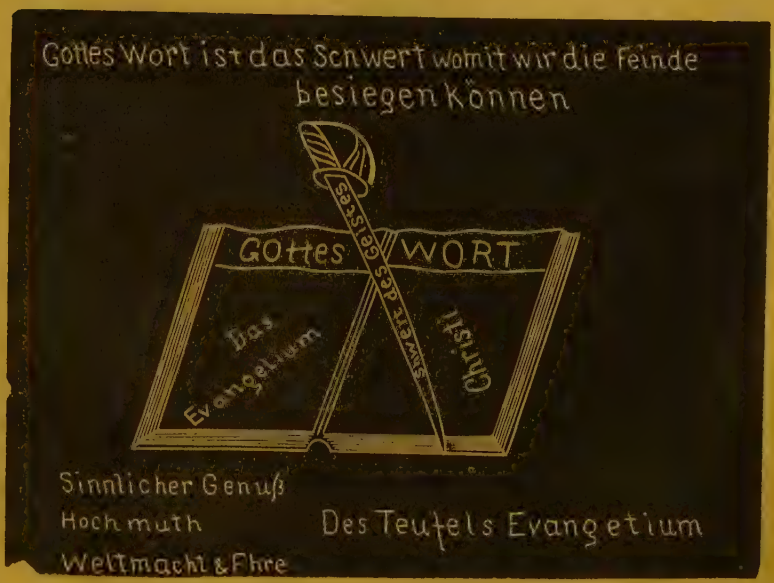
Stehst du auf Gottes oder auf der Menschen Seite?

Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf; die ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu heissen.

Zu Lection 2.



Zu Section 3.



Zu Section 4.

Waldfrieden.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. August 1873. Nr. 8.

Waldfrieden.

Mich lockt der Wald mit grünen Zweigen,
Aus dumpfer Stadt und trüber Luft:
Er lockt mit seiner Sänger Reigen,
Mit seinem feierlichen Schweigen
Und seiner Blüthen mildem Duft.

Es wölbt sich stolz der Buchen Krone,
Und über Kiesel rollt der Bach;
Die Drossel pfeift auf grünem Throne,
Es spielt der Wind mit Orgeltone
Im dicht verschlung'nen Blätterdach.

Und welch ein Reichthum in den Weisen,
Die in dem kühlen Waldeszelt,
Bald in Akkorden, milden, leisen,
Und bald in vollern mächtig preisen
Die reiche, wunderbare Welt!

Am fernen Abhang steh'n die Föhren,
Dort ruht der Hirsch im kühlen Tann;
Sie stimmen auch in vollen Chören,
Um nicht die Harmonie zu stören,
Ein feierliches Loblied an.

Es fliegt ein Falke durchs Gehege
Mit lautem und mit heiserm Schrei;
Den starken Fittig schlägt er träge,
Hoch über ihm zieht seiner Wege
Ein stolzer, königlicher Weih'.

Und Stille, wie in Kirchenhallen,
Senkt sich auf Waldung, Thal und Flur;
Des Abends dunkle Schleier fallen,
Im trauten Zwielicht hörst du schallen
Den lauten Ruf des Uhu's nur.

Dann steigt der Mond mit gold'nem Scheine
Am blauen Himmelsdom empor,
Und streut sein Gold rings auf die Haine,
Auf Feld und Flur auf grüne Raine
Und auf das düst're, stille Moor.

Die Ruhe, die das All' umschlungen,
Zieht auch in deine Seele ein;
Der inn're Zwiespalt ist verklungen,
Du hast den Frieden dir errungen,
Des Herzens Saiten tönen rein.

(Heinrich Zeise.)

Die Bilder der Großeltern.

(Erzählung von Th. Messerer.)

II.

Von allen Seiten, aus allen Straßen und Gäßchen wimmelte es der Schule zu. Je näher die Stunde rückte, die zum Unterrichte schlug, desto zahlreicher kam die junge Schülerwelt mit den vollgestopften Ränzchen angetrippelt und angetrabt.

Zwei kleine Mädchen, im Alter kaum um zwei Jahre verschieden, waren auch heute wieder die ersten gewesen, die auf dem Platze vor dem Schulhause sichtbar wurden. Sie gehörten offenbar der ärmeren Klasse an, denn die grauwollenen Kleidchen, die blauen Strümpfe und derben Lederschuhe erkannte man leicht als Spenden eines wohlthätigen Vereines oder als Christgeschenke aus der Schule. Der auffallend rein gehaltene Anzug ließ indeß ganz seine Aermlichkeit vergessen. Die Schuhe waren blank gewichst, die Jäckchen saßen knapp und kleidsam, doch was die Kleinen vor Allem lieb und anmuthig erscheinen ließ, das war der Ausdruck der Unschuld und Kindlichkeit, der aus den frischen, runden, von goldblonden Zöpfen eingerahmten Gesichtchen leuchtete.

Pünktlich, fast zur gleichen Minute, kamen die zwei Mädchen jeden Morgen in die Straße und ihr erster Gang war zur nahen Kirche. Dort mußten sie aber Beide ihre Kräfte vereinen, die schwere Kirchenthüre aufzudrücken, und rasch schlüpften sie dann durch die enge Spalte. Traten sie wieder aus dem Gotteshause, eilten sie hastig zu einem Trödlerladen, kaum ein paar Häuser weit vom Schulgebäude, und bei jedem Wetter blieben sie geraume Zeit dicht vor der offenen Ladenthüre stehen. Unbekümmert um all' die

kleinen Altersgenossen, die an ihnen vorübereilten, unbekümmert um all' die lustigen Streiche und Spiele, die in ihrer Nähe ausgeführt wurden, standen sie Tag für Tag mit dem gleichen lebendigen Antheil dort, bis die Glocke des Schulhauses zum Fortgehen mahnte. Doch nicht der bunte Flitterkram und Tand, der hier herum aufgestapelt lag, nicht das mannigfaltige Gerümpel im Innern des Ladens fesselte die jungen Augen und Herzen so mächtig, bannte die frischen kleinen Gestalten so oft an dieselbe Stelle. Ein Paar alte unscheinbare Bilder, an den Thürpfosten aufgehängt, von Niemand sonst beachtet, starrten unsere Kleinen mit so verlangenden, liebewarmen Blicken an, vor ihnen standen sie so gerne Hand in Hand.

Den Mittag brachten die Kinder in der Schule zu, hatten sie aber die ihnen hier gespendete Suppe verzehrt, eilten sie mit dem Stücke Brod in der Hand wieder nach der Trödlerauslage und verweilten unbeweglich vor denselben alten Bildern. Schon seit Wochen fanden sie sich zu jeder freien Stunde davor ein und gar oft lehnte die Kleinere ihr Köpfchen an die Schulter der Größeren und Beide schauten sie so sehnlich, so innig nach den kleinen Gemälden hin, kaum hie und da ein Wort einander zuflüsternd, doch je länger sie davor standen, desto deutlicher prägte sich ein Zug stiller Rührung auf den lieblichen Gesichtern aus und in den freundlichen blauen Augen schimmerte es gar oft wie von einer Thräne.

So still und schweigsam sie sich sonst dabei verhielten, heute traten Beide in lebhaftem Gespräche und mit frohen Mienen auf die Trödelbude zu. Die Größere, gedrängt von der Kleineren, faßte sich ein Herz und frug den Verkäufer um den Preis der Bilder. Gleich darauf zogen sich die Kinder in eine Hausecke zurück und die Aeltere knüpfte emsig an einem Taschentuche, dessen Zipfel einen kleinen Schatz zu bergen schien. Kreuzer für Kreuzer zählte sie ihrem Schwesterchen auf die Hand, aber ach, es war noch zu wenig! „Es reicht noch nicht!" sagten sie mit den großen traurigen Kinderaugen stumm zu einander. Mit schwerem Herzen knüpfte das Mädchen die kleine Barschaft wieder ein und die Jüngste, um eine Hoffnung ärmer, konnte sich des Weinens nicht erwehren.

So heimlich und verborgen die Kinder zu handeln glaubten, dem spähenden Auge unseres Rittmeisters dort oben entgingen sie nicht. Waren sie doch schon lange seine auserwählten Lieblinge! Heute besonders beobachtete er jede Bewegung genau. Als gälte es, beim Recognosciren die Bewegnungen des Feindes zu beobachten, so unverwandt richtete er einen kleinen Feldstecher nach der Trödelbude.

„Ja, ja, es scheint wirklich, es sind die alten Schartecken von Bildern, die ihnen so gefallen. Wär' doch neugierig, zu wissen, warum ihnen die gar so am Herzen liegen," brummte der Alte vor sich hin und zog sein Fernrohr nicht eher zurück, als bis die Kleinen im Schulhause verschwunden waren.

Der nächste Morgen traf die zwei Mädchen schon wieder vor dem Trödler an. Aber ach, Alles suchten sie ab, bis ins Innere des Ladens forschten die ängstlichen Blicke, es war umsonst — die Bilder waren nicht mehr da! Erschrocken und tief betrübt, als hätten sie das Liebste verloren, wendeten sie sich ab, fuhren mit den Schürzen an die Augen und traurig schlichen sie früher als sonst die Eingangsstufen am Schulhause hinauf.

„Hm, hm, also sind's doch die Bilder!" murmelte der alte Rittmeister, der ihnen vom Fenster aus mit seinen Blicken theilnehmend gefolgt war. „Nu, nu, hängt nur die Köpfe nicht so, Kinder, der Kukuck wird sie doch nicht geholt haben! Werden sie schon wieder kriegen, stecken sicher in dem alten Rumpelkasten d'rin. Franz, he, Franz!"

Mit einem: „Herr Rittmeister befehlen?" trat der Bediente ins Zimmer.

„Franz, Du gehst dort zu dem Trödler hinüber!" rief sein Herr ihm zu. „Der hat ein paar alte Bilder, ich glaube, es sind Porträts, sie hängen sonst immer an den beiden Thürpfosten, die kaufst Du und bringst sie gleich herauf."

„Na, na," murmelte der alte Herr, als sich der Bediente entfernt hatte und humpelte, während er auf dessen Rückkehr wartete, an seinem Krückstocke im Zimmer auf und ab, „na, na, sollen auch eine

Freude haben, die armen Dinger, sollen nicht mehr weinen, kann das Weinen nicht leiden."

„So, hast Du sie nun, stell' sie nur gleich hierher!" rief der Rittmeister bald darauf und er wies dem mit den Bildern eintretenden Bedienten einen Stuhl an.

Es waren zwei kleine, alte, mit Wasserfarben gemalte Porträts in unansehnlichen braunen Rahmen. Hinter den trüben, von Rauch geschwärzten Gläsern zeigte das eine auf vergilbtem Papiere einen jungen Mann in altmodischer Tracht. Er trug einen blauen Rock mit hohem Kragen, eine gelbgestreifte Weste, weiße Halsbinde und Stulpenstiefel. Auf einem Stuhle sitzend, stützte er die Hände auf einen dicken, silberbeschlagenen Rohrstock. Das zweite Bild, offenbar das Seitenstück zum andern, stellte eine junge Frau mit hoher Halskrause und reicher Spitzenhaube dar, die in großgeblümten Seidenstoff gekleidet war und, gleichfalls sitzend, in der einen Hand einen Blumenstrauß, in der andern ein Battisttuch hielt. Beide Köpfe schienen dem Maler nicht übel gelungen zu sein, denn in dem hübschen Frauengesichte sowohl, wie in dem ernsten Männerkopfe, erkannte man viel Herzensgüte und Wohlwollen. Die Porträts schienen der Tracht nach aus dem Anfange unseres Jahrhunderts zu stammen. Nach kurzer Betrachtung stellte der Rittmeister die Bilder wieder auf den Stuhl.

„Na, meinetwegen, wenn ihnen das Zeug da Freude macht, das sollen sie haben! He, Franz, komm hier herein!" rief er zur Thüre hinaus.

„Und nun gib Acht!" rief er dem Eintretenden eifrig zu. „Wenn die Schule aus ist, gehst Du hinab und bringst mir die zwei kleinen Mädchen herauf. Du kennst sie leicht, sie sind ganz gleich gekleidet und haben so schöne, große blonde Zöpfe. He, was lachst Du? Willst auch was verstehen von blonden Zöpfen? Oder halt, besser ist, Du gehst gleich zur Trödelbude und wartest dort auf sie. Da kommen sie gewiß hin und der Trödler kennt sie auch. Sag' nur den Kindern, Dein Herr habe die beiden Bilder gekauft und will sie ihnen schenken, verstanden? Dann kommen sie sicher gleich mit."

Ungeduldig hinkte, nachdem Franz wieder fort war, der Alte im Zimmer hin und her, sah jeden Augenblick auf die Uhr und zum Fenster hinaus und innerlich vergnügt schmunzelte er, als er jetzt den Lärm der Kinder unten hörte, die in hellen Haufen aus der Schule strömten.

„Jetzt wird sie Franz bald herauf bringen," hoffte er befriedigt und that noch ein paar Gänge durch das Zimmer. „Werden erst ihre Suppe essen," meinte er dann und humpelte erwartungsvoll wieder zum Fenster zurück. Voll Ungeduld öffnete er endlich seinen Tabackskasten, doch die lange Pfeife, die er in der Hand hielt, konnte er nicht mehr vollstopfen, denn plötzlich stand Franz mit den beiden Mädchen in der Thüre.

Eine Mischung von banger Scheu und froher Erwartung malte sich auf den glühend rothen Gesichtchen und zaghaft thaten sie auf Zureden des Bedienten kaum ein paar Schritte ins Zimmer. Die Kleinere versteckte sich schüchtern hinter die Schwester und zerrte diese wieder zurück nach der Thüre, als sie den großen Hund erblickte, der langsam und bedächtig auf sie zutrabte.

„Kommt nur her, liebe Kinder, seid nicht so schüchtern!" ermunterte der Rittmeister und trat mit seinem freundlichsten Lächeln auf sie zu. „So, gebt mir Eure Händchen!" Damit zog er sie weiter ins Zimmer hinein. „So, so, liebe Kinderchen, jetzt werden wir gleich bekannter miteinander sein. Wie heißt denn Du?" wandte er sich an die Größere.

„Christine," lautete die beklommene Antwort.

„Und Du? Dabei streichelte er das erschrockene Gesichtchen der Kleinen.

„Karoline heiße ich," stotterte sie leise.

„Christine und Karoline also! Seid nur nicht gar so schreckhaft! Fürchtet Ihr denn meinen großen Schnurrbart?" fragte der Rittmeister lächelnd und drehte die Enden des mächtigen Bartes empor.

Beide schüttelten mit dem Kopfe und schauten mit furchtsamen Blicken nach dem großen Hunde, der aufmerksam dicht daneben stand.

„Ja so, Diana ist da!" rief lächelnd der alte Herr. „Komm, Diana, komm!" lockte er den Hund zu sich und als derselbe

nun den klugen Kopf an seinen Herrn lehnte, nahm er die Hände der sich sträubenden Kinder und legte sie sanft auf den Hals des Thieres. Dadurch ermuthigt, faßten sie Vertrauen und streichelten selber den Hund, der sie mit seinen treuen Augen dafür so dankbar anblickte. Nachdem sie nun auch die gefürchtete Diana zum Freunde gewonnen, wurde es ihnen hier in dem fremden schönen Zimmer erst behaglicher und sie bewegten sich bald auch unbefangener.

„So ist's recht, Kinder;" rief der Rittmeister vergnügt. „Nun sagt mir einmal, wer sind denn die da auf den Bildern eigentlich?" Und er hielt den Kindern die beiden Gemälde entgegen.

„Der Großvater, die Großmutter!" riefen die Mädchen in einem Athem und die Freude klang deutlich aus den hellen Kinderstimmen.

„Eure Großeltern!" rief der Alte und nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. „Und Ihr habt sie wohl recht lieb gehabt?"

„O, recht lieb!" sagte Christine mit innigem Ausdruck.

„Recht lieb!" bestätigten die großen glänzenden Augen der kleinen Karoline.

„Nun, dann freut's mich erst recht, daß ich Euch jetzt die Bilder schenken kann."

„Danke, danke schön!" riefen beide Kinder mit glückseligen Mienen, und als die kleine Karoline ihm ihre Arme entgegenstreckte und Christine seine Hand mit Küssen bedeckte, wurde es dem alten Herrn so warm und weich ums Herz, daß er sich mit einem: „Ist schon gut, ist schon gut, Kinder!" hastig abwandte.

„Aber staubig sind sie, die Porträts, ordentlich staubig!" bemerkte er nach einer Weile, als er sah, wie jedes der Mädchen ein Bild in den Händen hielt und mit Blicken voll Liebe betrachtete. „So kann man die Gesichter kaum noch erkennen, sie müssen erst rein gemacht werden."

Schon wollte er zu diesem Zwecke seinen Franz hereinrufen, unterließ es aber lächelnd wieder und seelenvergnügt beobachtete er die Kleinen, die auf seine Worte emsig ihre Taschentücher hervorgeholt hatten und Glas und Rahmen zu reinigen begannen. Es half aber nicht viel, es lag zu viel Staub auch hinter den Gläsern und mit bittender Geberde schob Karoline das Bild des Großvaters dem Rittmeister hin, als dieser sich mit einer Cigarrenschachtel, die einiges Werkzeug enthielt, dem Tische näherte.

„Wartet nur, Kinderchen, das werden wir uns gleich leichter machen," sagte er und zog mit einer kleinen Zange Stift für Stift aus der Rückwand.

Doch halt! Was war das? Als der alte Herr das losgemachte Brettchen aufhob, kam nicht zuerst das Bild, sondern ein zusammengefalteter großer Bogen Papier zum Vorschein, und wie er denselben auseinanderschlug, fiel ein Werthpapier heraus. Ueberrascht hob es der Rittmeister auf und entdeckte eine Hundertthalernote.

„In aller Welt, Kinder," rief er den Kleinen zu, die verwunderte Augen machten, obgleich sie den Werth des Inhalts nicht ahnten — „ich glaube, wir haben einen Schatz gefunden! Jetzt seid nur ganz ruhig und laßt mich erst die Schrift da lesen." Und rasch nahm er an dem Tische Platz und fing an, die festen Züge der alten Handschrift auf dem großen Bogen zu entziffern.

„Dieweil," las er laut, „der Krieg in Schleswig-Holstein ausgebrochen ist und man nicht weiß, wie weit es in diesen unruhigen Zeiten kommen kann, so haben wir unser wenig Erspartes hier in unsern Bildnissen vor den Feinden verborgen. Es ist das Erbe für unsern braven Sohn Konrad Weller, der als Unteroffizier bei den blauen Husaren in Magdeburg steht und gegen die Dänen gezogen ist. Möge ihn der Herr führen und beschützen auf allen seinen Wegen, ihm dieses kleine Vermächtniß segnen und es dem rechtmäßigen Erben in die Hände führen! Das beten wir alle Tage zu Gott.

Konrad Weller,
Christine Weller,
Gärtnerehepaar.

Perleberg, am 30. Februar 1849.

„Konrad Weller! Konrad Weller!" wiederholte der Rittmeister und öffnete hastig den zweiten Rahmen. Als sich auch hier ein Schreiben mit ganz gleichem Inhalte sammt einer Hundertthalernote vorfand, starrte er bald nach den Kleinen, bald nach der Unterschrift. Ernst und

bewegt nahm er Christine bei der Hand.

„Sag mir nur schnell, nur schnell, liebes Kind," stieß er ungestüm hervor, „wer war denn Euer Vater?"

Auf die Antwort des Kindes: „Konrad Weller, erster Wachtmeister bei den blauen Husaren in Magdeburg" — prallte er betroffen zurück.

„Und ihr habt gewohnt?" forschte er in höchster Spannung weiter.

„In der alten Kaserne draußen."

Mit allen Zeichen der heftigsten Aufregung hinkte der Rittmeister im Zimmer auf und ab.

„Sie sind's, ja, sie sind's! Da soll doch gleich — nein, der Profoß soll kommen!" donnerte er und hieb mit dem Stocke durch die Luft. „Einsperren sollen sie ihn, nein, nein, vierzehn Tage auf Latten legen, krumm schließen und eine Zwölfpfünderkugel an den Fuß! Horst! Horst! was hast Du da gethan? Was bist Du für ein undankbarer Kerl?" Damit schlug er sich mit grimmigem Gesichte und geballter Faust vor die Stirne. — „Verlierst Deinen Lebensretter aus dem Auge, hörst später, daß er mit Tod abgegangen und kümmerst Dich nicht um seine Hinterbliebenen, bis der Finger Gottes selber sie Dir zeigt," fügte er dann mächtig ergriffen hinzu und der grimme Ausdruck in den wetterharten Zügen ging in völlige Weichheit über. „Freilich lag ich dazumal selber auf dem Krankenbette," murmelte er leise in den Bart, „und konnte an nichts Anderes denken, als an den höllischen Schmerz in meinem Beine und mußte obendrein den Dienst quittiren — den Konrad Weller hätte ich aber doch nicht vergessen sollen! War nicht recht das!" Und er schüttelte mißbilligend das silberweiße Haupt.

Als er sich endlich wieder nach den Kindern umwandte, sah er, wie die kleinen Mädchen sich erschrocken in eine Ecke drückten und ängstlich zu ihm aufschauten. Da bot der Alte seine ganze Liebenswürdigkeit auf, sie wieder zu beruhigen.

„Na, na, Kinder," lachte er durch seine Wehmuth hindurch, „das geht ja Euch nichts an, das gilt Alles bloß dem alten Rittmeister Eures Vaters, dem undankbaren Menschen! Aber seid nur zufrieden, Kinder, ich will wieder gut machen, ja, gewiß und wahrhaftig!"

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und zog die Mädchen liebreich zu sich heran.

„So, Karolinchen, komm, liebes Kind!" Mit diesen Worten hob er die Kleine auf sein gesundes Knie, drückte ihr Köpfchen zärtlich an seine Brust und forderte Christine, die sich zutraulich an ihn lehnte, auf, von ihrem Vater zu erzählen.

„Aber fang' nur gleich da an," sagte er, „wo er von dem Feldzuge zurückkam, denn das Vorhergehende weiß ich Alles schon, und daß die Mutter mit im Felde war."

„Mit dem Vater," berichtete das kleine Mädchen, „ist vor vier Jahren auch die Mutter zurückgekommen. Ich weiß es noch ganz gut, die Mutter sah sehr blaß aus, sie hatte im Felde ein paarmal am Fieber gelitten. Den Vater haben sie aber auf einem Wagen gebracht, und er mußte gleich zu Bett. Ins Lazareth wollte er nicht, und so hat die Mutter eine kleine Wohnung am Altenmarkt gemiethet. In sechs Wochen konnte der Vater wohl wieder ausgehen, aber den ganzen Winter über mußte er immer husten und konnte nicht recht athmen, denn er hatte einen Lanzenstich in die Brust bekommen. Im Frühjahr wurde er wieder kränker und schon am zwölften März brachten sie ihn hinaus vors Sudenburger Thor. —"

Da erstickten Thränen ihre Stimme, und seinen liebevollsten Zuspruch mußte der alte Herr aufbieten, bis Christine ihren Schmerz bekämpfte und weiter zu erzählen vermochte.

„Die Mutter wollte nun auch nicht mehr in Magdeburg bleiben," fuhr sie fort, „und auf die Einladung unserer alten Base Dörthe, bei der wir noch jetzt sind, zogen wir hierher. In der Friedrichsvorstadt hatte die Mutter einen kleinen Früchtenhandel angefangen, aber Base Dörthe meint, sie konnte das Klima hier nicht recht vertragen. Sie wurde von Jahr zu Jahr kränker, das Fieber stellte sich wieder ein und das Geschäft wollte auch gar nicht recht gehen. Eine Miethe waren wir schon schuldig und als die zweite fällig war, wurden uns vom Hauswirth alle unsere Sachen genommen, und ich glaube, das hat unserer armen

Mutter den Todesstoß gegeben. Sie hat es nicht lange überlebt — es sind jetzt gerade drei Monate — und wir haben so von Herzen gebeten, man möchte uns nur die zwei Bilder lassen — —" konnte das gute Mädchen kaum noch hervorbringen, dann barg sie das Gesicht in ihrem Tuche und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die Kleine schluchzte schon lange an der Brust des alten Herrn und ihn übermannte selber fast die Rührung.

„Die Großeltern lebten wohl auch nicht mehr, als Eure Eltern aus dem Feldzuge heimkamen?" fragte der Rittmeister nach einer Weile.

„Kurz vorher und schnell nacheinander sind sie gestorben," sagte Christine, und eine bittere Betrübniß klang aus den Worten der kleinen Enkelin.

„Wart Ihr vielleicht bei den Großeltern während des Krieges?"

Die Kinder nickten. „Sie waren so gut mit uns und haben uns so lieb gehabt;" sagte Christine, „und als sie Beide schon krank waren, ist die Pathe aus Magdeburg gekommen und in Perleberg geblieben, bis sie — draußen auf dem Kirchhof lagen. Die Pathe hat uns nach Magdeburg gebracht und so lange behalten, bis die Eltern zurückkamen."

„So haben sie aber ausgesehen, wie sie noch jung waren!" erklärte die Kleine plötzlich ganz eifrig und deutete mit dem Fingerchen auf die Bilder, doch wie verschämt über ihre Kühnheit, versteckte sie das erglühende Gesicht schnell wieder an der Brust des alten Herrn.

„Und wie die Großmutter schon todt war, und der Großvater nicht mehr sprechen konnte," fügte Christine bei, „hat er so oft und so bedeutsam auf die Bilder an der Wand gezeigt und mich und Karolinchen dabei angesehen und uns zugenickt, zum Zeichen, daß sie uns gehören sollten."

„Und jetzt," nahm der Rittmeister in tiefer Bewegung das Wort, „hat Eure kindliche Liebe und Dankbarkeit diese Bilder wieder in die rechten Hände gebracht, sie gehören wieder Euch, und Ihr werdet sie als ein theures Vermächtniß hoch in Ehren halten."

Dann legte er unwillkürlich seine Hände wie segnend auf die blonden Häupter der Kleinen und es schien, als ströme sein biederes Soldatenherz über von Zärtlichkeit und Liebe, solch ein unendlich milder Zug spielte um seinen Mund, und das feuchte Auge haftete lange und innig auf dem verwaisten Kinderpaare.

Nach längerer Pause erst des Wortes wieder mächtig, hub er an: „Die Köpfchen in die Höhe, liebe Kinder, und nicht mehr traurig sein! Eure guten Eltern und Großeltern schauen vom Himmel herab auf Euch und ihr Segen wird Euch begleiten und schirmen Euer Leben lang. Dieser Segen bringt Euch jetzt schon Glück, hat mein Auge auf Euch gelenkt und Euch zu mir geführt. Dieser Segen setzt Euch in Besitz Eures rechtmäßigen Erbes, und habt Ihr mich nur ein klein wenig so lieb wie Eure Heimgegangenen dort oben, werde ich Euch ein zweiter Vater sein. Eine gute Mutter wird sich für Euch auch schon finden, dafür laßt nur mich sorgen. Jetzt seid nur ganz getrost, der liebe Gott hat Alles wunderbar gefügt: Wer Vater und Mutter ehrt, dem muß es ja wohl ergehen auf Erden! Laßt die Papiere und Alles inzwischen hier, ich werde die Bilder wieder zusammenfügen, und Ihr kommt nach der Schule gleich wieder herauf zu mir. Hört Ihr, gleich nach der Schule!"

Der gute Rittmeister! Er hatte die Herzen der Kinder schon vollständig gewonnen. So liebevoll war ja außer der alten Base seit Langem Niemand mit ihnen gewesen! Vertrauensvoll reichten sie ihm die Hände und schauten in die Augen, die so väterlich auf ihnen ruhten, vertrauensvoll überließen sie ihm ihre lieben Bilder, und nachdem sie versprochen, sich nach der Schule pünktlich einzufinden, verließen sie das Zimmer.

Die umgewandelte Familie.

Ich war noch sehr jung, als ich das väterliche Haus verließ und von meiner Mutter getrennt wurde. Mein Vater lebte in Languedoc, einer der schönsten Gegenden Frankreichs, und brachte das ganze Jahr auf seinen Gütern zu, was ihn nöthigte, mich, nachdem ich mein neuntes Jahr erreicht hatte,

zu meiner Erziehung in ein Institut nach Paris zu schicken. Bis zu diesem Alter hatte meine Mutter allein die Sorge meiner Erziehung. Jeden Tag widmete sie meinem Unterrichte einige Stunden und ließ mich öfters in der heiligen Schrift lesen, welche sie mir dann auf eine einfache rührende Weise erklärte. Diese Uebungen, so wie meine Morgen- und Abendgebete, und die Predigten, welche ich Sonntags hörte, waren die einzigen Förderungsmittel in dem christlichen Glauben, deren ich mich damals zu erfreuen hatte. Ich hatte drei Jahre in der Erziehungsanstalt zu Paris zugebracht, als mein Vater einen seiner Freunde bat, mich mit nach Languedoc zu nehmen, um dort meine Ferien zuzubringen. Der Gesundheitszustand meiner Mutter hatte sich so sehr verschlimmert, daß die Aerzte die größte Besorgniß deßhalb hegten. Sie war so verändert, daß ich sie kaum wieder erkannte. Obgleich ich sehr jung war, fühlte ich den tiefsten Kummer und konnte kaum dieses bleiche und leidende Antlitz ansehen, das früher so zufrieden und glücklich aussah.

Eines Morgens ließ mich meine Mutter früher als gewöhnlich, gleich nach sechs Uhr Morgens, holen. Ich fand sie im Bett sitzend auf ihre Kissen gestützt. Sie hielt die Bibel vor sich geöffnet und ein Ausdruck des Friedens und der Hoffnung leuchtete aus ihrem blassen Angesicht.—Die Fenster waren offen, und der Duft der Blumen, so wie der Gesang von tausend Vögeln, pries die unendliche Größe und Güte Gottes, des Schöpfers des Weltalls. Meine Gefühle waren sehr aufgeregt, ich wagte kaum, mich dem Bette meiner Mutter zu nähern. Sie streckte ihre Hände nach mir aus, umarmte mich liebevoll, und als ich mich an ihr Bett gekniet hatte, erhob sie ihre Augen gen Himmel und betete inbrünstig.— „Mein theures Kind," sagte sie mit ruhigem festem Tone zu mir, „ich wünschte dich heute Morgen frühe zu sehen, weil mir nur noch wenige Augenblicke zu leben vergönnt sind. Laß dich dies nicht betrüben, denn das längste Leben ist sehr kurz im Vergleich zur Ewigkeit! Wir werden bald wieder auf immer vereinigt sein, mein Sohn. Gott wird dich nicht verlassen, aber du mußt dich ihm weihen, um ihm zu leben und zu dienen."

Meine Mutter schwieg, eine Thräne entfiel ihrem Auge und sie fügte mit zitternder Stimme hinzu: „Du mußt ihm besser dienen, als ich es gethan habe."— Ich sah sie erstaunt an.

„Ja, mein Sohn," sagte meine Mutter, „in diesem Augenblicke, wo mir die Welt entschwindet, wo ich Gott Rechenschaft von meinen Werken geben soll, kann ich sagen, daß mir der Herr erlaubt, in Frieden zu scheiden; daß ich meine Seele, mit der festen Ueberzeugung, Theil an seiner Barmherzigkeit zu haben, in seine Hände übergebe, denn das Blut meines Erlösers hat meine Schuld getilgt, und nur durch ihn bin ich gerechtfertigt. Jedoch schmerzt mich eine Sache, welche ich hoffe, durch das Versprechen, welches ich von dir zu erhalten wünsche, wieder gut zu machen." — Hierauf zeigte meine Mutter mit dem Finger auf einen Vers der heiligen Schrift, welchen ich las: Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. — „Siehe," fuhr sie fort, „was ich hätte thun sollen, und was ich nicht gethan habe. Ich diente Gott in meinem Herzen, aber ich habe keinen Gottesdienst in meiner Familie eingeführt. O zu welchem Segen würde diese heilige Pflicht mir und uns Allen geworden sein; ich dachte: ich liebe Gott und unterließ ihm zu dienen. Mein Sohn, vielleicht wirst du eines Tages Familienvater werden, versprich mir, daß du dich dann der letzten Augenblicke deiner Mutter erinnern und den Herrn durch einen täglichen Familiengottesdienst ehren willst." Die Hand meiner Mutter mit Thränen benetzend, versprach ich ihr, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Sie schien zufrieden und befahl mir an, mein Versprechen nicht zu vergessen.

Ich will die traurigen Auftritte nicht beschreiben, welche auf diese Unterredung folgten—meine Mutter entschlief in dem Herrn.—

Einige Wochen später verließ ich aufs neue mein Vaterhaus, in welchem die Trauer herrschte, das mir aber theurer als je zuvor geworden war. Ich hatte eine Schwester, drei Jahre jünger als ich, und zwei Brüder waren zwischen uns

beiden; sie faßten den Verlust nicht, der sie betroffen hatte; ach! ich selbst kannte ihn nicht.—

Ich ergab mich meinen Studien, und es vergingen mehrere Jahre, ehe ich nach Languedoc zurückkehrte. Mein Vater kam jährlich nach Paris, um mich zu besuchen. Diese Reisen dienten dazu, ihn seinen Kummer vergessen zu lassen, welchen die Zeit nicht gelindert hatte. Als ich achtzehn Jahre alt war, verließ ich das Institut und kehrte nach Hause zurück. Ich hatte meine Brüder und meine Schwester seit unserer letzten Trennung nicht gesehen und ich fand dieselben so verändert, daß ich so zu sagen von neuem ihre Bekanntschaft machen mußte; allein eine innige Zuneigung verband uns sehr bald vollkommen.

Meine Schwester sah meiner Mutter auffallend ähnlich. Ihre geistigen Fähigkeiten waren sehr entwickelt, sie suchte so viel es in ihren Kräften stand, die Stelle einer Mutter auszufüllen und die Pflichten derselben zu übernehmen. Allein alle ihre Bemühungen waren unzureichend, und ich war tief betrübt, die Ordnung, den Frieden und die Eintracht zu vermissen, welche ehemals hier geherrscht hatten. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich zuweilen des Herzens meines Vaters und machte ihn für die häuslichen Pflichten unfähig; dessenungeachtet widmete er viel Zeit der Oberaufsicht über die, hauptsächlich auf geistige Bildung beschränkte Erziehung seiner Kinder. Während der Unterrichtsstunden verlangte er eine unermüdete Aufmerksamkeit; für die übrige Zeit fand kein Zwang statt, und er ließ seine Kinder ohne alle Sorge, ausgenommen für ihre körperliche Pflege, aufwachsen. Seine Dienstboten überließ er immer mehr sich selbst; sie mißbrauchten sein Vertrauen, lebten mit einander in Streit und gaben den Einwohnern des Dorfes ein böses Beispiel. Eines Abends fühlte ich mich durch einige unangenehme Begebenheiten, deren Zeuge ich war, sehr niedergeschlagen. Ich wünschte das Zimmer meiner Mutter zu besuchen; es war gewöhnlich verschlossen, ich betrat es mit einem Gefühle von Furcht. Es war unverändert geblieben, Alles stand an derselben Stelle; mein Herz schlug heftig, als meine Blicke auf die Gegenstände um mich her fielen, ich sank neben dem Bett auf meine Kniee und weinte heftig. Die letzten Worte meiner Mutter tönten in meinem Herzen wieder; ich hörte ihre zitternde Stimme sagen: „Mein Sohn, du mußt dich Gott weihen, du mußt ihm dienen.“ — „Ja, Herr!“ rief ich, „ich leiste dies heilige Versprechen, aber wie viele Schwierigkeiten umgeben mich! Wie soll ich die Wünsche meiner sterbenden Mutter erfüllen? O Gott, stehe mir bei, unterstütze meine Schwachheit.“ — Ich verharrte so lange Zeit, Gott um seinen kräftigen Beistand anzuflehen; nach und nach ward meine Seele ruhiger, und ein unaussprechlicher Friede kam in mich. Ich erhob mich voll Vertrauen, und dem Rufe der Pflicht folgend, ging ich ohne Zögern zu meinem Vater, welcher zu dieser Stunde gewöhnlich allein in seinem Arbeitszimmer war. Ich war verlegen und verwirrt, als ich mich ihm nahete, ich erhob mein Herz zu Gott und fühlte mich gestärkt. Als ich nun zu meinem Vater trat, bemerkte er meine Bewegung; er sah mich freundlich an und befragte mich um die Ursache meiner Unruhe. „Die Besorgniß, deinen Kummer wieder aufzuregen, hat mich oft abgehalten, von meiner Mutter zu sprechen; doch nun zwingt mich die Pflicht, von ihr zu reden und einige dir unbekannte Umstände zu erwähnen.“ — Mein Vater schien zu wünschen, daß ich weiter fortfahre. Ich erzählte ihm also Alles, was sich zugetragen hatte, ohne ein einziges Wort meiner Mutter auszulassen. — Ich endigte meine Mittheilung mit einer Ruhe, welche mir bewies, daß wir niemals an dem Beistande Gottes zweifeln sollten; denn er ist bereit, ihn allen denjenigen zu ertheilen, welche ihn darum anflehen. — Mein Vater konnte mir nicht augenblicklich antworten, jedoch sagte er mir sehr bald: „Mein Sohn, warum hast du mir diese peinlichen Mittheilungen gemacht? Zählst du denn auf mich zur Erfüllung der Wünsche deiner Mutter?“ Ich antwortete: „Ja.“

Mein Vater zögerte, er schien in tiefe, traurige Gedanken versunken. Einen häuslichen Gottesdienst zu beginnen,

hauptsächlich wenn er selbst die Leitung desselben übernehmen sollte, schien ihm unmöglich, obgleich er wünschte, daß er stattfinde. „Morgen, mein Sohn, will ich dir eine bestimmte Antwort geben, bis dahin laß mich allein."

Ich verließ meinen Vater, doch bevor ich in mein Zimmer zurückkehrte, holte ich mir die Bibel meiner Mutter, welche ich in ihrer Stube auf demselben Tische fand, auf dem sie immer lag; ich nahm sie mit mir und brachte den größten Theil der Nacht damit zu, jene Stellen zu durchlesen, welche sie mir öfters erklärt und die sie alle gezeichnet und mit eigner Hand unterstrichen hatte. Während ich dies that, fühlte ich, daß wir nicht getrennt seien, daß mein Geist durch ein mächtiges, geheimnißvolles Band mit dem glücklichen und verklärten Geiste meiner Mutter verbunden sei. Den folgenden Tag war ich sehr ruhig, und als ich meinen Vater sah, hatte ich die feste Ueberzeugung, Gott werde Alles zu unserm wahren Besten leiten.

Mein Vater führte mich in den Garten und sprach ungefähr in folgenden Worten zu mir:

„Mein Sohn, ich kann dem Wunsche, welchen du mir gestern aussprachst, nicht willfahren, ich wünsche, daß meine Kinder die Religion lieben und Gott gehorchen, jedoch muß ich sehr darauf sehen, Alles zu vermeiden, was ihrer Frömmigkeit einen Schein von Hochmuth oder Prahlerei geben könnte. Alles, was Gott von uns verlangt, ist, daß wir ihm mit Freudigkeit dienen, indem wir unsere Herzen und unser Leben den Vorschriften des Evangeliums unterwerfen. — Alles, was darüber geht, denke ich, erfüllt das Herz mit Hochmuth und Selbstgefälligkeit." —

Ich war sehr betrübt durch diese Antwort meines Vaters, aber ich fühlte, daß ich weder seine Ansichten ändern, noch sein Herz rühren könne. Mein Vater bemerkte meinen Kummer, und indem er meine Hand ergriff, fuhr er fort: „Es ist mir bei meinen häuslichen Beschäftigungen unmöglich, die Pflichten eines Pfarrers zu übernehmen; laß dich dies nicht befremden, mein Sohn, jedoch bin ich keineswegs dagegen, daß deine Schwester, wenn du weg bist, diese Sorge übernimmt, und alles das für deine Brüder thut, was deine Mutter für dich gethan hat; sie kann die Bibel mit ihnen lesen, sie kann, wenn ihr es wünscht, mit ihnen beten; Alles, was ich dabei verlange, ist: daß es in aller Ordnung mit der größten Einfalt und in der Stille geschehe." —

Nachdem mein Vater dies gesagt hatte, verließ er mich; ich eilte zu meiner Schwester, welcher ich Alles mittheilte, was sich zwischen uns zugetragen hatte. Sie hörte mir mit Theilnahme und Aufmerksamkeit zu und bat mich, sie bei einem so ernsten Unternehmen anzuleiten. Ich suchte ihr aus der heiligen Schrift die Wichtigkeit desselben zu zeigen.

Den nächsten Tag vereinigten wir uns in dem Zimmer meiner Mutter, baten Gott demüthig, unsern Gottesdienst gnädig anzunehmen und uns selbst durch seinen heiligen Geist zu lehren, ihm jeden Tag unseres Lebens zu dienen. Hierauf las ich ein Capitel in der Bibel und endigte mit einem nochmaligen Gebete. Mehrere Tage entledigte ich mich dieser Pflicht mit vieler Freudigkeit; bald ward es jedoch nöthig, daß ich mein väterliches Haus verließ, um nach Paris zurückzukehren, dort meine juristischen Studien zu vollenden. Meine Schwester versprach mir, das Gebet und das Lesen der heiligen Schrift fortzusetzen. Bis jetzt waren unsere Herzen noch nicht durch die göttliche Wahrheit angezogen: es war mehr ein tiefes kindliches Gefühl der Verehrung, als der Wunsch, unserm himmlischen Vater zu gefallen, was uns zu diesem Dienst antrieb.

Nach meiner Zurückkunft nach Paris blieb ich beharrlich bei meinem gefaßten Vorsatze, jeden Tag mit einer Stunde des Gebets und der Betrachtung zu beginnen. Nach und nach ward es licht in meinem Herzen; ich fühlte mein Elend, meinen Zustand der Sündhaftigkeit und meine Verdammung vor Gott. — Meine Seele war in einem Gefühle der Angst bei dem Gedanken, daß Gott mein Richter sei; doch bald fühlte ich die Freude der Erlösung und verlangte mit Eifer nach der Gewißheit des Heils, das uns durch Jesum Christum angeboten ist. Von diesem Augenblicke an war Alles in meinem In-

nern verändert; eine unsichtbare Macht besänftigte meine aufgeregten Gefühle und verbreitete Ruhe, Frieden und eine freudige Hoffnung über mein ganzes Wesen. Es begann ein neues Leben für mich, ich fühlte mich von der Hand Gottes geleitet, obgleich ich oft Ursache hatte, über meine Undankbarkeit und meine geistige Kälte zu seufzen.

(Schluß folgt.)

Reiseerzählungen.

(Von Bischof J. J. Escher.)

Wer reisen will,
Der schweig' fein still,
Nehm' nicht viel mit,
Geh' steten Schritt,
Tret' an am frühen Morgen
Und lasse heim die Sorgen.

Dem Obigen hätte Franz v. Sittewald jedenfalls noch beifügen sollen:

Mit Gott in einer jeden Sach'
Den Anfang und das Ende mach'.

So oft ich seit meiner letzten, d. h. vorigen Reise nach Europa, an die Möglichkeit der Nothwendigkeit einer nochmaligen Fahrt übers Meer und monatelangen Pilgerschaft in fernem Lande dachte, so graute mir ganz unwillkürlich und recht herzlich, und ich würde mit Freuden irgend einem Bruder, der diese Reise an meiner Stelle gemacht hätte, ein schönes Honorar aus meiner leichten Tasche gegeben haben, um selbst derselben überhoben zu sein.

Ich kann mir nun einmal auch die Anhänglichkeit an die liebe Heimath nicht ab- und das Getrenntsein von den Angehörigen nicht so angewöhnen, daß mir nicht das von Hause Fortgehen je länger je schwerer fiele.

Aber um so weniger darf man sich einer Aufgabe entziehen, je schwerer Einem die Ausführung derselben fällt; denn da ist man in desto größerer Gefahr, sich aus Kreuzesflucht einer „Pflichtversäumniß schuldig zu machen; und davor behüte uns Gott. Nun aber kommt da auch die Pflicht gegen Diejenigen, die Einem nach Gottes- und Menschenrecht vor Andern nahe stehen, in Betracht. Darf man sich diesen um Anderer willen so ganz entziehen? Mir hat diese Frage schon viel zu schaffen gemacht. Wer will mir sie lösen? Sollte Jemand sich berufen fühlen, über diese Bemerkungen ein strenges Urtheil zu fällen, dem möchte ich doch rathen, dasselbe so lange bei sich zu behalten, bis ihm Erfahrungen, wie die, aus denen ich schreibe, eine richtige Beurtheilung der Sache ermöglichen. Und dennoch weiß ich, daß ich's gar sehr viel besser habe, als es mein hochgelobter Herr und Meister in den Tagen seines Fleisches hatte, auch daß viele unserer Reiseprediger es viel besser haben, als sie es hätten, wenn sie nicht Reiseprediger wären, und im Ganzen wäre es sündlich, wenn wir klagen würden. — Doch zu meinen Erzählungen.

Am 26. Mai sagten wir den Lieben zu Hause Lebewohl — mit welchen Gefühlen, das sage ich hier nicht. Zwei der Meinigen reisten mit; denn man bestand darauf, ich dürfe dieses Mal nicht allein gehen. Der Extraschnellzug brachte uns noch am Abend desselben Tages nach Cleveland, woselbst sich unsere lieben Reisegefährten, Br. G. F. Spreng und seine Nichte, unserer Gesellschaft anschlossen, und woselbst denn auch der hochgeschätzte Editor des Evang. Magazins, der Hauptbuchverwalter, Br. und Schw. Schnatz, nebst noch einigen andern l. Geschwistern und Bekannten uns am Bahnhof begegneten, um uns Adieu zu sagen und ihre besten Wünsche auf die Reise mitzugeben; worüber wir uns recht herzlich freuten. Br. W. H. v. Siegen (versteht sich, unser lieber Bruder, den wir sonst einfach als Horn bezeichnen) gab mir auch einen recht brüderlichen Labetrunk aus seiner poetischen Quelle mit auf die Reise, den ich aber wenigstens vorderhand selbstsüchtig allein genießen will; später sage ich vielleicht, was es ist.

Nach kurzem Aufenthalt ging es mit demselben Zug weiter in die dunkle Nacht hinein nach Buffalo zu. Hier trafen wir Morgens etwa 4 Uhr ein, und auch hier erblickten wir eine Anzahl bekannter Angesichter, als wir in den Bahnhof hinein fuhren. Es waren dies unser l. Br.

Bauer, mein Schwager, T. Schneider, derzeit Stationsprediger in Buffalo, und die Schwägerin, Br. und Schw. A. Hofheinz, Schw. Münz von Lyons und Br. J. Sauer von Canada, die in der frühen Morgenstunde dahin gekommen waren, um uns des Herrn Jesu und seiner Engel Geleit auf die Reise zu wünschen. Dank den theuren Geschwistern! Wir konnten uns zwar nur wenige Minuten mit ihnen unterhalten, waren aber herzlich froh, selbst für das Wenige. In Utica wiederholte sich dieselbe angenehme Erfahrung durch die Anwesenheit des l. Br. Schaaf und eines andern Bruders und der Schw. Wasner, die uns nach ihrem Brauch Marthadienste erwies, nämlich am Bahnhof.

Mit Sturmwindsschnelle fuhren wir am Mohawk und dann am Hudson, den einzig schönen Hudson hinab — in vier Stunden legten wir 146 Meilen zurück — und kamen am Abend des zweiten Tages um halb 7 Uhr in New York an. Hier empfing uns unser freundlicher Br. Guhl und brachte uns ermüdete Reisende theils in seiner, theils in Br. Kurtz' gastlicher Wohnung zur angenehmen Ruhe.

Nun sollte ich freilich auch noch erzählen, was ich auf dieser tausendmeilen weiten Reise gesehen, gehört und gedacht habe. Aber das fällt mir so schwer, daß ich es hier auf dem schaukelnden Dampfschiff und umgeben von einer lärmenden Menge gar nicht unternehmen mag. Zudem sah ich nichts Neues, denn ich machte denselben Weg schon oft; hörte auch nichts Besonderes, und was ich dachte, das — sei gedacht.

Der Mittwoch wurde verbracht mit den nöthigen Anordnungen für die Seereise. Am Abend hielt Br. Spreng eine köstliche Predigt in Br. Guhl's Kirche. Wir „freuten uns innig in dem Herrn." Am Donnerstag, den 29. Mai, gingen wir in unser Gefängniß, das Dampfschiff Silesia.

Wir waren von den Ersten an Bord und hatten somit Gelegenheit, die herbeiströmenden Passagiere, mit den sie begleitenden Freunden, die letzten Unterhaltungen vor der Trennung, das letzte Händedrücken, die Scheideküsse, die Abschiedsthränen, die, beiläufig gesagt, hie und da aus dem Bier- und Weinglas flossen, zu beobachten. Um halb Drei gab die Schiffsglocke das Zeichen zur Abfahrt, Br. und Schw. Guhl und Br. Kurtz, die uns auf das Schiff begleitet hatten, empfahlen uns dem Schutze Gottes. Um Viertel vor drei setzte sich die Maschine in Bewegung und wir fuhren die schöne Bucht hinab dem Weltmeer zu. Ich wiederhole hier, mir graute vor dieser Fahrt und nur Drang und Zwang hatte mich dazu gebracht, sie noch einmal — zum vierten Mal — zu unternehmen. Soll ich die Ursache dieses Grauens angeben? Es muß versucht werden, wenn's begriffen werden soll. Es ist wahr, es reisen heutigen Tages viele Leute übers Meer, um sich Vergnügen zu suchen; aber die meisten bereuen ihre Thorheit, ehe sie die Hälfte des Weges zurückgelegt haben. Und mit gutem Grund. Wer zum Vergnügen reisen will, der hat in Amerika selbst die schönsten Gelegenheiten dazu; ebenso wer Sehenswürdigkeiten sucht. Willst du Naturschönheiten mit Erhabenem verbunden sehen, so mache eine Reise auf dem Hudson River, der an solchen den Rhein übertrifft. Bist du lüstern, auch einmal die Empfindungen einer Seekrankheit kennen zu lernen, so fahre von Buffalo nach Chicago, so kannst du die völligste Befriedigung erlangen, und hast nebenbei noch Genüsse, die dir eine Reise übers Meer nicht gewährt. Oder suchst du Kunstleistungen der Menschen, so findest du sie in Amerika wenigstens frischer, wenn auch nicht so reif und vollendet, wie in Europa, und das Alles mit viel weniger Kosten als eine ordentliche Reise nach der alten Welt nothwendig macht. So urtheile ich, will mich aber gar nicht streiten mit Solchen, die anderer Meinung sind.

Noch ehe wir aus der Bay von New York ins Meer hinaus kamen, wurden die hungrigen Passagiere der zweiten Cajüte — ihrer etwa 170 — zur Tafel gerufen. Gegenüber unserer kleinen Gesellschaft hatten mehrere Herren und Damen von Buffalo Platz genommen. Diese waren nicht nur hungrig, sondern auch durstig, so durstig, daß mehrere Flaschen Wein und Bier erforderlich waren, den Durst zu stillen und, wie einer der

Herren sich äußerte, den Abschiedsschmerz zu ersäufen. An Späßen und Phrasen, bei denen selbst das Heiligthum Gottes in den Koth der Fleischlichkeit gezogen wurde, fehlte es auch nicht. Tonangeber war ein „Geistlicher". Dieses wüste, unordentliche Wesen und Lästern eben ist eins von den fast unausstehlichen Uebeln, denen man auf diesen Schiffsgefängnissen nicht ausweichen kann, wenigstens in der zweiten Cajüte und im Zwischendeck nicht.

Unser Dampfschiff, Silesia, der Hamburger Linie angehörend, ist ein stattlicher Kasten, wohl eins der besten Dampfschiffe, die das Meer befahren, 361 Fuß lang, 42½ Fuß breit, 35 Fuß und 5 Zoll tief und hat 3200 Tonnengehalt. Kapitän Hebich, Offiziere, Mannschaft und Bedienung sind recht ordentliche Leute, wie man das auf diesen Seedampfschiffen überhaupt findet.

Gern würde ich das auch von den Passagieren sagen, wenn es nur mit Wahrheit könnte gesagt werden. Schöne Ausnahmen gibt's allerdings, aber es sind eben nur Ausnahmen, die Mehrzahl, namentlich in der zweiten Cajüte, führt ein Leben, das uns, die wir eine ordentliche Erziehung genossen haben und religiös sittlichen Grundsätzen huldigen, einfach anekelt. Und doch m u ß man dabei sein, muß das Zechen und Spielen bis zur Mitternachtsstunde mit ansehen, das oft lästerliche Possenreißen anhören, ohne ausweichen zu können. Ach, wie verthieren sich doch diese Menschen durch ihre thierischen Genüsse und ihr fleischliches Leben! Es hat aber, wie schon bemerkt, schöne Ausnahmen, manchmal, wo man sie nicht suchte, was ich auf meinen Reisen schon oft in Erfahrung gebracht habe, und was mich auch schon längst von einer Beschränktheit im Urtheil über anders Denkende heilte, die Einem beim engbegrenzten Heimathsleben so gern anklebt, und die so leicht zu liebloſem Tadeln und Richten verleitet.

Der erste Tag unserer Fahrt war ein recht angenehmer und, man möchte sagen, verlockender, der dem Unkundigen einen gar täuschenden Begriff von einer Reise übers Meer beibrachte. Aber der zweite, der Samstag vor Pfingsten, wirkte mit seinem starken Nordwestwind schon richtigere Begriffe und nöthigte gar Manchen zu dem schon hohen Ueberfahrtsgeld noch eine Extramitgabe ab — ein Tribut, der mit Ach und Weh entrichtet wurde, von dem auch mein lieber Reisegefährte, Br. Sp., trotz seiner männlichen Gegenwehr nicht verschont blieb. Der Pfingstsonntag hingegen war wieder so schön, heiter und ruhig, wie man's auf dem Meere gar nicht besser wünschen kann; was auch den meisten unserer Seekranken Erleichterung, doch lange nicht allen Wohlbefinden brachte. O, wie sehnten wir uns an diesem Tage nach dem Hause des Herrn und den schönen Gottesdiensten desselben! Wir erbauten uns im Stillen so gut, wie es eben ging, und Gott war uns nahe.

Montag, 2. Juni. Nebel, Regen und gegen Abend starker Südwestwind. Viel Seekrankheit an Bord.

Dienstag, 3. Hoher Wind und wilde See. Nur wenig Passagiere auf dem Verdeck, noch weniger an der Tafel. Auch unsere kleine Gesellschaft hielt sich fast den ganzen Tag im Versteck. Viele unheimliche Wehlaute in den Schlafzimmern. Am Abend wurde es etwas ruhiger; wofür Dem, der Wind und Meer in seiner Hand hält, recht herzlich Dank gesagt wurde.

Mittwoch, 4. und Donnerstag, 5. Recht angenehm. Wir Sonderlinge, die wir nicht zechen, keine närrische Possen treiben und das gemeine Leben der Menge als tief unter unserer Würde halten, unterhielten uns recht traulich mit einander, besprachen uns über die Größe, Weisheit und Wundermacht unseres Gottes, der Himmel, Erde und das Meer, sammt Allem, was drinnen ist, gemacht hat, und freuten uns seiner Güte und Herrlichkeit. Herr, wie sind deine Werke so groß! Wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.

Fkeitag, 6. Gestern Abend organisirten sich die Verehrer des Fleischesgottes in eine „Narrengesellschaft," mit Präsidenten, Sekretären ꝛc.; heute wurde denn die erste regelmäßige Narrenversammlung öffentlich abgehalten, und es war eine Narrenversammlung der gemeinsten Narrheiten. O, wie edel und köstlich erscheint Einem da im Contrast unsere gött-

liche Religion, und wie hoch lernt man da auch unsere theure Evangelische Gemeinschaft mit ihrem Gott verherrlichenden und Menschen veredelnden Werk schätzen! Von Fehlern, Mängeln und Gebrechen sind wir wohl auch nicht frei, das erkennen wir mit tiefer Beugung vor Gott; aber dessenungeachtet ist doch der Unterschied zwischen uns und ihnen, wie zwischen Licht und Finsterniß. Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist!

Und wie gut ist's doch auch, wenn Eltern ihren Kindern von früh an die Grundsätze der veredelnden Jesusreligion einprägen! Ei, der bloße Gedanke an meinen Vater und meine Mutter ließ mir's schon gar nicht zu, mich mit den fleischlichen Gemeinheiten abzugeben, wie die Menge sie hier treibt.

Aber der Wind erhebt sich wieder ganz kräftig vom Nordosten her und unsere Silesia schwankt und tanzt zum Schlag des lustigen Wellenspiels dahin, daß mir die Ecke, wo ich stehe und diese Zeilen schreibe, doch zu enge wird und ich das Freie suchen will.

Morgen, so Gott will, werden wir in Plymouth, England, eintreffen, und dann am Abend in Cherbourg, Frankreich. Am letztgenannten Ort gedenken wir auszusteigen und dann unsere Reise über Paris nach Strasburg ꝛc. fortzusetzen. Unterdessen adieu!

Dampfschiff Silesia, 7. Juni 1873.

Wer waren wohl die ersten deutschen Christen?

(Von Fr. Zimmermann.)

Gewöhnlich denkt man bei dieser Frage an die Gothen, die im vierten Jahrhundert durch den Bischof Ulfila das Evangelium empfingen. Er war der Erste, der die heilige Schrift in die altgermanische Sprache übertrug und die heilige Schrift das erste Buch deutscher Sprache. Doch aber ist das deutsche Christenthum um ein Beträchtliches älter und läßt sich nach den Ergebnissen sehr bedeutender Forscher zweifelsohne bis in das apostolische Zeitalter zurück führen. Ganz so alt, wie hin und wieder eine übertriebene, patriotische Phantasie gewollt hat, ist es auch nicht. Man meinte nämlich die ersten deutschen Christen in der Wache auf Golgatha, bei der Kreuzigung des Herrn, bereits zu finden. Diese Annahme gründet sich auf die Voraussetzung, daß sich zur Zeit Jesu, unter den römischen Soldaten in Syrien und Palästina, viele deutsche befunden haben, und wurde noch besonders durch eine Schrift aus dem vorigen Jahrhundert, die den ominösen Titel führt: „Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuzigt, Westphälinger gewesen," sehr bestärkt. Wenn sich nun für diese Annahme auch keine bestimmten historischen Daten auffinden lassen, so sind sie um so mehr für unsere oben ausgesprochene Ueberzeugung vorhanden.

In Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, in jenem Theil, der aus der alten Geographie auch als Kleinasien bekannt ist, lag ein im Norden von Paphlagonien, im Osten von Pontus und Kappadocien, im Süden von Phrygien und im Westen von Bithynien begrenztes Binnenland, bergig aber fruchtbar, durchströmt vom Halys, dem einstigen Grenzstrom zwischen Krösus und Cyrus, die drei größeren Städte Ancyra, Possinus und Tavium umschließend, das wegen seiner, aus fremden Landen eingewanderten Einwohner Galatien, oder Gallogräcia d. i. gallisch Griechenland genannt wurde — und hier suchen wir die ersten Spuren deutschen Christenthums. Niemand anders als die Galater des Neuen Testaments wären demgemäß die ersten deutschen Christen gewesen.

Der Name „Galater" scheint zwar die Empfänger des apostolischen Schreibens vielmehr der westwärts von den Germanen wohnenden gallischen oder celtischen, als der eigentlichen germanischen Völkerfamilie zuzuweisen. Hier muß aber wohl erwogen werden, daß zur Zeit, in welcher die Galater in der Geschichte auftreten, Gallier oder Celten, sowohl bei Griechen als Römern noch ein sehr vager Name für alle jenseits der Alpen hausenden Völker war. Erst 113 A. C. n. noch ehe der römische Consul Marius den afrikanischen Krieg gegen Jugurtha beendet hatte, als

nämlich längs der Donau von Morgen nach Abend die Cimbern, von Norden nach Süden die Teutonen die Grenzen des römischen Reiches bedrohten, und während die römischen Legionen im Wüstenlande Afrika's den numidischen Reiterkönig verfolgten, wuchtige Schläge wider die Männer des Südens führten, die sich die Herren der Welt dünkten, und trotzig ihren Antheil an der erzwungenen Erde forderten, wurde der germanische Name bekannt und zugleich furchtbar in der Geschichte. Viele hielten selbst die Cimbern und Teutonen noch für Gallier.

Für uns entsteht nun die Frage, wie diese deutschen Bewohner Galatiens denn nach Griechenland gekommen seien? Darauf ist zu antworten: Noch lange bevor die Cimbern und Teutonen den deutschen Namen der alten Welt bekannt machten, ergossen sich einzelne Stämme aus dem weiten brausenden Meere der celtischen Völkerschaft verheerend über die schönen Fluren des Südens. Bereits im vierten Jahrhundert A. C. n. überfluthe-ten Gallier Italien, nahmen selbst Rom ein und schädigten es sehr durch Feuer. So brachen im Jahre 180 sogar Gallier in Macedonien ein, bekämpften verschiedene Machthaber und setzten sich in der Landschaft Thracien fest, allwo sie das Königreich Tyle gründeten. In ganz ähnlicher Weise drängten sich gleichzeitig andere Schaaren westlicher Völkerstämme, die bislang ganz unbekannt, hinter den gewaltigen Gebirgsvorhängen der Alpen hervor, welche von den Römern ebenfalls Gallier genannt, aber offenbar deutschen Ursprungs, bis an die Ufer des Helle-sponts vor, und blickten sehnsüchtig nach der reichen kleinasiatischen Küste hinüber. Gern würden sie sich auf das jenseitige Ufer verfügt haben, hätten ihnen nur nicht die dazu erforderlichen Schiffe ge-fehlt. Bald aber fand sich eine nicht ge-ahnte Gelegenheit für sie. Es waren nämlich zwischen dem Reiche Bithynien und seinem mächtigen Nachbar Macedo-nien und Syrien beängstigende Kriegs-unruhen ausgebrochen, so daß Nikomedes I., König von Bithynien, der indeß von diesen wackeren Fremdlingen Kunde be-kommen hatte, sie als Bundesgenossen herüber rief. Es waren wohl etwa 20,000 Mann, geführt von zwei Herzogen, Leonarius d. i. Leonhard und Lutharius d. i. Lothar, die auf bithynischen Schiffen übersetzten und denen wahrscheinlich noch zahlreiche Nachzüge folgten. Sie durch-stürmten nun 25 Jahre lang Kleinasien nach allen Seiten, bis sie Attalus, König von Pergamus, im Jahre 240 A. C. n. auf die oben benannte Landschaft, als ihre stehende Grenze beschränkte. Auch schon vor der attalusschen Bestimmung war ihnen von Nikomedes und andern Herr-schern, das Land zu bewohnen, als Sold ihrer Kriegsdienste eingeräumt worden.

Nun erst, nachdem diese Galater setz-haft geworden und sich heimathlich ein-richteten, tritt ihre Nationalität deutlich hervor. Es waren eigentlich drei ver-schiedene Stämme Trocaner, Tolistoboger und Tectosagen, hatten aber die gleichen Sitten und führten die gleiche Sprache. Jeder Stamm theilte sich dann wieder in vier verschiedene Gauen ein; an der Spitze einer jeden dieser Gauen stand ein Fürst und unter ihm ein Richter und ein Heerwart mit zwei Unterführern; doch in einem Falle, wo über Leben und Tod zu richten war, trat eine Rathsversamm-lung von dreihundert an einen bestimm-ten Platz zusammen; die übrigen juristi-schen Angelegenheiten wurden von den Fürsten und Richtern besorgt. In die-ser angedeuteten Verfassung findet man die Grundzüge der altgermanischen Gau-verfassung, ein wesentlich auf Heer und Gerichtsordnung beruhendes Gemein-wesen, mit aristokratischer Vertretung und ohne monarchische Spitze, unverkennbar wieder. Die Stellung der Gaufürsten als Erste unter Ihresgleichen, neben ihnen Herzoge und Grafen, ist durchaus echt germanischen und niemals gallischen Ursprungs.

Der tapfere römische Consul, Julius Cäsar, der doch Gallien sehr genau kann-te und in Germanien selber war, hebt in seinen Berichten über beide Völker, eben die oben dargestellte Verfassung, als charakteristischen Unterschied hervor. Bei den Galliern lag die Rechtspflege nicht in den Händen der Fürsten, sondern der Druiden, d. i. Priester. Zudem berichtet derselbe Cäsar über die Tectosagen als

ein auf beiden Rheinufern sitzendes germanisches Volk.

Ferner bezeugt der wohlbewanderte Kirchenvater Hieronymus im vierten Jahrhundert, daß die Galater zwar griechisch gesprochen, doch damals auch noch immer ihre eigene Volkssprache geführt hätten und zwar eine ganz ähnliche wie die in der Umgegend von Trier. Auch Hieronymus kannte Trier sowohl als Galatien.

Indem nun zu Cäsars und Hieronymus Zeiten in der Umgegend von Trier auch lateinisch gesprochen wurde, wendet man häufig ein, daß es noch nicht bewiesen sei, daß die alten Trevirer ein deutscher Stamm gewesen seien. Wir hingegen halten das Zeugniß von Tacitus und Strabo, aus jener Zeit als durchaus zuverlässig und unwiderlegt. So wollen selbst Baiern, noch zur Zeit der Kreuzzüge in Friedrich Barbarossa's Heer in Armenien d. h. in der Gegend des alten Galatiens ihre heimathliche Sprache vernommen haben.

Getrennt vom nordischen Vaterlande konnte sich natürlich diese deutsche Colonie auf die Dauer den fremden Verhältnissen, von welchen sie sich umgeben sah, nicht verschließen. Es war übrigens ein viel zu reich an Geist und Gemüth begabter Menschenschlag, als daß die asiatisch-griechische und römisch-griechische Cultur nicht fruchtbare Eindrücke auf sie gemacht hätte.

Mit der Aneignung der griechischen Sprache eigneten sie sich den ihnen so sehr verwandten Volksgeist an, woher auch ihre Benennung „Gallogriechen" stammt. Seit dem Jahre 189 A. C. n. als der römische Consul Manlius Vulso in Galatien eindrang und auf Grund der überlegenen römischen Kriegskunst mehrere Siege errang und also das freiheitslie bende Volk unterwarf, kamen sie ebenfalls mit der römischen Bildung in Berührung.

(Schluß folgt.)

Wo Eintracht den Tisch deckt, sitzt der liebe Gott allemal mit zu Gaste.

Zankende Eheleute bauen sich täglich die Hölle.

Ein Gemälde der Stadt.

(Von P. Sch.)

Große Städte, große Sünden, ist ein weltbekanntes, vielbewährtes Sprichwort. Man geht nicht zu weit, wenn man noch den Zusatz macht, daß große Städte die Brutstätten und Treibhäuser des Lasters und der Verbrechen aller Art sind. Ganz abgesehen von den Gräuelthaten, welche unter dem Deckel der Nacht geschehen, ist es schon genug, wenn man auf diese Freveltaten hinschaut, welche blos aus Zufall in dem Gewühl der Welt, als Schaum auf die Oberfläche getrieben werden. Wer auf einem Landdistrikt, sei es hier oder im alten Vaterlande, geboren und erzogen wurde, und wird plötzlich in eine große, volkreiche Stadt versetzt, dem geht es wie einem Vogel, den man aus den Tropenländern nimmt und bringt ihn in eine kalte Region und läßt ihn fliegen; überall wird er das Anmuthige und Ueppige in der Natur vermissen. Auf dem Lande lebt man viel natürlicher als in einer volkreichen Stadt; Alles geht geselliger und harmonischer zu. Die Leute kennen einander und leisten einander „unentgeltliche" Gefälligkeiten. Kommt Jemand in Unglück oder sonstige Verlegenheit, so sucht man einander Hülfe und Beistand zu leisten. In einer großen Stadt ist dieses alles ganz anders; da ist das Leben viel zu unnatürlich, zu künstlich, zu mechanisch, ja man möchte noch hinzufügen, viel zu kalt und gefühllos. Ein Jeder lebt für sich ohne sich viel um den Andern zu bekümmern. Die gegenseitige Abhängigkeit von einander dreht sich alles ums Geld, um den „allmächtigen" Dollar. Der Großstädter lebt in einem gewissen Sinn von allen Menschen unabhängig, sofern kein pekuniärer Gewinn herausblickt; kann man aber etwas dabei „machen," so kann sich oft der Reichste unter den Aermsten herabgeben. Diese scheinbare Herablassung der Reichen tritt besonders bei Stadtwahlen auf das ekelhafteste zu Tage. Da wird der Arme in der Hand des Reichen oft gebraucht wie eine Citrone, um den „Saft" heraus zu drücken, und wenn dieses geschehen, die

trockene Schale als nutzlos wegzuwerfen. Es muß freilich auf der andern Seite auch wieder zugegeben werden, daß in manchen Hinsichten die Verhältnisse in einer Stadt es unmöglich machen, so zu thun, wie man es auf dem Lande gewöhnt ist. Da herrscht z. B. der gesellige Gebrauch auf dem Lande, beim Begegnen einander zu grüßen. In einer Stadt ist diese Regel nicht wohl auszuführen einfach aus dem Grunde, weil die Menge zu groß ist, die da einander auf den Straßen begegnet, die einander in jeder Beziehung fremd ist. Da läuft man kaltblütig an einander vorüber; Jeder hat in der Eile sein eigenes Interesse im Auge. Man kann und darf dies auch dem Stadtmann nicht so hoch anrechnen, weil, wie gesagt, die Verhältnisse in einer Stadt Manches zur Nothwendigkeit machen. Der Landmann kann sich manche Mußestunde erlauben, wenn die Arbeit gerade nicht so dringend ist; das Wachsthum auf seinem Felde geht deßwegen doch vor sich. Bei dem Stadtmann ist dieses alles ganz anders, dieser ist rein auf das Geld angewiesen; Geld ist der einzige Gegenstand für ihn, womit er sich alle seine Lebensbedürfnisse anschaffen kann und muß, folglich das Jagen und Rennen um dasselbe, daß ein Jeder sucht so viel wie möglich dessen habhaft zu werden. Daß aber in dieser Hinsicht der Mensch das natürliche Maß und Ziel nicht zu halten versteht, ist eben das traurige Uebel in der Menschheit, und zeigt klar und deutlich den tiefen Hang des Menschen nach dem Vergänglichen an.

Ich habe die Stadtmenschen schon oft mit einer Heerde Truthühner verglichen, denen der Bauer Korn hinwirft; ein Jedes sucht da so viel zu bekommen als es nur möglich kann, ohne sich im geringsten um seinen Nachbar zu bekümmern. So geht es zu in der Stadt. Geld! Geld! Geld! ist das Losungswort. Man sucht Geld zu machen so viel man kann; um das „Wie" bekümmert man sich nicht, sollte es gleichwohl auf Unkosten seines Mitmenschen geschehen. Ich will aber damit den Landmann von dieser Geldsucht keineswegs freisprechen; leider ist derselbe auch schon längst davon inficirt, ungeachtet ihm die gütige Natur die meisten seiner Lebensbedürfnisse erzeugt und deßhalb nicht nöthig wäre, Geld dafür zu erwerben. Freilich sind die Landleute oft ganz entgegengesetzter Meinung; sie meinen, der Stadtmann habe alles viel bequemer als der Landmann.

Wird Jemand krank, so braucht man keine 5 bis 8 Meilen für den Arzt und nach der Apotheke zu fahren. Braucht man sonst etwas, so kann man es alles in der unmittelbaren Nähe haben. Dieses hat seine volle Richtigkeit. Die Bequemlichkeit liegt aber wieder nicht darin, daß man in der Stadt wohnt, sondern wieder im Geld. Fürs Geld hat man in der Stadt alles bequem; hat man kein Geld, so lebt man unbequemer, als der äußerste Hinterwäldler. Fürs Geld bist du überall willkommen und wirst auch freundlich behandelt; hast du aber kein Geld, so sieht man dich überall gern die Thüre auswendig zu machen, d. h. man sieht dich lieber gehen als kommen. Ich kann hier nicht umhin, eine kleine Abschweifung zu begehen.

Ich betrat einmal einen Eisenwaarenladen, um mir ein Stück Werkzeug zu kaufen. Bei meinem Eintritt war der Laden leer. Der Eigenthümer lief auf mich zu und fragte mich auf die schmeichelhafteste Weise, womit er mir dienen könne? Als ich ihm mein Begehren kund that, wobei freilich nicht sehr viel zu „machen" war, vernahm ich augenscheinlich, wie seine superlative Höflichkeit plötzlich einen comparativen Charakter annahm. Im nämlichen Moment betrat ein anderer Mann den Laden, welchen er kannte, und bei welchem auch mehr zu machen war. Dieser Zwischenfall hatte auf den Mann solche Wirkung, daß seine Höflichkeit (um mich der Wettersprache zu bedienen), welche noch kurz vorher auf Fieberhitze stand, plötzlich unter den Gefrierpunkt hinabsank. Auf Alles, was ich fernerhin fragte, gab er mir einsylbige Antworten. Mit der größten Stumpfheit legte er mir endlich den verlangten Gegenstand vor; weil es aber nicht der rechte war, und ich ihm eine nähere Beschreibung gab, so gab er mir zur Antwort, er habe ihn nicht. Ich konnte freilich dem Manne in die Falten seines Herzens hineinschauen. Ich verließ den

Laden, selbstverständlich mit meinen eigenen Betrachtungen, und wenigstens einer Erfahrung reicher.

Oft sind mir schon Stillings Worte in den Sinn gekommen. „Habe Geld und sei ein Schurke, und du wirst überall geehrt sein; habe kein Geld, aber der ehrlichste Charakter, und du bist verachtet." Nimmt man an, daß Stilling, als ein Deutscher in Deutschland, diese Worte niederschrieb, wo das Jagen ums Geld bei weitem in keinem solchen Maßstabe betrieben wird wie hier, und doch zu Stillings Zeiten schon anwendbar gewesen zu sein scheinen; wie vielmehr müssen sie anwendbar sein in unserer Zeit, und besonders in diesem Lande, wo das Jagen um Geld und den Schätzen dieser Erde sich oft bis zum Wahnsinn steigert! Der Stadtmann kennt keine Gefälligkeitsrücksichten; für alle Dienste, die ihm geleistet werden, seien sie von welcher Natur sie immer sein mögen, und wenn es nur in der zeitweiligen Abwartung eines Kranken bestünde, muß er bezahlen; folglich verlangt auch er für alle Dienste, die er selbst leistet, ebenfalls bezahlt zu werden. Dieser Stand der Dinge in großen Städten, welche, man möchte wohl sagen, als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden können, erzeugt eine gewisse Dissonanz in der menschlichen Natur: der Mensch wird unnatürlich, gefühllos, und rücksichtslos seinen Mitmenschen betreffend. Da kann die Frau Schmid, oder der Herr Jones krank sein, und wenn es gleichwohl die nächsten Nachbarn wären, man erfährt es kaum; sie können sogar sterben und man bekommt erst Kunde davon, wenn man den schwarzen Flor an der Thüre hängen sieht. Entsteht eine Feuersbrunst, welches in Städten häufig der Fall ist, so ist das erste, um was man sich bekümmert, ob es weit entfernt ist, ist dieses der Fall, so hat es auf den Großstädter so viel Wirkung, als wenn er gelegentlich hören würde, der Kaiser von China leidet an einer Erkältung.

Sogar hörte ich einmal einen Amerikaner sagen, wenn er Nachts die Feuerglocke höre Alarm schlagen, so fühle er blos an der Wand, so lange diese noch nicht warm sei, bekümmere er sich nicht. Diese Schilderung möge manchen Landbewohnern, welche nie in einer amerikanischen Großstadt lebten, als übertrieben erscheinen, für den Stadtmann ist es aber nichts weniger als Uebertreibung. Diese Gefühllosigkeit geht durch alles durch. Die größten und schrecklichsten Unglücksfälle haben in der Stadt nur eine momentane Wirkung, weil sie bald durch andere Neuigkeiten verdrängt werden und deßhalb bald in Vergessenheit kommen. Viele finden sogar in der Beschreibung solcher Schauergeschichten ein schauderhaftes Vergnügen.

Zur Probe will ich etliche Thatsachen als Beispiele anführen, um zu zeigen, wie gleichgültig man sich in der Stadt über alles hinwegsetzt. Weil aber mein Schreiben schon mehr als zu viel unter der Feder herangewachsen ist, so will ich dieses auf die nächste Nummer verschieben.

Die Heimkehr.

Einleitung.

Indem ich den jungen Lesern die nachfolgende Erfahrung wahrheitsgetreu mittheile, hoffe ich, daß ihnen dieselbe nicht blos interessant, sondern auch nützlich sein wird, denn sie enthält eine Lehre, welche Alle früher oder später zu lernen haben. Wie oft begegnen wir nämlich Leuten, welche, in kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, plötzlich, etwa durch eine Erbschaft, oder die Güte irgend eines Verwandten, vom Sonnenstrahle des sogenannten weltlichen Glückes berührt werden, nun auf einmal eine stolze vornehme Miene annehmen, und mit Verachtung auf ihre frühere Lebensstellung, oder andere Leute, welche sich in dürftigen Verhältnissen befinden, herabblicken und sich derselben schämen und vergessen, daß sie selbst einmal so gestanden haben. Da nun auch manche begünstigten jungen Leute in dieser Beziehung ein besonders schlechtes Gedächtniß haben, so will ich ihnen folgende wahre Geschichte erzählen, wenn sie der Editor gütigst aufnehmen will.

Die Reise.

Wenn man auf der Eisenbahn fährt,

so muß man das Ruhen und Nachdenken unterwegs thun, denn wenn der Zug anhält, hat man keine Zeit dazu.

„Fünf Minuten für Erfrischungen!" rief der Bremser des Zuges krächzend aus.

Das ist nicht viel Zeit zum Essen, noch weniger zum Hinliegen. Einige lange gewagte Schritte über die Plattform; ein babylonisches Durcheinander von Stimmen; Geklirre von Tassen und Tellern; hastige Bisse in ein Stück Brod oder ein Biscuit und hastige Züge aus einer Kaffeetasse, um den Durst einigermaßen zu stillen: dann ein greller Pfiff. Ich stürze zurück nach meinem Sitz, das funkensprühende Eisenroß fängt an entsetzlich zu schnaufen, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Wie verdrießlich! In der Eile bin ich in den unrechten Sitz gerathen. Neben mir liegen einige Bücher und eine Zeitung. Ich sehe sie an, aber sie sind nicht die Meinigen. Vielleicht ist ihr Eigenthümer auch in den unrechten Sitz, oder Wagen gerathen, am Ende gar in den Meinigen bei meiner Zeitung. „Gut," sage ich zu mir selbst, „Wechseln ist nicht Stehlen. Ich will einstweilen ein wenig hineinschauen."

„In der Zeitung war wenig für mich zu finden. Ich besehe die Bücher. No. 1: „Die Abenteuer des Wundercapitains." Da ich keine Neigung fühlte, in dieses Wunderland eingeweiht zu werden, lege ich das Buch zur Seite und greife nach dem andern. „F. S—'s Tagebuch, 1871," war alles, was auf dem Titelblatt stand, und nach der Handschrift schloß ich, daß es wohl einem jungen Herrn, welcher noch nicht recht ausgezahnt habe, angehören möge. „Nun," denke ich bei mir selbst, „was kann's schaden, wenn ich ein wenig darin herumstöbere, vielleicht finde ich den Namen des Eigenthümers, und ich kann es ihm um so eher zurückerstatten."

Jedoch hierin irrte ich. Anfangsbuchstaben, Sterne und Kreuze standen statt Namen, um zu verbergen, was der Schreiber vor dem, in dessen Hände es fallen möge, verbergen wollte. Trotzdem fand ich so viel gutes Deutsch darin, um mich zu interessiren, aber erst die letzte Seite weihte mich völlig in die Fähigkeiten des Autors ein. Hier ist's:

„Donnerstag Abend.—Einige Zeilen von Papa, worin er mich nach Hause ruft, und Geld um die Reisekosten zu zahlen. Wie sehr gütig! Schulde XX zwölf Thaler, welche ich beim Spielen verloren. Habe auch das letzte Packet Cigarren noch nicht bezahlt. Mein trockener, reicher, alter Vetter will mir kein Geld mehr geben, ehe er meine Rechnung genau eingesehen hat. Ha! ha! Ich verstehe genug von der „Winkelrechnung," um dem alten Herrn eine nicht geringe Meinung von meiner fähigen Finanzverwaltung beizubringen. Solche Idee! Kann nicht einmal einige Thaler bekommen, um die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten; indem meine Schulkameraden so viel Geld bekommen, wie sie nur wünschen. Wie traurig, daß alte geizige Vettern die Bedürfnisse armer junger Neffen nicht begreifen können. Aber heutzutage sind die Verwandten überhaupt alle so knauserig. Trumpf! Ich gehe zu Bett.—Zehn Uhr Abends. Ich wundere mich, warum man mir die Ursache meiner Heimreise nicht entdeckt hat. „Komm ohne Verzug," schreibt Vater, „indem wir sehr besorgt sind, dich hier zu sehen." Warum in aller Welt konnte er denn die Ursache von diesem Spektakel nicht schreiben? Oder ist am Ende der große Gorilla gekommen? Ich würde um eine Antwort telegraphiren, wenn ich nur das Geld hätte. Habe S. P. geprügelt, und beabsichtige auch einigen seiner Freunde noch diese Aufmerksamkeit zu schenken, wenn ich zur Schule zurückkehre."

Nach dem Lesen dieser literarischen Früchte des F. S. wurde ich nachdenklich. Undankbarkeit, Selbstsucht, Einbildung und Unhöflichkeit — alles in eine kurze Skizze zusammengedrängt. Der liederliche junge Guckindiewelt! Glücklicherweise stimmten die Anfangsbuchstaben des Namens nicht mit denen meines eigenen Neffen überein, über dessen Talente und Betragen ich während meines längeren Aufenthalts im Auslande sehr ermuthigende und günstige Nachrichten empfangen hatte. Ich war nämlich auf der Heimreise, um meinen einzigen Bruder

wieder zu sehen, in seiner Familie mich zu erfreuen und die Bekanntschaft seines ältesten Sohnes zu machen. Aber wie verschieden waren meine Hoffnungen von denen des jungen Burschen, welcher von seinem lieben, alten Vater an den häuslichen Herd gerufen wurde. Reisemüde und geldsatt war ich in die Heimath zurückgekehrt in der Erwartung, der Ruhe zu genießen; während F. S. augenscheinlich bemüht war, so viel als möglich zu bekommen und durchzubringen. Doch welches Recht hatte ich, meinen Mitreisenden hart zu beurtheilen? Ging er mich doch ja nichts an; und die Gefühle eines Fünfzehnjährigen sind doch auch verschieden von denen eines Fünfzigjährigen. Das wußte ich. Man kann auf junge Schultern keine alten Köpfe setzen, und sind nicht Buben überall Buben?

Nachdem ich diese letzte Frage in meiner eigenen Weise beantwortet hatte, behühte ich mich herauszubuchstabiren, was wohl mit den ominösen Worten, „der große Gorilla," gemeint sein könnte. Zu denken, daß eine honette Familie den Besuch eines solchen Unthiers erwarte, war absurd. „So muß wohl," sagte ich zu mir selbst, „die Bezeichnung eine dem Schreiber des Tagebuches allein bekannte Bedeutung haben. Vielleicht hat eine reiche spitzige Tante, oder ein noch schlimmerer alter Vetter ihren oder seinen Besuch bei den Eltern des jungen Mannes angekündigt. Noch manche andere Ideen kreuzten sich in meinem Gemüth, welche jedoch durch das plötzliche Anhalten des Zuges abgebrochen wurden. Ich fing jetzt an, über das Auffinden des Eigenthümers dieser Bücher nachzudenken. Ich sehe nach allen Richtungen, sehe einige Passagiere, welche nach meiner Meinung, jedoch F. S. durchaus nicht ähnlich sahen. „Ich muß meine Zeitungen haben," sagte ich von meinem Sitze aufstehend und mich der Thüre zuwendend.

Der Zug stand jetzt ganz still.

„Bitte um Verzeihung, mein Herr, haben Sie keine Bücher gesehen?" sagte eine Stimme.

„Freilich; schon viele!"

„Ich meine solche, welche hier auf dem Sitze zurückgeblieben waren," und der Sprecher wendete sich dem Sitze zu. „Danke schön," sagte er, den „Wundercapitain" ergreifend, „dies sind sie, und bin überfroh, sie zu finden."

„Sie brauchen nicht in solcher Eile zu sein, junger Freund. Halten Sie vielleicht ein Tagebuch?" fragte ich.

Einen Augenblick schaute mich der Fremde, ein großer, etwa sechzehnjähriger Jüngling, etwas verwirrt an und dann sagte er:

„Ja, ich führe ein verkritzeltes Tagebuch, theils zum Nachschlagen, theils zum Spaß. Guten Morgen!"

„Halt! Wollen Sie nicht so freundlich sein, mir das Packet Zeitungen aus jenem Wagen zu holen?"

„O gewiß!"

Als er dieselben brachte, dankte ich ihm und fragte ihn, ob er nicht ein Glas Wein trinken wolle. Nein; F. S. wollte keinen Wein trinken.

„Aber Sie rauchen doch eins?"

„Ha! ha! Wie wissen Sie das, mein Herr!"

„Indem ich in Ihr Tagebuch guckte."

„O ja, manchmal rauche ich eine Cigarre, doch mag ich gerade jetzt nicht rauchen. Danke schön!"

„Warum nicht? Diese sind ausgezeichnet."

„Eigentlich weil ich auf der Heimreise bin."

Indem ich die Cigarrendose beisteckte, fragte ich den Fremdling, ob er Ferndorf, eins der Vorstädtchen von B., kenne, wo wir jetzt ankamen.

„Ja; dort bin ich geboren."

„In der That! Und Ihre Eltern?"

„Wohnen dort, natürlich."

„Und wie werden Sie reisen?"

„Mit dem Omnibus, wenn möglich, wenn nicht, dann zu Fuß."

Wir waren jetzt außer dem Stationsgebäude, und nach einigem Umhersehen fuhr eins der genannten Fuhrwerke vor. Glücklicherweise war Raum genug für meinen jungen Freund und mich, und wir stiegen ein.

Im Omnibus.

„Dies sind sehr nützliche Beförderungsmittel," sagte ich, um die Unterredung wieder in Fluß zu bringen.

„Gewiß! Nicht überall kann man für eine Kleinigkeit so weit fahren."

Ich fand nun bald aus, daß mein Begleiter ein geläufiger Sprecher war und nicht wenig Selbstgefälligkeit besaß. Er beantwortete alle meine Fragen prompt und verrieth durch seine klugen Bemerkungen, daß er ziemlich Weltkenntniß besaß, womit er jedoch mehr seine Einbildung als seinen Verstand offenbarte. Doch sah ich, daß seine Worte: „F. S. ist kein Narr," nicht gerade unwahr waren. Aber waren dies die Anfangsbuchstaben seines wirklichen Namens? Ich zweifelte daran und fragte deßhalb.

„Nein, mein Herr! Ich habe einen Beinamen. Meine Schulkameraden nennen mich Fritz Schnell."

Dieses vermehrte meine Ahnung; aber anstatt weiter zu fragen, sprach ich so wie von ungefähr das Wort—„Franz"—aus.

„Das ist mein Taufname."

„So, so! wie wunderbar!"

„Hatten Sie vielleicht einen Sohn, der Franz hieß?" fragte der Jüngling.

Ich that, als höre ich diese Frage nicht, und lehnte mich zurück in den Wagen. Dann, als ob ich mich eines unangenehmen Gedankens zu entledigen wünsche, bat ich den jungen Herrn Schnell, indem ich ihn freundlich anblickte um Verzeihung, daß ich seine Bücher durchgeblättert habe.

„O, das ist von keiner Bedeutung. Sie haben keinen Schaden angerichtet."

„Durchaus nicht. Ich suchte nur in dem Tagebuch nach dem Namen seines Eigenthümers."

„Und haben ihn doch nicht gefunden," sagte F. S.

„Nein, aber die Wahrheit zu gestehen," sagte ich lachend, „ein Ausdruck in demselben erregte meine Neugierde mehr als alles Andere."

F. S.'s Gesicht wurde um eine Schattirung röther.

„Welcher Ausdruck war das?" fragte er.

„Nun, Sie schrieben da etwas, daß Sie einen großen Gorilla erwarten," sagte ich; „und da man jetzt so viel Aufsehen mit Carl Vogt's Affentheorie macht, ich aber noch nie das Vergnügen hatte, einen dieser Urvettern zu sehen, so würde mir eine Privatunterhaltung mit einem solchen merkwürdiges Vergnügen machen."

„Aber die Worte, worauf Sie Bezug haben, beziehen sich nicht auf einen Affen."

"Nicht? Auf was in aller Welt beziehen sie sich dann?"

„Auf einen Menschen — auf einen Herrn."

„O, Sie Witzbold! Solch ein listiger Kunde sind Sie!" und da ich wünschte den jungen Schnell zu weiteren Erklärungen zu bewegen, stellte ich mich, als ob mich die Sache überaus ergötze. Nach einigen weiteren Zwischenreden erklärte er denn auch, daß der große Affe anstatt eines Vetters stände, welcher etwa ein Jahr nach F. S—'s Geburt in die Fremde gegangen sei, um sein Glück zu machen.

„Ich erinnere mich seiner nicht," setzte er dann hinzu, „aber Vater sagt, er sei sehr darauf aus gewesen, Geschäfte zu machen. Wo werden Sie aussteigen?"

„Nahe beim Zollhaus."

„So dürfen Sie nicht weiter fahren. Halt!"

Der Omnibus hielt an, und wir stiegen aus.

Ankunft des großen Gorilla.
Schluß.

„Nun, mein junger Herr, Sie haben sich mir sehr gefällig gezeigt. Könnten Sie mir vielleicht die Rosenwasserstraße zeigen?"

„Dorthin gehe ich. So kommen Sie nur mit."

„Wohnt dort nicht eine Familie Namens Kern?"

„Ei," sagte mein Führer, „die Kern's sind schon viele Jahre unsere nächsten Nachbarn. Sehr nette Leute."

„Das ist vortrefflich. So können wir zusammen gehen."

Und so gingen wir zusammen in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Ist dieser Vetter von Ihnen am Leben?" fragte ich.

„Ja, ich glaube er ist."

„Und reich?"

„Nun, er ist ein alter Hagestolz, und so darf ich wohl urtheilen, daß er nicht gerade arm ist."

„Hat er sich gütig gegen Sie bewiesen?"

„Nicht besonders; Vater sagt, er bezahle mein Schulgeld, aber er ist sehr vorsichtig, daß ich nicht zu viel Taschengeld bekomme."

„Und schickt er Ihren Eltern nicht gelegentlich etwas, damit Sie sich eine Freude machen können?"

„In der That, das kann ich nicht sagen. Da müssen Sie dieselben fragen. Hier wohne ich;" und der Jüngling lachte über seine klugen Einfälle, indem er mir die Hand entgegenhielt.

„Nun, mein Herr!" fügte er mit Selbstbewußtsein hinzu, „da sie eine Menge wunderlicher Fragen an mich gerichtet haben, darf ich mir beim Abschied auch eine Frage erlauben?"

„Gewiß! ein Dutzend, wenn's Ihnen gefällt."

„Wer sind Sie, und was ist Ihr Name?"

Indem ich nun Franzens Schulter, statt seiner Hand, ergriff und ihn kräftig schüttelte, sagte ich:

„Wenn das Alles ist, was Sie wünschen, ich bin der große Gorilla. Mein Name ist Kraus, David Kraus, und nun kannst du gehen und deinem Vater sagen, sein Bruder sei hier."

Stumm vor Erstaunen und Verwirrung trollte sich der junge Herr Kraus, alias Schnell, von dannen. Was nun folgte, kann eher gedacht als geschildert werden. Ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß, so viel ich weiß, mein liebenswürdiger, talentvoller Neffe Franz kein Tagebuch mehr hält, weder zum Nachschlagen, noch zum—Spaß.

Es war ein merkwürdiges, unangenehmes Zusammentreffen zu jener Zeit, doch muß ich gestehen, daß es, neben dem Ergötzlichen in der Geschichte, uns Beiden auch zum Nutzen gereichte.

Vetter David.

Zur Ernte.

Die Ernt' ist da! Schon winkt der Halm
Dem Schnitter in das Feld;
So schalle denn ein Freudenpsalm
Dem großen Herrn der Welt!

Er senkte in ein Korn, so klein,
Die segensreiche Kraft,
Gab ihm vom Himmel Sonnenschein
Und milden Nahrungssaft.

Oft zogen schwarze Wolken her,
Und drohten Hagelschlag;
Er sprach—wir sahen sie nicht mehr,
Und heiter ward der Tag.

Erhebet ihn, den Gott der Macht,
Der in Gewittern wohnt!
Ihm werde Lob und Dank gebracht;
Er donnert und verschont.

Er will,—und Segen strömt daher,
Daß Mensch und Thier sich nährt;
Das Kornfeld, wallend wie ein Meer,
Ist frohen Dankes werth.

Nun führet er die Erntezeit
Von neuem uns heran,
Und jeder rühmt es hocherfreut,
Wie wohl er uns gethan.

Des Schnitters Tag ist lang und schwül,
Doch freudig ist sein Muth:
Sein Auge sieht der Garben viel;
Er denket: Gott ist gut!

Ja, groß ist deine Wundermacht,
O Gott, im Wohlthun groß!
Sie wirkt am Tag und in der Nacht,
Und wirket grenzenlos.

Du hebst Bekümmerniß und Schmerz,
Und gibst uns unser Brod,
Wir weihen dir voll Dank das Herz,
Dir treu bis in den Tod.

Ach, wenn wir stets mit Freudigkeit
Dir Herz und Leben weih'n,
Wie schön wird dann die Erntezeit
In jener Welt uns sein.

(J. C. Bernigau.)

Die Folgen eines Zweikampfs.

An einem schönen Tage des Juni-Monates, dem Vorabende eines Sonntags, brachte ich mehrere Stunden an dem Ufer des Meeres zu, um mitten unter den Schönheiten der Natur, welche überall Gottes Größe verkündigt, Stoff für die Predigt zu sammeln, die ich den andern Morgen dem Regimente, als dessen Seelsorger, zu halten hatte.

Entfernt von dem Geräusche der Städte und der Menschen empfindet der Christ,

mit sich selbst und seinem Gotte allein, einen reichen Genuß, und besonders für den Diener der Kirche Jesu Christi ist es heilsam, in der Einsamkeit das eigne Herz kennen zu lernen, damit er dadurch in den Stand gesetzt werde, auch seinen Brüdern zur Erkenntniß des ihrigen behilflich zu werden. — Indem ich den grenzenlosen Ocean, ein Bild des Unendlichen, betrachtete, empfand ich das geheime Grauen, welches diese Betrachtung einflößt; aber der Gedanke beruhigte mich wieder, daß der Gott, dessen Vollkommenheiten ich zu verkünden berufen bin, seine Liebe, wie seine Macht uns geoffenbaret hat. Das Meer erinnerte mich an des Ewigen Größe, aber auch an seine Liebe; denn auch sie ist unendlich. All' die Wunder des Weltalls gingen auf sein Geheiß aus dem Nichts hervor, aber zu der neuen Schöpfung, der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, zur Erlösung der gefallenen Sünderwelt, war das Opfer des eingebornen Sohnes vom Vater, durch den Alles geschaffen ist erforderlich. — Ach! vermöge es der Mensch mit reinem Herzen die Werke seines Gottes zu bewundern, dränge es ihn wenigstens, nachdem er gefallen ist, sich in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, deren Bild dieses Meer ist, zu versenken! Aber wie oft dringet das Wort seines Gottes, der Liebesruf seines Heilandes an sein unempfindliches und verhärtetes Herz, keine Spur zurücklassend, gleich der Welle, die an diesen Felsen sich bricht. Doch der, welcher alle diese Dinge geschaffen, und den Fluthen, die zu meinen Füßen sich brechen, ihr Ziel gesetzt hat, ist auch mächtig genug, ein Herz zu erweichen und zu bekehren. Ich war ganz in diese Gedanken vertieft, als die untergehende Sonne, deren letzte Strahlen in den Segeln der die Rhede durchkreuzenden Schiffe spielten, mich zur Rückkehr mahnte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als einer der im Militair-Hospitale dienenden Soldaten mir hinterbrachte, daß zwei Fechtmeister des Regiments sich duellirt hätten, und daß der eine von ihnen tödtlich verwundet wäre. Der Uebergang von den Empfindungen, die mich eben noch so lieblich beschäftigt hatten, auf die, welche diese Nachricht in mir erregte, war sehr schmerzlich. Ich begab mich eilends in das Hospital. Noch hatte ich nicht die Schwelle des Saales, in dem der Verwundete lag, betreten, als schon sein lautes Stöhnen mir die Größe seiner Schmerzen verkündete. Sein Leiden war so heftig, sein Körper so geschwächt, daß er weder ein deutliches Wort sprechen, noch Jemanden erkennen konnte. Schon hatte der Wundarzt die Wunde untersucht und gefunden, daß ein Stich die Leber verletzt hatte. Alle Hoffnung, ihn zu retten, aufgebend, überließ er ihn der Sorge eines jungen Gehilfen. Noch ist Alles, was ich bei diesem Anblicke empfand, meinem Geiste gegenwärtig, aber es wäre mir unmöglich, es mit Worten auszudrücken. Da lag vor meinen Blicken ein bejammernswerthes Bild menschlicher Verdorbenheit, fast möchte ich sagen, der Wildheit des menschlichen Herzens. Der wehmüthige Gedanke, daß dieser Unglückliche, der eben einen Mord begehen wollte, der Ewigkeit entgegeneile und vor Gott erscheinen müsse, erfüllte meine Seele mit Schmerz und Kummer, und der Anblick furchtbarerer Leiden, als sie die düsterste Einbildungskraft sich vorstellen könnte, zerriß mein Herz. Eine Zeit lang stand ich schweigend da, wie alle Zeugen dieses schrecklichen Auftrittes. „Ja," sagte endlich ein junger Offizier, der sich ebenfalls in Folge eines Zweikampfs hier befand, „ja, der Anblick dieses Mannes kann selbst denen, die am wenigsten den Kampf fürchten, den Kampfplatz verleiden." — Das Stöhnen des Verwundeten erfüllte den Saal, in welchem eine große Anzahl anderer Leidenden sich dadurch belästigt fand. In meiner Nähe scherzte ein Krankenwärter, solcher Scenen gewohnt, weil er sein Leben unter Leidenden zubrachte, mit seinen Gefährten. Es bedurfte noch dieses Zuges barbarischer Unempfindlichkeit, um es sich recht anschaulich zu machen: was der Mensch ist, wenn er sich in seiner wahren Gestalt zeigt, wenn er dem natürlichen Hange seines Herzens folgt. Wie thöricht handeln diejenigen, welche die Unschuld, die natürliche Güte des menschlichen Herzens behaupten, weil sie es nur unter der Hülle äußerer Wohlanständigkeit oder gehaltloser Empfindsamkeit beobachten. — Such-

ten sie es an diesen Orten des Elendes kennen zu lernen, stiegen sie aus ihrer Umgebung, wo äußerer Schimmer und Heuchelei täuschet, hinab in die Hütten der Rohheit, auf die Tummelplätze der Lust, wo die Natur sich unverhüllt zeiget, wie ganz anders würden sie urtheilen. — Alles, was der Kranke zu sprechen versuchte, verlor sich in seinen Schmerzensäußerungen. Doch hörte ich ihn deutlich sagen: „O Gott, vergib mir meine Sünden." Bei diesen Worten neigte ich mich zu ihm hin. Der Gehilfe des Wundarztes, welcher glaubte, daß ich ihm nach der Weise eines katholischen Priesters die Absolution ertheilen wolle, entfernte sich ein wenig. „Mein Freund," sagte ich zu ihm, „wisset ihr, daß der Heiland gestorben ist, damit ihr die Vergebung der Sünden, die euch jetzt beunruhigen, erlangen könnet. Blicket bei euren Schmerzen auf sein Kreuz und gedenket seiner Liebe. Durch ihn will Gott euer Vater sein. Denket an den Schächer, der, als er, wie ihr, im Begriffe stand, vor seinem Richter zu erscheinen, noch Gnade fand." — Diese Worte schienen ihn auf Augenblicke zu beruhigen, er versuchte mir bemerkbar zu machen, daß er mich verstanden habe, aber ach! der Schmerz war so heftig, daß all' sein Denken und Wünschen nur auf die Erlösung von seinen Leiden gerichtet war. — Wir glaubten, daß wirklich der Augenblick seines Todes gekommen sei, sein Aechzen wurde schwächer, dumpfer, dann hörte es ganz auf, die Augen schlossen sich, seine Glieder erschlafften. Der Gehülfe öffnete seine Augen, um zu sehen, ob sie noch Leben strahlten. Doch nach einem Augenblicke der Ungewißheit erwachte der Kranke aus dieser Ohnmacht, er begann wieder zu leiden und zu stöhnen, aber er sprach nichts mehr, er kannte Niemanden.

Gegen 1 Uhr nach Mitternacht entfernte ich mich mit schwerem Herzen. Meine durch das Erlebte aufgeregte Einbildungskraft beschäftigte sich mit den traurigsten Bildern, ich fand keine Ruhe. Mit Anbruch des Tages kehrte ich ins Hospital zurück, fast gewiß, den Verwundeten nunmehr todt zu finden. — Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei dem Hinaufsteigen der Treppe dieselben Schmerzenslaute, wie gestern, vernahm und hörte, daß dies die ganze Nacht sein Zustand gewesen sei. Ich versuchte aufs neue mit ihm zu sprechen, aber er konnte mich nicht verstehen. Da ich um 7 Uhr predigen mußte, verließ ich ihn. — Nach der Predigt kehrte ich zurück, sein Zustand war immer derselbe, doch schien er mich zu erkennen, ich redete zu ihm, ich konnte merken, daß er mich verstehe. Als ich von dem Heilande der Sünder mit ihm sprach, strömten Thränen von seinen Wangen herab. Ich durfte hoffen, daß sein Herz erweicht sei, allein sagen konnte er es mir nicht, er konnte nur dulden und seufzen. Ich mußte ihn noch ein Mal verlassen, um in P**, einer Festung, welche eine Abtheilung unsers Regiments besetzt hatte, zu predigen. Ein mehrere englische Meilen breiter Arm des Meeres trennte uns von dieser. Noch voll der niederschlagendsten Gedanken schiffte ich mich ein. Das Wetter war herrlich, man athmete die frische, reine Morgenluft, der Himmel war unbewölkt, die Sonnenstrahlen brachen sich in klaren, nur leicht bewegten Wogen und brachten überall die mannigfaltigsten Farbenbrechungen hervor. Mehrere zur Abfahrt gerüstete Schiffe verließen mit vollen Segeln die Rhede, die Matrosen drückten singend die Freude und Hoffnung aus, welche ein so schöner Tag in ihnen erweckte. O! dachte ich bei mir selbst, warum entspricht das Herz des Menschen mit seinen eitlen Begierden und seinen thörichten Wünschen nicht diesen herrlichen Werken des Schöpfers, in denen überall die schönste Uebereinstimmung herrscht? Warum erfüllt so oft der Anblick des Menschen die Seele mit tiefer Traurigkeit, und warum bildet er einen so betrübten Gegensatz gegen Alles, was aus der Hand Gottes hervorging? Ach, weil die Sünde das Herz, welches Gott rein, zur Glückseligkeit und zur Freude, geschaffen hatte, verwüstete. — Und, o Gott! nach deiner unendlichen Liebe hast du ein Mittel gegen alle diese Uebel gefunden, einen Wiederhersteller all' dieser Verluste uns gesendet; durch Christum können unsere Herzen zu jener Liebe wiedergeboren und mit den seligsten Hoffnungen erfüllt werden. Warum er-

faßt der Mensch nicht diese Liebe, warum verachtet er das Heil, das du ihm anbietest, zieht die Stürme und den Untergang vor? Fasset eure Seelen in Geduld, einst gibt es einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnen wird. —

(Schluß folgt.)

Sonntagschule.

Unsere Wandtafellectionen.

Daß der Anschauungsunterricht vor allen andern Unterrichtsmethoden sich dem jugendlichen Gedächtniß und Gemüth am leichtesten und nachhaltigsten einprägt, ist schon so oft bewiesen und betheuert worden, daß es wohl überflüssig ist, hier noch einmal eingehend darauf hinweisen zu wollen. Nicht nur das Argument, sondern die allgemeine Einführung desselben in den öffentlichen Schulen und Lehranstalten, hat den Beweis für dessen Zweckmäßigkeit geliefert. Was nun in den Wochenschulen ꝛc. erfolgreich ist, um den Schülern die allgemeinen Lehrgegenstände zu veranschaulichen, sollte das nicht auch zweckmäßig sein, in den Sonntagschulen eingeführt zu werden, um den Schülern die allerwichtigsten Dinge zu veranschaulichen? Gewiß!

Aus eben diesem Grunde wurden dann auch die Wandtafellectionen in unserem Magazin eingeführt, um dadurch den Superintendenten und Lehrern behülflich zu sein, ihren Schülern die Sonntagslection auf eine einfache und zweckmäßige Weise zu illustriren. In wie weit uns die bisherigen derartigen Versuche gelungen sind, wollen wir dem Urtheil der geneigten Leser überlassen. An Mühe und Sorgfalt haben wir es auf unserer Seite nicht fehlen lassen.

Zuerst versuchten wir, von andern Sonntagschulblättern, welche diese Einrichtungen schon eingeführt hatten, die Entwürfe zu bekommen. Diese Versuche schlugen jedoch — vielleicht nicht zu unserem Nachtheil — fehl. Wir waren daher genöthigt, uns selbst an die ungewohnte Arbeit zu machen und — „frisch gewagt, ist halb gewonnen." Soweit wir aus den Berichten verschiedener Sonntagschulfreunde ersehen können, in deren Schulen die Wandtafellectionen erfolgreich eingeführt sind, finden unsere Vorarbeiten großen Anklang. „Besonders für die größeren Schüler sind dieselben sehr zweckmäßig," schrieb uns ein Freund, welcher an der Beförderung der Sonntagschulsache großen Antheil nimmt. Nun sollten aber diese Lectionen auch, ja wohl besonders für die Kleineren nützlich und förderlich sein. Und gerade auf diesen Punkt möchten wir hier die Aufmerksamkeit lenken.

Wir sind genöthigt, die Entwürfe so zu verfertigen, daß sie eine Art Muster sind und auch den Ansprüchen der schon weiter Geförderten genügen. Nun möchte es aber der Fall sein, daß dieselben für manche Superintendenten, oder Lehrer, so wie sie sind, etwas schwierig zu machen, und ebenfalls für ihre Schüler etwas schwer zu verstehen sind, und sie deßhalb von vorn herein schon unterlassen, einen Versuch damit zu wagen. Das sollte jedoch Niemand abschrecken. Es ist ja keine schwere Mühe, sie einfacher zu machen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß sie gerade so auf die Tafel gebracht werden müssen, wie sie im Magazin sind. Es ist ja hinreichend, wenn man nur einen Satz, oder einen Gedanken auf die Tafel bringt. Nun gefällt es dem Einen so, dem Andern leuchtet es anders besser ein, und da geben ja die vorhandenen Entwürfe Anleitung zu verschiedenen Ausführungen. Die Vorlagen im Magazin sind nicht gemacht worden, um die Vorsteher der

Sonntagschulen des Denkens zu überheben, sondern um sie zum Denken anzuregen. Und wenn das geschieht, so ist es nicht schwer, aus den vorhandenen Entwürfen etwas Compaktes, Einfaches und Zweckmäßiges herauszufinden, im Falle man sie, wie sie sind, nicht brauchen kann oder will.

Jedenfalls sollte man in einer jeden Sonntagschule von der Wandtafel Gebrauch machen. Sind auch die ersten Versuche gering und mangelhaft, so wird die Sache jedoch durch Uebung und Ausdauer nach und nach immer besser. „Uebung macht den Meister." Daß wir aber nun mit unseren Zeichnungen im Magazin den Bedürfnissen und dem Geschmack einer jeden Schule im Besonderen entsprechen können, ist eben so unmöglich und undenkbar, als daß wir für alle Prediger in der Welt allsonntäglich den Text angeben könnten, wie es für die Sonderbedürfnisse einer jeden Gemeinde ersprießlich wäre. Aber wir können Andeutungen geben, wonach sich ein Jeder mehr oder weniger richten kann, und wir schmeicheln uns, daß wir in dieser Beziehung dem Zwecke soweit entsprochen haben.

Laßt uns, geliebte Sonntagschulfreunde, in unseren Schulen dem Anschauungsunterricht alle Aufmerksamkeit schenken. Es kostet nicht viel Geld — es kostet nur etwas Mühe und Nachdenken, dessen man sich um der guten Sache willen gerne unterziehen sollte, und es bringt großen Nutzen und Erfolg.

Die Freigebigkeit in der Sonntagschule.

Wir betrachten den großen Zweck der Sonntagschule, die Kinder dem Heiland zuzuführen, und sie zu nützlichen und thätigen Christen heranzubilden.

Um Letzteres auf eine systematische und praktische Weise zu thun, sollten S. S. Beamte und Lehrer bestrebt sein, alle christlichen Tugenden bei den Schülern gehörig zu entwickeln.

Eine Haupttugend nun ist die Freigebigkeit, und darf die Ausbildung und Anwendung nicht übersehen werden in der Sonntagschule, ohne den Zweck derselben im großen Maße zu verfehlen.

Unsere Sonntagschüler sind die Hoffnung der Kirche und dazu bestimmt, in der Bekehrung der Welt eine große Rolle zu spielen.

Sie sollen das Evangelium allen Völkern bringen, die Armen, die wir nach dem Wort Jesu allezeit bei uns haben, in ihrer Noth unterstützen, sie kleiden, nähren und versorgen, und überhaupt der Noth des menschlichen Geschlechts im Geistlichen und Leiblichen steuern.

Das Alles erfordert nicht nur fromme Gebete, gute Wünsche und ein heiliges Leben, sondern ganz besonders Geld. Geld ist zur Beförderung des Reiches Gottes in der Welt geradezu unentbehrlich. Zu unserer Zeit ist sozusagen die ganze Welt offen für die christliche Mission. Millionen armer Heiden rufen der Kirche von allen Richtungen zu: „Kommt herüber und helft uns!" In unserem eigenen Lande leben noch Millionen Heiden und Namen-Christen ohne Gott und sein Wort dahin, in der Gefahr des ewigen Todes; der leiblichen Nothstände gibt es allerwärts so viele und traurige in der Welt, daß wir mit Recht die Welt ein großes Lazareth nennen können.

Woher soll nun dieser Uebelstand gehoben werden? Antwort: Von der Kirche. Daher der Aufruf der h. Schrift: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann." „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden." „Laß dein Brod übers Wasser fahren" ꝛc. „Wer seinen Bruder siehet darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm" ꝛc.

Zu beklagen ist der Umstand, daß aus Mangel an gehöriger Freigebigkeit in der Kirche verhältnißmäßig viel Arbeit für Jesum ungethan bleibt. Ach, wie zäh und engherzig sind da oft die Christen, wenn es heißt, die h. Missionssache, Bibelsache und die Waisensache zu unterstützen. Wie wenige bringen ihren Zehnten ganz in „Gottes Kornhaus."

Dieser beklagenswerthe Uebelstand sollte nicht existiren, und dieses kann auf

keine bessere Weise geschehen, als durch die Ausbildung der Freigebigkeit in der Sonntagschule.

Ich möchte daher etliche Winke geben, wie dieses zu erzielen.

Das jugendliche Gemüth ist gewöhnlich sehr mitleidig und kann durch das Anhören von Erzählungen über die Nothstände der Menschen leicht gerührt und zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit gereizt werden.

Es ist daher sehr zweckmäßig, wenn der Superintendent zuweilen, sage einmal im Monat, eine kurze Ansprache hält an die Schüler über die Noth der armen Heidenkinder, — beides in geistlicher und irdischer Beziehung — über die armen hilflosen Waisen, die oft viel Hunger, Noth und Mißhandlung erdulden müssen ꝛc., und dann sie auf ihren Wohlstand und Glück aufmerksam machen, und sie ermahnen, ihre Cente, die sie oft für Candy, Nüsse und andere Leckerbissen ausgeben, zu ersparen und in der S. S. in die Missionskasse, Waisenkasse oder Armenkasse zu legen.

Wenn der Superintendent diesen Geist der Freigebigkeit sucht den verschiedenen Lehrern einzuprägen, und diese dann öfters in ihren Klassen eindringlich darauf aufmerksam machen, so kann Vieles gethan werden für diese guten Zwecke.

Es sollte in jeder S. Schule ein Missions-Hülfsverein sein, und wenn thunlich, ein Waisen- und Armen-Unterstützungs-Verein.

Diese Vereine sollten bestehen aus den Beamten, Lehrern und Schülern. Die Missionsvereine könnten monatlich ihre Missionsversammlungen abhalten im Interesse der herrlichen Missionssache. Da kann vom Präsidenten, oder einem dazu angestellten Redner, eine kurze Rede gehalten werden über die h. Missionssache, von der Schule ein passendes Missionslied gesungen, und vom Sekretär die Namen der Mitglieder zur Einbezahlung der monatlichen Beiträge abgerufen werden.

Es ist bei solchen Versammlungen oft herzerhebend, die kleinen 5- bis 6jährigen Schüler mit den größern hervortreten zu sehen, um ihre Gaben auf den Tisch zu legen.

Auf diese Weise könnten jährlich viele tausend Dollars für die Missionssache gesammelt werden.

Am Schluß des Jahres kann dann ein allgemeines Missionsfest gehalten werden, wobei Alle, Prediger, S. S. Beamte und Lehrer, Schüler und Eltern, sich einfinden sollten, um Missionsreden zu halten und zu hören. Der Betrag der Beiträge durchs Jahr sollte bei diesen Versammlungen berichtet, und den Kindern gesagt werden, wie und wo ihre Gaben verwendet wurden ꝛc.

Ein Sonntagschul-Superintendent bemerkt in Bezug auf diesen Gegenstand: „Man lasse die Kinder für Jemand arbeiten, und bald werden sie sich in ein besonderes Verhältniß zu einer solchen Person versetzt fühlen. Es ist nicht sowohl die Summe, welche die Kinder geben, als daß sie solche für Jesum geben, was interessirt.„

Man lasse sie dieses fühlen.

Die Kinder mögen füglich ihre Summen in ein Briefcouvert einlegen, mit einem begleitenden Zettelchen, die Art und Weise, wie das Geld gesammelt wurde, darauf bezeichnet.

Diese Zettel sind oft sehr interessant und zeigen an, wie Kinder ihre Gaben zuweilen mit wahrer Selbstverläugnung darbringen. So stehen z. E. oft folgende und ähnliche Angaben darauf geschrieben: „Für Laufdienst für Herren und Damen zehn Cents.“ „Für Straßenkehren 5 Cents erhalten.“ „Für Schneeschaufeln 15 Cents.“ „Am 4ten Juli erspart für Feuerkräckers $1.00“ ꝛc.

Eines Sonntag Nachmittags hatte ich einen Brief von einem Missionar in Persien bei mir, an welchen die Kinder theils ihre Missions-Beiträge gesandt hatten. O, wie lange hatten sie auf einen solchen gewartet, und wie froh waren sie, daß ihr Geld glücklich angekommen war. Ich wies ihnen auf der Karte das Land Persien nach, ihnen zeigend, wie weit der Brief des Missionars zu kommen hatte.

Wir haben in unserer Schule eine große Weltkarte hängen, (sollte in jeder S. S. sein) auf welcher überall, wo es uns besonders interessant erscheint, und wohin sie bereits ihre Gaben be-

stimmt haben, kleine Goldfleckchen die Länder bezeichnen.

So sagte denn eines Sonntags ein kleines Mädchen: „Wird's nicht wunderschön sein, wenn einmal die ganze Karte mit Goldfleckchen bedeckt sein wird?" „Das wird aber die Welt nicht bekehren, liebes Kind," sagte man zu ihr. „Nein," erwiderte sie, „aber es hilft doch etwas dazu; thut es nicht?"

Auch in unserer l. Ev. Gemeinschaft haben die l. Sonntagschüler schon oft Thaten rühmlicher Freigebigkeit bewiesen.

Erst unlängst wieder durfte man mit Freuden wahrnehmen, wie Manche von ihnen ihre Missionsgaben brachten und collektirten für den Pfingst-Vorschlag von Br. J. Fuchs.

Aber wir befürchten, es gibt hunderte von Schulen, wo die Superintendenten nicht einmal diese Sache angeregt haben.

Ach, daß doch Gott den Geist der Liberalität reichlich über unsere Sonntagschulen ausgießen möchte!

Liebe S. S. Arbeiter, laßt uns vereinigt allen Fleiß anwenden, um durch unser Exempel und Lehre aus unsern Schülern gute freigebige Christen zu erziehen, so werden wir Mitarbeiter Gottes sein, und in der Beglückung unseres Geschlechts Vieles beitragen und endlich als treue Arbeiter ewigen Lohn aus Gnaden empfangen.

Wm. Hülster.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 3. August.

Christi Amt.—Matth. 4, 17—25.

Frage.—In welche Zeit der Lehrthätigkeit Christi fällt vorliegende Erzählung?

Antwort.—Von der Taufe bis zu seinem Tode ist ein Zeitraum von etwa 3½ Jahren Wurde wahrscheinlich im Spätherbst getauft im Jordan, zog dann nach Galiläa zurück (denn bei der vorläufigen Berufung einiger Jünger finden wir ihn dort Joh. 1, 40 ff.), verrichtet bei jener Hochzeit zu Kana sein erstes Wunder und reiste darauf zum Osterfeste nach Jerusalem (Joh. 2.). Der Aufenthalt in Jerusalem und Rückkehr durch Samaria geht unserer Geschichte auch vorher, denn sie beginnt erst mit der vollendeten Rückreise (dieselbe wie Joh. 4, 43—46.) und der Niederlassung in Kapernaum Matth. 4, 13—16., also wohl noch eine geraume Zeit vor dem zweiten Osterfeste Joh. 5, 1 ff.

Anmerkung.—Der Lehrer erkundige sich genau darüber, was die Namen Galiläa, Zehn Städte, Syrien, jenseit des Jordan (Peräa) besagen, mache Fragen und gebe Erklärungen je nach den Bedürfnissen seiner Klasse.

Vorbemerkung. — Durch die Taufe hatte Christus sich freiwillig in den Zusammenhang seines sündigen Volks gestellt (denn für seine Person hatte er sie ja nicht nöthig weil ohne Sünde) und somit seinen Erlöserberuf begonnen, war auch zum Behufe der Ausführung seiner Mission mit dem h. Geiste gesalbt worden; die Versuchung in der Wüste hatte er siegreich bestanden und damit seine Uebermacht über das Reich der Finsterniß bekundet: nun war er denn auch in der Lage, seine Amtsthätigkeit im vollsten Sinne zu beginnen und zur Gründung seines Reichs zu schreiten. Wir sehen ihn thätig

1. In der Verkündigung des Evangeliums vom Himmelreich und der Heilung von Kranken.—V. 17 und 23—25.

a. Was zuerst das letztere betrifft, so scheint sich diese Heilandsthätigkeit allerdings vorzugsweise auf leibliche Krankheiten bezogen zu haben. Die Gichtbrüchigen waren solche, deren Nerven zerrüttet oder deren eine Seite durch Schlaganfälle gelähmt waren, die Mondsüchtigen standen unter dem Einfluß des Mondwechsels und waren zu solchen Zeiten nicht Herr ihrer selbst (Matth. 17, 15.), wohingegen die Besessenen (Dämonischen) unter dem Einfluß böser Geister standen und von denselben beherrscht wurden (vgl. Matth. 8, 28. ff.). Allein er, der das finstere Reich in seinem obersten Herrscher besiegt hatte, konnte leichtlich dem Unwesen böser Geister steuern und ihre Wirkungen auf solche Unglückliche vernichten, wie auch die Folgen der Sünde, welche sich in den übrigen Krankheiten darstellten—wenn auch nicht in so furchtbarer Gestalt—aufheben: er heilte sie alle.

Frage.—Sollte nicht derselbe Heiland auch heute noch leibliche Krankheiten heilen können und sollten wir nicht in Krankheit und Schmerz unsere Zuflucht zu ihm nehmen dürfen? Gewißlich!

b. Aber diese Thätigkeit war doch nur untergeordnerter Art. Alle Krankheit ist Folge der Sünde und auf die Ausrottung dieser kommt es daher hauptsächlich an; deshalb zieht er umher, lehrt in den Synagogen (Versammlungslokale für einzelne Gemeinden, ähnlich unsern Kirchen) und spricht: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. V. 17 und 23 Wahre Buße schließt in sich, daß man seine Sünde erkennt, über sie Leid trägt und sie bereut, aber auch, daß man sich innerlich und äußerlich von ihr abkehrt und eine neue gottgefällige Lebensrichtung einzuschlagen sucht. Ohne Buße gibt es keinen Gottesfrieden in der Seele, kein neues Herz, kein neues Leben; ohne Buße hat man keinen Theil am Himmelreich und kann nicht in dasselbe eingehen. Aus diesem Grunde forcert der Heiland auf zur Buße, da ohne diese das Himmelreich vergebens herbeigekommen sein würde.

Unter dem Worte Himmelreich meint er sein Reich, die göttliche Heilsanstalt, welche zu stiften er in die Welt gekommen ist. Es war schon abgebildet im alten Testament, erschien aber erst in voller Wirklichkeit mit Christo; ja er ist eigentlich selbst dies Himmelreich in persönlicher Gestalt (Joh. 14, 6). Wenn er also das Evangelium von diesem Reich verkündigt, so stellt er sich selbst dar als den von den

Propheten verheißenen Messias Joh. 4, 25. 26., als den Spender von Erquickung, Trost, Frieden Matth. 11, 28., der folglich die Sünden vergeben und das Herz mit allem Guten erfüllen kann. Die Sündenkrankheit zu heilen, die Menschen durch sein Wort und seinen Geist umzugestalten, in die Lebensgemeinschaft mit sich einzuführen und zu einem Himmelreiche zu vereinigen, wovon er das Haupt ist, aus dem Heil und Seligkeit allenthalben über alle sich ergießt —das ist sein Amt, das sein Werk.

2. Diese Aufgabe will er jedoch nicht ausführen ohne menschliche Hülfe; durch Menschen will er die Menschenwelt erobern, darum beruft er hier vier Männer zu seiner Nachfolge. Es war dies nicht die erste Berufung (Joh. 1, 35.), noch auch die vollendete Einsetzung ins Apostelamt (Matth. 10, 2—4.), sondern (vgl. Luc. 5, 4 f.) die Aussonderung zu ständiger Jüngerschaft, welche freilich den Apostelberuf schon im Auge hatte. Es waren Petrus, der Felsenmann (Joh. 1, 43.; Matth. 16, 18.), Andreas sein Bruder, und die Brüder Johannes und Jakobus. Alle waren Fischer, und gerade als solche beschäftigt (18—22.), als der Heiland sie berief. Er ruft: „Folget mir und ich will euch zu Menschenfischern machen." Beim Anblick des galliläischen Meeres nimmt er Anlaß, ein Bild zu gebrauchen; das Völkermeer taucht auf vor seinen Blicken, und die Menschen, in diesem vom Sturm der Sünde gepeitschten und unsicher gemachten Meere, sollen sie fangen—, wie, ist noch nicht gesagt, auch nicht, zu welchem Zweck, aber natürlich durchs Evangelium und um sie zu retten vor ewigem Untergang.

Praktische Lehren.—1. Noch heute beruft der Herr erst zu seiner Jüngerschaft Solche, die er zur Führung des Predigtamts auszusenden im Sinne hat—er will keine unbekehrten Prediger Apstg. 1, 21. 22.

2. Der Erfolg seiner Wirksamkeit läßt sich an dem Wort erkennen: „Sein Ruf ging aus durch das ganze Syrienland" (S. Bibl. Wörterb. über dasselbe). Dieser Ruf hat sich durch die Jahrhunderte hindurch verbreitet und ist bis zu uns gedrungen; noch heute macht er Kranke gesund, besonders Sündenkranke, denn er macht selig immerdar Alle, die zu ihm kommen.

3. Das augenblickliche und freudige Folgeleisten der Jünger auf den Ruf des Herrn (20. und 22.) sollte uns zur Nachahmung anspornen.

—o—

Sonntag den 10. August.

Die Seligpreisungen. — Matth. 5, 1. bis 12. (Vgl. Luc. 6, 20. ff.)

Vorbemerkung. — In der letzten Lection ist die vorläufige Wirksamkeit Christi in Galiläa ganz im Allgemeinen bezeichnet und sein Amt steht noch in einer ungetheilten Einheit vor uns; hier aber tritt das Himmelreich schon in einer concreteren Gestalt auf, und Christus erscheint als der große Lehrer des Himmelreichs. Dieser Theil der Bergpredigt stellt das Himmelreich zugleich als etwas Inneres, durch Erfahrung zu Erlangendes dar, und als äußere Wirklichkeit, an dem man Theil haben und dessen Bürger man sein kann. Wir finden alle Entwickelungsstufen des göttlichen Lebens in der Seele geschildert bis zur Vollkommenheit.

Anmerkung.—Diese Bergpredigt bei Matth. ist dieselbe mit Luc. 6, 20 ff. trotz der merklichen Verschiedenheit beider; die Verschiedenheit ist auf Rechnung der verschiedenen Bedürfnisse der Leser zu setzen, an welche die Evangelisten schrieben. Was die Zeit betrifft, so fallen zwar eine Anzahl Begebenheiten zwischen die letzte und diese Lection, doch wurde die Bergpredigt jedenfalls noch etliche Monate vor dem zweiten Osterfeste (Joh. 5) gehalten.

Texterklärung. — V. 1 und 2. Ueber den Berg läßt sich nichts Gewisses bestimmen, vielleicht war's der „Hattin" zwischen Tabor und Tiberias. Nicht nur vor seinen Jüngern hat er diese Predigt gehalten, sondern vor einer großen Menschenmenge (vgl. Luc. 6, 17. ff.). In feierlichem Ernst schickt er sich zu reden an und thut seinen Mund auf wie Einer, der große Dinge zu verkünden hat.

V. 3. Vgl. Jes. 61, 1., und 62, 2. Nicht die leiblich Armen sind gemeint, noch auch Solche, die im Vergleich zu ihren Mitmenschen geringen Verstandes und arm an Erkenntniß sind, sondern die, welche ihre geistige Armuth, ihre Unvermögenheit zu allem Guten gründlich erkennen; das durch die Sünde in ihnen verursachte geistige Elend ist ihnen zum Bewußtsein gekommen. Selig preist sie der Heiland, weil das Himmelreich in ihnen eine bereitete Stätte findet. Wie nur die Kranken des Arztes bedürfen, so nur die Armen der Güter, die sie nicht besitzen. Wer in sich selbst nichts ist, in dessen Herz kann Christus mit seiner ganzen Fülle einziehen.

V. 4. Nicht von weltlicher Traurigkeit ist hier die Rede (2. Cor. 7, 10.), sondern von göttlicher Traurigkeit; es ist ein Leidtragen über die so tiefempfundene innere Geistesarmuth, über das eigene Sündenelend und das Barsein von allem göttlich Guten und Gott Wohlgefälligen. Solche werden getröstet mit dem Trost der Sündenvergebung (Röm. 5, 1.) und mit den herrlichsten Verheißungen.

V. 5. Vgl. Ps. 37, 11. Wer selbst nichts besitzt, der kann nicht hochfahrender Weise Anspruch machen auf das Besitzthum seiner Nachbarn; die wahre Geistesarmuth weiß wohl, daß sie keinen gerechten Anspruch hat auf den Reichthum Gottes. Und doch ist den geistlich Armen das Erdreich zum Erbe versprochen, weil sie in Sanftmuth und Geduld sogar das Unrecht der Welt ertragen und mit ihrem Loos zufrieden sind.

V. 6. Das Leidtragen ist auf die Aufhebung eines unglücklichmachenden Uebelstandes gerichtet, das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit, aber auf den Besitz des fehlenden Gutes. Wem die Welt 'mal nicht mehr genügt, wer mit sich selbst nicht mehr zufrieden ist, wer die Nichtigkeit alles Irdischen erkannt hat, der sehnt sich mit dem ganzen Ernst seiner Seele nach dem einen Unvergänglichen und allein Beglückenden—nach der Gerechtigkeit des Himmelreichs nämlich, wie sie in Christo verkörpert erscheint. „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also schreiet meine Seele, Herr, nach dir." Christus ist unsere Gerechtigkeit (1. Kor. 1, 30.); durch ihn erlangen wir die Rechtfertigung, sowie auch die Lebensgerechtigkeit, die Heiligung.

V. 7. Barmherzigkeit ist eine herrliche Tugend, oft auch bei Unbekehrten als Naturgabe in gewissem Maße vorhanden, sicher aber in der Gerechtigkeit, mit welcher die eben bezeichneten Hungernden und Dürstenden gesättigt werden, mitgesetzt und eingeschlossen. Wer rauh und gefühllos an allem Leiden und Elend seiner Mitmenschen vorbeigehen kann, der hat von Christi Natur nichts in sich und wird auch Christi Erbarmen nicht erfahren; ist doch der Heiland bis in

die tiefste Tiefe unseres Elends mit seinem unendlichen Erbarmen hinabgestiegen.

V. 8. Herzensreinheit ist ein Haupterforderniß zur Bürgerschaft im Himmelreich (Joh. 3, 3.). Ohne die Wiedergeburt ist sie nicht möglich (Joh. 3, 6.; 2. Kor. 5, 17.), denn eben das Herz ist von Natur verderbt und die unreine Quelle aller Sünde (1. Mos. 6, 5.; Matth. 15, 19. 20.). Ohne sie kann man den Herrn nicht schauen (Hebr. 12, 14.). Die Heiligung ist also hier gemeint, denn Herzensreinheit hat auch Lebensreinheit zur Folge. — Unter dem Gottschauen ist nicht bloß das himmlische Schauen zu verstehen (1. Joh. 3, 2.), sondern schon ein geistiges Hineinschauen in die Tiefen Gottes hier auf Erden. Je völliger wir durch Christi Blut gereinigt sind von allem Uebel, desto mehr werden wir Gott ähnlich und desto besser können wir ihn erkennen — freilich hier immer noch stückweise, dann aber in Vollkommenheit (1. Cor. 13, 12.).

V. 9. Mit der Bezeichnung „Friedensstifter" (so muß es heißen) ist das Höchste gesagt, denn wer Frieden stiftet in seiner Umgebung, der thut im Kleinen, was Christus zu vollbringen in die Welt kam (Luc. 2, 17.). Vorzugsweise mögen seine Boten gemeint sein, doch gilt es in allgemeiner Anwendung. Es ist dies etwas so Großes, weil Gott selbst lauter Friede ist, und weil er das ganze Weltall zur friedevollen Harmonie geschaffen hat. Solche sind Gottessöhne, d. h. ausgereifte Kinder, die des Mannesalters in Christo sich erfreuen und mit den Gütern Gottes schalten und walten wie sein Eingeborner (Röm. 8, 17.).

V. 10—12. Hier haben wir eine Zusammenfassung der vorigen sieben Seligpreisungen in der Form einer aufmunternden Anwendung. Wir sind selig, wenn wir um der Gerechtigkeit willen oder, was dasselbe ist, um Christi willen verfolgt werden — und Christi Jünger werden verfolgt und geschmäht von der Welt, wurden es ja schon die Propheten; denn der ewige Besitz des Himmelreichs wird uns dafür als Lohn (vgl. 2. Cor. 4, 17. f.).

Praktische Lehren. — 1. Die Religion des Herzens und Lebens ist nicht mit einem Schlage fertig, sie entwickelt sich und geht von Stufe zu Stufe; sei nicht muthlos daher, wenn du die höchste Stufe noch nicht erreicht hast.

2. Aber die christliche Vollkommenheit ist erreichbar (s. V. 8, 9. und 48. vgl. 1 Joh. 1, 7.).

3. Auf die Bedingung der Treue hin ist schon der untersten Stufe das Himmelreich gewiß — zugleich ein Beweis, daß Keiner, und wenn er sich vollkommen dünkt, dasselbe erhält und noch vielweniger besitzt, der nicht fortwährend seine eigene Armuth fühlt.

—o—

Sonntag den 17. August.

Schluß der Bergpredigt.—Matth. 7, 21—29.

Vorbemerkung.—Jesus predigte gewaltig. Mit vollem Rechte konnte er von sich sagen: „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben." (Joh. 6 63.). Es begab sich einmal, daß Jesus im Tempel zu Jerusalem zu dem Volke redete. Da sandten die Pharisäer und Hohenpriester Knechte aus, daß sie ihn verhaften sollten. Die Knechte gingen hin und kamen wieder zurück ohne Jesum. „Warum habt ihr ihn nicht gebracht?" schrien die Pharisäer und Hohenpriester den Knechten entgegen. Sie antworteten: „Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch." (Siehe Joh. 7, 32.—46.)

Der Schluß der Bergpredigt weist hin 1) auf die Thatsache, daß bloße religiöse Bekenntnisse nicht hinlänglich sind zum Seligwerden.—V. 21. Das „Herr Herr" sagen allein macht nicht selig, sondern das Thun des göttlichen Willens. Gottes Wille ist a) daß wir ausgehen sollen von der argen Welt und den unfruchtbaren Werken der Finsterniß (2. Kor. 6, 17. 18. Eph. 5, 11.); b) daß wir Buße thun sollen und an Jesum Christum glauben (Mark. 1, 15. 1. Joh. 3, 23. Apstg. 16, 31.); c) daß wir verläugnen sollen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt Tit. 2, 12.).

2) Auf den großen religiösen Selbstbetrug, der so sehr leicht möglich ist (V. 22. und 23.). Viele, die da meinen, sie wären reich und hätten gar satt, werden am jüngsten Tage einsehen müssen, daß sie sind elend und jämmerlich, arm, blind und bloß (Offenb. 3, 17.). Man denke an die thörichten Jungfrauen (Matth. 25, 1—13.), an den Pharisäer im Tempel (Luk. 18, 9—14.) und an die Juden überhaupt, die zur Zeit Christi lebten. Sie hatten das Gesetz, den Tempel und die Gottesdienste; sie feierten ihre religiösen Feste und meinten, sie dienten Gott: als aber der liebe Gott zu ihnen kam in Christo Jesu, da schrien sie: „Kreuzige, kreuzige ihn." „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, spricht der Herr, „aber ihr Herz ist ferne von mir" (Matth. 15, 8.).

3. Auf die klugen und thörichten Zuhörer (V. 24 bis 27.). a) Wer sind die klugen Zuhörer? Es sind die, die Gottes Wort recht hören und bewahren (Jak. 1, 22—25.). Ihre Klugheit besteht darin, daß sie auf einen Fels bauen, auf Christum und sein Verdienst. Sie bestehen in den Prüfungen und Versuchungen, die über sie kommen werden. b) Wer sind die thörichten Zuhörer? Es sind die, die nicht recht hören, und das Gehörte nicht befolgen. (Siehe Mark. 4, 3—20.) Ihre Thorheit besteht darin, daß sie auf den Sand bauen, auf äußere Gottesdienste und eigene Frömmigkeit. Sie werden zu Schanden und thun einen großen Fall.

„Die historische Erfüllung dieses Gleichnisses des Herrn trat hervor in dem Gegensatz zwischen dem ungläubigen und dem gläubigen Theil des Judenthums bei der Zerstörung Jerusalems."

Nutzanwendung.—1) „Es heißt in der Welt: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber es ist besser geredet: Der Wille Gottes ist unser Himmelreich." Gottes Willen wissen und nicht thun, bringt doppelte Streiche (Luk. 12, 47.). Gottes Willen thun bringt Seligkeit.

2) „Das künftige Gericht ist eine weltkundige Offenbarung der Herzen. Das Spiel geht dann zu Ende, und es heißt: Masken herunter!"

3. „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." (Luk. 11, 28.)

—o—

Sonntag den 24. August.

Verschiedenes Fundament.—Matth. 7, 24—29.

Uebersichtliche Darstellung. — Dieses Gleichniß ist eine vortreffliche Schilderung der „Herrherrsager," welche Gottes Wort hören, aber nicht thun. Indem, daß diese Männer bauen, sind sie gleich. Sie machen sich Mühe in der Er-

richtung eines Hauses, aber in der Wahl des Fundaments sind sie verschieden, indem der Eine auf losen Sand, der Andere hingegen auf festen Felsen baut. So sind Solche, welche wohl Gottes Wort hören, und sich mit Bekenntniß bemühen, die Form des Christenthums zu bewahren, aber am Thun fehlt es, das Fundament ist lose und unzuverlässig.

Aehnliche Vergleiche, wie ihn der Heiland hier macht, finden sich schon in den Schriften der jüdischen Rabbiner. Rabbi Eleasar sagt, daß ein Mann, dessen Erkenntniß größer sei als seine guten Werke, einem Baume mit wenig Wurzeln und vielen Zweigen, aber ein Mann, welcher das, was er weiß, gewissenhaft thut, einem Baume mit entsprechender Wurzelkraft gleiche, welcher dem Sturme widersteht. Es ist sogar möglich, daß der Herr bei seinem vorliegenden Gleichniß auf jene Vergleiche der Rabbiner Bezug nahm, aber wie viel treffender und bezeichnender schildert er die Sache!

Texterklärungen.—V. 24. Diese meine Rede. Darunter ist die hier vorgetragene vortreffliche Rede, die Bergpredigt verstanden, worin der Herr dem Volke Alles vorgetragen hatte, was zu ihrer Seligkeit nöthig war. Gehört hatten sie es, aber nun mußte es gethan, befolgt werden, wenn sie davon den vorhandenen Nutzen haben wollten. Thut man die Rede des Herrn, so gereicht das zur Seligkeit, thut man sie nicht, so hilft das Hören nicht, obgleich es dem Thun nothwendig voran gehen muß. Darum ist der gewiß ein kluger Mann, welcher es nicht beim Hören bewenden läßt, sondern die Rede des Herrn thut. Auf einen Felsen. Es war ein häufiger Gebrauch im Morgenlande, Häuser an den Abhang von Hügeln, an der Seite von kleinen Flüssen oder Bächen zu bauen. Diese wurden dann zur Regenzeit sehr stark und rissen oft die auf lockerem Grunde stehenden Häuser mit sich fort. Aber trotzdem waren die Leute so thöricht, wieder Häuser hinzubauen, weil es leichter und bequemer war.

V. 25. Unter dem Platzregen werden gewöhnlich Prüfungen verstanden, welche unter der allweisen Führung der Vorsehung oft plötzlich über den Menschen hereinbrechen, um die Festigkeit seines geistigen Fundaments zu probiren. Unter den Gewässern kann man die verschiedenen Leidenschaften der Menschen verstehen, welche oft wie Wasserfluthen auf ihn einstürmen, und unter den Winden die Versuchungen und listigen Anläufe des Teufels und seiner Engel, welche oft wie Wirbelwinde heranbrausen. Wer nun sein Haus auf einen Felsen gegründet hat, der besteht, aber auf dem Sande wird es bald mit Krachen zusammen fallen.

V. 26. 27. Wer nun die Rede Christi, welche er hier vorgetragen, und überhaupt die Reden Jesu höret, sie aber nicht hält, sondern sich mit Hören und dem bloßen Bekenntniß begnügen läßt, der hat sein Haus auf Sand gebaut. Ist es nicht eine große Thorheit, sich der Mühe des Bauens zu unterziehen, wenn das Fundament seicht und locker ist. Auf Christus, seine Gerechtigkeit, sein Verdienst und Sühnopfer zu bauen ohne seinem Worte und Geiste gehorsam zu sein, ist Selbsttäuschung. Freilich können wir nicht durch unsere guten Werke den Himmel kaufen, aber es ist der schmale Weg, der uns zu der durch das Blut des Lammes erkauften Seligkeit hinführt.

V. 28. 29. Entsetzten sich, d. h. sie erstaunten über seine Predigt, besonders weil Jesus nach ihrer Meinung doch die Schrift nicht gelernt hatte, und dennoch so gewaltig, mit solcher Kraft und Ueberzeugung predigte. So geht's ja auch jetzt noch: Wenn ein von der Liebe Christi durchdrungener Bote Gottes, wenn er auch keine äußeren Vorzüge oder große Gelehrsamkeit besitzt, voll Glaubensmuth das Wort vom Kreuz verkündigt, so staunen (entsetzen sich) die Leute darüber. Die Gewalt seiner Predigt bestand besonders in folgenden Punkten: 1) Er predigte in dem vollen Bewußtsein des göttlichen Auftrags; 2) er war lebendig von dem überzeugt und durchdrungen, was er predigte; 3) er lebte so wie er predigte, und die Liebe zu den Menschen trieb ihn dazu.

Andeutungen. — 1) Die beiden Bauenden waren in manchen Punkten gleich, und doch eigentlich grundverschieden.

2) Das Fundament ist die eigentliche Hauptsache an einem Gebäude — besonders wichtig ist dies in geistlicher Beziehung.

3) Stürme und Wetter kommen, um uns zu prüfen, und deßhalb muß man sich vorsehen.

4) Die Hauptsumme: Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren (thun).

Illustration. — In der trockenen Jahreszeit bauen die Fischer in Bengalen auf die trockenen sandigen Ufern des zurückgetretenen Stromes. Oft aber treten plötzliche Regen ein und die Wasserfluthen schwemmen die Hütten über Nacht fort, und Morgens sieht man keine Spur davon. So geht es auch Manchen in geistlicher Beziehung. Sie lassen es beim Hören bewenden, halten sich für Christen, und der Tag des Todes oder der Ewigkeit zertrümmert ihr Gebäude, weil der Grund — das praktische, thätige, lebendige Christenthum fehlte.

—o—

Sonntag den 31. August.

Kraft, die Sünden zu vergeben.— Matth. 9, 1—8.

Uebersichtliche Darstellung.—Das Auftreten unseres Heilandes, beides in seinem Predigen (siehe vorige Lection) wie in seinem Reden und Handeln setzte die Menschen in Erstaunen. Besonders waren die Pharisäer und Schriftgelehrten wenig erbaut durch die Entschiedenheit seiner Predigt und die Handhabung seines hohen Amtes. Sie begegneten ihm mit Mißtrauen und offenem Widerwillen. Aber die Armen, Kranken und Leidenden suchten ihn, und wenn sie glaubten, so gingen sie getröstet und geheilt von dannen. Und die größte Schönheit seiner Hülfe war, daß er mit der leiblichen Heilung gewöhnlich auch die geistliche verband. Auch heute noch hat er Macht zu helfen nach Leib und Seele.

Texterklärung.—V. 1. Seine Stadt, nämlich nach Capernaum, wo er, wie es scheint, im Hause des Simon Petrus seine Wohnung hatte.

V. 2. Gichtbrüchigen. Diese Krankheit ist eine plötzliche Lähmung eines Körpertheils. Oft trifft sie nur ein Glied des Körpers, oft eine ganze Seite, oft die Zunge, oft auch den ganzen Körper. Diese Krankheit war im Allgemeinen unheilbar, ausgenommen durch ein göttliches Wunder. Auf einem Bette, einer Art Sofa, so wie sie die Juden bei ihren Mahlzeiten gebrauchten. Ihren Glauben. Beides den Glauben des Kranken selbst, als auch den Glauben derer, die ihn brachten. Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Die ersten Worte dieses Satzes lassen vermuthen, daß der Kranke nicht nur sehr niedergeschlagen war,

sondern wohl in Gefahr zu zweifeln und zu verzweifeln, nicht blos wegen seiner leiblichen Krankheit, sondern wegen seines inneren Schuldgefühls, seiner Sünden, deren Folge ja im Allgemeinen, und hier vielleicht im Besonderen, das äußere Leiden ist. Nun hielten aber die Juden dafür, daß ohne die Vergebung der Sünden, ohne Reinigung von Schuld, eine äußere Heilung unmöglich sei, und deßhalb spricht der Herr dem Leidenden Trost zu, geht der Sache sogleich auf den Grund und heilt den Kranken zuerst von seiner geistigen Krankheit, vergibt ihm seine Sünden. Diese Meinung bestätigen auch die Worte des Psalmisten, 103, 3.: „Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen."

V. 3. Dieser lästert Gott. Die Schriftgelehrten waren in ihrer aufgeblasenen Gelehrsamkeit geistlich blind, und darum erkannten sie nicht, daß Jesus Gottes Sohn sei und meinten deßhalb, es sei eine Lästerung, wenn er sage: „Dir sind deine Sünden vergeben." Lästern heißt, wenn man von Gottes Wesen, Namen oder Eigenschaften unwürdig redet, ihm Dinge beilegt, die seiner unwürdig, oder Dinge abspricht, die seiner würdig sind, sowie wenn man das, was dem Schöpfer ausschließlich zusteht, dem Geschöpf beilegt.

V. 4. Jesus durchschaute ebensowohl die Gedanken der Schriftgelehrten, als auch die des Kranken und seiner Träger. Obgleich sie kein lautes Wort sprachen, so gab ihnen der Herr doch einen scharfen Verweis, und damit zugleich den Beweis, daß er mehr sei, als ein bloßer Mensch, daß er ihre Gedanken lese, welches, nach ihrem Talmud ein Kennzeichen des Messias sein solle. Aber ihre Herzen waren voll Arges. Mit sehenden Augen sahen sie nicht. — Jesus siehet die Gedanken und erforschet die Herzen aller Menschen. Wie vorsichtig und heilig sollte man deßhalb allezeit wandeln.

V. 5—7. Welches ist leichter ꝛc. Für den Herrn war beides gleich leicht. Nach äußerlicher Auffassung ist es leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, denn der Erfolg, welcher hervorgebracht werden soll, ist nicht sichtbar. Viele sagen das heute noch zu ihren Mitmenschen, aber sie können's in Wirklichkeit nicht ausführen, denn Niemand kann Sünde vergeben, denn allein Gott. Darin waren die Schriftgelehrten nicht im Irrthum. In Wirklichkeit aber ist es leichter zu sagen: Stehe auf und wandele, d. h. Wunder zu thun, denn es werden Manche „große Thaten" gethan haben, welche aber doch keine Sünden vergeben konnten. Der Menschensohn. Damit ihr sehet, daß nicht ein bloßer Mensch, sondern der Menschensohn, der Gottmensch, welcher mit göttlicher Autorität ausgerüstet ist, und Macht hat auf Erden, (denn die Erde ist der Ort der Gnade und Vergebung der Sünden,) Sünden zu vergeben, so wendet er sich gerade an den Kranken und gebietet ihm aufzustehen und heim zu gehen, welches natürlich auch geschah. Nun hatten sie den Beweis vor Augen und waren überzeugt, wenn sie sich in ihrem bösen Wahn auch nicht zum Glauben verstehen wollten.

Das für die Wahrheit mehr empfängliche Volk pries nach V. 8 diese Wunderherrlichkeit und lobte Gott für diese Offenbaruug seiner Macht.

Andeutungen.—1) Die Freunde des Kranken trugen ihn zum Herrn. So sollen wir unsere Freunde dem Herrn im Gebet vortragen.

2) Der Herr sabe ihren Glauben. Der Herr sieht allewege aufs Herz und auf den Glauben.

3) Der Glaube ist die Bedingung zur Vergebung der Sünden.

4) Die innere Heilung ist nothwendiger und bedeutungsvoller als die äußere.

5) Die Vergebung der Sünden ist die Grundlage zur endlichen, völligen Wiederherstellung des Leibes und der Seele.

Illustrationen zu den S. S. Lectionen.

Zu Lection 5.—Wann sollen wir Buße thun? Eine Mutter saate einst zu Dr. Nettleton: „Sprechen Sie doch gütigst einmal zu meiner Tochter hinsichtlich ihres Seelenheils. Sie lebt so sorglos dahin, und denkt nicht an ihr Heil." Dr. Nettleton wandte sich hierauf zu dem junaen Mädchen und saate: „Nun, Caroline, wie ist es? nicht wahr, sie quälen dich doch gar zu sehr wegen dieser Sache?" Sie war überrascht über die plötzliche Wendung der Rede und erwiderte rasch: „Ja, mein Herr, Sie reden fortwährend zum Krankwerden von dieser Sache." „So meine ich eben auch. Laßt sehen. Wie alt bist du nun?" „Achtzehn." — „Gesund?" — „Jawohl."—Nun, die Wahrheit zu gesteben, Carolina, die Religion ist wohl gut an sich selbst," sagte Nettleton, , aber ein so jugendliches Geschöpf damit beunruhigen! Wundere nur, wie lange sich die Buße hinausschieben ließe." „Darüber habe ich auch schon nachgedacht," sagte das Mädchen. „Wohlan, wir wollen sagen: bis in dein fünfzigstes Jahr." „Nein," das geht nicht an, meinte Caroline, „denn erst neulich wohnte ich der Leiche einer Dame bei, die fünfzehn Jahre weniger als das zählte." „Nun denn dreißig—wie ginge das an?"—„Ich bin nicht gewiß, ob es so lange ansteben sollte." „Nein, ich selbst nicht, es möchte etwas inzwischen geschehen. So wollen wir es zu fünfundzwanzig, ja selbst zu zwanzig herabsetzen, wenn wir jetzt wüßten, daß du so lanae leben solltest Ein Jahr von heute, wie wäre das?"—„Ich weiß es auch nicht. Ich muß gesteben, mein junges Mädchen, je mehr ich über die Sache nachdenke, desto wichtiger erscheint es mir, keinen Augenblick zu warten. Zudem sagt uns die Bibel: ‚Jetzt ist die angenehme Zeit.' Würden wir nicht am besten thun, gerade jetzt uns hier hinknieen und Gott um Gnade anrufen?" Das junge Mädchen, von der Wahrheit überzeugt und von ihren Gefühlen übermannt, kniete sich neben den Doktor hin und in etlichen Tagen erfreute sie sich in dem Gott ihres Heils.

Nachfolge Jesu. In einer allegorischen Darstellung von der Nachfolge Jesu, wird der Jünger in mancherlei Weisen dargestellt, in welchen er als Kreuzträger sich ungeschickt anstellt, und nicht, wie es sein Meister haben will, bis er endlich durch Gottes Gnade zurecht kommt. Das einemal sieht man ihn, wie er daran ist und des Kreuzes Ende abjägt, und es gern selbst erleichtern möchte. Das anderemal schleppt er das Kreuz mit verhülltem Angesicht, als schämte er sich seines Meisters, eine Strecke Weas hinter Jesu nach. Das drittemal eilt er dem Meister voraus, es in die Höhe haltend. So hat der göttliche Herr und Meister unsägliche Mübe mit uns, seinen Nachfolgern, bis wir endlich lernen in wahrer Demuth in seinen Fußstapfen nachzufolgen.

Zu Lection 6. Wahre Seligkeit. Ein sehr tiefgefallener und lasterhafter Sünder wurde in seinem unheilvollen Lauf erweckt und zu Gott be-

kehrt, und fing nun an, ein neues Leben zu führen. Die große Veränderung, die bei ihm vorging, erregte die Aufmerksamkeit seiner Freunde und Nachbarn. Indem er eines Tages mit einem seiner früheren Kameraden zusammentraf, fragte ihn letzterer: ob er nicht thöricht gehandelt habe, auf einmal seine Lustbarkeiten und Vergnügungen alle aufgegeben zu haben?" „O nein! ich wußte zuvor nie, was wahres Vergnügen und Seligkeit ist, bis jetzt. Und indem ich nun beides, die Vergnügungen der Welt und die der Religion, gekostet habe, Sie hingegen nur die erstere, so sollte ich billig als der beste Beurtheiler von der Sache gelten."

Das Erdreich besitzen. Ein alter, frommer und heiterer Sklave wurde einmal gefragt, ob er nie mißvergnügt sei, worauf er erwiderte: ‚Ich lasse mein Gemüth nie lange genug verweilen bei den Widerwärtigkeiten, die mir begegnen, noch bei den vielen guten Dingen, die außer meinem Bereiche liegen. Wenn Leute sagen: ‚Dies ist mein Haus;—jenes dort ist meine Zuckermühle. Jenes ist meine Baumwollenplantage', so sage ich: Jesus ist mein; der Himmel ist mein, und habe ich Jesum, so besitze ich mit ihm alles andere, denn ‚die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.' Ps. 24, 1. Die Luft ist mein und ich darf sie athmen; die Sonne gehört mein und ich darf mich daran wärmen; die Erde ist mein und ich darf darauf wohnen."

Dies und Jenes.

Ein Gefangener entflohen. — Nicht aus einem Stadt- oder Staats-Gefängniß oder irgend einer Anstalt dieser Art, sondern aus dem „Evangelischen Gefängniß." Nun wer dann? Ei ich getraue mir's kaum zu sagen, weil ich auch gerne ausfliegen möchte; mag auch nicht gern den Verräther spielen. Aber wahr ist's doch: Der — der Editor des Magazins hat das Freie gesucht und hoffentlich auch gefunden. Das Letzte, das wir von ihm gehört haben, war, daß er sich im schönen Westen bei den herrlichen Hüttenfesten der Kinder Gottes befand, wo es reine, frische Luft gibt und reicher Gottessegen gespendet wird—möchten auch gerne dabei sein. Wir wünschen ihm viel Vergnügen und hoffen auf seine baldige Rückkehr. D. E.

Irren ist menschlich.—Nicht nur den Franzosen ist es gegeben, die lächerlichsten geographischen und historischen Schnitzer zu begehen, auch in Deutschland kann man hie und da „reinfallen," besonders wenn es sich um amerikanische Verhältnisse handelt.

Die Stuttgarter „Illustrirte Familienzeitung" bringt nämlich in ihrer neuesten (20.) Nummer die Portraits der sieben zweimal gewählten Präsidenten Nord-Amerikas, von denen aber nur Washington, Lincoln und Grant erkennbar sind. Madison hat eine Zipfelkappe auf und sieht aus wie ein gutmüthiger Bierwirth, dagegen ist Jackson ausgezeichnet in seiner Art. Er trägt einen schwarzen Vollbart, und auf dem Kragen seiner Uniform bezeichnen zwei Sterne seinen Generalsrang, mit einem Wort, es ist das Bild—Stonewall Jackson's, des Rebellengenerals, welches uns für das Andrew Jackson's, des Helden von New-Orleans, geboten wird. Zugleich gibt der Textschreiber, Otfried Mylius, einen wichtigen Aufschluß über die Geschichte Amerikas. Madison—heißt es—annektirte Florida, und die Einsprache Englands gegen die Einverleibung dieses Landes führte den Krieg von 1812 herbei. Also die im Jahre 1819 erfolgte Abtretung des spanischen Florida erzeugte sieben Jahre früher den Krieg mit England! Sonderbar, höchst sonderbar!

Wann wurde Rom gebaut? fragte ein Mitglied der Schulcommission in der ersten Klasse der Geschichte.

„In der Nacht," antwortete ein lebhaftes kleines Mädchen.

„In der Nacht?" rief der Examinator ganz erstaunt aus, „wie kommst du auf diesen Einfall?"

„Ei, ich dachte, Jedermann wüßte, daß Rom nicht in einem Tage gebaut wurde."

Der gnädige Feldwebel.—Feldwebel: Warum bleibst du einen Tag über Urlaub aus?

Soldat: Herr Feldwebel, Se wern entschuldigen, es hat so stark geregnet, als ich von Haus wegging, und da—

Feldwebel: Schwätz mir kein dumm Zeug, du kommst in Arrest.

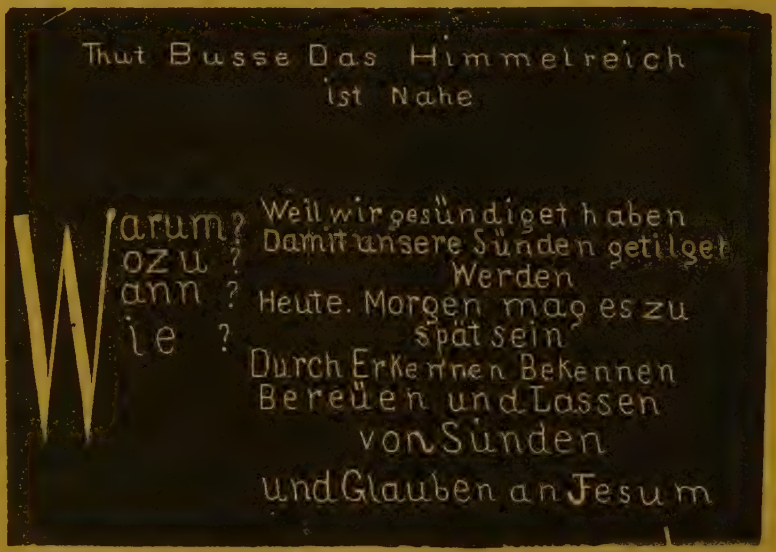
Soldat: Ach, Herr Feldwebel, ich konnt auch wegen dem Tuch voll Eier, die Ihne meine Mutter schickt, nit schnell marschire.

Feldwebel: Still, ich will nix mehr wisse; wenn du noch was willst (deutet nach der Küche), daneben ist mei Frau, mach's mit der ab, diesmal soll dir's noch einmal so hingehen.

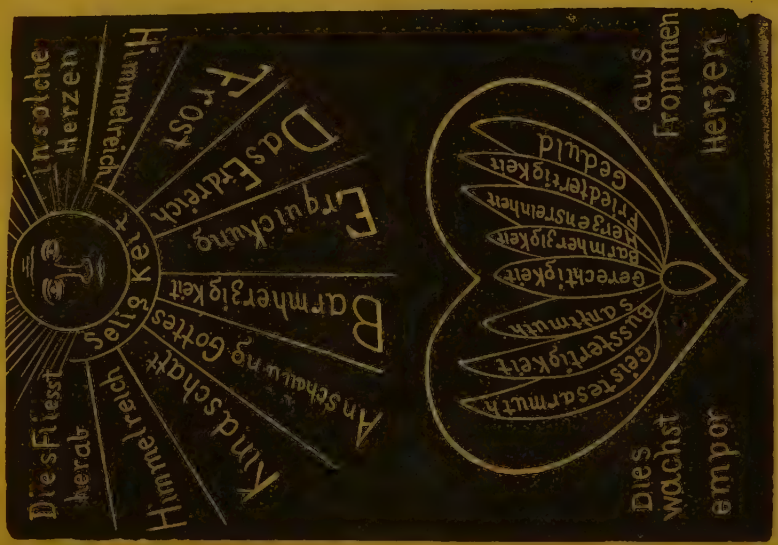
Räthsel.

Ich bin ein derbes Hausmannsessen,
Es bleibt mein Name unvergessen;
Denn in der Bibel kannst du lesen,
Daß längst ich schon beliebt gewesen.
Verwechsele das erste Zeichen,
So stehe ich im Sumpf, am Teich;
Und gibst du mich geschickten Händen,
Bin ich gar nützlich zu verwenden.

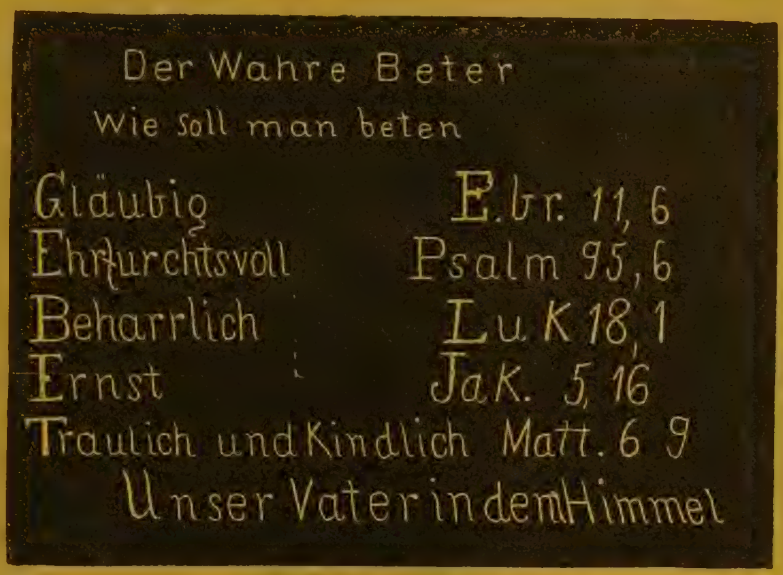
Auflösung des Buchstabenräthsels in dem Juliheft: Mairose—Matrose.



Zu Lection 5.



Zu Lection 6.



Zu Lection 7.

Zu Lection 8.

Wandtafellection.

Wir muessen unsere Suenden erkennen.

Wir muessen glauben.

Jesus

vergibt

die Suenden.

Wir muessen unsere Suenden bereuen.

Wir muessen die Suenden lässen.

Zu Lection 9.

Am Grabe meiner Mutter.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. September 1873. Nr. 9.

Am Grabe meiner Mutter.

(Siehe Titelbild.)

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eig'nen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verwesten Spalten
Ein Schößling treibt mit grünem Laub,
So steh' ich mächtig festgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und todt blieb mir für immer,
Was mir das Nächste auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunkeln Wegen
Dein jugendschönes Bild umschwebt,
Doch deines Opfertodes Segen,
Das Schöne ist's, das in mir lebt.

Ein tödtlich Glück, ein sel'ges Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Kindes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eig'nen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

(Wilhelm Hertz.)

Die Bilder der Großeltern.

(Erzählung von Th. Messerer.)

III.

Weit zurück gelehnt in seinen Sorgenstuhl, starrte der alte Herr, als er wieder allein war, nach der Zimmerdecke, kaute unmuthig an seiner Pfeifenspitze und warf sie von einem Mundwinkel in den andern. Dann qualmte er wieder wie ein Schornstein und schaute gedankenvoll den Wölkchen und Ringeln nach, die über ihm wie Nebel zerflossen.

„Hm, hm," lautete sein Selbstgespräch, „wie treuherzig, wie allerliebst sind doch diese kleinen Dinger, wie unschuldig gucken sie aus den prächtigen, blauen Augen! Ja, ja, Horst, bist eben ein alter Narr! Hast früher nichts gekannt als Rekruten und Remonten, bist lieber den ganzen Tag in der Reitschule und in dem Stall gesteckt, als nur einmal fünf Minuten in einer Kinderstube. Wie unendlich lieb müssen solche Kinder ihre Eltern haben! Hat mich wohl auch einmal Jemand so lieb gehabt?" seufzte er und die breite Brust hob sich mit tiefem Athemzuge.

Da legte Diana, wie gerufen, ihren schönen Kopf auf sein Knie. „Ja, ja, Diana, du schon, dir glaub' ich's!" murmelte er freundlich und strich liebkosend über das weiche Fell des Thieres. „Nun warte aber, nun sollst du bald Spielkameraden bekommen."

„He, Franz!" schrie er plötzlich mit Commandostimme und rüttelte sich aus seinem Sinnen und seiner Wehmuth auf.

Als der Bediente erschienen war, gab er ihm den Auftrag: „Punkt vier Uhr besorgst Du einen Wagen vors Haus, ich will ausfahren. Und halt — nimm die Rahmen und die Gläser da mit und bringe sie sorgfältig wieder."

Wenige Minuten nach vier Uhr stieg der alte Herr, auf seinen Franz gestützt, mühsam die Treppe hinab. Ihm voraus hüpften die zwei kleinen Mädchen die Stufen hinunter. Freude glänzte auf den holden Gesichtchen, Freude lachte aus den lieben Augen, Freude jubelte in den kleinen Herzen. In der einen Hand die Schultasche, drückte ein jedes mit der andern ein blank geputztes Bild an dieses glückliche Herz. Und jetzt, jetzt sollten sie mit dem stattlichen Herrn Rittmeister in dem prächtigen Wagen unten zur Base

Dörthe fahren! Wie würde die sich wundern und die Hände zusammenschlagen und ihren Augen kaum trauen!

Und wahrhaftig, auf einen Wink des alten Herrn hob der Bediente Eine nach der Andern in den schönen Wagen und half ihm dann selber hinein. Und jetzt zog der Kutscher die Zügel an, die Pferde griffen aus, das Gefährte flog auf der Straße dahin und die runden Wangen der kleinen Mädchen glühten immer höher auf vor kindlicher Glückseligkeit. Wie froh lächelte Karoline dem Großvater auf dem Bilde zu, als könne er ihre Freude verstehen, wie dankbar blickte Christine ihn und die Großmutter auf ihrem Schooße an, die ihnen ja all' dieses Glück vom Himmel herab bescheert!

Base Dörthe, ein seelengutes Mütterchen, kam wirklich vor Staunen und Verwunderung lange nicht zu sich, als sie ihre Pfleglinge in solcher Gesellschaft anfahren sah und konnte es kaum fassen, als ihr der Herr Rittmeister, der so freundlich und leutselig in ihrem Stübchen saß, sein Verhältniß zum Vater der kleinen Waisen und Gottes wundersames Walten bei Auffindung des großelterlichen Vermächtnisses mittheilte.

Mit bebenden Fingern und umflorten Auges prüfte die brave alte Frau die mitgebrachten Schriftstücke und Werthpapiere und faltete in frommer Regung ihre Hände zu einem Dankgebete. Den Entschluß des alten Herrn, fortan allein für die Kinder sorgen zu wollen, nahm sie mit Freudenthränen auf. Sie hatte sie gewiß herzlich lieb, die guten Kinder, aber bei ihren beschränkten Mitteln und der knappen Unterstützung von Seite des Regiments war ihr die übernommene Sorge doch ein gar zu schweres Opfer gewesen. Bei Jahren war sie auch schon und deßhalb um so froher, die Kleinen in so guten Händen zu wissen, und besuchen sollte sie ja dieselben dürfen, so oft sie nur wollte. Gerührten Herzens stammelte sie ihren Dank und versprach, nach der Anordnung des Herrn Rittmeisters die Kinder für den folgenden Morgen in Bereitschaft zu halten, wo er sie abholen und zu seinen Verwandten nach dem nahen Gut Horstenau bringen wollte.

Innig befriedigt von dem Erfolge seiner Unterredung, fuhr der alte Herr nach Hause, hatte vor Aufregung eine halb schlaflose Nacht und hielt am nächsten Tage schon um zehn Uhr wieder mit dem Wagen vor Base Dörthe's Wohnung in der Friedrichsvorstadt.

Sorgsam packte die alte Frau Alles, was den Kindern gehörte, in den Wagen und geschäftig halfen diese mit. Als es nun aber zum Abschied von der lieben treuen Base kam, fiel es ihnen doch schwer auf das kleine Herz, von ihrer Wohlthäterin und Pflegemutter scheiden zu müssen, und nur das Versprechen, daß sie bald zum Besuche kommen würde, konnte die Mädchen trösten. Erst nachdem sie schon weit von der Stadt und durch die freundlichsten Dörfer gefahren waren, fingen sie wieder an, gesprächiger zu werden. Ein schöner Wald nahm bald die Reisenden auf und immer reger wurde die Neugierde der Kleinen, als der alte Herr ihnen verkündete, wenn der Forst zu Ende sei, könne man Schloß Horstenau schon erblicken. Ueber eine Stunde lang führte der Weg durch die Waldung, endlich machte die Straße eine Biegung und ein anmuthiger kleiner See lag vor den überraschten Blicken. Ruhig und spiegelglatt erglänzte die blaue Wasserfläche in der heißen Mittagssonne und an ihrem oberen Ende erhob sich auf mäßiger Anhöhe ein stattliches Gebäude, das stolz auf die zerstreut umherliegenden kleinen Gehöfte herabschaute. „Das dort ist Schloß Horstenau," sagte der Rittmeister und wies nach jener Richtung hin. „Da bin ich geboren und erzogen."

Jetzt zog sich die Straße immer hart am Ufer des See's entlang, stieg dann die Anhöhe hinauf, und hier konnte der Wagen nur mehr im Schritt fahren. Der alte Herr, schon seit der Abfahrt in heiterster Stimmung, zeigte den aufhorchenden Kindern bald hier, bald dort ein Lieblingsplätzchen seiner Kinderzeit. Hier wußte er von einem lustigen Knabenstreich, dort von einem kleinen Abenteuer zu erzählen und Alles stand noch so frisch in seinem Gedächtniß, als hätte er's erst gestern erlebt.

Da bog der Weg in eine prachtvolle Lindenallee ein. „Nun sind wir gleich dort, Kinderchen," sagte er und den kleinen

Mädchen schlug das Herz hoch auf vor unbestimmter Angst und seliger Ahnung. Der Rittmeister aber verwandte kein Auge von der Stätte seiner Kindheit. Von hier aus konnte man das Schloß, hinter welchem sich ein schattiger Park ausdehnte, auch am besten übersehen.

Auf dem schönsten Punkte erbaut, beherrschte es die ganze Umgebung und machte, obgleich nur von Sandstein aufgeführt und von Alter geschwärzt, durch sein harmonisches Verhältniß und seine edle Bauart einen wohlthuenden Eindruck. Im reinsten Renaissancestyl gehalten, ragte das Gebäude drei Stockwerke hoch empor und rechts und links schloß die Hauptfront ein achteckiger Thurm ab. Der Mittelbau sprang etwas vor, ihn zierte ein großer Balkon, getragen von vier prächtigen Karyatiden. Zu der Vorhalle führten sechs breite, durch eine niedrige Gallerie abgeschlossene Stufen, auf deren Eckpfeilern zwei Genien standen, die sich auf Schilde mit dem Horst'schen Wappen lehnten.

Vor diesen Stufen hielt der Wagen. Zweimal hatte der Kutscher schon geknallt und Niemand ließ sich sehen. Der Rittmeister hatte schon beinahe eine Reprimande in Bereitschaft, als endlich ein alter eisgrauer Diener in einfacher Livree zögernd die Stufen herabkam. Erst nachdem er den Rittmeister erkannt hatte, kam Leben in das alte steife Männlein.

„Ei, Herr Rittmeister, wer hätte das gedacht? Einen so zu überrumpeln!" verwunderte er sich mit der entzücktesten Miene von der Welt.

„So, Wilhelm, bist Du es? Haben sie Dich zum Pförtner gemacht, alte, treue Seele? He, da ist auch schon der Winter tüchtig eingekehrt!" Dabei zeigte der Rittmeister mit der Hand auf den grauen Kopf des Alten. „Ja mit dem Springen hat sich's aufgehört," lachte er dann, als ihm der Diener den Schlag öffnete. „Da, nimm nur erst die Kinder heraus, so! Und nun laß mich auf Deine Schulter stützen, Alter, wirst wohl noch so viel Kraft haben. Bei mir geht's entsetzlich schwerfällig!"

Gestützt auf den Diener und von den kleinen Mädchen gefolgt, stieg der alte Herr dann langsam die steinernen Stufen hinauf. Oben angekommen, sah er sich in der weiten leeren Vorhalle kopfschüttelnd um.

„Ja, wahrhaftig," sagte er, „hätte ich draußen nicht das Horst'sche Wappen gesehen, ich müßte glauben, ich wäre in ein Kloster gerathen. He, Alter, Du weißt ja noch, wie da draußen die Jäger standen mit ihren Hundekoppeln, und manch' fröhliches Jagdlied gesungen wurde. Das war ein Leben damals! — Aber sag' nun einmal, wo sind denn die Herrschaften?"

„Die sind jeden Nachmittag draußen im Park. Ich werde Sie aber gleich melden, Herr Rittmeister!"

„Nein, Alter, führ' mich erst hinauf in den gelben Salon, dann kannst Du sie holen."

Voll athemloser Bewunderung, ihre kostbarsten Schätze, die Bilder der Großeltern unter dem Arme, folgten die kleinen Mädchen den Greisen die Treppe hinauf und kaum getrauten sie sich auf den glatten, eingelegten Fußboden aufzutreten, als sie in den großen prächtigen Salon kamen. Ihnen schien es, als wären sie aus niederer Hütte plötzlich in ein Feenschloß versetzt, doch trauten sie der Herrlichkeit nur halb, und es war ihnen so beklommen ums kleine Herz, als könnte der goldene Glückstraum mit einem Zauberschlage wieder schwinden.

„So, Kinderchen, nun setzt Euch hieher, sagte der Rittmeister, während der Diener auf seinen Wink Stühle an den großen runden Tisch rückte. „Und nun, Wilhelm, sieh nach," ordnete er an, „ob es nicht etwas in der Küche gibt. Die Reise hat uns hungrig und durstig gemacht. Dann kannst Du die Herrschaften holen."

Fleißig legte der alte Herr den ganz verstummten Kindern von den aufgetragenen Erfrischungen reichlich vor und munterte sie auf, herzhaft zuzugreifen. Da ging die Thüre auf und eine würdige ältere Dame eilte lebhaft auf den Rittmeister zu.

„Bruder, lieber Bruder Fritz!" klang es im Tone der Freude von ihren Lippen.

„Onkel, lieber Onkel, sei tausendmal gegrüßt!" riefen gleich darauf Frau von

Bergheim und Fräulein Frieda wie aus einem Munde.

„Und auch von mir unzählige Mal!" fügte der nachfolgende Baron hinzu, und acht Arme streckten sich dem alten Herrn entgegen.

„Na, na, glaub's schon, erdrückt mich nur nicht!" wehrte er die drohende Umschlingung heiter ab. „Seht ihr denn nicht, es sind ja auch noch Gäste da!"

„Ei, ei, gewiß eine Eroberung von „dem Schulhause gegenüber!" rief Frieda herzlich lachend und näherte sich mit froher Ueberraschung den ganz verschüchterten kleinen Mädchen.

„Hast's errathen lieber Schelm! Aber nun setzt Euch nur schnell, Ich muß Euch eine lange Geschichte erzählen!"

Alle nahmen erwartungsvoll Platz und alle Blicke streiften voll freundlicher Theilnahme die kleinen Unbekannten, die in ihren blauen Sonntagskleidchen, mit dem schöngeflochtenen Goldhaar und den treuherzigen, vor Verwirrung purpurrothen Gesichtchen so allerliebst aussahen.

„Daß ich," begann der Rittmeister, „Anno 49 am 5. April bei der Schlacht von Eckernförde schon gefangen war und nur mein erster Wachtmeister mit einem Dutzend Husaren mich noch heraushieb, wißt Ihr schon, auch daß ich achtzehn Tage später, als ich schon ins Bein geschossen war, bei Kolding den Hieb über den Kopf bekam. Hätte ihn aber mein braver Wachtmeister nicht parirt, säße ich heute wahrlich nicht unter Euch, und diese beiden kleinen Waisen hier sind die Kinder des braven Mannes. Auf welche Weise ich sie aber aufgefunden habe, sollt Ihr jetzt von mir hören." Und er erzählte in seiner gewohnten raschen und lebendigen Weise, dabei aber mit tiefer Rührung, den ganzen Vorgang.

Schon während der Erzählung hatte Fräulein Frieda die kleine Karolina auf den Schooß gezogen und ihr zärtlich über das reiche blonde Haar und die heißen Bäckchen gestrichen. Die Frau Baronin beschäftigte sich ebenso liebevoll mit Christine, die Bilder der Großeltern aber gingen von Hand zu Hand.

Als der Rittmeister seine Mittheilung geendet hatte, der die Damen und ganz besonders auch Baron Bergheim mit dem wärmsten Antheil gefolgt waren, ergriff er die Hände der ihm zunächst Sitzenden und sagte in bittendem Tone: „Und nun, Kinder, helft mir an diesen armen Waisen gut zu machen, was ich ihrem Vater nicht mehr danken konnte!"

„Ja, ja, freilich, die Mädchen bleiben bei uns, wir sorgen ganz für sie!" riefen fast Alle zugleich.

„Nun ja, ich wußte wohl," entgegnete freudig berührt der alte Herr, „daß sie bei Euch gut aufgenommen würden, aber mein eigener Plan ginge dahin, sie sollten bei der Frau Verwalterin ganz einfach erzogen werden. Sie wird sich leicht dazu verstehen, da sie ja kürzlich ihre eigenen Kinder verloren hat."

„Laß dies ganz gut sein, lieber Bruder," erbot sich eifrig die ältere Dame, „überlaß dies mir, ich werde ihnen Mutter sein!"

„Und ich," rief Frieda angelegentlich, „ich bin ihre Lehrerin."

„Und ich," rief Frau von Bergheim lebhaft, „ich erziehe und unterrichte auch mit!"

„Mir ist es schon recht," lachte der Rittmeister, „aber ich fürchte stark, Ihr werdet sie mir ganz verhätscheln und verziehen, he! Aber da werd' ich fleißig nachsehen, alle vierzehn Tage wird die Inspektion kommen. Nehmt Euch nur in Acht!" Damit erhob er sich wie zum Aufbruche von seinem Armstuhle.

„Ei, Du wirst doch nicht wieder fort wollen, Fritz!" rief seine Schwester.

„Um Alles in der Welt nicht," protestirten die beiden Nichten, „den Onkel lassen wir so schnell nicht fort!"

„Hilft nichts, hilft nichts! Ich fahre wieder zurück in die Stadt!" behauptete der Onkel; als er nun aber den Arm des Barons nahm und sich zum Gehen anschickte, kamen hastig die kleinen Mädchen herbei und hingen sich ängstlich an seinen Arm.

Auf seine bewegte Frage: „Ja, wollt denn auch Ihr, Kinderchen, daß ich dableiben soll?" hoben sie so flehend ihre Hände auf und schauten ihn mit so herzlicher Liebe aus den klaren warmen Augen an, daß der gute alte Herr stehen blieb und wie mit einem Entschlusse kämpfend, ein paar: „hm! hm!" ausstieß, dann aber plötzlich heiter ausrief: „Na, nun bin ich ins

Garn gegangen, nun habt Ihr mich gefangen! Ja, ich bleib' vorläufig da, aber erstens muß meine Wohnung im Erdgeschoß sein, kann nicht mehr Treppen steigen, und zweitens, gleich morgen müssen auch Hektor und Diana sammt Franz heraus!"

„Das ist brav, Onkelchen, das ist brav!" jubelten Alle und umringten ihn in vollster Freude. Die kleinen Waisen aber, die für alles Leid, das ihr junges Herz bedrückt, durch so viel Liebe und Sorgfalt beglückt werden sollten, lächelten ihm unter Thränen zu und küßten ihm kindlich dankbar die Hände.

„Aber Herr Neffe, was sagst Du dazu?" wandte sich der alte Herr plötzlich mit ironischem Seitenblick an Baron Bergheim. „Sollst mich fleißig begleiten zu Wagen hinaus aufs Feld und in den Forst. Da ist's nun vorbei mit dem Dichten und Reisebeschreiben — wie?"

„Durchaus nicht, lieber Onkel, jetzt fang' ich erst recht mit frischem Eifer an," sagte der Baron und wiegte schlau lächelnd das Haupt.

„Wäre mir nicht lieb! Warum denn?" fragte der Rittmeister gespannt und strich den weißen Schnurrbart in die Höhe.

„Oh," erklärte Herr von Bergheim „Dein Erlebniß mit den Kindern da gibt mir den schönsten Stoff zu einer Erzählung."

Reiseerzählungen von Europa.

(Von Bischof J. J. Escher.)

Wer auf Reisen geht, der kann etwas erzählen. Ich muß aber sagen, daß, wenn meine Erzählungen den Lesern nicht lieber sind als mir das Erzählen ist, so wäre es weit besser, wenn ich nicht erzählen würde. Da ich es aber dem Editor versprochen habe, so muß es auch gehalten sein.

Am Sonntag den 8. Juni waren unsere Passagiere früh auf dem Verdeck, um Land zu sehen, und da man von dem hinteren und mittleren Theil des Schiffes aus keins sehen konnte, so stellten sie sich ganz vorne an die Spitze hin; aber da mußten sie eben harren, bis man's sehen konnte. Um etwa 9 Uhr hieß es: Land! Land! und fast Alles strömte auf das Verdeck, um das Land zu sehen—gleich als ob man schon 6 Monate kein Land mehr gesehen hätte; und doch waren es nur die felsenumrahmten Scilly Inseln. Um den Mittag sahen wir „Lands End" und fuhren dann im lieblichen Sonntagsonnenschein auf dem glatten Meeresspiegel der Küste von England entlang bis Plymouth, d. h. in die malerisch schöne Bucht von Plymouth, von welcher einst die „Pilgerväter" nach dem fernen Amerika abreisten. Nach kurzem Aufenthalt ging unsere Fahrt weiter durch den von der ungetrübten Abendsonne vergoldeten Kanal nach Cherbourg zu. Unter der Menge größerer und kleinerer Schiffe, die wir passirten, war auch das wirklich kolossale Dampfschiff „Great Eastern", gegen welches unsere doch keineswegs unansehnliche Silesia fast wie ein kleiner Kahn erschien. Im Ganzen bot uns dieser Abend einen Genuß, wie man ihn auf Erden an irdischen Dingen nur äußerst selten, die große Mehrzahl der Menschen nie hat. Himmel, Meer und Erde prangten in lieblichster Herrlichkeit vor unserem Blick, und das ganz übernommene Herz ergoß sich im Preis des großen Schöpfers dieser Werke, den wir Vater, unseren Vater nennen dürfen. Des nächsten Morgens früh fuhren wir zwischen den gewaltigen Festungswerken von Cherbourg in die Bucht, oder eigentlich den äußeren Hafen von dieser französischen Seefeste hinein, stiegen von der guten Silesia aus auf ein kleines Dampfboot, fuhren ans Ufer und betraten nach etwas mehr als zehntägiger Fahrt mit leichten Füßen und dankbaren Herzen den festen Erdboden Gottes.

Unser Aufenthalt in Cherbourg war so kurz, daß ich mich zu keiner Beschreibung des Orts und der Ortszustände berechtigt halte; denn oberflächliche Bekanntschaft verleitet gar leicht zu irriger Beurtheilung. Die Reise von Cherbourg nach Paris—etwa 280 Meilen—führt durch mehrere ansehnliche, jedoch nicht geschichtlich berühmte Städte und eine etwas einförmige Landschaft, die hie und da stark an die gut angebauten, schönen Prairiegegenden des Westens erin-

nert. Auffallend ist es Amerikanerinnen allerdings, so viele ihres Geschlechts hier mit Pflug, Hacke und Sense beschäftigt zu sehen. Ich selbst mußte mir aufs neue die Frage vorlegen: Wo sind denn die Mannsleute alle? Denn unter hundert Feldarbeitern wird man kaum je mehr als zehn Männer oder Knaben wahrnehmen. In Deutschland ist das Verhältniß noch ungleicher.

Auch in Paris war der eintägige Aufenthalt ganz und gar zu kurz, um nur die größten Merkwürdigkeiten dieser einzig schönen, großen und geschichtlich merkwürdigen Stadt zu besuchen; immerhin aber ermöglichte es uns dieser eine Tag, den Elyseeischen Garten, das prachtvolle Invalidenhaus, die Ruinen der Tuilerien, der Vendome Säule, des Hotels de Ville und die Notre Dame zu besuchen und den Arch de Triumph zu besteigen, von welchen letztern aus wir eine prachtvolle Aussicht fast über die ganze große Stadt und weithin in die schöne, mit Villas besäte Umgegend hatten. Aber wie bitter muß es die stolzen Franzosen geschmerzt haben, die deutschen Krieger unter diesem Monument der Helden und Siege Frankreichs durchziehen zu sehen! Ueberhaupt muß man sich wundern über die tiefe Demüthigung, die in so kurzer Zeit über diese Stadt und dies Volk gekommen ist und man kann sich dieselbe nur als göttliches Strafgericht über dies grenzenlos entsittlichte und Gott entfremdete Volk erklären. Die Sünde ist der Leute Verderben. Das ist eine ewig feste Wahrheit, die sich im Leben des Einzelnen und der Nationen unabweislich geltend macht, die uns aber auch für Deutschland und sogar für unser eigenes liebes Amerika dürfte zittern lassen. Frankreichs Unglaube, Hochmuth und Entsittlichung hat seinen Sturz herbeigeführt; Deutschland wird kein besseres Schicksal erleben, wenn es auf der betretenen Bahn fortfährt, wie namentlich seit zehn Jahren.

Auch dem Louvre widmeten wir einen Theil unserer Zeit, bewunderten zunächst die Gemälde der ersten Meister Europas, dann die Kunstsammlungen der Jahrhunderte und zuletzt die Alterthümer, die sogar in die vorchristliche Zeit hinaufführen. Zum Glück entging dieses Gebäude mit seinen Schätzen der Vandalenwuth der kommunistischen Mordbrenner, die sich in den Ruinen der Tuilerien, des Hotels de Villa ꝛc. ein Denkmal ihrer Infamie gestiftet, mithin auch früheren ähnlichen Denkmälern des Unglaubens und Materialismus ein neues angereiht haben.

Die Fahrt von Paris nach Straßburg bot manches Interessante, das aber hier des beschränkten Raumes wegen unerwähnt bleiben muß. Bei Avricourt überschritten wir die neuen Grenzen des Deutschen Reichs; früher war's ja der etwa 50—60 Meilen weiter östlich gelegene Rhein. Hier also wurde deutsch gesprochen und uns war's, als ob wir in eine neue Welt — versteht sich, eine schönere gekommen wären. Mein lieber Gefährte, Br. Spr., lachte und, wenn meine Augen mich nicht getäuscht haben, weinte auch—vor Freude. Schnell fuhren wir nun in die nahen Vogesen, rasch ging es durch diese malerische Bergkette hindurch und auf einmal waren wir in dem ausnehmend schönen, dorfbesäten, im üppigsten Getreidewuchs prangenden Elsaß. Kein Wunder schmerzt der Verlust dieses europäischen Gartens die stolze Nation, kein Wunder freuen sich die Deutschen über diesen Erwerb. Aber die Elsäßer, d. h. die große Mehrzahl derselben, freuen sich keineswegs über diesen Wechsel. Im Herzen sind sie französisch, was sie auch gar nicht hehl halten und was die Thatsache, daß viele Tausend nach Frankreich und Amerika, ja sogar nach Afrika und Australien ausgewandert sind, zur Genüge beweist.

In Straßburg findet man noch viele Zeichen des furchtbaren Bombardements, dem die Stadt mehrere Wochen lang ausgesetzt war, selbst hoch oben am Münsterthurm sieht man die Wirkung deutscher Kanonenkugeln. Mir scheint dieser altehrwürdigen Stadt eine schöne, vielleicht große Zukunft in Aussicht zu stehen.

Wenn man nach Straßburg kommt, so vergißt man über dem himmelanstrebenden Münster alles Andere. Es wird mir deßhalb dann auch gestattet sein, hier in kurzem Entwurf eine Erzählung der Ge-

schichte dieses merkwürdigen Baues zu geben.

Schon in altersgrauer Zeit soll der Platz, wo das Münster steht, dem Gottesdienst gewidmet gewesen sein. Der Ort war ein förmlicher Hügel, um welchen her sich die Hütten der ersten bekannten Einwohner dieser Stadt, der Celten und Gallen, reihten; oben auf der Höhe stand der Heilige Hain. Hier wurden in Zeiten der Noth sogar Menschenopfer dargebracht.

Unter der römischen Herrschaft mußte der schattige Hain einem Tempel des Herkules und Mars weichen. Doch schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts sollen die Einwohner Argentorats—so hieß die Stadt—durch den Bischof Amandus zum Glauben bekehrt und an die Stelle des heidnischen Tempels eine christliche Kirche errichtet worden sein. Am Anfang des fünften Jahrhunderts wurde Argentorat durch die Fluth der Völkerwanderung zerstört. Als sich später die Franken dieser Gegend bemächtigt hatten, ließ Chlodewich, etwa ums Jahr 510, eine Kirche erbauen, die aber freilich keine Aehnlichkeit mit dem heutigen Meisterwerk hatte.

So wie jedoch die Stadt, die nun Straßburg hieß, als Grenzort zweier großen Länder an Bevölkerung und Wohlstand gewann, erfreute sie sich auch in demselben Maß der Gunst der merovingischen Fürsten. Dagobert schenkte dem Bischof Arbogast das Schloß Isenburg nebst einem ansehnlichen Gebiet, was nebst andern Schenkungen es ermöglichte, die Kirche zu vergrößern und zu verschönern. Karl der Große that noch mehr, indem er die Einwohner der Stadt und Umgegend von aller und jeder Steuerpflichtigkeit exemptirte. Vieles wurde in dieser Zeit auf die äußere Verschönerung und innere Ausschmückung verwendet, und schon im neunten Jahrhundert wird die innere Pracht dieses Tempels mit Begeisterung gerühmt.—In 873 verursachte eine Feuersbrunst großen Schaden und in den Jahren 1002 und 1007 wiederholte sich dieses Unglück, das letzte Mal durch den Blitz. Bischof Werner, der eigentliche Gründer des Münsters in seinem gegenwärtigen Umfang, ließ, von Fürsten und den ersten Baumeistern seiner Zeit unterstützt, Baumaterial in Masse durch viel tausend aufgebotene Landleute herbeischaffen. Im Jahre 1015 wurde der Anfang zur Ausführung des Neubaues mit dem Graben der Fundamente gemacht, in eine Tiefe von mehr als 30 Fuß wurden Pfähle von Erlenholz in den Boden eingeschlagen und die Zwischenräume mit Letten ausgefüllt, die mit Kalk, Ziegelstücken und Kohlen zusammengeknetet waren; auf diese feste Unterlage wurden die Grundsteine gelegt. Die bekannte Volkssage, daß das Münster über einem See auf Pfählen, wie auf einem Rost, erbaut sei, ist durch Untersuchungen als grundlos erwiesen.

Nach der Sage sollen hundert bis zweihundert tausend Menschen aus religiösem Eifer und um das Heil ihrer Seelen Hand an das Werk gelegt haben. In 1028 kam der Bau bis ans Dach, bald darauf wurde er durch einen noch hinzugestellten Thurm im gefälligen byzantinischen Style vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Michael De Ruyter (sprich Reuter), oder: Ehrlich währt am längsten.

In demselben Holland, wo die fromme Kurfürstin Louise von Brandenburg herstammt, war im Jahr 1676 große Trauer durchs ganze Land. Große und Kleine, Reiche und Arme, — Alle klagten und weinten, weil ihr tapferer Admiral Michael De Ruyter gestorben war. Der war eine lange Reihe von Jahren oberster Befehlshaber aller Schiffe Hollands gewesen, seinem Vaterlande ein Beschützer und Retter, den Feinden ein Schrecken. Und noch heutzutage rühmen die Holländer seine Heldenthaten, und haben auch Ursache: denn es hat wenige Kriegshelden gegeben, so lange die Welt steht, die so muthig und fromm, so tapfer und treu gewesen wären, wie dieser Ruyter.

Als er 1607 zu Vliessingen geboren wurde, ist's ihm an der Wiege nicht gesungen, was aus ihm werden sollte.

Denn seine Eltern waren wohl reich an Kindern, aber arm an Geld, und als der Michael 11 Jahre alt war, da mußte er schon sich selbst sein Brod verdienen, und zwar bei einem wackern Seilermeister (Strickmacher). Allein das Seilerhandwerk war Michaels Passion nicht, und Rückwärtsgehen, wie es ein Seiler thun muß, wenn er voran will, behagte ihm wenig. Da schaute er denn, anstatt auf die Fäden und Stricke, sehnsüchtig nach den hohen Schiffsmasten mit ihren flatternden Wimpeln und schwellenden Segeln,—und das wollte nun wieder seinem Meister nicht behagen. Der Bube bat seinen Vater, ihn auf die See zu schicken; allein der Vater sagte kurzweg: „Daraus wird nichts!"

Michael dachte: „Und 's muß doch etwas daraus werden, „lief seinem Meister weg, und ging auf ein Schiff, das nach Marokko fuhr. Bald aber spürte er Gewissensbisse über diese Sünde, und die Eltern gaben ihm endlich ihre Einwilligung und ihren Segen dazu, daß er auf die See ginge und Matrose würde.

Sobald er die Planke des Schiffes betrat, da war der Bursche wie umgewandelt. Vorher steckte er voll toller Streiche und Muthwillen, jetzt war er so still, treu, ernst und gehorsam, daß Alle ihre Freude bei ihm hatten. In den ersten Jahren hatte er viel Noth und Elend zu erdulden, und so hat er dann gelernt, gottesfürchtig und fromm zu werden, was er in der Schule daheim versäumt hatte. Darauf ging's dann auch äußerlich besser; aus dem Schiffsjungen wurde ein Matrose, und das ein treuer und gescheidter, den sein Schiffsherr gut gebrauchen konnte.

Das Schiff gehörte einem Kaufmann, der Jahr aus Jahr ein selber seine Waaren besorgte, und dann in Marokko auf der Messe verkaufte. Solcher Verkauf war keine leichte Sache, ging auch nicht so schön und glatt weg, wie hier zu Lande, und um den Markt zu besorgen, dazu gehörte mehr, als ein feines und geputztes Ladenbürschchen. Denn Marokko liegt in der Barbarei in Afrika, und da hausten damals barbarische Seeräuber, die um ein Menschenleben nicht viel Federlesens machten.

Einst war wieder Messe in Marokko, und der Kaufmann war krank, so daß er selbst nicht mit nach Afrika fahren konnte. Da dachte er an den Ruyter, von dem er wußte, daß ihm Kopf und Herz am rechten Fleck saßen, und beschloß, der sollte den Markt diesmal besorgen. Darauf ließ er ihn kommen, und sagte zu ihm: „Michael, du siehst, mit mir steht's schlimm; ich kann nicht nach Marokko. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, was meinst du, was ich thun solle?"

„Schickt einen andern treuen Mann mit, Minheer!" (soviel wie: Herr!) sagte Ruyter.

„Recht!" rief der Kaufmann, „aber wen soll ich schicken?"

„Das müßt ihr besser wissen, als ich, Minheer!" war Ruyters Antwort.

„Freilich, mein Sohn, sagte der Herr, aber es ist eine kitzliche Geschichte. Die Türken verstehen keinen Spaß. Höre, übernimm du das Geschäft, du sollst mein Superkargo sein!" (soviel wie Aufseher über die Ladung und Geschäftsführer.)

„Ich?" fragte erstaunt der Jüngling. „Minheer, zum Spaß bin ich zu alt, zum Ernst zu jung! Ich bin ein Matrose und kein Kaufmann. Adje!"

„Halt, rief der Kaufmann, Bursche, meinst du, ich wollte in meinen alten Tagen Bubenstreiche machen, und dich ehrlichen Menschen zum Narren halten? Du bist mein Superkargo, und ich leg Alles in deine Hand. Nun mach keine Possen!"

Ruyter besann sich. „Wenn Ihr's absolut wollt, meinetwegen denn!"

Damit war die Sache abgemacht. De Ruyter erhielt seine Vollmacht, Waaren, Geld und standesmäßige Kleider. Zwar machten die Matrosen lange Gesichter, als ihr junger College aufs Schiff kam als Superkargo. Aber bald zeigte es sich, daß der Kaufmann den rechten Mann gewählt hatte. Das Schiff segelte ab, landete in Marokko, und De Ruyter legte auf der Messe seine Waaren aus, die in lauter feinem, wollenem Tuche bestanden.

In Marokko herrschte der Zeit als unbeschränkter Gebieter, ein Bey, oder Fürst, der, nach türkischer Meinung, ohne

Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller seiner Unterthanen war und auch aller Derer, die des Handels wegen ins Land kamen. Wer ihm widersprechen wollte, der konnte sicher sein, daß er seinen Widerspruch mit dem Leben büßen mußte. Der damalige Bey (Fürst) war nun zwar gerecht in seiner Art, d. h., wie es eben so ein Türke sein kann, aber ein „Erzhalsabschneider."

Dieser kommt nun eines schönen Morgens selber mit einer langen Reihe seiner Hofleute und bleibt vor De Ruyter's Stand stehen, besieht die Waaren, und ein extrafeines Stück englischen kastanienbraunen Tuches sticht ihm in die Augen. „Was kostet es?" fragt er.

De Ruyter ist nicht blöde, und sagt den von seinem Herrn bestimmten Preis.

Der Bey ist auch nicht blöde, und bietet die Hälfte.

De Ruyter antwortete: „Bei mir gilt das Handeln nicht; was ich fordere, ist fester Preis! Auch ist's nicht mein Eigenthum; ich bin nur meines Herrn Diener."

Das wäre nun überall in der Ordnung gewesen, nur da nicht, wo keine Ordnung ist, wie in Marokko. Jedem Andern wär's bang um seinen Kopf gewesen, als er den grimmigen Blick des Bey gesehen, nur dem Ruyter nicht.

„Weißt du, Christenhund," (das ist der Schimpfname, womit die Türken uns Christen belegen,) ruft der Bey, daß ich der Herr deines Lebens bin, und daß es in meiner Macht steht, dir das Schiff mit der ganzen Ladung wegzunehmen?"

„Das weiß ich wohl," lautet die Antwort, „aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert, und ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, so lange ich in seinen Diensten lebe, für sein Wohl zu sorgen, und nicht an mich zu denken. Das will ich halten bis in den Tod, und ihr kriegt das Tuch nicht um einen Heller wohlfeiler! Thut was ihr vor Gott verantworten könnt."

Alle Kaufleute, die das hörten, erschraken auf den Tod, und dachten: „mit De Ruyters Leben ist's aus!" Darin hatten sie sich verrechnet. Der Bey sah den hübschen Mann lange mit zornfunkelnden Augen an. Alle Welt erwartete den kurzen Bescheid: „Kopf ab!" . . Aber er sagte: „Ich gebe dir bis Morgen um diese Zeit Bedenkfrist—bis dahin besinne dich!" Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück ins Gefach und wartete auf andere Kunden.

Nun stürmten die Kaufleute herbei und riefen: „Um Gottes willen schenk ihm das Tuch! Schlägt er dir den Kopf ab, so ist dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren. Gib ein Kleines und rette das Andere und dich!"

„Ich stehe in Gottes Hand," sagte Ruyter. „Wer im Kleinen nicht treu ist, wie sollte er es im Großen sein? Verliert mein Herr durch mich einen Heller, so bin ich ein treuloser Diener. Ich weiche kein Haar breit!"

Am andern Morgen stand Ruyter heiter lächelnd in seiner Bude. Da kommt der Bey mit seinem grimmigen Gesichte, und hinter ihm geht Einer, der ist blutroth angethan, und hat ein breites Schwert in seiner Hand, und die Leute in Marokko kannten ihn wohl und mieden ihn wies Feuer.

Vor Ruyters Bude bleibt der Bey stehen und sieht ihn grimmig an. „Christenhund!" ruft er aus, „hast du dich besonnen?"

„Ja," sagte De Ruyter, nicht um einen Heller wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt ihr mein Leben, so nehmt's; aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener meines Herrn!"

Alle Leute hielten den Athem an; denn der Henker im rothen Kleide besah die Klinge an seinem Richtschwert und lachte, wie der Teufel, wenn er eine Menschenseele auf schlechtem, aber sicherem Wege zur Hölle sieht.

Da ändert sich das Gesicht des Bey und wird plötzlich klar und heiter. „Bei dem Barte des Propheten!" ruft er aus (und das ist die höchste Betheuerung eines Türken), „du bist eine grundehrliche Seele. Ein treuerer Diener ist mir noch nie vorgekommen, und wollte Gott, ich hätte so einen!" Darauf wandte er sich

an seine Begleiter und sagte: „Nehmt euch diesen Christen zum Muster!"

Nun trat er zu De Ruyter heran, entblößte seine eigene Brust und die des braven Niederländers, legte seine Hand auf die Brust De Ruyters und dessen Hand auf seine Brust, und schwur ihm so nach Türkenart feierlichst seinen Schutz und seine Freundschaft. Dann legte er einen Beutel auf den Ladentisch und sagte: „Es ist, du darfst es glauben, gerade so viel, wie du gefordert hast! Ich will ein Ehrenkleid tragen von dem Tuche, zum Andenken an deine Treue!"

De Ruyter meinte, das Alles verstände sich so von selbst, nahm das Geld und übergab das Tuch. Ja, als er mit reichem Gewinn nach Holland zurückkam, sagte er seinem Herrn nicht einmal ein Wort davon;—der mußte es erst von Andern hören.

De Ruyters Ehrlichkeit und Treue wurde weit und breit im Maurenlande bekannt. Die Leute in Marokko wollten fortan nur von ihm kaufen.— Er durfte es sogar wagen, Reisen tief ins Land hinein zu machen, wo viele Christen in der Sklaverei schmachteten, und er kaufte viele dieser Armen los. Gott der Herr hat noch viel reicher seine Treue gelohnt; denn sie allein hat ihn zu dem mächtigen Seehelden, zum Retter und zur Zierde seines Vaterlandes gemacht.

Ihr Knechte aber und Mägde — auch besonders ihr Kinder gegen eure Eltern— und alle, die ihr unter einer irdischen Herrschaft stehet, lernet von diesem Ruyter treu und ehrlich zu sein und seid gewiß:

Ehrlich währt am längsten.

(Christl. Geschichten.)

Jerusalem.

(Nach Thomas Moore.)

Die Stätte, wo du stolz gethront,
Ist nun nicht mehr vorhanden;
Verödung in den Häusern wohnt,
Dein Volk, es seufzt in Banden.
Wo ist das süße Himmelsbrot,
Das dich in Wüsten nährte?
Wo jenes Licht, mit dem einst Gott
Dir deinen Pfad verklärte?

Du liebtest, Herr, Jerusalem,
Du warst in der Gemeine;
Ihr Dienst, er war dir angenehm,
Ihr Ruhm, er war der deine!
Bis des Verderbens gift'ger Hauch
Den Oelbaum dir versehrte
Und deiner Opferstätten Rauch
Gar and're Götter ehrte!

Nun, Salem, ist dein Stern erblaßt,
Dein Ruhm verkehrt in Schande!
Wie Spreu vom Wirbelwind gefaßt
Zerstiebst du in die Lande;
Die stolzen Hallen trauern still,
Die bunter Reigen zierte,
Und der entweihte Tempel fiel,
Wo Baal als Gott regierte.

Eroberer! Gott selbst euch heißt,
Das Schwert in Blut zu baden;
Die stolzen Zinnen niederreißt,
Die Schuld auf Schuld geladen;
Bis Zion sieht in Stadt und Flur
Der Kinder Beine bleichen,
Und Hinnoms Thal zur Hälfte nur
Kann fassen ihre Leichen!

* * *

Dein Licht ist da; so tritt herfür!
Die Völker, die so frech einst prahlten,
Sie liegen stumm zu Füßen dir,
Der von Jehovahs Glanz bestrahlten.

O sieh! wie deine Herrlichkeit
Die Heiden lockt aus weiter Ferne!
Der Völker Fürsten sind bereit,
Zu huldigen dem neuen Sterne.

Wohlauf! erhebe nun den Blick
Zu fremdem Land, entleg'nen Meeren!
Verbannte Söhne sieh zurück
Sammt heimwehkranken Töchtern kehren!

Unzähliger Kameele Schaar
Mit Schätzen naht von Midians Söhnen;
Gewürz und Gold bringt Saba dar,
Mit Pracht und Reichthum dich zu krönen.

Wer sind sie, die gleich Wolken dort
Sich sammeln an aus allen Landen,
Gleich Tauben, die aus fernem Ort
Den längst ersehnten Heimweg fanden?

Die Inseln harren meiner schon,
Die Tarsisschiffe dort sich rühren,
Die Söhne dir sammt reichem Lohn
An Gold und Silber herzuführen.

Der Libanon soll dienen dir,
Soll spenden seine stolzen Föhren

Und seiner Cedern Pracht zur Zier
Den Stätten, die mir angehören!

Und Schuld und Frevel fliehen fern,
Nicht sollst du Zwietracht mehr betrauern;
Sollst deine Thore „Lob des Herrn,"
„Erlösung" nennen deine Mauern!

Des Tags wird dir die Sonne nicht,
Des Nachts nicht mehr der Mond dir scheinen;
Gott selber wird nun sein dein Licht,
Auf ewig sich mit dir vereinen.

Und nie verlöschen soll dein Glanz;
Ein Strahl vom Himmel selbst gesendet
Wird schmücken dich als Ehrenkranz;
Des Trauerns Tage sind geendet.

Erwähltes Volk, gerechtes Land,
Du Zweig, stets grünend frisch und saftig,
Den ich gepflanzt mit eig'ner Hand
Des ew'gen Lebens sei theilhaftig!

Wer waren wohl die ersten deutschen Christen?

(Von Fr. Zimmermann.)

(Schluß.)

Endlich drang noch eine andere Weltmacht, von Griechen und Römern grundverschieden, von außen sehr unscheinbar, ja manchmal von Griechen u. Römern verfolgt, aber im Stillen ungeahnte neue weltumbildende Entwickelungen vorbereitend, in Galatien ein. Es war das Judenthum. Von Alexander des Großen Zeiten an verbreiteten sich die Juden sehr stark über den Orient, und so wanderten sie auch in Galatien ein. Sie ließen sich besonders als Geschäftstreibende und Handwerker in den Städten nieder. In Ancyra, der Hauptstadt Galatiens, erlangten sie besondere Privilegien. Sie bauten Synagogen und errichteten Bethäuser, in welchen sie am Sabbath zusammen kamen, das Gesetz lasen und Gebet hielten. Gemäß den Bestimmungen des Gesetzes sonderten sie sich in Sitten und Gebräuchen streng von Griechen und Römern ab, obgleich sie sonst auf das äußerste bemüht waren, ihnen die Herrlichkeit ihres Gesetzes als die alleinige Wahrheit Jehovah's anzupreisen. Ganz überrascht staunte das Galatervolk den bilderlosen Gottesdienst an, und vernahm mit aller Spannung die heiligen Sprüche, die im deutschen Gemüth und Gewissen ein so tiefes Echo finden, und viele wurden gottesfürchtig.

So wurden also diese deutschen Galater unter Gottes allweiser Leitung, durch die römische und griechische Bildung, und endlich das Judenthum auf das Christenthum vorbereitet, bis endlich — es war wohl etwa 18 Jahre, nachdem Jesus vor den Thoren Jerusalems sein Leben zum Schuldopfer für die gesammte sündige Menschheit dahin gegeben—eines Tages drei fremde jüdische Männer durch Galatien zogen und überall wo sie hinkamen, zuerst unter ihren Landsleuten, aber auch unter den Galatern großes Aufsehen erregten. Nach außen waren sie ganz schlichte einfache Menschen. Einer davon hatte kaum das Jünglingsalter zurückgelegt, er war ein holder junger Mensch aus dem benachbarten Lycaonien, ein zweiter war ein Prediger aus Jerusalem; der dritte aber war die Hauptperson, zu ihm blickten die beiden andern ehrerbietig auf und waren sehr zuvorkommend; er war ein Gesetzesgelehrter aus der Schule des sehr gemäßigten Pharisäers Gamaliel, gebürtig aus der alten glänzenden Hauptstadt Ciliciens, Tarsus am Flusse Kyders gelegen und hatte nach dem jüdischen Gebrauch daneben das Zeltweben gelernt. Der christliche Leser erkennt ohne Zweifel in diesen drei Fremdlingen sofort den Apostel Paulus und seine beiden Begleiter, Thimotheus und Silas.

Paulus predigte unter großer leiblicher Schwachheit in Galatien das Evangelium. Er hatte durchaus keine imponirende Gestalt, sondern eine unansehnliche, hinfällige Erscheinung, obgleich noch nicht alt, doch schon gebeugt und trug unverkennbar die Spuren heftiger innerer und äußerer Kämpfe an sich. Denke man sich die anstrengenden Strapazen der weiten Reisen, die vielen ausgestandenen Verfolgungen, die zur Bestreitung der Kosten seines Lebensunterhalts und seiner Reise mit eigenen Händen verrichteten Arbeit, und obendrein jenes eigenthümliche, nicht näher zu bestimmende Leiden, den Pfahl im Fleische, dann läßt

es sich sehr wohl begreifen, daß seine Kräfte erschöpft sein mußten. Dessen ungeachtet riß er die Gemüther der Galater mit geheimnißvoller Gewalt an sich. Seine Rede war wohl im Anfang etwas zaghaft und schwerfällig, aber wenn er einmal die erste Schüchternheit überwunden hatte, dann kam ein Feuergeist über ihn, seine Augen blitzten, seine sonst gebeugte Gestalt richtete sich auf und wunderbare, ergreifende Worte rollten, einem schäumenden Strome gleich, von seinen Lippen. Auch er knüpfte mit seiner Predigt am jüdischen Gesetze an, aber es war nicht der äußere Buchstabe desselben, sondern die tiefsten, das Herz ansprechenden Tiefen des Gesetzes die er herauskehrte und führte zugleich auf Grund desselben, seinen Zuhörern den schlagenden Beweis, daß ihrer keiner das Gesetz gehalten, noch auch zu halten aus eigenem Vermögen im Stande wäre und mithin als Uebertreter unter dem Fluche desselben stände. Alsdann ließ er den Trost des Evangeliums eingreifen und theilte ihnen mit, daß Gott, der erhabene Gesetzgeber, wie es auch schon vorher von den Propheten geweissagt worden sei, seinen eingebornen Sohn herabgesandt habe, und wie er die Verschuldungen der ganzen Menschheit auf sich genommen und durch sein blutiges Leiden und Sterben von dem Fluche des Gesetzes erlöset habe. Ganz entsprechend dem deutschen Gemüthe, ergriffen die Galater, nach zuvor gewonnener Ueberzeugung durch Pauli Predigt, das Christenthum.

Den tiefsten Eindruck machte indeß die Predigt Pauli auf die eigentlichen Galater, denn die Juden hatten allerlei dagegen einzuwenden. Vor allem ging ihnen die evangelische Mittheilung des unschuldigen Leidens und Sterbens Jesu zu Herzen. Die galatischen Gemeinden bestanden daher vorwiegend aus Heidenchristen, d. i. Deutschen, die wir wohl hauptsächlich in den Städten Ancyra, Possinus und Tavium zu vermuthen haben.

Nach längerem Aufenthalt brachen die theuren Männer Gottes endlich auf, um weiter nach Bithynien, Mysium, Macedonien und Griechenland zu reisen; doch nach etwa zwei Jahren kehrte Paulus nochmals nach Galatien zurück, und wurde von seinen galatischen Kindern mit alter Liebe aufgenommen. Als Paulus diesmal wieder Abschied nahm, war er eigenthümlich bewegt und ermahnte sie sehr eindringlich in ernsten Worten, standhaft am Evangelium zu halten. Sie verstanden ihn wohl kaum. Er erfuhr gerade damals den bekannten Widerspruch von den Judenchristen. Leider allzubald sah der Apostel seine dunklen Ahnungen in Galatien erfüllt.

Den weiteren Fortgang der galatischen Gemeinde kennen wir nur sehr fragmentarisch. Das erste Kapitel deutscher Kirchengeschichte — der Brief Pauli an die Galater—und die wenigen Andeutungen der Apostelgeschichte erstrecken sich nur über das apostolische Zeitalter. Aus dem Galaterbrief lernen wir, daß nachmals jüdische Männer nach Galatien kamen, welche sich ebenfalls Diener Jesu des Messias nannten und den Galatern verhießen, das Evangelium richtiger zu predigen, als dieses von Paulus geschehen sei. Sie richteten große Verwirrung an, so daß Paulus, als er drunten in Ephesus, dem großen Stapelplatz Kleinasiens Kunde davon bekam, das Sendschreiben an sie richtete, welches wir heute noch als den Brief an die Galater in Händen haben. Ein gewaltiges Schriftstück.

Ein Gemälde der Stadt.

(Von P. Sch.)

(Fortsetzung.)

An einem schönen Frühlingsmorgen, gerade als ich aufstand, gab es zwei Erschütterungen gleich einem Erdbeben. Alles kam aus den Häusern gesprungen, um sich nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Erscheinung zu erkundigen. Einer fragte den Andern, was es sei, keiner konnte aber im Augenblick die gewünschte Auskunft geben. Bald sah man jedoch in einer gewissen Entfernung dicke schwarze Rauchwolken aufsteigen, welche die Vermuthung rechtfertigten, daß der Oelbehälter einer unweit entlegenen Oelraffinerie geplatzt sei, welche Vermuthung sich auch sofort bestätigte, wobei zwei Männer, ein Ledi-

ger und ein verheiratheter mit Frau und sieben meist unerzogenen Kindern, ihr Leben verloren hatten. Daß es bei dieser tragischen Begebenheit an allerlei Commentaren nicht fehlte, ist selbstverständlich. „Wenn sie nur alle einmal niederbrennen würden," konnte man Einen mit der größten Entrüstung sagen hören, „diese ——— Kohlölgeschäfte haben schon so viel Unglück verursacht." „Den Herren R. R. schadet es nichts," meinte ein Zweiter, „die sind ja reich genug und können, ohne sich wehe zu thun, die niedergebrannten Gebäude und Behälter wieder aufbauen lassen." „Wenn ich nur den Werth hätte," wünschte ein Dritter, „welcher da wieder in die Luft flog, da könnte ich mir mein Schäfchen damit ins Trockene treiben." Ein Vierter nannte es sogar noch ein Glück, daß es so vor 7 Uhr geschah, weil es sonst viel mehr Menschenleben gekostet hätte. Mag diese letzte Behauptung auch in einer Hinsicht ihre Richtigkeit haben, so ist auf der anderen Seite die Behauptung, daß der Stadtmann über das gräßlichste Unglück, sofern seine eigene Person nicht dabei gefährdet wurde, sich kaltblütig hinwegsetzen kann, nur zu deutlich ausgesprochen. Ist das nicht Unglück genug, wenn eine Frau mit sieben Kindern und fast ohne Mittel so plötzlich in den Wittwenstand versetzt wird? Oder wäre ihre Lage vielleicht erträglicher gewesen, wenn noch ein Dutzend Andere dabei ihr Leben verloren hätten? Keineswegs! Für den, den es betraf, war es gerade so gut, oder vielmehr so übel, als wenn die ganze Welt untergegangen wäre. Allein in der Stadt ist dieses eine Kleinigkeit. In den Abendzeitungen findet man höchstens noch eine Schilderung einer solchen Begebenheit, in welcher aber mehr Aufmerksamkeit dem Geldverlust, den die Herren R. R. dabei hatten, geschenkt wird, als dem Verlust an edlen Menschenleben. Und damit ist die Sache abgemacht. Die Welt geht ihren Gang weiter wie ein Schiff auf dem Meere, dessen Spuren schon in seiner unmittelbaren Nähe verschwunden sind.

Ein anderer Fall: In einem gewissen Stadttheil wurde ein Abzugsgraben gemacht. Die auf jeder Seite 15 Fuß hohen, senkrechten Wände wurden mit hölzernen Stützen und Querbalken aufrecht gehalten. Unglücklicherweise war aber diese Vorsichtsmaßregel auf eine zu leichtsinnige Weise angebracht. Das Gebälk gab nach und stürzte sammt den Wänden in die Tiefe. Sechs Mann, welche drunten mit Ausmauern des Tunnels beschäftigt waren, wurden verschüttet. Selbstverständlich gab es einen Auflauf. Die Polizei schritt ein, eine Anzahl Männer mit Schaufeln wurde angestellt, um so schnell als möglich die Verunglückten ans Licht zu bringen, welches auch in kurzer Zeit geschah. Drei waren todt, zwei gaben noch Lebenszeichen von sich und wurden wieder hergestellt, und einer, welcher glücklicherweise in guter Position sich befand, sprang heraus und schüttelte den Sand von sich ab, welches bei manchen der Umstehenden zu leichtsinnigen Witzen Anlaß gab. Innerhalb einer halben Stunde ist der Schauplatz wieder leer. Die Todten hat man in ihre Wohnungen geschafft, die Hinterbliebenen gehen ihres Weges weiter ihren Geschäften wieder nach; lauter Kleinigkeiten für den Stadtmann. Noch ein Fall:

Eines Tages, als ich im dritten Stockwerk des Anstaltsgebäudes beschäftigt war, gab es einen solchen heftigen Stoß, daß das Gebäude zitterte und der Speis von der Decke im Zimmer herab fiel. Einer fragte den Andern, was ist wohl das? Man begab sich auf die Straße, da erfuhr man bald, daß das etwa sieben Meilen weit entfernte Pulvermagazin explodirt sei. Da gab es wieder allerhand Bemerkungen: „Das hat auch wieder Menschenleben gekostet," fing Einer der Umstehenden an, mit dem gerechten Zusatz, daß in diesem Lande alles auf eine strafbare Leichtsinnigkeit betrieben wird, und daß solche Vorkommnisse in Deutschland zu den Seltenheiten gerechnet werden können. Ein Zweiter fiel ihm dann schon in die Rede, daß Solche, welche bei Pulverexplosionen umkommen, einen leichten Tod hätten. Ein Dritter, der es noch am besten von Allen wissen wollte, meinte sogar, daß es viel besser sei gleich todt, als auf seine Lebenszeit ein Krüppel zu sein. Diese etlichen Beispiele mögen genügen, dem mit den Verhältnissen großer Städte weniger bekannten Leser begreiflich zu ma-

chen, wie kalt und gefühllos das Stadtleben ist, und wie wenig Sympathie der Stadtmann für seinen Mitbürger hat, wenn sein Herz nicht durch wahre Religion für das Wohl anderer Menschen gestimmt wird. Manche meiner Leser könnten mir vielleicht entgegnen: Was kann man in solchen Fällen thun? Kann man es durch Lamentiren ungeschehen machen? Nein, das kann man nicht; aber damit wird keineswegs gesagt, daß man sein Herz gegen alles menschliche Gefühl verhärtet und abstumpft, bis es endlich so hart wird wie Stahl und keiner sanften Eindrücke mehr fähig ist. Unser Heiland hat über Jerusalem Mitleidsthränen geweint, welche, wenn sie auch Jerusalem nichts geholfen haben sollten, doch seinen edlen Sinn gegen jenes Volk in ein brillantes Licht stellten. Wohl dem, der auch in dieser Tugend Jesu nachahmt.

Ein anderer Gegenstand, der besonders das Stadtleben im Gegensatz zu dem Landleben charakterisirt, betrifft die Kleidung. Wenn gleichwohl der Luxus und Hochmuth in den Kleidern sich nicht in die Stadtgrenzen einschließen läßt, so ist es unstreitig in den Städten immer schlimmer als auf dem Lande; und das kommt besonders daher, weil man in der Stadt, wo man einander nicht kennt, immer mehr geneigt ist, den Mann nach seinem Rock, seinen lakirten Stiefeln und Papierkragen, als nach seinem wahren, sowohl zeitlichen als moralischen Werth zu taxiren. Ein fein gekleideter Mann kann in einer Stadt für lange Zeit die gröbsten Gaunerstreiche ausüben, ohne daß man den geringsten Verdacht gegen ihn hegt; einem Schlechtgekleideten hingegen traut man nicht über die Thürschwelle. Und daher kommt es, daß Mancher, welcher prinzipiell nicht dem Luxus ergeben ist, doch Standes- und der Umgebung halber, unter der er sich bewegt, sich in das Unvermeidliche fügen muß. Hier ein Beispiel: Ich war einmal genöthigt, meinen Wohnort zu verändern. Da begab es sich, daß ich eines Abends auf meinem Heimwege von der Arbeit, allwo ich, nebenbei gesagt, nicht in einer Kleidung nach dem neuesten Pariser Schnitt erschien, an einem zu vermiethenden Hause vorbeiging. Ich begab mich in dasselbe, um das Nähere darüber zu erfahren. Eine ältliche Dame mit bereits grauen Haaren stellte sich mir als die Eigenthümerin vor, welche mich meiner unscheinbaren Kleidung halber schroff anblickte und von Kopf bis zu Fuß fixirte. Als ich sie fragte, wie hoch das Haus per Monat vermiethet werden könne, stellte sie, um mich wahrscheinlich abzuschrecken, solche Bedingungen, die ihr erschienen, daß ich sie höchst wahrscheinlich nicht eingehen werde, und theils Familienumstände halber nicht eingehen könne. Weil aber meine Lage und meine Familienverhältnisse, welche ich ihr wahrheitsgetreu beschrieb, merkwürdigerweise zu ihren Bedingungen stimmten und sie deßhalb keinen Einwand machen konnte, so kam sie mit neuen Abschreckungsmitteln aufgezogen. Sie wollte dann wissen, Was, Wo, und für Wen ich arbeite, und was für Lohn ich bekomme. Als ich dies alles zu ihren Gunsten beantwortete, so ließ sie sich endlich scheinbar herab, mir das Haus für so und so viel zu vermiethen. Weil aber die Forderung zu hoch gestellt war, so gab ich ihr einfach zu verstehen, daß es mir zu hoch sei; mein Grundsatz sei der, den Leuten nicht mehr zu versprechen, als ich willens sei zu bezahlen und auch dabei gegründete Aussicht hätte, es bezahlen zu können. Nun fing das Vorurtheil bei ihr an zu schmelzen. Sie fragte dann weiter, was ich denn willens sei zu geben? Als ich ihr dieses kund that, meinte sie, daß meine Verhältnisse es wohl gestatteten, den von ihr verlangten Hauszins zu bezahlen, und warum ich nicht willens sei, dies zu thun? Einfach darum, entgegnete ich ihr, weil sie dann all mein übriges Geld bekommen würde und ich folglich keinen Cent für mich erübrigen könnte, und es für sie bei weitem nicht so hart wäre, so viel weniger zu nehmen, als für mich so viel mehr zu geben. Diese einfache Auseinandersetzung hatte solche Wirkung auf sie, daß sie zu meinen Gunsten entschied. Weil mir aber die Dame in jeder Beziehung zu sehr im Extrem war, so lehnte ich dieses liberale Anerbieten höflichst ab und schied von ihr mit einer lehrreichen Erfahrung. Einem guten Freund von mir, der ein guter Christ war und nebenbei gesagt nicht zu den Aermsten ge-

hörte, ging es ebenso. Auf dem Heimwege von der Arbeit ging er zu dem betreffenden Agenten eines zu vermiethenden Hauses, um sich über die Miethe zu erkundigen. Der Agent blickte ihn scharf an und sagte ihm geradezu, daß es für ihn nicht nöthig sei, dieses zu wissen, er könne sie doch nicht bezahlen. Mein Freund, erstaunt über diese freche Antwort, fragte den Agenten, wie er denn dieses wissen könne? Ob denn die wahre Ehrlichkeit und Zahlfähigkeit in einem frisch weißgebügelten Hemd mit Goldknöpfen, und überhaupt in dem fashionablen Pariseranzug bestände? Bei diesen Worten schob der Agent die Brille über seine Nase herab, um diesen sonderbaren Mann in Natura anzusehen. Es entspann sich sodann ein ähnliches Gespräch wie das vorhergehende und mein Freund miethete schließlich das Haus. So könnten Beispiele ad infinitum angeführt werden, um zu zeigen, wie das Leben in den Städten nicht auf Sein, sondern alles auf Schein beruht, und daß dieser für einen „smarten" Mann gilt, der diese Glasur am geschicktesten anzubringen versteht. Ich will aber den Leser nicht zu sehr ermüden. So der Herr Leben und Gesundheit schenkt, und der geehrte Editor nichts dagegen hat, ein anderes Mal mehr.

Die umgewandelte Familie.

(Schluß.)

Im folgenden Jahre kehrte ich nach Languedoc zurück, und hier war es, wo mir Gott recht augenscheinlich die Macht seines Wortes offenbarte. Seit einiger Zeit hatten mich die Briefe meines Vaters und meiner Schwester auf die Freude vorbereitet, welche ich nun bald empfinden sollte; denn sie endeten stets auf eine ernste und christliche Art. Von dem Augenblicke meiner Ankunft an war ich überrascht über die Veränderung, welche einige Monate in unserer Familie hervorgebracht hatten. — Das sanfte und bescheidene Wesen der Dienstboten, ihr Benehmen, ihre ganze Handlungsweise, die außerordentliche Reinlichkeit und Einfachheit ihrer Kleidung, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. — Meine Schwester und meine Brüder empfingen mich mit großer Freude; eine innere Zufriedenheit leuchtete aus ihren Blicken. — Mein Vater begegnete mir mit großer Zärtlichkeit, seine Augen waren voll Thränen, ein sanftes Lächeln beseelte seinen Ausdruck statt des Kummers, welcher so lange darin geherrscht hatte. Sobald ich mit meiner Schwester allein war, befragte ich sie um Alles, was sich während meiner Abwesenheit begeben hatte.

„O mein Bruder", sagte Henriette zu mir, „wie dankbar wirst du sein, wenn du erfährst was der Herr an uns gethan hat. Wie wahr die Worte sind: Haltet an am Gebet und wachet in demselbigen mit Danksagung. Suche so wirst du finden, bitte, so wird dir gegeben werden (Matth. 7, 7.) Nachdem du weg warst, setzte ich den häuslichen Gottesdienst ununterbrochen fort; unsere Brüder bekamen täglich mehr Gefallen an dem Bibellesen, sie wurden immer aufmerksamer und suchten den Sinn der Schrift recht zu erfassen. Oft sprachen sie im Lauf des Tages mit einander darüber, und wenn ihnen eine Stelle besonders auffiel, besprachen sie sich mit der Wärterin.— Diese bat hierauf, dem Gottesdienste beiwohnen zu dürfen und schien mit vieler Andacht zuzuhören; bald darauf bat sie mich, ihr eine Bibel zu geben und begann sie mit großer Aufmerksamkeit zu lesen. Die Veränderung, welche dadurch in ihr vorging, entging den übrigen Dienstboten nicht, denn anstatt ihre Zeit mit schlechter Unterhaltung zu verlieren, zog sie sich häufig in ihr Zimmer zurück, um in der heiligen Schrift zu lesen. Anfänglich spotteten die Andern darüber, allein Jene antwortete mit Ruhe und Festigkeit, daß sie eine Seele habe und für das Heil derselben sorgen müsse; sie sprach mit ihnen von dem Bibellesen und dem Eindruck, den dasselbe auf sie gemacht habe.— Ich weiß nicht, welcher Worte sie sich bediente, aber der Erfolg war, daß alle ihre Dienstgenossen lebhaft wünschten, sich bei unserem Morgengebet mit uns zu vereinigen. Ich war sehr erfreut als mir Mariana dies sagte, doch fürchtete ich, daß es der Vater mißbilligen würde. Ich bat ihn um die Erlaubniß, die er nach kurzem Zögern gewährte. Anfangs, als

ich mich von so vielen Menschen umgeben sah, war ich sehr verlegen und beunruhigt, daß ich dazu bestimmt sei, zu denen zu sprechen, welche so lange in großer Entfernung von Gott gelebt hatten.—

Ich suchte in der heiligen Schrift die Stellen, wo der Herr von der Härte des menschlichen Herzens spricht und auf Reue dringt; ich wählte dieselben für meine Zuhörer; allein Gott ließ mich empfinden, daß ich sie ebenso gut auf mich anwenden müsse. Sie zeigten mir mein Inneres und ließen mich meine Sündhaftigkeit und mein Elend erkennen. Ich fühlte, was sich nicht beschreiben läßt, daß das ganze Herz wider Gott ist, bis es durch den heiligen Geist erneuert und durch das Blut unseres göttlichen Erlösers versöhnt wird.— Die Worte der heiligen Schrift, welche von unserer Verdorbenheit, der beständigen Widerspenstigkeit des natürlichen, unbekehrten Menschen handeln, schienen mir vollkommen richtig und wahr. Ich verstand nun das anbetungswürdige Werk der Erlösung. Ich hoffe wirklich, erfahren zu haben, was es sei, mit Gott versöhnt zu sein. Ein tiefes Gefühl meiner Schwachheit und Gebrechlichkeit hat mich überzeugt, daß ich aus mir selbst nichts thun kann; daß meine Werke, so gut sie auch zu sein schienen, mich nicht von der Verdammniß erretten können; daß die Lehre von dem unbedingten Heil in Christo allein das beunruhigte Gewissen trösten, die Furcht der Seele beschwichtigen und uns eine wahre aufrichtige Liebe zu unserm Gott und Schöpfer einflößen könne. Der Gott der Barmherzigkeit hat mein inbrünstiges Gebet erhört, seine Gnade hat mein Herz durchdrungen, ich fühle, daß Christus mein Heiland geworden ist, und mein Herz ist voll Freudigkeit und Frieden.—

„Daß der Herr unseren Gottesdienst und unsere Familie gesegnet hat, ist täglich sichtbar. Unsere Dienstboten, früher so ungebildet und so zänkisch, sind ruhig und friedlich geworden, und wie wir hoffen, neue Creaturen in Christo Jesu.— Ja, unsere ganze Familie ist gänzlich umgewandelt.

„Mein Vater bemerkte diese Umänderung und eines Abends trug er mir auf, ihm es zu sagen, wann wir uns den nächsten Morgen zum Gebete versammelten. Als die ganze Familie vereinigt war, ging ich in meines Vaters Zimmer; er war bewegt und sagte, der heutige Tag sei der Todestag meiner Mutter, er wünsche unserem Gebete beizuwohnen und zu sehen, wie ich den letzten Willen derselben erfülle. Er fügte hinzu, er hoffe, ich werde seinetwegen nichts ändern, sondern Alles wie gewöhnlich verrichten. Ich befolgte seine Worte. Nach dem Schlußgebet schien mein Vater sehr ergriffen und verließ gleich das Zimmer. Als wir uns wiedersahen, sprach er nichts über den Gottesdienst, sondern wünschte nur zu wissen, um welche Zeit wir den andern Tag zusammenkommen würden. Seitdem hat er demselben regelmäßig beigewohnt."

Als meine Schwester geendet hatte, beteten wir beide zusammen und dankten unserem himmlischen Vater.

Den folgenden Tag war ich bei den frommen Uebungen, welche Gott so reichlich gesegnet hatte, zugegen. Als wir Alle versammelt waren, stand meine Schwester nach einigen Augenblicken der Stille und des ernsten Nachdenkens auf, und wir folgten ihrem Beispiele.— Sie bat Gott, er möge nach seiner Verheißung mit seinem heiligen Geiste in unserer Mitte sein, unsere Aufmerksamkeit fesseln, unsere Herzen rühren und das Lesen seines heiligen Wortes segnen. Wir setzten uns, und meine Schwester las ein Capitel der heil. Schrift, worauf sie diejenigen Stellen und Worte, welche nicht leicht verständlich waren, erklärte, einige Sprüche, welche das Gelesene noch deutlicher und faßlicher machten, beifügte, und mit wenigen einfachen, rührenden Bemerkungen über die Anwendung der eben gehörten Wahrheiten endigte. Sodann wählte sie einige Verse eines Psalms, welche wir gemeinschaftlich sangen. Zum Schlusse knieten wir uns alle nieder zum Gebete; wir dankten Gott für alle seine Wohlthaten, bekannten unsere Sünden, und baten ihn, sie uns zu vergeben, uns durch sein Wort zu heiligen und Freude und Frieden in unsere Seelen zu senden.

Ich war sehr bewegt durch das aufmerksame und nachdenkende Wesen der Kinder und Dienstboten, aber hauptsächlich durch die Ruhe und den Ernst, welchen ich in

den Zügen meines Vaters wahrnahm. Ich folgte ihm, als er das Zimmer verließ, er bemerkte meine Empfindungen und sagte lächelnd: „Mein Sohn, deine Wünsche sind erfüllt, du siehst, ich billigte deinen Plan zur Einführung des häuslichen Gottesdienstes, auch kann ich deine Freude noch vermehren, indem ich dir sage, daß diese Augenblicke des Gebets und der Betrachtung die glücklichsten meines Lebens sind.

„Wahrscheinlich hat dich deine Schwester schon von den heilsamen Folgen des Familiengottesdienstes, welchen ihr begonnen habt, unterrichtet, aber sie wird dir nichts von dem tiefen Eindrucke gesagt haben, den ihr Beispiel auf Alle, welche sie kannten, gemacht hat. Ihre Pflichten stets mit Sorgfalt erfüllend, nahm ihre Milde und Güte täglich zu. Sie ward für Alle ein Beispiel der Liebe, Geduld und Demuth. — Ueberrascht durch diese schnelle Veränderung, beobachtete ich sie mit mehr Aufmerksamkeit; ich bemerkte, daß nur ein Wunsch ihr Herz erfüllte, daß ihr Hauptbemühen dahin ging, Gutes zu thun, daß sie täglich heiterer ward, immer nachgebender und aufmerksamer auf die Wünsche Anderer. Die Dienstboten und Dorfbewohner sprachen nur mit Liebe von ihr. — Ich wünschte sie bei der Leitung des Familiengottesdienstes zu sehen; während sie betete und die heilige Schrift las, fühlte ich eine unbekannte Freudigkeit mein Herz durchdringen — dieses Herz, das so lange vom Kummer niedergebeugt war. Den nächsten Tag kehrte ich zu demselben Hilfsmittel zurück und lernte auf diese Art aus der einzigen wahren Quelle Trost schöpfen.

„Bisher hatte ich mich dem Willen des Herrn, der mir diejenige, die ich liebte, von meiner Seite genommen, widersetzt. Ich murrte in meinem Schmerze, ich klagte Gott der Ungerechtigkeit an, ich empfand nicht, wie gnädig er ist, selbst wenn er uns züchtigt. Ich war dem Namen nach ein Christ, aber ich verstand nicht den ganzen Umfang der Pflichten, welche dieser Beruf von mir verlangte; erfüllt mit den Ideen einer falschen Weltweisheit, beschränkte ich meine Erkenntniß des Christenthums auf die engen Grenzen meiner eignen unerleuchteten Vernunft. Ich behandelte diejenigen mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung, die einigen Werth auf irgend eine besondere Lehre setzen; ich betrachtete die Vorschriften des Evangeliums einzig wie das reinste und vollkommenste Sittengesetz; ich vertraute auf meine eigene Kraft und dachte, daß die Forderungen der Tugend und der Pflicht mich auf rechtem Wege erhalten würden. Jedoch fand ich, daß diese Ansichten trügerisch und in der Zeit der Prüfung nicht zureichend seien. Sie gaben mir nicht den Trost, den ich bedurfte. Die Hoffnung der Unsterblichkeit kann solche Leiden nicht beschwichtigen, wenn sie nur die Folge des eigenen Nachdenkens ist und nur auf der menschlichen Vernunft beruht. — Wenn sich Leiden und Kummer unserer bemächtigen, bedürfen wir einer mehr als irdischen Hilfe, um uns zu trösten; wir bedürfen des Wortes und der Verheißungen Gottes; ja, wir bedürfen alle der durch seine Macht uns offenbarten Wahrheiten, um uns in solchen Fällen zu unterstützen und aufzurichten. Die Worte des Heilands in den Evangelien, welche er an diejenigen richtet, so zerschlagenen Herzens sind, zeigen solch' tiefes Mitgefühl, so viel Erbarmen und Liebe, daß, nachdem wir ihren Einfluß empfunden, unser Herz durch keine andern Trostgründe befriedigt werden kann. Wenn alle ungläubigen Menschen, deren Herzen ein Raub des Kummers sind, dies Buch in aller Demuth öffnen und darin den Trost, welchen Gott allen Leidenden bereitet hat, suchen wollten, so würden sie eine unaussprechliche Erleichterung fühlen. Durch diese wohlthätige Einwirkung würden alle ihre erregten Leidenschaften besänftigt und ihre hin und her schweifenden Gedanken würden in der Wahrheit des Gotteswortes ihren festen Grund finden. Allein das Evangelium muß in dem ganzen Umfange der Wahrheit, in welchem Gott es uns gegeben hat, aufgenommen werden, denn es enthält den Sündenfall des Menschen, seine Verdorbenheit und sein Elend, die Nothwendigkeit der Reue, das göttliche Opfer und die Erneuerung durch den heiligen Geist, welche allein die Gemeinschaft zwischen dem unendlichen und vollkommenen Schöpfer und dem schwachen und sündigen Menschen bewirken kann.

„Mein Sohn, Gott hat die Finsterniß, welche meinen Geist umgab, zerstreut, er hat meine Augen geöffnet und ich habe seine Barmherzigkeit empfunden. Möchten doch alle Unglücklichen dieselben Gnadenbeweise erfahren, welche mir Gott durch die Erhörung eurer Gebete gewährt hat."

Ich fragte meinen Vater, warum er nicht selbst durch die Leitung des häuslichen Gottesdienstes Gott diene, anstatt dies meiner Schwester zu überlassen? Er antwortete: „Ich war bisher durch eine falsche Scham davon abgehalten, allein von nun an will ich sie übernehmen. Morgen will ich mit euch die heiligste und segensreichste Pflicht erfüllen."

In der That begann mein Vater von diesem Tage an einen regelmäßigen Gottesdienst, welchen Gott an Allen, welche ihm beiwohnten, immer mehr und mehr segnete. — Sein Beispiel ward vielfältig befolgt und fast in allen Hütten der Nachbarschaft ein Familiengottesdienst eingeführt. Viele Seelen wurden mit dem Grundsteine ihres ewigen Heils bekannt; sie dienten dem Herrn mit Ehrfurcht und heiligem Eifer, empfanden seine Segnungen für dieses Leben und waren voll Hoffnung für das zukünftige.

Schrifterklären oder Schriftverkehren.

Diese beiden Ausdrücke sind dem Wortlaut nach, einander gar nicht sehr unähnlich, und mancher seinwollende Exeget hat schon wiederholt ohne Bedenken das Letztere für das Erstere genommen, und es eben so bedachtlos wieder ausgekramt. Natur und Wirkung beider sind jedoch entschieden ungleich.

Ich möchte deßhalb Jedem, der es sich zur Aufgabe stellt, Andere aus Gottes heiligem Wort zu unterrichten, leise ins Ohr flüstern: „Mein werther Freund! studire fleißig deine Bibel und orientire dich wohl nach allen Seiten hin auf deren reichhaltigem Gebiet, ehe du es wagst, sie Andern zu erklären. Das Gegentheil dürfte dir und ihnen zum großen Nachtheil gereichen. Nicht selten sind seinwollende Schrifterklärer ihren Zuhörern gegenüber aufs Eis gerathen und zu Schanden geworden. Durch schändliche Entstellungen biblischer Thatsachen werden oft erfahrene und gut bewanderte Schriftforscher bitter gekränkt und Unerfahrene leicht irre geführt.

Nachstehend einige Beispiele solcher Schrifterklärungen.

Das Fasten Christi.

Es mögen etwa dreizehn Jahre zurück sein, als ich mit einem lieben Bruder eine trauliche Unterhaltung über Dies und Jenes hatte. Durch Veranlassung kam nun das Gespräch auch auf die Erdbeeren. Diese herrliche Frucht, meinte der Bruder, habe unserm lieben Heiland als Speise gedient, da er in der Wüste vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet habe. Dieses war eine funkel nagelneue Idee und ich ahnte sogleich, er müsse dieselbe aus irgend einer alten Legende geschöpft haben, deren es so viele gibt, besonders von der Kindheit Jesu. Ich fragte jedoch in welchem Buch er solches gelesen habe. „Ei, in der Bibel steht es ja," meinte der liebe Mann, so dreist, als ob dieses eine selbstverständliche Sache sei. Ich erklärte ihm hierauf meine völlige Unkenntniß über diese Thatsache in Verbindung mit dem Fasten Christi, und daß ich solches wenigstens in meiner Bibel noch nicht gefunden habe; er solle es mir aber doch gefälligst einmal in der seinigen vorweisen. Er suchte und blätterte, und fand natürlich keine Erdbeeren und somit waren dieselben auch spurlos verschwunden. Auch wollte sich Fasten und Speise nehmen nicht wohl zusammen reimen.

Zachäus oder Zacharias.

Einmal hörte ich einer gesalbten und eindrucksvollen Predigt zu. Thema: Zachäus der Zöllner. Nach beendigtem Vortrag stand ein Prediger von einer andern Benennung auf und glaubte es der Versammlung schuldig zu sein, besagte Predigt nochmals eine Revue passiren zu lassen. So fing denn die Musterung an. Da mußte nun aber unglücklicherweise der unschuldige Zacharias anstatt Zachäus herhalten. „Zacharias war ein Dieb; Zacharias war sich bewußt ge-

stohlen zu haben; aber Zacharias war auch bußfertig und bekannte seine Schuld u. s. w. Der Leser mag sich's wohl vorstellen, wie wohlklingend dies den Ohren eines Zuhörers gewesen sein muß.

Petrus, Paulus und Elias.

Und wie kommen denn wohl diese drei zusammen? fragst du vielleicht, lieber Leser. Nun ja, man muß es freilich gestehen, die Combination ist eine eigenthümliche, aber ein Prediger, welchen ich vor einigen Jahren hörte, hat sie wirklich zu Stande gebracht. Die Gefangenschaft Petri kam nämlich während des Vortrags in Erwähnung. „Der treue Knecht Christi ward um des Evangeliums willen in den Kerker geworfen. Und siehe was geschah!—Der Leser höre und staune:—„Schnell aber ward ein großes Erdbeben, also daß sich bewegten die Grundfesten des Gefängnisses." — Man sehe gefälligst die Gefangenschaft Pauli und Silas, Apg. 16, 26., und vergleiche sie mit der Geschichte Petri, Kap. 12, und man wird finden, daß die lieben Brüder Peter und Paul gemäß der Darstellung jenes Predigers Stellen wechselten und was aus dem Silas wurde, während des Erdbebens ist nicht gesagt, denn Petrus war ja allein dort. Aber was trug sich ferner zu? „Und der Engel des Herrn kam daher und schlug Petrum an die Seite und weckte ihn auf, und sprach: Stehe behende auf und iß, denn du hast einen großen Weg vor dir." Der Leser erschrecke nicht darüber, daß es hier schon wieder einen Wechsel gibt und anstatt Petrus, Elias im Kerker sitzt. 1. Kön. 19, 7. Kaum durfte ich meinen Ohren trauen. Welchem Umstand mußte man eine derartige Darstellung biblischer Geschichte zuschreiben; war es entsetzliche Unkenntniß der heiligen Schrift oder war der liebe Mann geschickter, als alle seine Collegen, indem er so künstlich drei verschiedene Geschichten in eine zu verwandeln wußte? Ein Jeder entscheide für sich selbst.

Titus oder Josua—welcher?

Ein junger Prediger schilderte einmal in einer Predigt die Eroberung der Stadt Jericho durch die Israeliten. Da wurde denn ganz natürlich auch der Held des Tages hervorgehoben und dieser — wer anders sollte es gewesen sein als jener berühmte Feldherr Titus? Unter seinen Zuhörern befand sich ein älterer Prediger, dem die Idee mit dem Titus nicht recht einleuchten wollte und machte den jungen Historiker bei erster Gelegenheit auf seinen Irrthum aufmerksam. Nicht unter Titus, sondern unter Josua sei die Stadt Jericho eingenommen worden. Der junge Prediger war höchst erstaunt über die Unwissenheit in biblischer Geschichte seines Seniorkollegen. Er verharrte auch hartnäckig auf seinem Titus, bis er aus dem Wort der Wahrheit selbst eines Besseren überzeugt wurde. Wie die meisten Leser nun wohl wissen werden, so hat die Geschichte allerdings einen Titus als Eroberer aufzuweisen, jedoch nicht bei der Einnahme Jericho's, sondern über ein Jahrtausend später, bei der Zerstörung Jerusalems.

Fünf Männer—fünf Lehrsätze.

Ein gewisser Klaßführer wählte bei einer Gelegenheit den Schriftabschnitt über das Gespräch zwischen Christo und der Samariterin, Joh. 4, über die Worte: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann," machte er nun folgende, höchst amüsante Erklärung: „Dieses, meine Brüder und Schwestern, ist nun nicht gerade im buchstäblichen Sinne zu verstehen. Unter den fünf Männern müssen eigentlich fünf Lehrsätze verstanden werden, die die Samariterin bei sich hegte." Nach der Logik dieses merkwürdigen Exegeten hatte also dies samaritische Weib ehedessen fünf Lehrsätze, die ihr aber bis zu jener Stunde der Unterredung mit dem Herrn sämmtlich entschwunden waren, mit Ausnahme eines einzigen und selbst dieser gehörte nicht einmal ihr. Was dieses für Lehrsätze waren, und worin dieselben bestanden, war leider nicht gesagt. Fürwahr unter derartigen exegetischen Abhandlungen läßt sich was lernen.

Petrus und der Prophet Maleachi.

Ein Student im Cambridge Collegium wurde bei einer öffentlichen Prüfung über

die göttliche Inspiration der heil. Schrift examinirt. Auf die Frage: In welcherlei Verbindung das Alte Testament mit dem neuen stünde und ob er einige Hauptzüge dieser Verbindung zwischen den beiden nennen könnte, antwortete er, daß er sich jetzt gerade auf keinen Fall besinnen könne, als den: Petrus habe dem Propheten Maleachi das rechte Ohr abgehauen.

Auch ein Gelehrter.

Unlängst hatte ich mit einem Bekannten ein Gespräch über den Gebrauch, oder besser Mißbrauch berauschender Getränke, wofür er kräftig in die Schranken trat, und glaubte sogar die Sache der Unmäßigkeit mit der heiligen Schrift beweisen zu können. „Sagte nicht der Herr Jesus selbst: ‚Lasset uns essen und trinken, denn Morgen sind wir todt?'" meinte der Schriftgelehrte. Nachdem ich ihm eine bedeutende Belohnung versprochen hatte, wenn er mir besagte Worte als einen Ausspruch Christi nachweisen könne, gab er in seiner Ansicht nach, meinte aber, es stünde doch irgendwo in der Bibel, worauf ich ihm natürlich erklärte, daß Paulus das „lasset uns essen und trinken" als gewöhnliche Sprache der Ungläubigen nur citirte, um auf das Bedenkliche derselben aufmerksam zu machen. J. Jauch.

Hie und da und überall.

Hat das Reisen auch durch die neuen Verkehrsmittel seinen Reiz verloren, so hat es doch an Großartigkeit gewonnen. Von Postillon, Postkutsche, Umfallen und gemüthlichem Beisammensein der Passagiere ist keine Rede mehr, desto mehr aber von Collisionen, Bein- oder Halsbrüchen und Leichen. Zwischen den Stationen ist nichts mehr, denn alle Reiseberichte wissen nur von der Abfahrt und der Ankunft zu erzählen. Ich bin jedoch auch gereist, und Gottlob! „ungehalsbrochen" wieder heimgekommen, und wenn der geneigte Leser nichts einzuwenden hat, so will ich ihm zwei oder drei Kleinigkeiten erzählen, welche ich zwischen den Stationen beobachtet habe.

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält."

Diese Worte kamen mir unwillkürlich in den Sinn, als ich mit der Eisenbahn bei Nacht am Ufer des schönen Eriesees dahinfuhr. Auf Flur und Hain ruhte tiefes Schweigen. Nur hie und da in den Gebüschen klang das einförmige "Whip-poor-Will", welches um so größeren Eindruck auf mich machte, da das poor und Will eben auf meine Person paßte; das erste finanziell, das zweite nominell. Ueber den See zog leise athmend die frische Nachtluft und wob die Perlen der Mondstrahlen in den Spiegel der Wellen, um Nektars lockiges Haupt zu bekränzen. Alles war ruhig, still und gemüthlich, nur unser Zug hastete durch die duftenden Gefilde zwischen wogenden Halmen und lachenden Wiesen dahin, als ob an allen vier Enden der Erde die Sturmglocken läuteten. Und oben stand der Mond, und schaute mit seinem traulichen runden Gesicht so gleichgültig und unbekümmert auf den schnaubenden Zug, als ob er sagen wolle: „Rapple nur, du schnurrender Rauchkasten, hier herauf kommst du mir doch nicht; und ich werde auch noch vor dir in Chicago sein." Und so war's denn auch.

Wenn man aber nun so an einem offenen Waggonfenster sitzt, und mit dem Zuge dahinfliegt von kosenden Lüften umspielt und im Mondschein Rundschau hält, so geht einem die Seele auf und man denkt: Man blickt auf das bezaubernde Panorama um sich her und denkt: Ist das nicht deines Kleides Saum, du König der Welten? Die Blumenkränze der Wiesen, das Grün der duftenden Haine, das Gold der rauschenden Aehrenfelder, ist es nicht das Prachtgeschmeide am Mantel deiner Allmacht, welches alles künstlich zusammengewoben ist in das göttliche Monogramm: Liebe. Strahlt dieses aber schon so schön an seines Kleides Saum für das Auge des Geistes, wie unaussprechlich muß es dann an seinem Liebesbusen strahlen. Man blickt hinauf zu den Sternen, und steigt mit dem leichten Flügel der Phantasie auf der diamantenen Leiter von Stern zu Stern und denkt. Aber da bleiben alle unsere Gedanken Vermuthungen. Sind

sie nur große Nachtlampen, welche die allmächtige Hand in den blauen, unermeßlichen Aetherraum aufhing, um den Prachttempel des Universums zu erleuchten, oder sind sie die Eingangsthüren in das paradiesische Wonneland, welches jenseits der Sterne liegt? Und wenn wir eine dieser Thüren öffnen könnten, und hineinschauen mit dem Auge des Gedankens in die zahllosen Paradiese, welche dort blühen in ewiger Lust, wie würde unser Auge in Begeisterung flammen und vor Entzücken unsere Seele auffauchzen. Wir klopfen an und warten, aber es wird uns keine Antwort als das zurückklingende Echo: Warten!

So weilt denn das Auge auf des Mondes blasser Scheibe. Während unser starrer Blick darauf ruht, wähnen wir dieselbe näher kommen zu sehen, und wenn sie nicht schon Jahrtausende da droben hing, so fürchteten wir, sie möchte uns auf den Kopf fallen, da wir die Hand nicht sehen können, welche sie hält. Wir wollen einmal immer gerne die Hand sehen, ehe wir glauben. Aber ist in der Betrachtung des Mondes unser Forschen nicht ebenso erfolglos als bei den Sternen, ob er gleich näher ist. Wir sehen da Flecken in dem blassen Feuerglanz. Was sind sie? Berge oder Meere etwa? Und wenn so, wohnen zwischen denselben wohl auch Menschen — Menschen so wie wir? Wohnt auch in ihrer Brust ein Gefühl zu leiden und zu lieben, und kennen sie auch wohl das Wort—die fluthende Jammerquelle—Sünde? Blicken auch sie wohl sehnsüchtig und hoffnungsvoll zum blauen Sternenmeer empor? Wo ist die Antwort? Echo klingt: Warten!

Doch ich denke, es wird nun wohl Zeit sein, die Klappe an unserem Luftballon zu öffnen und die Luftschifferei einzustellen, damit wir festeren Boden unter den Füßen haben, und der geneigte Leser denkt vielleicht auch so. Es gefällt eben nicht allen Leuten in der Luft, sie haben die Erde lieber, dagegen muß ich nun sagen, daß ich der Luftschifferei sehr zugethan bin, namentlich wenn's so bei den Vorhallen des Himmels herum geht, denn da ist es mir immer als ob ich die da drinnen singen und reden hörte, aber die Luftmacherei ist mir auch gründlich zuwider. Also denn!

Darf ich etwa den Leser bitten, mich zu einem maulfertigen Schrifterklärer in dem Waggon zu begleiten? Es ist ein junger Mann mit neuem, zweifelhaftem Barte, auf dem Sitze liegend und die Beine um die Seitenlehne geflochten. Neben ihm lauscht mit aller möglichen Entzückung ein Bauersmann dem neugebackenen Exegeten. Dieser läßt es sich dann aber auch angelegen sein, den Aufmerksamen mit dem Zauber seiner neuen Lehre zu bannen. Paulus war sein Gewährsmann. Alles, was Paulus gesagt und nicht gesagt hatte, mußte ihm zur Bekräftigung seiner Sache dienen. Paulus war kein Methodist, denn er hat ausdrücklich gegen Heiligung und christliche Vollkommenheit geschrieben. Beweis: Phil. 3, Vers 12. Paulus erlaubte Mängel, Schwachheiten ꝛc. (worunter Lieblingssünden gemeint waren), denn er war ja selbst schwach. Des kurzen Sinnes lange Rede hier zu geben, würde nicht sonderlich erbaulich sein. Genüge es noch schließlich zu sagen, daß er beim Abschiede seinem Bauersmann einschärfte gelegentlich an ihn zu schreiben, denn der Apostel Paulus sage ja, wenn Freunde sich trennten, so sollten sie sich einander schreiben. Und dieses sagte er so zuversichtlich, als ob es der Apostel eigens für sie beide gesagt, und er es mit eigenen Ohren gehört hätte. Ich habe vor dem Manne mit seiner apocryphischen Schriftweisheit einen ordentlichen, oder eigentlich unordentlichen, Respekt bekommen.

Deutsche Vorsicht.

Ein altes, recht ehrlich aussehendes Männchen, welches augenscheinlich seit langer Zeit vielleicht seit je, zum ersten Male auf der Eisenbahn fuhr, bemühte sich emsig, und amüsirte sich königlich in der Betrachtung alles dessen, was mit und auf dem Waggon vorging, obgleich ihm, in Folge des heißen Sommerwetters, der Schweiß in großen Tropfen unter der großen, pelzverbrämten Sonntagsmütze herunterlief. Endlich kam der Condukteur und nahm ihm sein Fahrbillet ab, und gab ihm dafür ein weißes Billet, worauf sich nichts als blos einige Bleistiftsfiguren

befanden. Ehrwürdig und selbstzufrieden betrachtete er dieses Pfand seines ungeschmälerten Rechtes auf dem Zuge und nahm dann eine Stecknadel, womit er das Zettelchen vorsichtig und sicher an seine Pelzmütze befestigte, weil die andern männlichen Passagiere dasselbe ebenfalls am Hute trugen. Nahe bei dem Aussteigeplatz des ehrlichen Alten angekommen, kam der Condukteur wieder, um in aller Eisenbahnhast das Billet von der Mütze des nun bald Aussteigenden zu nehmen. Aber ganz verblüfft schauten der Condukteur und der Alte drein, als mit dem Billet auch die schwere Pelzmütze kam, und der Erstere dieselbe wie eine Schildkröte fast scheu in der Hand hielt. Und hätte die Mütze ein Kinnband gehabt, wie eine preußische Pickelhaube, was gilt's, er hätte das biedere Männchen sammt Billet und Mütze in der Hand gehabt.

Du fragst: „Warum hast du den Vorfall erzählt?" Darum, weil es ein Beispiel von deutscher Vorsicht ist. W. H.

Die Folgen eines Zweikampfes.

(Schluß.)

In der Citadelle angekommen, in der ich schon oft mitten unter den Kriegs-Werkzeugen das Evangelium des Friedens verkündiget hatte, konnte ich mich dieses Mal nicht entschließen, über den Gegenstand zu predigen, den ich ursprünglich gewählt hatte. Ich erzählte den Soldaten von ihrem unglücklichen Waffengefährten und knüpfte an diese Erzählung Belehrungen, die sie aus dem traurigen Zustande, in welchen ihn blinde Leidenschaft gestürzt hatte, ziehen konnten. Dies machte einen lebhaften Eindruck auf sie, Viele vergossen Thränen, Alle waren außerordentlich ernst und aufmerksam. Du allein, o Gott! weißt es, ob diese Eindrücke heilsame Spuren zurückließen, oder ob sie wie der Thau des Morgens waren, der bald verschwindet.

Nach meiner Rückkehr begab ich mich eiligst ins Hospital und fand meinen Kranken fast in demselben Zustande wie früher, zwischen Tod und Leben schwebend. Er schien jedoch besser zu verstehen, was ich ihm sagte. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie gnädig Gott gegen ihn sei, daß er, wenn auch unter großen Schmerzen, sein Leben friste, damit er noch Zeit gewinne, sich mit seinem Gott zu versöhnen und in dem Herrn zu sterben. Dieser Gedanke schien ihm Muth einzuflößen, sein Herz in weniger schmerzhaften Augenblicken zu Gott zu erheben. — So blieb er den Rest des Tages und die ganze Nacht von Sonntag auf den Montag. Seit dem Sonnabende, an dem er verwundet worden war, bis den Montag Mittag, hörten seine Klagen nur einige Augenblicke auf. Er befand sich nun etwas besser, doch hatte man noch nicht die geringste Hoffnung zu seiner Wiederherstellung. Zum großen Erstaunen seiner Umgebung war er Dienstag wieder im Stande, einige Worte hervorzubringen und mir mit mehr Sammlung zuzuhören. Ich benutzte dieses, um ihm fühlbar zu machen, wie verdammlich sein ganzes bisheriges Leben vor Gott gewesen sei. Nicht nur, sagte ich ihm, habt ihr Gottes Gebot übertreten, welches befiehlt: „du sollst nicht tödten," sondern euer Herz lebte auch bisher in der größten Verstockung, in offener Feindschaft gegen Gott. Wäre dies nicht der Fall, dann würdet ihr vor dem Gedanken gezittert haben, einen eurer Brüder zum Zweikampfe herauszufordern. Ihr hättet euch nicht der traurigen Wahl aussetzen können, entweder sein Mörder zu werden, oder selbst getödtet, mit einer durch Verbrechen befleckten Seele, mit einem Herzen voll teuflischer Wuth, vor dem Richterstuhle des heiligen und gerechten Gottes zu erscheinen. Erkennet ihr euren Zustand vor Gott und die Verdorbenheit eures Herzens? Empfindet ihr die Reue jenes Schächers, den Christus begnadigte? Und wenn eure Todesstunde, die ihr selbst so sehnlich herbeiwünschet, schlägt, würdet ihr mit reuiger Seele, gewaschen in dem Blute des neuen Testaments, erkauft durch den Sohn Gottes, diese Erde verlassen? O! ihr seid glücklich zu preisen, daß ihr nicht gleich getödtet wurdet. Verlieret keinen der Augenblicke, die euch noch hienieden vergönnt

sind, und werfet euch ohne Verzug, ohne Vorbehalt, ganz in die Arme des Erlösers, bei dem allein ihr Ruhe findet. Diese und ähnliche Worte machten tiefen Eindruck auf ihn. Er fühlte sein Elend tiefer, er sah ein, daß nicht blos der bestandene Zweikampf ihn vor Gott schuldig mache, sondern hauptsächlich sein ganzes bisheriges, in Gottesvergessenheit, Feindschaft gegen Gott und in der Sünde verbrachtes Leben. Er erkannte es lebendig, daß, wenn der erbarmende Heiland nicht für seine Seele eine ewig geltende Erlösung erfunden, ihr nur eine endlose Verdammniß bevorstehe. Was allein unter seinen schweren Leiden ihm Trost gewährte, war der Gedanke: „Es gibt einen Heiland für die Sünder." O! dachte ich bei mir selbst, als ich ihn verließ, könnte ich ihm diesen nicht verkündigen, was wollte ich ihm Tröstliches von Gott sagen. An einem Sterbebette zeigt es sich, ob eine Lehre auf wahrem oder falschem Grunde beruhe. Hier und nicht vor den Lehrstühlen der Gelehrten, im Angesichte des Todes und seiner Schrecken, und nicht, wo es blos um schale Lehrbegriffe gilt, möchte ich Jeden fragen, der den Sohn Gottes und die Kraft seines Todes zum Heil der Sünder nicht anerkennt: Was willst du zu diesem durch den Gedanken an die Ewigkeit Gefolterten sagen? Er müsse seine bisherigen Fehler verbessern? — aber sein Ende ist da. Er solle sich auf seine Tugenden, seine Werke verlassen? — Diese sind ja die Ursache seiner Gewissensbisse, seiner Angst. Willst du ihn damit trösten, daß Gott die Liebe sei? Wie kann er glauben, daß Gott das Böse liebe. — Rufst du ihm zu, auf die göttliche Barmherzigkeit zu vertrauen? Ach! in seinem Gewissen tönt auch das Wort „Gerechtigkeit." — Soll er sich damit beruhigen, daß Gott gut sei, den Schuldigen für unschuldig erkläre, nicht die Uebertreter seines Gesetzes strafe? — All' diese lügenhaften Tröstungen spotten des Heiligen, und wehe dem falschen Propheten, der auf diese Weise, Friede, Friede verkündiget, wo doch kein Friede ist. — Wen könnte es befremden, daß einer der ausgezeichnetesten englischen Geistlichen blos dadurch zu dem Evangelium Jesu Christi bekehret wurde, daß er nicht im Stande war, einer Verwandtin auf ihrem Todesbette wahrhaften Trost, eine Hoffnung, welche nicht zu Schanden wird, zu verkündigen! —

Gegen alles Vermuthen lebte E** noch Mittwoch Morgens, ich sah ihn früh, er befand sich etwas besser. Es machte ihm große Freude, mich wiederzusehen, auch sein Seelenzustand war ruhiger. Obschon er einige Hoffnung zu seiner Wiederherstellung hatte, war er doch ganz in den Willen Gottes ergeben. Ich unterhielt mich wieder so lange mit ihm, als es sein geschwächter Zustand erlaubte. — So verflossen die folgenden Tage, ohne daß eine merkliche Veränderung vorgefallen wäre, allein da der Tod nicht die unmittelbare Folge einer so schweren Verwundung war, so hoffte man mehr und mehr, daß er wieder hergestellt werden würde. — Jeden Morgen empfing er mich mit einem Lächeln, welches deutlich seine Freude, mich wiederzusehen und von der Liebe seines Heilandes sprechen zu hören, ausdrückte. Er sagte mir öfters, niemals habe er geglaubt, daß ein Mensch all' die Schmerzen aushalten könne, welche er erduldet habe — aber, fügte er hinzu — es ist mir jetzt klar, warum mich Gott durch meine eigne Schuld aufs Krankenlager legte, er wollte meine Seele retten. Am Sonnabend Morgen empfing er mich mit weit lebhaftern Freudenbezeugungen als gewöhnlich. Er drückte meine Hand und rief: „O! der Herr hat mir große Gnade erwiesen, ich habe seinen Frieden in ganz besonderem Grade empfunden." Nun erzählte er mit freudigen Blicken einen Traum, der seinen durch Schmerzen unterbrochenen Schlaf versüßt habe. „Ich eilte," sagte er, „einen mir gewordenen sehr wichtigen Auftrag zu vollziehen; plötzlich gelangte ich zu einer Stelle, wo sich mehrere Wege kreuzen. Ungewiß, welchen ich einzuschlagen habe, und deßhalb in größter Verlegenheit, kamen Sie zu mir und zeigten mir den rechten Weg."

Er bezog diesen Traum auf seinen geistigen Zustand. Von Tag zu Tag besserte sich nun der Zustand seiner Seele wie seines Körpers. Zum ersten Male las er mit großer Aufmerksamkeit im Worte Gottes, es machte ihm eine innige Freude, selbst darin die Wahrheiten aufzufinden, welche ich ihm verkündigt und

die seiner Seele Ruhe gegeben hatten. Eben so gewährte es ihm große Freude, sich seinem Gott im Gebete zu nahen. Als ich immer mehr gewahrte, daß es sich bei ihm entschieden zur Besserung neigte, lenkte ich alle unsere Gespräche auf die Nothwendigkeit, zu wachen und zu beten, um mit Treue auf dem betretenen Wege beharren und Gott fortan das Leben weihen zu können, das er ihm auf so unerwartete Weise wiedergeschenkt hatte. „Damit Alles, was ihr gehört und erfahren habt, nicht wie der Thau des Morgens sei," sagte ich zu ihm, „und eure Bekehrung nicht der des Volkes Israel gleiche, welches in der Noth zu Gott schrie und bald nachher zu seinen Götzen zurückkehrte. Ihr habt bis zu dem Augenblicke eurer Verwundung gesehen, wie die Welt denen, die ihr dienen, vergilt, und was für ein Glück sie ihnen gibt." — „O! Herr Pfarrer," antwortete E. in seinem einfachen Schweizer Dialekte, „ich bin fertig mit der Welt, ein Mal für alle Mal, ich bin ihrer müde."

Es verflossen noch einige Wochen, in welchen ich ihn mit stets neuem Vergnügen sah. Er verließ völlig wieder hergestellt das Hospital und wenige Tage nachher auch das Regiment. Vorher verabschiedete er sich von mir unter einem Strome von Thränen. Ich empfahl ihn dem Herrn und dem Worte seiner Gnade bis auf frohes Wiedersehen an dem Orte, wo kein Uebel mehr sein wird, weil es keine Sünde mehr dort gibt.

Sonntagschule.

Wie können die Gemeindeglieder zur Thätigkeit in der Sonntagschule bewogen werden?

(Von G. Berstecher.)

Wenn wir das Verhältniß der Gemeinde zur S. Schule betrachten und uns an die Pflicht erinnern, die jeder treue Bekenner Jesu auf sich nimmt, so sollte man allerdings zu der Ansicht gelangen, daß die Behandlung obiger Frage kein Erforderniß wäre. Betrachtet man aber den gegenwärtig herrschenden Zustand, in welchem so viele S. Schulen betreffs der Theilnahmlosigkeit der Gemeindeglieder sich befinden, und zieht man ferner die allerdings fast gänzlich erfolglos gebliebenen Anstrengungen von Seiten der S. Schulfreunde in Erwägung, so steigen gewißlich in einem jeden Freund dieses zum Wohl der Menschheit eingerichteten Instituts ernste Bedenken auf, und die in Rede stehende Frage ist gleichsam ein natürliches Produkt der mit diesem Gegenstand sich befassenden Gedanken.

Daß ein großer Theil unserer Gemeindeglieder weder in direkter noch indirekter Weise sich am S. Schulwerk nützlich zu machen sucht, mag wohl verschiedene Ursachen zum Grunde haben. Oftmals kann dies eine Folge des Mangels an richtiger Erkenntniß sein, und in diesem Falle ist es Pflicht des Predigers und eines jeden solchen Gliedes, das mit dem Wesen der Sonntagschule bekannt ist, die andern von der Unrichtigkeit ihrer irrthümlichen Ansicht zu überzeugen und sie auf die ernsten Pflichten, die sie als wahre Christen zu erfüllen haben, aufmerksam zu machen. Und besonders sollte der Prediger überhaupt keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, seiner Gemeinde das herrliche Sonntagschulwerk in seiner tiefsten Bedeutung als unschätzbaren Segen für das Gedeihen einer Gemeinde und als wesentliches Beförderungsmittel zur Ausbreitung des Reiches Gottes und zum Heil der unsterblichen Seelen ihrer Kinder ans Herz zu legen.

Die Belehrung des Predigers in dieser Hinsicht dürfte öffentlich von der Kanzel

geschehen, wie es übrigens schon eines jeden Pflicht erfordert, im Laufe des Jahres wenigstens einmal eine Predigt über die Sonntagschulsache zu halten. Auch bei etwa vorkommenden Festlichkeiten in der S. Schule findet er hierzu hinlängliche Gelegenheit, wie er auch privatweise in dieser Hinsicht zu wirken im Stande ist, wenn er bei seinen Besuchen besonders bei solchen Gliedern, die sich für die S. Schule nicht interessiren, dieselbe zur Sprache bringt. Ein derartiges Bemühen könnte wohl den Zweck nicht leicht verfehlen, ein reges Interesse für die S. Schule in seiner Gemeinde zu wecken; würde sich aber immerhin wohl als erfolglos erweisen, wenn er es damit bewandt sein ließe und seine Aufgabe als erfüllt betrachten würde. Als Wächter und Hirte seiner Gemeinde hat er mit nachahmungswürdigem Beispiele voranzugehen und sich selbst in der S. Schule thätig zu erweisen.—Aber wie verfehlen es nicht hierin manche Prediger; nie oder nur höchst selten wird der S. Schule auch nur mit einem Wort Erwähnung gethan, es sei denn, daß sie vom Superintendenten dazu aufgefordert werden, und ebenso wenig oder doch spärlich genug wird dieselbe um eines Blickes gewürdigt, geschweige denn darin zu unterrichten oder ihr doch wenigstens regelmäßig beizuwohnen. Bedenken denn solche Diener des Allerhöchsten nicht, daß sich ihr heiliger Beruf nicht nur allein dahin erstreckt, die Schafe auf die grünen Auen zu führen, sondern der Herr ihnen ganz besonders und ausdrücklich auch den Befehl ertheilte, seine Lämmer auf die erquickende Weide zu führen?

Eine weitere Ursache des Mangels der Theilnahme der Gemeindeglieder in der S. Schule bildet das oberflächliche, laue Christenthum in der Kirche heutigen Tages; die Glieder sind nicht von der glühenden Jesusliebe beseelt, haben deßhalb auch kein Verlangen für das ewige Wohl der kostbaren Seelen ihrer Nebenmenschen, und fast möchte es oftmals scheinen, als wären solche darauf bedacht, Sorge zu tragen, mit möglichst wenig Christenthum, nicht zu viel Anstrengung und Selbstverläugnung in den Himmel zu kommen. In Folge dessen ist auch kein Kämpfen und Ringen für die heilige Reichssache dessen Herrn vorhanden, und diese Gleichgiltigkeit mancher Gemeindeglieder geht so weit, daß ihnen nicht einmal das Heil ihrer Familienglieder angelegen ist, und sie unbekümmert und sorgenlos dahinleben können, wenn schon ihre eigenen Kinder dem augenscheinlichen Verderben zum Opfer fallen. Es fehlt das Verlangen im Weinberg des Herrn zu arbeiten; sie stehen lieber müßig am Markt. Darum muß ihnen der Befehl gegeben werden: „Gehet auch ihr hin und arbeitet in meinem Weinberg." Um solche aber hierzu willig zu machen, sie zu bewegen, in der S. Schule sich nützlich zu machen, muß in solchen Fällen die Gemeinde in einen besseren Gnadenstand gebracht werden. Ein Ausguß des heiligen Geistes ist unter solchen Umständen das einzige Mittel, die Glieder der Gemeinde zur Theilnahme an der S. Schule anzuspornen; denn dieser weckt das schlummernde Gewissen auf, das bisher seine Stimme gegen diese Pflichtversäumniß nicht mehr erhoben hat, und er vertreibt die fleischliche Ruhe und die Trägheit des Herzens.

Nicht unzweckmäßig möchte es wohl in solchen Fällen sein, wo die erwachsenen Gemeindeglieder durchaus nicht zu der Ansicht gebracht werden können, daß auch sie zur Wirksamkeit in der S. Schule verpflichtet und zum Genuß des Segens derselben berechtigt sind, wenn die Schüler selbst auf Anregen ihres Superintendenten als Werber für das heilige Werk der S. Schule mit dringenden Bitten und ernsten Ermahnungen unter Hinweis auf den guten und edlen Zweck der S. Schulsache bei ihren Angehörigen auftreten würden; beschämt müßten sie, die Familienglieder im Haushalte Gottes, dastehen und bei sich selbst erkennen, daß sie sich großer Pflichtversäumniß schuldig gemacht und daß sie nicht in jeder Hinsicht dem Herrn treu gedient haben und daher unvermögend sind, dem Herrn Rechenschaft zu geben über die Erfüllung ihrer Elternpflichten.

Allerdings ist hier nicht zu verkennen, daß unter diesen Verhältnissen schon ein höchst trauriger Gnadenstand herrschend sein muß, wenn die Alten von den Jungen der Ermahnung und Belehrung be-

dürfen; desto gewaltiger und erfolgreicher dürfte aber der Eindruck sein, der auf jene dadurch ausgeübt wird und um so günstigere Resultate möchten dabei erzielt werden, wenn sie die Wahrheit der Worte bestätigt finden: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet."

Es ist jedoch auch nicht unberücksichtigt zu lassen, daß viele S. Schulen selbst die Ursache in sich bergen, weßhalb unter der Gemeinde kein Interesse für sie vorhanden ist, indem eine solche Unordnung dieselbe beherrscht, daß jedem ordnungsliebenden Menschen beim Besuch derselben ganz wunderlich zu Muthe wird und er kein Verlangen hegt, seine Besuche weiter fortzusetzen. Um die Gemeindeglieder zur Theilnahme an der S. Schule zu bewegen, vermögen die Beamten und Lehrer der S. Schule unendlich viel beizutragen; sie sind es, in deren Macht es liegt, ein blühendes Gedeihen ihrer Schule hervorzurufen. Zunächst sollten sie auf Pünktlichkeit möglichst gute Ordnung unter sich selbst und unter den Schülern bedacht sein und jeder Lehrer sich bestreben, auf Anstand und gutes Betragen seiner Schüler hinzuwirken, sie zum Gehorsam ihren Eltern gegenüber bei jeder Gelegenheit ermahnen und ihnen Freundlichkeit und Höflichkeit gegen Jedermann einschärfen. Ist nebst der guten Ordnung die Leitung der Schule anziehend, der Gesang lieblich und der Unterricht interessant und spannend, und verbunden mit dem Geist inniger Liebe, dann kann eine Schule unmöglich einen abstoßenden Eindruck bei einem Besucher hervorrufen, es wird derselbe vielmehr eine Neigung und warmes Interesse für die S. Schulsache erhalten und zum Entschluß kommen, ihr seine Zeit und Kraft zu widmen. Der Superintendent darf ferner nicht versäumen, jeden Besucher freundlich zu begrüßen und ihn einzuladen, je nach Umständen sich beim Unterricht oder in einer Bibelklasse nützlich zu machen. Mancher Superintendent aber ist unhöflich und taktlos genug, um die jeweiligen Besucher an ihrem eingenommenen Platz unbeachtet sitzen zu lassen, wodurch solchen unwillkürlich und fast selbstverständlich die Ansicht beigebracht wird, als wäre ihre Gegenwart, gelinde ausgedrückt, von keiner Bedeutung, und ihr Interesse für die edle Sache der S. Schule ist vielleicht für immer erloschen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in solchen Fällen nur Kinder in der S. Schule sehen.

Möge der himmlische Vater in den Herzen aller seiner Kinder eine Lust und Liebe zur S. Schule erwecken, damit ein jedes Gotteskind bestrebt sei, seine Zeit und Kräfte dem Herrn zu widmen zur Ausbreitung seines Reiches, zur Verherrlichung seines Namens.

Brief von Davis, Ill.

Hochgeschätzter Editor! Das „Ev. Mag.", welches regelmäßig seine Besuche bei uns macht, ist uns ein unentbehrlicher Hausfreund geworden, dessen lehrreiche, unterhaltende und mannigfaltige Lektüre immer mit Freuden gelesen wird.

Die Haltung des Magazins gefällt mir und empfiehlt sich ausnehmend gut, und mußte ich schon oft denken, was demselben hauptsächlich fehlt, ist eine bedeutende Vergrößerung, um besonders den vielseitigen Ansprüchen des S. S. Departements besser Rechnung tragen zu können.

Hier in Davis, Ill., hatten wir die letzten Wochen eine recht interessante Zeit. Den 25. Juni, l. Edr., und das an demselben gehaltene Picnic im Walde, wobei fünf S. Schulen vertreten waren, und 65 Wagen ꝛc. die Kleinen und die Großen beförderten, hast Du ja mit uns durchlebt.

Noch heute sprechen unsere Sonntagschüler von dem Kinderfreundmann und seiner Kinderpredigt, und ich kann Dir sagen, Viele haben den Text noch nicht vergessen. Solche Feste im Freien können gewiß nicht ohne Nutzen und Segen ablaufen, wo sie recht geleitet werden. Schade, daß es so heiß war.

Auch die Rede des Pastors L. Bühler, unseres Nachbars von Monroe, Wisc., über den Gesang, hat gewirkt, und hoffentlich wird auch in unserer S. Schule

bald ein vierstimmiger Gesang mit Orgelbegleitung das Lob Gottes besingen.

Den 9. und 10. Juli wurde hier in unserer Kirche die erste S. S. Convention von Freeport Distrikt abgehalten, in welcher bedeutendes Interesse in der wichtigen Sonntagschulsache sich kund gab.

Der Vorsitzer Rev. H. Rohland

setzte in einer bündigen angemessenen Rede den Zweck der Convention deutlich auseinander, und suchte alle Delegaten und S. S. Arbeiter auf die Wichtigkeit der Jugenderziehung für Gott und die Kirche aufmerksam zu machen, sowie auch die Nothwendigkeit einer gehörigen Ausbildung und Vorbereitung für die Arbeit in der S. S. zu zeigen.

Das Programm

war nach Matth. 20, 1—8. bearbeitet und gab vortrefflichen Anlaß, die S. Schul-Arbeit vielseitig zu beleuchten.

Der Weinberg

wurde als ein höchst passendes Bild der Sonntagschule bezeichnet, in welchem die Pflanzen (unsterbliche Kinderseelen), die Gott selbst gepflanzt hat, auf die bestmögliche Weise in der Furcht des Herrn, den Lehren unseres Herrn Jesu ꝛc., unterrichtet werden sollen.

„Wie es in einem natürlichen Weinberg hauptsächlich darauf ankommt, daß die zarten jungen Pflanzen mit Vorsicht gepflegt, bearbeitet, gewässert und gezogen werden, so ist es für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit der christlichen Kirche von der größten Bedeutung, daß die Kinder und Jugend religiös, ja göttlich erzogen werden ꝛc. Die Jugend ist die Hoffnung der Kirche, daher können wir derselben gewiß nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken."

Die Sonntagschule wurde als ein Haupttheil des allgemeinen Weinberges Gottes—der christlichen Kirche—betrachtet, in welchem jeder Christ sich tief interessiren sollte.

Der Hausvater, Marktplatz,

und die verschiedenen Tageszeiten, in welchen der Hausvater ausging und Arbeiter miethete für seinen Weinberg, wurde von verschiedenen Rednern, sowohl Laien, als Predigern, mit Anwendung auf die S. S. Sache, vortrefflich abgehandelt.

„Der Hausvater — Christus— zeigt ein tiefes Interesse in der Bearbeitung und dem Gedeihen des S. S. Weinberges, und ist daher beständig thätig, um immer mehr Arbeiter anzuwerben."

Man beklagte bei diesen Besprechungen, daß noch immer ein allzu großer Mangel an geeigneten Lehrern in vielen S. Schulen wahrzunehmen ist, und es noch so viele Christen in Gemeinden gibt, die am Markt müßig stehen, während es doch der Arbeit für den Herrn, in der S. Schule, so viele gibt.

Wir können unsere Zeit und unser Talent gewiß nirgends vortheilhafter und gottgefälliger verwenden, als in der S. Schule die empfänglichen jugendlichen Herzen Jesus dem Kinderheiland zuzuführen.

Wohl dem Christen, der früh mit dieser Arbeit beginnt und sie im Geist und Sinne Christi treulich fortsetzt bis zum Lebensabend.

Der Erfolg unserer S. S. Arbeit

wurde durch die Berichte, welche von den verschiedenen Schulen des Distrikts abgegeben wurden, als ein erfreulicher und zu größerem Fleiß und Treue reizender betrachtet.

Eine schöne Anzahl der Schüler wurde im letzten Jahr zu Gott bekehrt; in der Erlernung der Bibellection machen Viele lobenswerthe Fortschritte, und im Allgemeinen scheint das Resultat bei Jungen und Alten ein zunehmend Gutes zu sein.

Die Kinder für Jesus und die Kirche schien die Losung aller anwesenden S. S. Arbeiter zu sein.

Lehrerversammlungen

werden als fast unentbehrlich be-

trachtet zur zweckmäßigen Betreibung der allgemeinen Lectionen.

Sie erweisen sich, wo eingeführt und recht gehalten, auf unserem Distrikt als höchst segensreich für Lehrer und Schüler und erwecken Interesse in der Lection und vervollkommnen die Lehrer.

Der Gesang aus den „Jubeltönen" und "*Evergreens*"

mit Orgelbegleitung, welcher passend mit den Reden abwechselte, zeigte, daß wirklich schöne Musik in diesen herrlichen Gesangbüchern ist.

Der Lohn

für Treue, die Ehre Gottes und das Heil der Jugend führende Arbeit in der S. Schule, wurde als ein Doppeltes betrachtet: Ein Zeitliches und Ewiges. Unsere Glückseligkeit in dieser Welt besteht zum großen Theil in der Beglückung Anderer.

„Der Christ, welcher nach Kräften dazu beiträgt, seine Mitmenschen besser, frömmer, glücklicher, ja göttlicher zu machen, öffnet sich eine Quelle innerer Herzensfreude, die die dunkelsten Lebensstunden erheitert. O, wie glücklich der Christ schon hier, der da weiß, durch seine Arbeit in der S. S. das Werkzeug gewesen zu sein, wodurch einige Kinder vom Wege des Verderbens auf den Pfad des Lebens gebracht wurden, und nun als thätige Christen in der Gemeinde Gottes leben! ꝛc."

Groß, ja unaussprechlich groß wird aber erst der Lohn im Himmel sein. „O, wie wird das Glück erfreu'n, Der Retter einer Seel' zu sein!" Während der Besprechung dieses Gegenstandes war der Herr uns fühlbar nahe, und Thränen flossen zum Dank gegen Gott, der uns berufen hat, in seinem Weinberg zu arbeiten, und uns so großen Lohn aus Gnaden für unsere geringe Arbeit verspricht.

Obwohl nicht Lohnsucht, sondern die Liebe Christi uns dringen sollte zu unserer Arbeit, so dürfen wir uns doch auch zur Ermunterung an den Gnadenlohn im Himmel erinnern, und möchte derselbe uns zu immer größerer Treue und Aufopferung reizen!

In Bezug auf die Lectionen im Chr. Kinderfreund und Erklärungen im Evang. Magazin passirte die Convention etliche Beschlüsse, welche im Christl. Botschafter veröffentlicht wurden.

Mit Deiner Erlaubniß, geschätzter Editor, möchte ich hier etliche Bemerkungen darüber folgen lassen. Die Ansichten sind ja auch über diese Sache verschieden, man konnte dies auch bei uns wahrnehmen. Die Lectionen im Christl. Kinderfreund mit den darauf bezugnehmenden übersichtlichen Darstellungen und Fragen, scheinen mir sehr gut zu sein für die reifere Jugend und die Anleitung nachdenkender Lehrer; wenn die Parallelstellen beigefügt wären, so könnte ich sie für die größeren Klassen der Schule als sehr gut betrachten. Indem wir aber in vielen Schulen ein großes Kleinkinder-Departement haben, und man leider nicht immer solche Lehrer finden kann, die aus den jetzigen Anleitungen im Christl. Kinderfreund genügende Anweisung zum Unterricht der kleinen Kinder finden, so wäre es sehr zu wünschen, daß ein Kleinkinder-Departement in den Lectionen eingeführt würde. Ich sehe aber wohl ein, daß dies dem Editor bei jetziger Einrichtung der Lectionen im Chr. Kinderfreund fast unmöglich ist, daher würden eigene Lectionsblätter wahrscheinlich besser sein, und es dem Editor des Chr. Kinderfreundes möglich machen, darin einen Theil einer Spalte für die Kleinen zu verwenden.

Die Erklärungen der Lectionen im Evang. Magazin sind gewiß jedem Lehrer, der sie studirt, eine große Hülfe. Sie sind nach meinem Urtheil sehr zweckmäßig und gut bearbeitet, und für die gewöhnlichen Bibelklassen geben sie sicher dem Lehrer die nöthige Anleitung, denn das Selbstdenken und Schriftforschen sollen sie nicht ersetzen, sondern nur systematisch anleiten, aber mehr Raum sollte denselben können gewidmet sein, für etwas mehr umständliche Erklärung und mit Bezugnahme auch für das Kleinkinder-Departement. Wir sind der Meinung, daß, wenn unser Editor der deutschen S. S. Lection nur mehr Raum

hätte, seine Lectionen ꝛc. zu erklären, so würde kein S. S. Departement Ursache zur Klage haben. Hoffentlich macht die Publikationsbehörde Platz. Es lebe das Evang. Magazin in der Familie und in der S. Schule. Dein

Wm. Hülster.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 7. September.

Der zwölf Jünger Berufung.—Matth. 10, 1—15.

Vorbemerkung.—Kap. 9, 36—38. zeigt uns die Veranlassung der Aussendung seiner Jünger; bei einem Missionszug durch Galiläa sieht er die ohne geistliche Pflege umherirrenden Volkshaufen auf allen Seiten und diese sind zunächst das weiße Erntefeld. Die vorliegende Lection handelt eigentlich von der ersten Aussendung der Apostel, ihre Berufung im Einzelnen (Joh. 1, 40 ff.; Matth. 4, 18 ff.) und insgesammt (Markus 3, 13 ff.; Luk. 6, 13 ff.) war schon geschehen.

1. Ihre Zahl und Amtsnahme. Zwölf sondert er aus mit Beziehung, wie aus Matth. 19, 28. zu ersehen ist, auf die zwölf Stämme Israels. Diese machten aber das Volk Gottes im A. B. aus; die Apostel sind daher die Repräsentanten der christlichen Kirche. Die Zwölfzahl ist bedeutsam, wie besonders aus Offenb. 21, 12—14. erhellt. Sie ist das Resultat von 4, die Zahl der Welt, multiplizirt mit 3, die Zahl der Gottheit, und stellt uns daher die Welt dar, wie sie durchdrungen ist und sein soll mit der Fülle Gottes. Dies macht klar, warum Christus gerade zwölf erwählte; sie sollten sein Leben in sich aufnehmen und in mannigfaltiger Strahlenbrechung in der Welt darstellen und in die Welt einführen. Apostel aber meint solche, die zur Ausrichtung einer Mission gesandt werden. Aber zum Apostelamt im biblischen Sinne war der traute Verkehr mit Christo nöthig und das direkte Gesandtwerden von ihm. Warum durfte Paulus sich mit Recht ein Apostel heißen? Siehe 1. Kor. 9, 1.; Apstg. 9, 3. ff. und 26, 16.

Anmerkung. Prediger des Evangeliums können jetzt nicht mehr leiblich mit Christo verkehren, aber sie sollen bekehrte und wiedergeborene Männer, von ihm ausgerüstet und ausgesandt und geistig mit ihm vertraut sein. Dasselbe gilt wesentlich auch von Sonntagschul-Arbeitern; für alle Christen, Alt und Jung, ist vertraute Lebensgemeinschaft mit dem Herrn die Hauptsache

2. Ihre Mission, V. 5—8. Daß Apostel Gesandter bedeutet, zeigt uns V. 5.: Diese Zwölf sandte Jesus aus. Ihre Missionsreise beschränkte sich wahrscheinlich auf Galiläa und dauerte wohl nicht länger als 5—8 Wochen. Sie sollten gleichsam nur einen Versuch machen; im vollen Wortsinn konnten sie ihr Amt erst nach der Ausgießung des h. Geistes (Apstg. 2) antreten.

a. Sie sollten mit dem Evangelium weder zu den Heiden noch zu den Samaritern gehen (die Samariter waren ein Mischvolk aus Juden und Heiden, 2. Könige 17. vgl. Joh. 4, 9.), sondern nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Die Juden hatten die Bibel und hätten daher Christi Werk verstehen sollen; erst nachdem sie ihn entweder angenommen oder verworfen hatten, sollte von hier aus sein Evangelium in alle Welt erschallen, Matth. 28, 19. und Luk. 24, 47.

b. Daß ihre Mission nur vorbereitend war, sehen wir aus dem Inhalt ihrer Predigt: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Sie sollten die Aufmerksamkeit des Volks auf den Herrn lenken. Zur Bekräftigung ihres Auftrages und zum Beweise der göttlichen Sendung Christi erhalten sie die Wundergabe: Kranke zu heilen, Teufel auszutreiben, Todte zu erwecken.

3. Ihr Lohn, V. 9—10. Sie sollten keinen beanspruchen; befohlen war ihnen, umsonst zu geben, was sie umsonst empfangen hatten. Keinen Vorrath sollen sie mit auf den Weg nehmen, kein Gold, kein Silber, kein Erz (gleich unserem Kupfergeld), also gar kein Geld im Gürtel (zunächst der Haut getragen und zur sichern Aufbewahrung des Geldes benützt), nicht einmal zwei Röcke, höchstens einen Stab, vgl. Mark. 6, 8. Warum aber alles dieses sich vorsagen, wenn doch der Arbeiter seines Lohnes werth ist, wie der Heiland selbst sagt? Eben weil es ihnen an nichts mangeln wird und sie die Fülle haben werden da wo sie wirken, so sie anders ganz im Vertrauen auf die Durchhülfe ihres Meisters arbeiten; sie sollen ein für alle Mal sich mit keinerlei Nahrungssorgen herumplagen, Matth. 6, 25. ff., sondern sich unbedingt auf den Herrn verlassen.

4. Ihre Aufnahme, V. 11—15. Christi Apostel gehen nicht mit blindem Eifer an die Arbeit, sondern mit nüchterner Bezugnahme auf die Empfänglichkeit der Leute; sie suchen die Empfänglichen aus, unter diesen wirken sie und halten sich auf, denn nur solche sind ihres Friedensgrußes würdig und können zu Behausungen des Friedens umgewandelt werden. Von den Unempfänglichen wenden sie sich ab, denn solche verschmähen ihre Friedensbotschaft und damit den Heiland selbst; dafür werden solche aber auch schrecklicher zu Grunde gehen als selbst Sodom und Gomorra, welche Städte durch Feuer und Schwefel vertilgt wurden.

Lehren. 1. Die Wichtigkeit des Vertrautseins mit dem Herrn für seine Boten sollte uns zu beten bestimmen: Herr, sende rechte von deinem Geist erfüllte und von deiner Liebe getriebene Arbeiter in deinen Weinberg!

2 Es gilt uns allen: sind wir an der uns von Gott verordneten Arbeit, so dürfen wir ganz und gar ohne Sorge sein; der Herr wird's uns an keinem Guten mangeln lassen.

3. Wie froh dürfen wir sein, daß wir des Herrn Boten nicht nur, sondern Jesum selbst aufgenommen haben in seiner Frieden bringenden Herrlichkeit! Allen, welche Christi Knechte und damit sein Evangelium nicht annehmen, gilt noch heute der Fluch der Verwerfung.

Illustrationen.—Gehet hin. Ein frommer Kirchenvater bezeugte seinen Gehorsam gegen Christum, indem er sagte: „Wenn mir mein Heiland etwas gebieten würde zu thun, so würde ich es thun, und wenn auch meine Eltern mich bitten würden, es nicht zu thun, und mein Weib vor mir niederfiele, und meine Kinder sich an meine Arme klammerten und mich alle bäten, es nicht zu thun, ich würde es dennoch thun." V. 9. 10. Der Herr

sorgt für seine Knechte. Als am 5. August 1530 die Sache der Reformation in einer gefährlichen Krisis zu schweben schien, schrieb Luther an einen Freund: „Ich habe jüngst zwei Wunder wahrgenommen. Das erste ist, daß ich den Sternenhimmel sahe, überall leuchtend und strahlend. Ich sah mich nach einer Stütze um, die ihn hielte, aber es war keine da, und dennoch fiel er nicht. Dann sahe ich die Wolken, welche über uns hängen wie ein gewaltiges Meer. Auch da konnte ich kein Fundament sehen auf welchem sie ruhten, und sie fielen doch nicht. Der Herr hält sie, er hält auch uns." V. 14. 15. Wie schrecklich es Solchen geht welche die Lehre Christi nicht annehmen, dazu liefern die Juden ein schreckliches Beispiel.

—o—

Sonntag den 14. September.

Jesus und Johannes.—Matth. 11, 1—11.

1. Die Gesandtschaft des Johannes. Jesus weilte und wirkte in der Umgegend von Kapernaum in Galiläa, und von da aus sandte er seine zwölf Jünger zu „den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel" (Kap. 10, 6.), nachdem er sie für ihren Missionsausgang gehörig instruirt hatte. Er selbst ging „von dannen fürbaß, zu lehren und zu predigen in ihren Städten." V. 1.

Auf dieser Wanderung traf ihn die Gesandtschaft des Johannes. Johannes der Täufer war der Sohn des Priesters Zacharias und der frommen Elisabeth, die eine Verwandtin der Mutter Jesu war. Er wurde von dem Engel Gabriel angekündigt, schon im Mutterleibe mit dem heiligen Geiste erfüllt (Luk. 1, 11—20.) und wahrscheinlich in der Stadt Hebron auf dem Gebirge Juda geboren. Sein Beruf war, vor dem Herrn herzugehen und ihm den Weg zu bereiten, Jes. 40, 3—5. Matth. 3, 11. Wegen einer Strafrede, die er dem in wilder Ehe lebenden galiläischen Fürsten Herodes Antipas hielt, wurde er ins Gefängniß geworfen und nach 1½jähriger Gefangenschaft darin enthauptet. In seiner Gefangenschaft sandte er zwei seiner Jünger zu Jesu und ließ ihm sagen: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" Die Ursache dieser merkwürdigen Sendung wird V. 2 angedeutet. Johannes hörte durch seine Jünger von den Werken Christi, und da er manche derselben nicht verstehen konnte, so wurde er irre an der Wirksamkeit des Herrn. Er zweifelte nicht, daß Jesus der Messias sei, der in die Welt kommen sollte, aber es waren verschiedene Umstände vorhanden, die so mächtig auf ihn einwirkten, daß eine gewisse Dunkelheit in sein Glaubensleben hereinbrach. Daher sein Anstoß an der Wirksamkeit Christi und seine Sendung zu ihm. Aehnliche Prüfungsmomente sehen wir in dem Leben Moses, Davids, Elias, Hiobs, und wir können annehmen, daß sie mehr oder weniger in dem Leben aller Kinder Gottes vorkommen.

2. Die Antwort Jesu. V. 4—6. Sie weist hin auf seine Wunderwirkungen, die schon von den Propheten als Merkmale der Wirksamkeit des Messias angegeben waren. Jes 35, 5.; 61, 1. Hes. 36. u. 37. Jesus machte die Blinden sehend, Matth. 9, 27—31.; 12, 22.; 20, 30. Mark. 10, 46. Luk. 7, 21. Joh. 9, 1., die Lahmen gehend, Matth. 15, 30. 31.; 21, 14., die Aussätzigen machte er rein, Matth. 8, 2. Luk. 5, 12.; 7, 22.; 17, 12., die Tauben hörend, Mark. 7, 37. und die Todten weckte er auf, Mark. 5, 41. Luk. 7, 14. 15. Joh. 11, 43. 44. Diese Wunderwirkungen Jesu sind Zeugnisse von der Göttlichkeit seiner Person und seiner messianischen Sendung, und sind zugleich Sinnbilder seiner geistlichen erlösenden Wirksamkeit.

3. Das Zeugniß Jesu von Johannes. V. 7—11. Jesus zeugte von Johannes, daß er nicht sei ein wankendes Rohr, oder ein weichlicher üppiger Mensch wie gewöhnlich die sind, die in der Könige Häuser wohnen, sondern daß er mehr sei als ein Prophet, daß er der Vorläufer des Messias sei, wie der Prophet Maleachi davon geschrieben hatte. Und daher war Johannes der Täufer der Größte im alten Bunde; allein diese alttestamentliche Größe war doch geringer als die christliche Größe, die auch nur der Kleinste im neuen Bunde einnimmt.

4. Praktische Nutzanwendungen. — a. „Es ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen." Sind wir alle zu Jesu gekommen (Matth. 11, 28.) und bei ihm selig geworden? b. In Anfechtungen und Prüfungsstunden sollte man geradehin zu Jesu gehen, wie Johannes that. c. Jesus kennt und lobt die Seinen, Matth. 25, 34. bis 36. Von Jesu gelobt zu werden, ist die größte Ehre, die einem Menschen widerfahren kann. d. Die Gnade des neuen Bundes ist viel größer, als die des alten Bundes; somit ist aber auch unsere Verantwortung größer, Luk. 12, 48.

Johannes wird uns hier als ein höchst nachahmungswürdiger Charakter vorgestellt, und ist besonders zu loben: 1) Wegen seiner Beständigkeit. Er war nicht wie ein Rohr, das der Wind hin und her bewegt. 2) Wegen seiner Mäßigkeit. Er suchte keine Ueppigkeit oder Bequemlichkeit. In Speise und Kleidung war er ein Muster der Enthaltsamkeit. Nicht Essen und Trinken, oder feine Kleider, sondern die Erfüllung seines hohen Berufes war das Ziel seiner Wünsche. 3) Wegen seiner Demuth. Er hätte es bei dem Volke weit bringen können. Sie waren bereit, ihn für den Messias auszurufen, wenn er nur seine Zustimmung gegeben hätte. Aber „bekannte und läugnete nicht, er bekannte: Ich bin nicht Christus." Wegen seiner Predigt. Der Herr sagt: „Der auch mehr ist denn ein Prophet." Er predigte nicht sich selbst, sondern Christus. „Dieser ist es," sagte er. Er predigte mit Ernst und Eifer und großem Erfolg. Er predigte auch mit Unerschrockenheit, indem er nicht nur den Pharisäern und Schriftgelehrten die derbe Wahrheit sagte, sondern sich auch vor dem bösen Herodes nicht fürchtete, sondern demselben seine Sünden vorhielt, obgleich er dadurch gefangen und zum Märtyrer der Wahrheit wurde. Lasset uns dieses Beispiel beherzigen.

Illustrationen.—Bist du der da kommen soll? Zwei Herren besprachen sich einst über die Gottheit Christi. „Wenn Christus wahrer Gott ist," sagte der Eine, „so sollte das doch deutlicher ausgesprochen sein." „Nun, gesetzt Sie glaubten es," fragte der Andere, „wie würden Sie es ausdrücken?" „Ich würde sagen: Christus ist der wahrhaftige Gott." „Sie sind sehr glücklich in der Wahl Ihrer Worte," entgegnete der Andere, denn Sie haben gerade die Worte der Schrift ausgesprochen. Johannes sagt, wenn er von Christus spricht: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben!"

Ein Unitarier wurde einst bei einer religiösen Erweckung aufgefordert zu Christus um Vergebung sei-

ner Sünden zu beten. „Aber ich glaube nicht an ihn," entgegnete er. Man rieth ihm, er möge es im Gebet probiren. Als er eine Zeit lang auf seinen Knieen gelegen und ernstlich gebetet hatte, sprang er auf und rief: Er ist Gott! Er ist Gott!

——o——

Sonntag den 21. September.

Die freundliche Einladung. Matth. 11, 25—30.

Uebersichtliche Darstellung.—Die vorliegende Lection reiht sich an das Vorhergehende an, und ist so zu sagen ein Uebergang in dem Vortrage des Herrn von der Verkündigung des schrecklichen Gerichtes an die verstockten und halsstarrigen Juden, zu einer freundlichen, liebevollen Einladung an Alle, welche sich nach Ruhe und Erquickung sehnen. Die klarsten Ueberzeugungen, die schönsten Anerbietungen, die freundlichsten Einladungen hatten die Städte, welche Jesus schilt, verschmäht; nun wurde ihnen der Lohn ihrer Herzenshärtigkeit und muthwilligen Verstockung angekündigt. Im Hinblick dann auf seine Jünger und die, welche ihm nachfolgten und nachfolgen würden, erhebt Jesus seinen Geist lobpreisend zu dem Vater und in den wärmsten Wallungen seiner Liebe breitet er gegen die Mühseligen und Beladenen seine Heilandsarme aus und ruft sie zu seiner Ruhe.

Texterklärungen.—(Anmerkung: Der Sinn dieser Lection ist eigentlich jedem wahren Christen hinlänglich bekannt, es ist darum die Hauptsache, daß das Praktische derselben, das Kommen zu Jesu, den Schülern eingeschärft werde, wie ja bei dem Studium aller S. S. Lectionen nicht das Spekuliren, sondern der praktische Nutzen die Hauptsache ist.) V. 25. 26. Als der Mittler zwischen Gott und Menschen, als der Mensch Jesus Christus redet Jesus hier Gott als Vater an, und preist ihn für die allweise und allgemeine Offenbarung der Seligkeit. Unter den „Weisen und Klugen" sind die weltlich Weisen verstanden, welche wie jene Pharisäer und Schriftgelehrten muthwillig ihre Augen gegen das Heil in Christo schließen. Unter den „Unmündigen" sind zunächst die Ungelehrten verstanden, und alle die ein offenes Ohr für die Lehre Christi haben, die Einfältigen (Ps. 116, 6.; 119, 130.), die geistlich Armen, welche sich von dem Herrn reich machen lassen. Wollen wir dem Herrn angenehm sein (Ps. 8, 3.), so müssen wir sein wie die Kinder; vergl. Matth. 18, 3.; 1. Cor. 1, 27. ff.; 2. Cor. 11, 3. 6. „Verborgen hast." Darunter ist nicht zu verstehen, daß sie Gott vorsätzlich der Finsterniß übergeben habe, sondern dieweil sie kein Verlangen hatten nach diesem himmlischen Licht, und Gott nicht darum baten, hat sie der Herr in ihrer Finsterniß gelassen. Daher sehen wir 1) daß wir ohne die göttliche Offenbarung das geistliche Licht nicht sehen können (1. Cor. 2, 14.). 2) Daß die Weltklugen aller Zeiten das Evangelium verachtet haben, und deßhalb in Finsterniß blieben. 3) Daß die Geringen, Einfältigen und Ungelehrten gewöhnlich am ersten die dargebotene Gnade annehmen. „Wohlgefällig," d. h. Gott hat dabei die weisesten und besten Beweggründe und Absichten.

V. 27. In diesem Vers erklärt der Herr 1) seine Autorität, daß ihm, als dem Welterlöser, alle Dinge übergeben seien, er also alle Macht besitze (Matth. 28, 18.; Ps. 8, 7.; Joh. 3, 35.; 1. Cor. 15, 27.; Eph. 1, 22.; Phil. 2, 9.; Ebr. 2, 8.). Zum andern sein Amt, indem es ihm übergeben sei dem Menschen, den Vater, den Sohn und alle Geheimnisse des Himmelreichs zu offenbaren, so wie es uns zur Seligkeit dient.

V. 28. Die große Einladung. 1) Kommet, das deutet an, daß der Mensch von Natur von Christo entfernt ist. 2) Die Einladung ist ein Beweis, daß er kommen kann, wenn er will. 3) Kommet her zu **mir**! Also zu Christus. 4) Wer soll kommen? Alle Mühseligen und Beladenen, welche die Last ihrer Sünde fühlen, und von der Mühe des Gesetzes und der Menschensatzungen befreit werden wollen. (Die Juden waren besonders mit schweren Lasten von Menschensatzungen und leeren Ceremonien geplagt, welche ihnen die scheinheiligen Pharisäer auflegten. Auch heute noch tragen sich viele sogen. Christen mit Ceremonien, Formel- und Werklasten müde und—zu Tode.) 5) Warum sollen sie kommen? „Ich will euch erquicken." Wer bußfertig und gläubig zu Christo kommt, soll Gnade und Frieden finden. Jes. 55, 1. Jer. 31, 25.

V. 29. 30. Joch. Darunter wurde das Gesetz, die zehn Gebote und die übrigen Gesetze bei den Juden gewöhnlich verstanden. Nun ladet Christus ein, sein Joch, sein Gesetz auf sich zu nehmen, welches ist das Gesetz der Liebe. (Matth. 22, 37—40.) „Und lernet von mir." Christus hat uns in seinem Worte Anweisung gegeben, was wir thun sollen, und in seinem Leben hat er uns gezeigt, wie wir es thun sollen, damit wir alles von ihm lernen können. Er hat uns das Kreuz in Sanftmuth und Herzensdemuth vorangetragen. Wir sollen ihm nachfolgen. Sanft—leicht. Die Liebe macht es sanft, denn der mühevollste Dienst wird sanft durch die Liebe. Ohne Liebe ist es hart und schwer Gott dienen zu wollen. Es ist leicht 1) im Bewußtsein, daß es unsere Pflicht ist. 2) Es ist ein geistlicher Dienst, der geistlichen Gesinnung angemessen. 3) Leicht, weil uns der Herr Kraft dazu gibt. 4) Je mehr man sich daran gewöhnt, oder darin übt, desto leichter wird es. 5) Es ist auch der gewinnreichste Dienst, denn er bringt Erquickung und ewiges Leben, wir sollten ihn deßhalb mit Freuden thun.

Illustrationen. — Kommet her zu mir. Bei einer religiösen Versammlung wurde auch der Verwalter in einer Fabrik erweckt, aber er konnte nicht zum Glauben gelangen. Eines Tages sandte ihm sein Prinzipal einen Zettel, in welchem er ihn einlud um 6 Uhr in sein Haus zu kommen. Der Verwalter stellte sich pünktlich ein. „Ich sehe Sie glauben mir?" sagte der Herr. Der Verwalter bejahte. „Nun ist hier noch ein anderer Brief, in welchem Sie ernstlich zu kommen eingeladen werden," sagte darauf der Prinzipal, indem er ihm einen Zettel mit biblischen Einladungen hinhielt. Der Verwalter fing langsam an zu lesen: „Kommet—her—zu—mir—Alle,—die—ihr—mühselig—und—beladen—seid," während seine Lippen zitterten und Thränen über seine Wangen liefen. Endlich fragte er: „Soll ich dieses gerade so glauben, wie ich Ihrem Briefe glaubte?" „In derselben Weise," war die Antwort. Dieses zeigte ihm den Weg zum Glauben. — Demuth—Ein Landmann ging mit seinem Sohne in das Aehrenfeld, wo die reifen Halmen standen, und da einige das Haupt tief senkten, Andere hingegen dasselbe hoch empor hoben, fragte der Vater, welche wohl die besten seien? Der Sohn meinte die Hohen. „Nimm und untersuche sie," sagte der Vater. Da fand er, daß nur die edle Körner hatten, welche

ihr Haupt tief neigten, und die Andern leer waren. Siehe, sagte der Vater, das ist ein Bild christlicher Demuth. Wo hoher Sinn und Eitelkeit ist, findest du nicht die Früchte des Glaubens, aber bei den Demüthigen." „Mein Joch ist sanft." Das Joch, welches der Herr uns auflegt, ist mit dem Kissen der innigsten Liebe zu ihm umwickelt, welche dasselbe sanft macht.

Dies und Jenes.

(Eingesandt von Germanikus.)

Trefflich.

Nachfolgende Rede trifft, nach üblicher Redeweise, den Nagel so mitten auf den Kopf, daß sie vielleicht, selbst im Magazin, noch einmal treffen kann. Ich übersende sie deshalb zur Veröffentlichung.

In einer Stadt im innern des Staates wurde eine religiöse Versammlung abgehalten, wo viele Prediger des Evangeliums beiwohnten; zur nämlichen Zeit, oder kurz nachher, kam auch ein Cirkus und Menagerie dahin, welche viele Kirchenglieder besuchten. (Ist oft der Fall.) Eines Abends hielt der Hanswurst folgende treffliche Rede an die versammelte Menschenmenge:

„Meine Freunde! Wir haben heute sechshundert Dollars freies Geld eingenommen in dieser Stadt; ich getraue mir zu sagen, das ist mehr Geld als irgend ein Pastor dieses Orts als Jahresgehalt bekommt. Ein großer Theil dieser Summe wurde von sogenannten Kirchengliedern einbezahlt, und doch, wenn euer Pastor um Unterstützung des Evangeliums bittet, seid ihr zu arm, etwas beizutragen. Das Gute zu unterstützen seid ihr zu arm, aber für Narrentheidinge habt ihr im Ueberfluß. Ich bin ein Hanswurst, ein Narr, aber ich werde gut bezahlt dafür, ich mache mein Leben damit. Ihr denkt euch selbst weise und dennoch unterstützt und bezahlt ihr mich für meine Narrheit! Ihr sagt, euer Zweck war blos die Thiere zu sehen. Warum ginget ihr dann nicht eures Weges, als ihr sie gesehen hattet? Ist dieses auch ein Platz für sogenannte Christen? Schämt ihr euch nicht? Ja! ja! gewiß, ihr habt alle Ursache, schamroth zu werden."

Daß eine solche Rede an solchem Ort Eindruck machte, ist leicht begreiflich. Ein Commentar hierzu ist überflüssig.

Bestrafte Thierquälerei.—Ein Farmer, welcher in einem Store in Detroit Einkäufe gemacht hatte, ließ daselbst zufällig seinen Hund zurück, mit welchem sich nun die Clerks einen Spaß machen wollten. Als sie Vorbereitungen trafen, dem Hunde eine Austerkanne an den Schwanz zu binden, merkte derselbe Unrath, nahm sich ein Stück Schöpsenfleisch aus dem Beine des einen Clerks und sprang dann durch eine 10 Dollars werthe Fensterscheibe. Die Clerks machten hierauf ihre Rechnung und fanden, daß, wenn sie zusammen 10 Dollars zu bezahlen haben, jeder 2½ Dollars bezahlen mußte.

Lord Eldon, der vor Kurzem in London starb, hat sein ganzes Vermögen dem Irrenhause von Bedlam vermacht.

„Ich gebe," sagte er in seinem Testamente, „den Narren wieder, was ich den Narren, d. h. den Prozeßführenden, verdanke." Lord Eldon war nämlich Advokat.

Eine vornehme Engländerin beschuldigte einen Deutschen, daß er und seine Landsleute den Sonntag nicht heiligen. „Sie arbeiten an diesem Tage," sagte sie, „ja sie geben in Gesellschaften, ins Concert und ins Theater; kurz, handeln geradezu gegen die Gebote des Herrn."

„Gegen welches Gebot?"

„Nun, gegen das Gebot, welches uns befiehlt: sechs Tage sollst Du arbeiten, am siebenten aber ruhen."

„Und halten Sie dies Gebot?" erwiderte der Deutsche.

Die Dame sah ihn erstaunt an. „Freilich," erwiderte sie dann, „sehen Sie denn nicht, daß wir am Sonntag ruhen?"

„Das bestreite ich nicht," antwortete der andere, „aber ich habe nie gesehen, daß Sie während der sechs Tage arbeiten!"

Darauf wußte die Dame nichts zu antworten.

Braunschweiger Spruch. — Füg dich in die Welt hinein, denn dein Kopf ist viel zu klein, daß sich füg' die Welt hinein!

Silbenräthsel.

Die erste gibt dir das Alter an,
Die zweite war noch nie ein Mann;
Das Ganze ist lebend, oft lieblich und schön;
Doch auch als Gebirge kannst du es seh'n.
Dannn aber ist's von dir wohl weit,
Eine furchtbare Sphinx, sie Schrecken gebeut.

Auflösung des Räthsels im Augustheft: Linse—Binse.

Getreu ist, der euch rufet.

Christus
- **B**eruft seine Juenger.
- efiehlt ihnen zu wirken.
- egleitet sie mit Kraft.
- eglaubigt ihre Lehre.

Die Juenger sollen
- **L**ernen gehorsam zu sein.
- eiden um Christi willen.
- ieben und glauben.
- ehren vom Himmelreich.

Die Lehre
- **V**erkuendigt den Glaeubigen Seligkeit.
- erkuendigt den Gottlosen schreckliches Gericht.

Zu Lection 10.

Der Grosse und der Grœsste.

Bist du der da kommen soll?

Johannes.	**Christus.**
Predigt vom Himmelreich. Ein Wegweiser.	Ist das Himmelreich. Ich bin der Weg.
Die Frage: Bist du der da kommen soll?	**Die Antwort:** Blinde sehen. Lahme gehen. Aussaetzige werden rein. Taube hoeren. Todte stehen auf. Den Armen wird das Evangelium verkuendigt.

Zu Lection 11.

Wandtafellectionen.

Komm zu Jesu!

Jesus ladet ein:

Wen?	**Alle** Muehseligen und Beladenen.
Wozu?	**Ich** will euch erquicken.
Wann?	**Jetzt** is die angenehme Zeit.
Warum?	Es ist in keinem **Andern** Heil.
Bedingung:	Nehmet auf euch mein Joch. Lernet.
Trost:	Sanftes Joch. Leichte Last=Gesetz der Liebe.

Zu Lection 12.

Minchens Papagei.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. October 1873. Nr. 10.

Münchens Papagei.

Die Welle rauscht, die Wimpel fliegen,
Das Meer durchfurcht des Schiffes Kiel,
Wo sich im Kahn die Fischer wiegen
Auf grüner Fluth, der Wogen Spiel.

Dort lagert in des Waldes Dunkel,
Am Uferrand der König Leu;
Auf Palmen bläht mit Goldgefunkel
Sein Flügelpaar der Papagei.

Jetzt eingerefft die schmucken Segel!
Zum Ufer lenkt die schlanke Brigg!
Den Mast umkreist die Schaar der Vögel
Und kündet künftig Seemannsglück.

Der Anker fällt, kaum steht im Hafen
An sich'rer Kett der Riesenkahn,
Da naht auch schon die Schaar der Sclaven
Und bietet ihre Schätze an:

„Kauft hier die lachenden Bananen,
Und Datteln, Feigen, wie's gefällt!
Auch bunte Vögel, Goldfasanen!"
— Ja, Geld regiert auch hier die Welt.

Ein alter Seemann kauft vor allem
Für München einen Papagei.
Wie wird er ihr so wohl gefallen,
— Sein bunt Gefieder, sein Geschrei. —

Und um die Freude noch zu mehren,
Bemüht er sich fast Tag und Nacht,
Den Vogel redlich deutsch zu lehren,
Bis er „Glückauf München" sagt.

* * *

Zur Heimath zieht mit vollen Segeln,
Gleich einem weißen Silberschwan,
Hin über grünen Wellenkegeln
Das Schiff auf seiner nassen Bahn.

Zur Heimath zieht auch der Matrose —
Seht, wie er mühsam zitternd keucht,
Er trauert wie die Herbstzeitlose,
Von Alter, Müh und Sturm gebeugt.

Der Husten quält die matten Glieder,
Doch wenn der Vogel lacht und spricht,
Erheitert sich sein Auge wieder
Und denkt vergang'nen Kummers nicht.

Nun endlich ist Hans abgerichtet,
Genug hat er gelernt — und mehr —
Denn, ob er gleich nicht selber dichtet,
Thut er doch Alles wie sein Herr.

Dem München ihn zu überreichen
Hat er auf heute nun bestimmt,
Und mit lebhaften Freudenzeichen
Es dankend das Geschenk annimmt.

Und um das Mädchen zu entzücken,
Ruft Hans sein „Glückauf München!" aus,
Und Freude strahlt aus ihren Blicken:
„Hans, dir gebührt ein gold'nes Haus."

Doch, seine ganze Kunst zu zeigen,
Läßt er's beim bloßen Sprechen nicht:
Fängt an zu husten und zu keuchen,
Und lacht dem Mädchen ins Gesicht.

Der Alte wird schier blaß vor Schrecken:
„Muß mich denn nun das dumme Thier
Mit dem fatalen Husten necken,
Nur artig sprechen soll er hier."

Und halb verdrießlich, halb mit Staunen
Sprach München: „Schön ist's, wenn er spricht;
Doch dieses Keuchen, diese Launen,
Dies Spotten, das gefällt mir nicht."

* * *

„Drum merke dir, mein Kind, die Lehren,"
Sprach Münchens Vater dann zu ihr,
„Sei allzeit aufmerksam zu hören,
Das Gute nur behalte dir."

Hans gab uns heute diese Lehre,
Daß wir nicht Alles ahmen nach,
Das Gute bringt uns Glück und Ehre,
Das Böse aber Spott und Schmach."

W. H.

Catalina.

Nach dem Englischen für das Magazin bearbeitet von W. H.

I.

Im Frühling des Jahres 1825 besuchte eine kleine Gesellschaft von Engländern das sonnige Spanien, um gewisse Geschäftsverbindungen dort anzuknüpfen. Bei ihrer Ankunft in dem kleinen Städtchen Ximena, welches am Fuße der Pyrenäen liegt, waren sie ganz bezaubert von dem Reiz und der romantischen Schönheit der sie umgebenden Gebirgslandschaft. Auf Anrathen ihres Agenten mietheten sie eine freundlich am Abhange eines bewaldeten Hügels gelegene Villa, welche ihnen eine prächtige Aussicht in die paradiesischen Thäler der Umgegend gewährte. Der einzige Uebelstand war die große Einsamkeit und die Gefahr, welche dieselbe mit sich führte; jedoch meinte Major Clinton, welcher der Führer der Gesellschaft war, sie seien mit Hülfe des Dienstpersonals stark genug, irgend einem Angriff der Banditen zu widerstehen; welche zu jener Zeit mehr als in späteren Jahren, bis zu den Ruhestörungen der Carlisten, jene bewaldeten Hügel, über welche die glänzenden Zinnen der Villa Christina emporragten, auf ihren Streifzügen häufig heimsuchten.

Edward Clinton, der Sohn des Majors, war der spanischen Sprache vollkommen mächtig, und ihm wurde es deßhalb übertragen, die Dienstboten, welcher sie zur Führung ihres kleinen Hauswesens bedurften, zu miethen. „Aber," sagte Edward zu seinem Vater, „obgleich ich den Leuten sagen kann, was ich von ihnen verlange und was wir dafür bezahlen, so kann ich aber in diesem Lande des Aberglaubens und der Bilderverehrung nicht sagen, ob ich auch redliche, treue Leute bekomme. Da wir Engländer und deßhalb für sie Ketzer sind, so möchte Mancher denken, er thäte der Kirche einen großen Dienst, wenn er uns alle tödtete."

„Wahr," sagte sein Vater, „aber ich habe gehört, daß die Landleute hier, wie fast überall, ehrlicher und zuverlässiger sind, als die Leute in den Städten, und wenn sie nicht von ihren heuchlerischen Priestern aufgehetzt werden, thun sie wohl Niemand etwas zu Leid und man kann sich auf sie verlassen."

Major Clinton, sein Sohn und die sie begleiteten Herren waren nicht nur dem Namen nach Protestanten und Christen, sondern auch mit der That. Sie waren nicht wie viele englische Handelsleute, welche selbst das Bekenntniß ihrer Religion hinter sich zurück lassen, wenn ihr Geschäft sie ins Ausland führt. Jene hatten Bibeln bei sich, nicht blos für ihren Gebrauch, sondern auch einige Extraexemplare, welche sie an manche der geistlich umnachteten Einwohner abzugeben beabsichtigten, wenn sich dazu eine Gelegenheit bieten würde.

Bei ihrer Rückkehr in das stille Wirthshaus, wo sie zuerst eingekehrt waren, fragten sie den höflichen Wirth, ob er ihnen nicht sagen könne, wo sie zwei gute Dienstboten — einen Mann und eine Frau — bekommen könnten, um ihren Haushalt in dem am Abhange des Hügels gemietheten Hause zu führen.

„Jawohl, meine Herren!" entgegnete der „Patrone," und indem er an das offene Fenster trat, welches auf den Balkon führte, wo die Gesellschaft saß, um sich an dem Anblick der herrlichen Landschaft zu ergötzen, sagte er: „Sehen Sie dort das Häuschen, gerade am Ende der Alameda bei den Nußbäumen? Dort Senor, wo die Frau bei der Thüre steht? Das ist Pipo's Häuschen, und er und seine junge Frau, welche erst kürzlich verheirathet sind, werden sich freuen, Ihnen zu dienen. Sie sind arm. Wenn es deßhalb der Herrschaft gefällt, so will ich sie rufen lassen, damit Sie mit ihnen reden können."

Major Clinton dankte dem freundlichen Wirth für sein Anerbieten und sagte ihm, daß sie, sobald sie etwas von seinen guten Sachen, welche er eben bereitete, genossen hätten, wollten sie selbst zu Pipo hinüber gehen und sehen, was er zu ihrem Vorschlag zu sagen habe.

Als sie deßhalb gegessen hatten, begab sich die ganze Gesellschaft nach dem halbzerfallenen, aber trotzdem malerisch aussehenden Häuschen, wo die beiden jungen Leute wohnten. Als sie das Thor, welches in eine Rebenlaube vor dem Hause einführte, öffneten, trat ihnen Pipo aus

dem Zimmer, welches den unteren Stock der Wohnung bildete, entgegen. Da er sah, daß sie fremd waren, lud er sie mit aller Höflichkeit, welche sich selbst bei den spanischen Bauern findet, ein, ins Haus zu kommen, oder sich gefälligst in der Laube niederzulassen. Catalina horchte, indem sich ein hoffnungsvolles Lächeln in ihren Zügen malte, auf das Anerbieten, welches der Major ihrem Manne und ihr machte, und versicherte, daß sie Alles aufbieten werde, was in ihren Kräften stehe, um es den Herrschaften bequem und angenehm zu machen.

Die ganze Gesellschaft war mit ihrem Besuche sehr zufrieden; denn sie sahen, daß sie dem offenen, ehrlichen Wesen des jungen Mannes trauen durften, und es gefiel ihnen, als er gefühlvoll hinzusetzte, daß ihn das in den Stand versetzen werde, mehr für seine Frau zu thun, denn sie seien arm — sehr arm.

Als aber Eduard Clinton auf ein Zeichen seines Vaters ein Goldstück als Handgeld in Catalinas zierliche Hand legte, sahen beide die Wirklichkeit ihres Glückes erst recht ein und fingen an, den tausendfachen Segen der heiligen Jungfrau und aller möglichen Heiligen auf ihre Wohlthäter herabzuflehen.

„Nun, nun!" sagte Herr Somerset, ein Glied der Gesellschaft, „jetzt ist es schon gut; ich würde lieber hören, wenn sie zu Gott um Segen flehen würden, als zu allen Heiligen im Kalender."

Die beiden jungen Eheleute sahen hierauf einander etwas verdutzt an, und blickten dann auf ihre Gäste; und da die letzten befürchteten, die herrschenden guten Gefühle zu stören, nahmen sie ihren Abschied, Pipo und Catalina ermahnend, ihre Vorbereitungen zu treffen, um so bald als möglich ihre Dienste bei ihnen antreten zu können. Der Major ging hierauf hinüber in die Villa Christina, um der alten Frau, welche das Haus beaufsichtigte, zu sagen, daß er Dienstboten gefunden habe, welche sie in der Führung des Hauswesens unterstützen würden, und wer dieselben seien.

Drei Monate waren seit jener Zeit verflossen, während welcher die jungen Eheleute durch ihre Treue und Anhänglichkeit die Liebe und das Vertrauen der ganzen Gesellschaft erworben hatten. Einen zuverlässigeren jungen Mann als Pipo und eine bessere, fleißigere junge Frau als Catalina konnte man nirgends finden. Und als die Zeit kam, daß die Engländer das schöne Spanien verlassen mußten, und sie ihre Pflicht in die Heimath rief, fühlten Alle, besonders aber Edward Clinton, welcher eine besondere Zuneigung zu Pipo fühlte, daß der Abschied ein schmerzlicher sein werde.

Aber zwischen dem Meister und den treuen Dienstleuten hatte sich ein Verhältniß angeknüpft, welches den Menschen viel fester bindet, als bloße äußerliche Freundschaft. Dieses, wie der geneigte Leser vielleicht schon errathen hat, war die Erkenntniß des Heilandes und ihre Liebe zu ihm. Dieses, wurde auf folgende Weise herbeigeführt: Eines Tages, als Catalina, welche Pipo innigst liebte, krank war, fand ihn Edward und sein Vater am Wege, welcher nach dem Kloster auf dem Berge führte, vor einem Heiligenschrein, welcher ein Marienbild enthielt, auf den Knien liegen, in eifrigem Gebete begriffen.

„Zu wem betest du?" fragte Edward. „Glaubst du, daß dieses Bild, dieses Werk von Menschenhänden gemacht, deiner Frau in ihrer Noth helfen kann? Weißt du nicht, mein Freund, daß Gottes heiliges Gesetz die Anbetung aller Bilder verbietet? Höre, was Gottes Wort sagt, welches einem jeglichen Menschen als Wegweiser und Maßstab seiner Handlungen auf seinem Lebenswege gegeben ist."

Edward sagte Pipo hierauf das zweite Gebot vor, welches diesen nicht wenig in Erstaunen setzte; nachher sagte er ihm dann, wie die römisch-katholische Kirche dieses Gebot auslasse und an dessen Stelle das zehnte in zwei Theile theile, anscheinend den Fluch vergessend, welcher über Die verhängt ist, welche vom Worte Gottes abthun, oder dazu thun. Pipo überzeugte sich von der Wahrheit dieser Worte, indem er seinen Katechismus mit einer Bibel verglich, und war fast sprachlos vor Erstaunen.

Von diesem Tage an las Pipo fleißig in der Bibel, welche ihm der Major Clinton geschenkt hatte. Die Priester wußten hievon freilich nichts, aber mit Aerger hat-

ten sie beobachtet, wie sich zwischen dem jungen Mann und seinen englischen Freunden ein inniges Verhältniß entfalte. Eines Tages jedoch besuchte ein Priester Catalina, welche jetzt die Freude hatte, einen kleinen munteren Knaben zu herzen, und fragte, was das für ein Buch sei, aus welchem ihr Mann öfters auf dem Felde lese, denn sie hatten beobachtet, daß Pipo in jüngster Zeit oft las. Catalina, welche es gut genug wußte, wollte es nicht sagen. Bei seinem Abschied sagte ihr der Priester, daß ihr Kind dem Dienst der Kirche geweiht werden müsse, um die heilige Jungfrau wegen der Abwesenheit Pipo's von der Messe, welche er in letzter Zeit nicht mehr besucht hatte, zu versöhnen.

Einen Monat später verließen Major Clinton und seine Freunde Spanien. Ehe sie sich von ihrem Hausgenossen trennten in tiefem nächtlichem Dunkel, wurde noch ein feierlicher Gottesdienst mit Lesen der hl. Schrift und Gebet in der Villa abgehalten. Sie wählten hiezu die Nacht, aus Vorsicht, dem Ehepaar, welches sie zurückließen, welches ihnen so theuer geworden war, keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Aber selbst diese Vorsicht schützte sie, wie der Verfolg dieser Geschichte zeigen wird, nicht vor den Verfolgungen und boshaften Nachstellungen der Priester vom Kloster auf dem Berge.

II.

Es war am Abend eines freundlichen Sommertages, zwei Jahre nach der Abreise Majors Clinton und seines Sohnes aus Spanien, als dieselben wieder auf dem anmuthigen Feldwege, zwischen duftenden Wiesen und obstbeladenen Bäumen, Pipo's Häuschen zuschritten. Das blasse Licht des strahlenden Mondes fiel dämmernd durch die Baumgruppen, welche die eine Seite des Weges säumten, während die Gegend auf der andern Seite des Weges einen malerischen Anblick darbot. Gewaltige Fichten hoben an den fernen Hügeln ihre kühnen Wipfel himmelan, und an dem nahen Rebengelände wiegten sich die traubenbehangenen Reben im flüsternden Abendwinde. Ein munterer Wasserfall stürzte sich rauschend über die Terassen des Felsgerölles, sich in einem klaren Bach vereinigend, welcher dann wieder sein perlendes Wasser über den Wiesenteppich hinführte, welcher wie zarter Sammt sich weithin ausbreitete.

Der Major und sein Sohn standen inmitten dieser bezaubernden Naturschönheit still, und ihre Herzen erhoben sich in stillen Dankgefühlen zu Gott empor. „O Herr, wie sind deine Werke so groß und viel," sagte Edward, „du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte."

„Und dennoch," sagte der Major, „scheint es, als ob die Gemüther dieser Leute, welche zwischen diesen lachenden Hügeln und lieblichen Thälern wohnen, unempfindlich für alle diese Schönheiten seien. Sie fühlen freilich den belebenden gesunden Einfluß dieser Gebirgsgegend, aber dabei bleibt es auch. Um die Größe Gottes in seinen Werken recht zu verstehen und zu würdigen, muß man den Herrn aus seinem Wort und aus eigener Erfahrung kennen. Die Natur allein leitet die Menschen selten zu dem Gott der Natur."

Während dieses Gespräches hatten sie das Wirthshaus erreicht, in welchem sie bei ihrem früheren Aufenthalt oft eingekehrt waren. Der freundliche Wirth empfing seine Gäste, welche er sogleich wiedererkannte, mit echter spanischer Zuvorkommenheit.

„Alle Heiligen seien gelobt, daß ich den Tag erlebt habe, um die Herrschaften wieder zu sehen! Womit kann ich Ihnen dienen? Wünschen Sie etwa eine Omelette?" gestikulirte der Freundliche.

Major Clinton fragte, ob er ihnen Auskunft über Pipo und seine junge Frau und den kleinen Sohn geben könne — ob dieselben noch in dem Häuschen neben der Weinlaube wohnten? Aber alle Antwort, welche der Wirth gab, war, daß er seinen Finger achselzuckend an den Mund legte und den Kopf schüttelte.

„Was kann er nur meinen?" sagte Edward. „Ist der arme Mann am Ende gestorben? Oder — ach, ich hab's jetzt — ich befürchte, sie sind wegen ihres Glaubens in Verfolgung und Unannehmlichkeiten gekommen."

„Ich denke, du hast recht," sagte der Major, „und ich denke, wenn wir einen Spaziergang nach unserer früheren Wohnung

machen, so werden wir mehr darüber erfahren; und wir können ja hernach zu Pipo's Häuschen gehen, vielleicht sind sie doch dort."

In Folge dessen gingen sie den Pfad entlang, auf welchem sie so oft gegangen waren bei ihrem früheren Aufenthalt in Spanien; und da sie sahen, daß die Villa bewohnt war, schritten sie über den viereckigen Hofraum dem Hause zu, gefolgt von derselben alten Frau, welche die Aufsicht über das Haus führte, als sie es mietheten.

„Meine Herren!" sagte sie, „sind Sie gekommen, um das Haus zu besichtigen?" Aber im nächsten Augenblick hatte sie dieselben erkannt, und mit vielen Verbeugungen und Ausrufen des Erstaunens gab sie ihre Freude zu erkennen, während sie die Herren nöthigte, sich unter einen großen Palmbaum niederzusetzen.

„Können Sie uns Nachricht von Pipo und Catalina geben?" fragte der Major, nachdem er sich zuerst nach ihrem eigenen Befinden erkundigt hatte. „Ihr Häuschen sieht ganz verlassen aus."

„Pipo wohnt noch in dem Hause, Senor, aber Catalina, ach! die arme Catalina ist im Himmel—so hoffen wir wenigstens. Aber Pipo verläßt selten das Haus, nachdem er von seiner Arbeit heim kommt, ausgenommen in der Dunkelheit, wenn er, wie die Leute sagen, auf den Gottesacker geht, und die Nächte auf dem Grabe seiner verstorbenen Frau zubringt. Seht, Senor, da kommt er, jetzt geht er eben hin."

Und so war es denn auch; denn als auf den Ausruf der Frau der Major sich umdrehte, sah er die Gestalt eines Mannes, welcher mit gebeugtem Haupt und wankendem Tritt über den Rasenplatz hinschritt, welcher einst ein wohlgepflegter, mit Reben umgebener Garten gewesen war.

Aber war dies Pipo? War dieses der kräftige Sohn der Berge, welchen sie vor zwei Jahren so glücklich und lebensfroh verlassen hatten? Es schien unmöglich; und Edward schritt deßhalb auf seinen alten Freund und Bedienten zu, und fragte freundlich: „Kennst du mich nicht mehr, Pipo?"

Pipo erhob sein ausdrucksloses, melancholisches Gesicht zu dem Fragesteller, und war dann im Begriff, seinen Weg fortzusetzen, als ob er die Frage gar nicht verstanden habe; Edward ging deßhalb, um nicht mit Gewalt durch seine Fragen die schmerzhaften Erinnerungen des armen Mannes zu wecken, eine Zeit lang still an Pipo's Seite hin, bis dieser plötzlich stille stand und Edward ins Gesicht schaute und dann sagte, als ob sie erst vor einer Stunde sich getrennt hätten:

„Ich gehe hin zu ihr, Senor Eduardo; aber sie hat sehr viel von Ihnen gehalten; wenn Sie deßhalb mitkommen wollen, so mögen Sie."

Plötzlich aber schien er sich wieder daran zu erinnern, daß es schon lange her sei, seit er seinen einstigen Herrn gesehen habe und er ergriff deßhalb seine Hand, indem er sagte: „Verzeihen Sie mir, mein Herr! ich hatte vergessen — Alles hatte ich vergessen, nur nicht meine Leiden und meinen Kummer! O meine Lina, mein Weib—mein armes, gemordetes Weib! Mein Gott, gib mir Gnade, daß ich nicht Hand an die lege, welche dich getödtet haben!"

Edward versuchte nicht die Thränen, welche in Strömen über des armen Pipo's hagere Wangen herabströmten, aufzuhalten; als er sich ausgeweint hatte, ging die Aufregung vorüber, und er wurde etwas ruhiger.

„Wir sind einen weiten Weg gekommen, um dich zu sehen und zu erfahren, wie es dir geht, Pipo! Komm, mein alter Freund, es ist dir vielleicht eine Erleichterung, wenn du mir deinen Kummer mittheilst; und bedenke, daß unser Aller Leben unter der Leitung des allweisen Vaters steht, welcher nicht irren kann, und wir müssen uns deßhalb in kindlicher Ergebung in seinen Willen fügen, und wenn wir dieses thun, so können wir uns allezeit seiner Gnade und Hülfe getrösten, denn er hat ja gesagt: ‚Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.'"

„Ich weiß, ich weiß," sagte Pipo, welcher sich jetzt einigermaßen gefaßt hatte, „ich weiß, Senor Eduardo, und Gott sei Dank, daß dies meine liebe selige Frau auch wußte—Dank auch Ihnen, daß Sie es uns gelehrt haben. Wollen Sie mit mir dorthin gehen?" fuhr er fort, indem

er nach dem Gottesacker deutete, welcher in einer kleinen Lichtung zwischen den Korkbäumen war, und zu dem Kloster, welches etwas weiter oben am Hügel lag, gehörte. „Sie erwartet mich dort." So schien er in einem Augenblick seine Besinnung wieder in seinem Kummer zu verlieren; aber Eduard achtete nicht weiter darauf, sondern folgte ihm schweigend nach dem kleinen Kirchhofe zu einem Grabe, welches im Gegensatz zu den andern von duftenden Blumen umkränzt war.

Pipo kniete nieder und bedeckte sein Angesicht als ob er bete, und darauf stand er auf und deutete Eduard auf eine Bank, um sich niederzusetzen. Er selbst nahm einen Platz neben ihm, und dann erzählte er unter Schluchzen und Weinen, welches Edward oft durch Mark und Bein drang, Alles was sich seit dem Abschied der Gesellschaft der Engländer von Spanien, mit ihm und seiner Catalina begeben hatte.

III.

„Wir waren so traurig, meine arme Lina und ich, nachdem Sie von uns Abschied genommen, daß wir geraume Zeit von nichts Anderem reden konnten. Wir erinnerten uns Ihrer köstlichen Lehren, und lasen unser Buch, wenn die Thüren an unserem Häuschen geschlossen waren, oft in der Nacht im Bett sogar, und das kleine Kind mußte zur Entschuldigung dienen, wenn wir wegen des brennenden Nachtlichts befragt wurden.

Wir fühlten uns so glücklich, wenn wir die schönen Verse, welche Sie uns zuerst vorlasen, wieder und wieder hersagen konnten und wunderten uns, daß wir uns jemals hatten können glücklich schätzen, ehe wir die Liebe Gottes in Christo Jesu erfahren hatten. „O mein lieber Mann," pflegte meine Lina zu sagen, wenn sie ihren Knaben auf dem Schooße hielt und anschaute, „ich hoffe, der Herr wird uns beistehen, unser liebes Kind so zu erziehen, daß es Jesus lieb haben wird, und wenn es zu einem Manne heranwächst, eben so glücklich sein wird als wir sind."

Mein armes Kind! sie ahnte nicht, daß uns Jemand beobachtete, und der Verfolger sein horchendes Ohr an die Thüre legte. Eines Tages, als ich nach Segovia gegangen war, kam ein Priester aus dem Kloster vom Berge, dessen Bruder zur Kathedrale gehörte und ihn gesandt hatte, um meine Lina zu besuchen, indem er wohl dachte, da jener ein Fremder sei, würde sie weniger auf ihrer Hut sein, die Fragen zu beantworten, welche er ihm aufgetragen hatte, an sie zu stellen.

Aber jener Mensch ließ es nicht bei den Fragen bewenden, welche in Verbindung mit seinem Berufe standen, sondern mein Weib erzählte mir mit schambedecktem Angesicht, daß er Reden gegen sie geführt habe, welche selbst die abergläubischen Kirchenverordnungen, deren niederträchtiger Diener er war, schändeten."

Hier barg der arme Mann sein Gesicht in seinen Händen, und die großen Thränen, welche zwischen seinen Fingern herabtropften, zeigten, welche Seelenmarter ihm diese grausamen Erinnerungen brachten. Endlich erhob er sein thränenvolles Auge wieder und fuhr fort, mit Worten, welche aus dem tiefsten Herzensgefühl herausflossen, das traurige Bild seiner Vergangenheit zu malen.

„Dieser Priester, Don Hilario, hatte ihr gesagt, daß, wenn sie ihren Knaben nicht unverzüglich zur Taufe brächte, so würde er, wenn er sterbe, ewig verloren gehen; und was uns anging, so drohte er mit allen möglichen Strafen, Martern und Bußübungen hier auf Erden und in jener Welt unzählbare Jahre langer Qual im Fegfeuer, und daß wir nie im Stande sein würden, für die Messen zu bezahlen, welche es erfordere, um uns von dort zu erlösen.

Der elende Mensch gedachte meine arme Lina zu erschrecken, aber sie sagte, sie habe an jenem Tage so dankbar gefühlt, daß sie von dem römischen Aberglauben und dem geistlichen Einfluß der gottlosen Priester erlöst sei, daß sie sich ein Herz fassen und dem frechen Priester ins Angesicht habe sagen können, es sei ein Glück für ihn, daß ihr Mann nicht daheim sei, welcher ihn jedenfalls für die Unverschämtheit, dessen Abwesenheit dazu zu benützen, einer armen Frau solche gottlose Anträge zu machen, nicht ungezüchtigt lassen werde.

Wir bedauerten es, daß das Sakrament der heiligen Taufe nicht an unserem

Kinde vollzogen war; aber da wir gelernt hatten, unsere Hoffnung ganz auf Christum zu setzen und nur ihm zu dienen, konnten wir uns nicht dazu entschließen, dasselbe in einer römisch-katholischen Kirche taufen zu lassen, weil uns dort auf jedem Schritt die Uebertretung des göttlichen Gebotes entgegentrat, indem man anstatt den lebendigen Gott anzubeten, überall auf Madonnen- und Heiligenbilder stieß.

Deßhalb befahlen wir unser Kindlein dem Herrn, eingedenk der schönen Worte, welche er den Kleinen entgegen ruft: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.' ‚Alles wird recht werden, Pipo, wenn wir nur auf den Herrn vertrauen,' sagte meine Frau, und wir vertrauten auf den Herrn.

Seit einiger Zeit, ja in der That, die ganze Zeit seit dem Besuche Don Hilario's waren wir überzeugt, daß wir beobachtet wurden, und da mich meine Geschäfte im Dienste meines Brodherrn häufig nöthigten, die benachbarten Ortschaften, besonders aber Segovia zu besuchen, so fühlte ich mich sehr unruhig, Weib und Kind ohne Schutz daheim allein zu lassen. Um aber so viel als möglich eine Zusammenkunft wie die schon einmal vorgefallene zu verhüten, so brachte ich ein kleines Mädchen von Segovia mit, um meiner Frau zu helfen, auf das Kind Acht zu geben, damit sie, meine Lina, mehr Zeit habe, die schönen kleinen Putzwaaren zu stricken, welche man hier in Spanien aus der berühmten, feinen Merinowolle bereitet.

Hätte ich nur gewußt, wozu diese Einrichtung, welche ich mit dem besten Willen zum Schutze meines Weibes traf, führen werde, Senor Eduardo, ich würde lieber meine rechte Hand verloren haben, als so etwas zu thun."

Edward Clinton bemerkte, daß Pipo an einem Punkte in seiner Erzählung angekommen war, welchen zu berichten ihm sehr schmerzlich war, und da er in seinem blassen Antlitz und an dem schweren Athmen seiner bewegten Brust wahrnahm, wie sehr ihn sein Kummer angegriffen habe, so schlug er vor, weil die Nacht bereits über die stillen Gräber, die weißen Leichensteine und die im Abendwind rauschenden Haine ihren dunklen Mantel ausgebreitet habe, daß Pipo die Fortsetzung seiner Erzählung bis zum folgenden Abend aufschiebe, wie gern er auch selbst den Schluß noch an denselben Abend gehört hätte, aber um Pipo's willen wollte er sich gerne gedulden. In Folge dessen erhob sich Pipo, und mit wankendem Schritt ging er dem Hügel zu, welcher die kalten Ueberreste seiner geliebten Lina deckte, und küßte die Erde, unter welcher sie schlummerte. Edward ging leise von dannen, um den feierlichen Schmerz nicht zu stören, und hörte in einiger Entfernung den Trauernden Worte liebenden Kummers flüstern, welche aus dem innersten Grunde des Herzens kamen. Als Pipo endlich aufstand und sich Edward anschloß, sagte ihm dieser tröstend die erhabenen Schriftworte vor: „Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze. Denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden, und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen."

Pipo horchte mit gespannter Aufmerksamkeit als Edward Clinton diese Worte sprach, und nach kurzem Schweigen erhob er sein auf die Brust gebeugtes Haupt empor und ergriff die Hand seines ehemaligen Herrn, welcher jederzeit sein Freund gewesen war, und sagte: „Ich danke Ihnen; Sie haben mich getröstet und einigermaßen beruhigt." Dann schaute er zu den Sternen empor, welche gleich goldstrahlenden Blumen an dem Wege zur ewigen Stadt, am tiefblauen Firmamente des südlichen Himmels strahlten, als wollte er in seinen Gedanken den Platz suchen, wo der verklärte Geist seiner seligen Lina jetzt weile; denn obgleich Pipo nur ein einfacher Landmann war, so hatten sich doch Major Clinton und sein Sohn oft über dessen schnelle Auffassungskraft und Charaktergröße wundern müssen. Dieses sind auch keine Seltenheiten bei den castilianischen Landleuten, die oft in ihrem Benehmen und in ihrer Naturbildung mit Leuten, welche in Stellung sie weit überragen, auf gleicher Stufe stehen.

Pipo hatte auch eine Reihe seiner Jugendjahre bei seinem Vetter Don Gas-

pardo, einem Priester und gelehrten Manne, verlebt; woselbst er Lesen und Schreiben gelernt hatte, sowie auch die lateinische Sprache, und da sein Vetter ein großer Liebhaber der Chemie war, so hatte ebenfalls Pipo etwas von dieser Wissenschaft gelernt. Als sich nun Pipo mit der liebenswürdigen Catalina verlobte, hatte er Vergnügen daran gefunden, sie ebenfalls Lesen zu lehren. So waren ihnen manche frohe und glückliche Stunden hin geflossen, und als das junge Ehepaar seinen Dienst in der Villa Christina antrat, um Mr. Clinton's Hauswesen zu führen, woselbst sie mit dem Worte Gottes, dem lieben Freund der Seelen und der beglückenden Erfahrung des wahren Christenthums bekannt wurden, segneten sie in dankbarer Erinnerung den Tag, welcher ihnen das Licht gebracht „das da fortgehet und scheinet bis an den vollen Tag."

(Fortsetzung folgt.)

Reiseerzählungen von Europa.

Von Bischof J. J. Escher.

(Forsetzung und Schluß.)

Im zwölften Jahrhundert wurde das Münster (zu Straßburg) wiederholt von Bränden schwer beschädigt. Diese Unglücksfälle sowie auch die starke Zunahme der Bevölkerung und demgemäße Vergrößerung der Stadt veranlaßten die Nothwendigkeit eines Neubaues. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde dieser Neubau begonnen. „Es ist dies die Zeit, in der bei den zahlreichen Kirchenbauten längs dem Rhein der romanische Baustyl durch den gothischen verdrängt wurde; dieser Uebergang ist besonders am Münster deutlich zu erkennen. Der Chor und ein Theil des Mittelschiffes gehören noch dem frühern Style an; der Baumeister des Hauptschiffes hat jedoch bereits vollständig mit demselben gebrochen; und sicherlich auch mit den schönen Bauten bekannt, die in Frankreich soeben entstanden waren, wußte er diese herrliche Halle zu schaffen, die die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt und durch ihre schlanken erhabenen Formen einen so tiefen und bewältigenden Eindruck erzeugt. Im Jahr des Herrn 1275, den 7. September, wurde der mittlere Bau der obern Gewölbe und des ganzen Werks, außer den vordern Thürmen, am Straßburger Münster vollendet, als Rudolph, der römische König, regierte."

Erwin von Steinbach, gebürtig aus Mainz, sollte das Ganze mit einer entsprechenden Fagade vollenden. Der damalige Bischof, Conrad von Lichtenberg, beauftragte ihn, eine der großartigen Kirche würdige Vorderseite aus zwei Thürmen und einem Mittelbau mit dem Haupteingang bestehend, aufzuführen. Der Bischof verschaffte sich die dazu nöthigen Mittel theils von der Geistlichkeit, die den vierten Theil ihrer Einkünfte steuerte; theils durch Ablaßverkäufe. Erwin widmete sich mit der ganzen Kraft seines merkwürdigen Genies dem Werk, an welchem er seinen Namen verewigt hat.

Am 2. Februar 1276 wurde der Thurmbau mit dem Graben der Fundamente begonnen. Der Bischof weihte den Ort und that den ersten Spatenstich. Zwei Arbeiter geriethen über die Bischofsschaufel in Streit und einer erschlug den andern mit derselben. Dieses galt als ein böses Vorzeichen, die Arbeit mußte neun Tage ruhen und der Ort neu geweiht werden. Erst am 25. Mai 1277 war man so weit vorangeschritten, daß der Bischof den Eckstein legen konnte. Mehrere Erdbeben, die in den ersten Jahren des Baues stattfanden, und durch die sogar die Existenz der Stadt gefährdet wurde, erschwerten das Werk und ein abermaliger Brand im Jahr 1298 hätte beinahe die ganze Kirche zerstört.

Das Talent des großen Meisters lebte auch in seinen Kindern. Sabine, seine berühmte Tochter schmückte das Münster mit herrlichen Statuen, und einer seiner Söhne, Johann, wurde des Vaters Nachfolger in der Leituug des Münsterbaues. Während dieser Zeit, sagt die Chronik, kamen Unruhen und schwere Schicksale über die Stadt. Im Jahr 1332 wurde, nach dem blutigen Streit der Edlen unter einander, die ganze Form der Verwaltung geändert; siebenzehn

Jahre später hatte der schwarze Tod, außer der Verheerung, die er anrichtete, einen bürgerlichen Aufstand zur Folge, und Bischof Berthold von Buchеck hatte schwere Kämpfe mit dem Kaiser zu bestehen. Diese Umstände hemmten zwar den Bau, unterbrachen jedoch denselben nicht gänzlich.

Nach Johann Erwins Tode führte Meister Gerlach das Werk bis zur Höhe der jetzigen Platform aus. Im Jahr 1368 fiel der Blitz auf das Gebäude, und in 1384 entstand in der Orgel ein Brand und verherrte das Innere, mit Ausschluß des Chors und der Thore. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde der wahrscheinlich von Erwin zuerst entworfene Plan, die Thürme mit pyramidenförmigen Spitzen zu versehen, wieder aufgenommen. Zu dieser Zeit kannte die Kühnheit der Baumeister keine Schranken, und das Münster sollte an Höhe alle bisherigen Bauten übertreffen. Die Ausführung mußte sich aber auf den nördlichen Thurm beschränken. Als Baumeister dieses großartigen Werks werden genannt: Cuntz, Nikolaus von Lahr, Ulrich von Ensingen. Die endliche Vollendung des Thurms fand durch Johann Hültz von Cöln statt. Also sämmtlich deutsche Meister. Am Johannistage 1439 wurde in Gegenwart einer großen Menschenmenge der letzte Stein aufgelegt, also hundert zwei und sechzig Jahre nachdem Conrad von Lichtenberg den Grundstein zur Façade gelegt hatte.

Eine Statue der heiligen Jungfrau wurde auf den Knopf der Münsterspitze gestellt, aber schon in 1488 wieder herabgenommen.

In der Reformationszeit wurde das Münster eine protestantische Kirche. Mann sorgte angelegentlich für die Erhaltung des herrlichen Gebäudes, das aber einem sehr wechselvollen Schicksal ausgesetzt war; Sturm, Blitz und Feuer beschädigten dasselbe in rascher Folge und im Jahr 1728 wäre es durch ein Erdbeben beinahe zerstört worden. Eine in 1833 erfolgte starke Beschädigung durch den Blitz, der in einer Viertelstunde dreimal einschlug, vermochte den Stadtrath, die Spitze mit einem Blitzableiter versehen zu lassen, und seit dieser Zeit hat das Gebäude keinen erheblichen Schaden mehr durch den Blitz erlitten.

Bei der Capitulation Straßburgs in 1681 wurde das Münster den Katholiken zurückgegeben; bei der nun erfolgten neuen Einrichtung des Innern wurde leider die schöne von Erwin erbaute Chorbühne, ein Meisterwerk mittelalterlicher Ornamentik, mit abgetragen. Arge Verwüstung erlitt das Münster zur Zeit der französischen Revolution: 235 Statuen fielen unter der zertrümmernden Wuth der Fanatiker, und der wahnwitzige Teterel wollte sogar den Thurm abgetragen haben, weil er durch sein Hervorragen über die andern Gebäude der Stadt das Prinzip der Gleichheit verletzte.

Während der Belagerung in 1870 stand der herrliche Bau in größter Gefahr gänzlich zerstört zu werden, verschiedene Theile desselben wurden stark beschädigt, sind aber großentheils wieder hergestellt. Glücklicherweise ist die berühmte astronomische Uhr ohne Schaden davon gekommen.—

Im Besitz der Deutschen geht diese altdeutsche Stadt einer schönen Zukunft entgegen und wird sich sonder Zweifel in wenig Jahren zu einer Größe ausdehnen und einem Wohlstand erheben, wie das unter der frühern Herrschaft schön um der Lage willen nicht hätte geschehen können.

Seit einer Reihe von Jahren wirkten in Straßburg gläubige Männer und sammelten um sich her eine Schaar gottesfürchtiger Leute, die als göttlicher Same einen heilsamen Einfluß auf die sittlich verkommene Masse ausüben.

Ist Tanzen eine Sünde?

Von P. Sch.

Diese Frage ist schon häufig nach der Länge und Breite besprochen und breit getreten worden, daß es fast nicht nöthig erscheint, noch ein Wort darüber zu sagen.

Die Gegner des Tanzens suchen es aus der Bibel zu beweisen, daß es verboten, folglich Sünde sei. Die Befürworter glauben ebenfalls Beweise aus der Bibel

aufbringen zu können, daß es keine Sünde sei, indem David und Mirjam, Moses Schwester, ebenfalls getanzt hätten. So hörte ich einmal zu, wie sich ein Jüngling und ein Mann wegen dieser Sache miteinander stritten. Der Jüngling, welcher sich, nebenbei gesagt, schon längst in der Ewigkeit befindet, suchte es aus den bereits angeführten Gründen als sündlos darzustellen. Der Mann suchte aus einer andern Stelle heiliger Schrift darzuthun, daß das Tanzen einmal das Leben eines Knechts Gottes gekostet habe, und noch manches Unheil, das schon durch dasselbe entstanden ist, angerichtet hätte. So stritten sie sich lange mit einander herum, ohne zu einem Resultat zu gelangen; Keiner gab dem Andern auch nur ein Haar breit nach. Weil mich die Sache in sofern nichts anging und auch von ihrer Seite keine Veranlassung gegeben wurde, etwas drein zu reden, so verhielt ich mich ruhig und stille. Nach langem hin und her Debattiren wandte sich der Jüngling an mich mit den Worten:

„S—. was denkst du davon? gib du uns unparteiisch deine Ansicht. Ist das Tanzen eine Sünde? Ist es in der Bibel verboten?"

Ich besann mich einen Augenblick und sagte endlich, daß wörtlich weder seine Sündhaftigkeit noch seine Sündlosigkeit aus der Bibel bewiesen werden könne. „Es ist eben," fuhr ich fort, „nicht Alles wörtlich in der Bibel verboten was sündlich ist. So ist z. B. in der Bibel nicht verboten, eine New Yorker Bank zu berauben. Die Bibel sagt kein Wort von New Yorker Banken; wohl aber verbietet sie das Stehlen. Alles auf unrechte Weise an sich gebrachte Gut muß also in diese Kategorie gestellt werden, welche die Bibel mit Stehlen bezeichnet. So sagt die Bibel ebenfalls, daß was nicht aus dem Glauben gehe, d. h. nicht im Glauben oder im Namen Jesu gethan werden könne, Sünde sei. Nun wird hoffentlich sich Niemand erkühnen zu behaupten, daß eine Sache, welche so vieles Ueble in ihrem Gefolge hat, im Namen Jesu gethan werden könne. Aber die unzähligen Dinge, die im menschlichen Leben vorkommen, in der Bibel aufzuzeichnen, war geradezu unmöglich; dafür hat der Mensch sein Gewissen, das ihm, wenn es Gottes Wort zum Wegweiser hat, immer sagt was recht und nicht recht ist; so fern der Mensch geneigt ist auf diese innere Stimme zu hören. Gesetzt," fügte ich noch hinzu, „du müßtest jetzt sterben, würdest du noch wünschen auf den Tanzboden gebracht zu werden? Sicherlich nicht! Würdest du nicht vielmehr wünschen, daß man mit dir bete?" Eine augenscheinliche Röthe überzog des Jünglings Angesicht; mit einem vielsagenden Stillschweigen blickte er mich an, ohne im geringsten einen weiteren Versuch zu machen, seine Argumente zu befestigen.

Ihr jungen Leser! Wenn ihr manchmal nicht im Klaren seid, was Sünde und nicht Sünde ist, so vergegenwärtigt euch eure Todesstunde. Was euch im Sterben als Sünde erscheinen würde, das meidet ebenfalls in gesunden Tagen. Dieses ist der beste Probirstein, woran ihr all eure Handlungen, Worte und Gedanken prüfen könnt, ob sie sündlich oder nicht sündlich sind. Halten sie diese Probe aus, so könnt ihr nicht irren.

Waldversammlungen.

Von W. Horn.

In des Hochwalds kühlen Gründen
Zwischen Eichenlaub und Linden
Prangt die schmucke Zeltenstadt.
Abgegrenzt in stillen Hainen,
Ist es eine Welt im Kleinen,
Die sich da gebildet hat.

Seeleneintracht, frommes Lieben
Hat die Beter hergetrieben,
Schaart sie um den Festaltar;
Hier im Dom der Riesenbäume
Flüstern heil'ge Urweltsträume —
Gottesstimmen wunderbar.

Seine grünen Laubgardinen
Sind mit funkelnden Rubinen
Seltsam prächtig decorirt,
Gottes Hand hat selbst mit Blüthen
Und mit Blätterpyramiden
Dieses Gotteshaus geziert.

Von den duftenden Altären,
Zu des ew'gen Lichtes Sphären,
Steigt der Andacht Lied empor,
Mit der Beter Festgesänge

Mischen sich die Jubelklänge
Von dem muntern Vögelchor.

Statt des Orgeltones Klingen
Regen sich der Lüfte Schwingen,
Und es brauſt wie Orgelklang
Feierlich zum Gottesfeste,
Durch das wogende Geäste,
An dem grünen Forst entlang.

Fröhlich schmettern so die Weisen,
Bald in lauten, bald in leisen
Tönen, durch das Waldrevier;
Unermüdlich sind die Zungen,
Gott zu Ehren wird gesungen —
Vögel dort und Menschen hier.

Durch des Waldes hehre Hallen
Hört das Lebenswort man schallen —
Gottes Stimme wandelt da:
Jetzt in lautem Donnerdröhnen,
Flüsternd bald in Liebestönen,
— Sinai und Golgatha. —

Sünder schreien da um Gnade,
Fromme schreiten auf dem Pfade
Weiter, der zur Heimath führt;
Gottes Kraft wird da empfunden:
Seelenweihe, Taborstunden
Feiert man und dankt gerührt.

Engel schweben sanft hernieder,
Freuen sich im Kreis der Brüder,
Jauchzen, wenn ein Sünder weint,
Jauchzen, wenn zum heil'gen Streite
Sich im Geist die gottgeweihte
Jüngerschar mit Macht vereint.

O, wie selig schon hienieden,
Wenn man in des Waldes Frieden
Gott mit süßer Lust verehrt!
Wann wird doch die Zeit erscheinen,
Daß wir dort in sel'gen Hainen
Ihm stets dienen hochverklärt!

Nicht mehr in vergilbten Zelten —
Nein, im Glanz verklärter Welten
Wohnen wir auf ewig dann;
Nicht mehr wandern, nicht mehr scheiden,
Nicht mehr weinen, nicht mehr leiden,
Werden wir in Kanaan.

Das braune Geschwisterpaar.

(Von C. Salesius.)

I.

Es war Spätsommer und die Zeit der Ernte.

Das sind fröhliche Tage — um so fröhlicher, wenn auch der Himmel freundlich lächelt, und die liebe Sonne ihre Freude hat an den rüstigen Arbeitern mit ihren heitern, wettergebräunten Gesichtern.

Da ist es schön auf dem Lande. Es ist ja das Erntefest nahe, überall herrscht Jubel und reges Leben, auch in die ärmste Hütte dringt ein Strahl der Freude. Selbst Kinderhände sind thätig, und die kleinen Zungen werden nicht müde zu fragen und zu erzählen. — Der Kinderhimmel hat so viele goldene Sterne!

Unterdessen sind draußen auf den Feldern viele Hände emsig. Die letzten Garben müssen noch eingebracht werden. Lustig plaudernd und ein frohes Erntelied singend, geleiten dann Schnitter und Schnitterinnen den reich beladenen Wagen heim in das Dorf.

Es ist ein hübsches englisches Dorf, von dem ich euch heute erzählen will; groß, mit reinlichen, zwischen Obstbäumen halb verborgenen Häusern, spiegelhellen, von Jasmin und Monatrosen umkränzten Fenstern.

Von dem nahen Kirchthurm schlägt es 12 Uhr. Das ist ja nach altem Brauche, — wer weiß es nicht? — die Stunde der Erlösung für viele unruhige Kinderfüßchen, die kaum glauben, sie erwarten zu können, und sich sehnen nach der schönen freien Natur. Endlich, endlich ist das Zeichen gegeben, das Gebet gesprochen, und mit lautem „Hurrah" stürzen sie hinaus.

Der Jubel ist heute wohl etwas ungestümer als gewöhnlich. Beginnen doch nun die Ferien! — ein Gedanke, der manche überlaute Freudenbezeugung verzeihlich macht.

Lassen wir sie aber nun jauchzen und spielen, und folgen wir jenem hübschen Knaben. Er hat sich von seinen Gefährten getrennt und eilt, frohe Liedchen singend, einem alleinstehenden Hause zu, das gar freundlich und wohnlich aussieht mit seinem reinlich gehaltenen Gärtchen und seinen reich beladenen Bäumen. Ein kleines Mädchen von 7 oder 8 Jahren steht unter der braunen Eichenthür und sieht forschend die Landstraße entlang.

Jetzt endlich hat sie den längst Erwarteten erblickt, und eilt ihm rasch entgegen.

Betrachten wir uns Beide etwas näher.

Es sind Geschwister, die Aehnlichkeit ist zu unläugbar. Beide haben denselben südlich dunklen Teint, dieselben großen Augen von jenem tiefen, leuchtenden Schwarz, wie sie nur Zigeunerstämmen eigen.

„Still, Jonas, still," flüsterte das Mädchen: „Großmutter ist krank."

„Krank?" wiederholte der Knabe, „krank? Marie, das ist ja gar nicht möglich!"

„Ich weiß nicht," sprach Marie weinend, „ich weiß nicht wie es kam; aber Großmutter ist krank! Sie fiel besinnungslos zu Boden. Ich rief um Hilfe; da kamen die Nachbarn und trugen sie hinauf in ihr Zimmer. Der Arzt ist jetzt dort."

Jonas Züge sprachen von der tiefsten Bestürzung.

„Es kann nicht sein, Marie! Es ist nicht möglich! Sie war ja heute Morgen beim Frühstücke noch ganz wohl!"

„Nein, das war sie nicht!" erwiderte schnell Marie. „Sie klagte bereits über argen Kopfschmerz."

„Und—darf ich denn nicht zu ihr gehen?"

„O, ich glaube, sie schläft gerade jetzt; sie öffnet ihre Augen nicht; sie antwortet nicht, wenn ich sie rufe. Ich fürchte, Jonas, sie wird sterben wie der Vater!"

„Nein, Marie, nein! Sage das nicht!" Und der Knabe stützte seinen Kopf gegen das Mauerwerk und weinte bitterlich.

Eine mitleidige Frau trat eben in diesem Augenblicke auf die beiden Kinder zu, und führte sie leise in das Haus.

„Weine nicht, Jonas," sprach sie theilnahmsvoll. „Wer weiß, vielleicht geht es bald wieder besser."

„Ich hörte sagen, wenn Großmutter stirbt, kommen wir in das Armenhaus," seufzte Marie. „Aber, nicht wahr, Großmutter wird nicht sterben?"

„Kinder!" sagte die Frau, indem sie sich setzte und sanft die Hände der beiden Kleinen ergriff, „ich fürchte nicht so sehr, daß Euere Großmutter sterben, als daß sie lange, lange, vielleicht für Jahre krank darniederliegen wird. Der Arzt sagt, es habe sie der Schlag getroffen, und sie werde niemals wieder den Gebrauch ihrer Glieder haben. Aber kommt, hört auf zu weinen, und Du Jonas, gehe jetzt hinauf in das Schloß und erzähle dem gnädigen Herrn das Unglück. Wenn Jemand helfen kann, so ist er es!"

Und die Kinder gehorchten. Sie kamen Beide, Hand in Hand, um sich von meinem Großpapa Rath und Hilfe zu erbitten.

Jonas und Marie gehörten keineswegs durch Bande des Blutes jener alten Frau an, welche sie Großmutter nannten. Fremd und heimathlos waren sie einst in dieses Dorf gekommen. Ihre Eltern, arme Zigeuner, hatten vor Jahren krank und elend dieses Dorf durchzogen, und hier auch nach kurzer Zeit ihr Grab gefunden. So nahm denn die gute kinderlose Alte beide Waisen mildherzig in ihr Haus auf und war ihnen in der That eine treue liebende Mutter gewesen. Was sollte aber nun aus ihnen werden, wenn Gott auch diese letzte, einzige Stütze ihnen nahm?

Sie erzählten im Schlosse ihre kummervolle Geschichte unter vielen Thränen. Wir waren eben Alle in dem großen Saale versammelt, und diese kindlich rührende Erzählung bewegte unsere jungen Herzen tief.

Großpapa aber nahm seinen Hut, und nachdem er Befehl gegeben, den armen Kleinen ein gutes Mittagsmahl zu verabreichen, ging er selbst hinunter in das Dorf, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkunden.

Was konnten indeß wir thun?

„Großmamma!" rief Karl, „darf ich nicht Jonas meine alten Anzüge geben? Du weißt, sie sind mir zu klein, aber ich denke, er könnte sie tragen!"

„Und ich," fügte eine zweite kleine Stimme bei, „ich habe auch etwas. Darf ich, Großmamma?"

„Still, Kinder, still! Es sind nicht Kleider, es ist nicht Geld, was diese Kinder gerade jetzt bedürfen. Wartet bis Großpapa zurückkommt, und hört dann, was er Euch sagen wird."

Unterdessen forderte aber auch unser eigenes Mahl volle Aufmerksamkeit, und hierauf nahmen Spaziergang und Studien unsere Zeit in Anspruch. Erst später, als die guten Großeltern bereits auf dem Altane saßen, um die Kühle des

Abends zu genießen, fanden wir Muße, an unsere beiden lieben Schützlinge zu denken, und wir bestürmten Großpapa mit Fragen und Bitten.

Karl, ein feuriger zwölfjähriger Knabe, brachte sogleich das erneute Ansuchen vor, Jonas mit Kleidungsstücken versehen zu dürfen, und wir Alle stimmten natürlich mit ein. Jedes hatte etwas für die armen Kleinen Passendes; Jedes wollte die süße Freude des Gebens genießen.

„Mein Knabe," antwortete Großpapa ernst, „ich denke, weder Jonas noch Marie bedürfen dessen gerade jetzt. Es ist nicht gut, immer zu geben! Besser, wir lassen für die Gegenwart Beide wo und wie sie jetzt sind. Gegen Weihnachten möchten jedoch warme Kleider eine größere Wohlthat sein. Der Arzt glaubt, die alte Frau werde noch nicht so bald sterben;—es ist eine gar langwierige Krankheit,—sie möchten daher wohl nach und nach der Hilfe bedürftiger werden, als jetzt."

„Wo sind aber nun die Kinder?" fragte Großmamma.—

„Ich habe sie nach Hause geschickt. Der Knabe ist bereits alt genug, um bei der Arbeit mit behilflich sein zu können, und das Mädchen ist nicht von ihrem Bruder zu trennen."

„So ist ihnen denn mit gar nichts zu helfen?" forschte Katharina; „selbst nicht der armen Frau? Bedarf auch sie nichts?"

„Nicht jetzt! Für ärztlichen Beistand und die nöthigen Medikamente habe ich Sorge getragen. In einigen Tagen aber wird es für Euch größere Mädchen Arbeit geben. Katharina und Gabriele, Ihr könntet wohl manchmal hinuntergehen, der armen Kranken vorzulesen, so bald sie kräftig genug sein wird."

„Und wir? was können wir thun?" frug ich. „Kinder wie Ihr sind in einem Krankenzimmer nicht zu gebrauchen," war die heitere Antwort. „Ihr könnt nichts thun als Euch eben noch ein paar Jahre gedulden!"

Fast beleidigt zog ich mich zurück. „Ich kann lesen so gut wie Andere, Großpapa. Warum darf ich nicht auch gehen?"

„Weil Du zu klein bist," entgegnete Gabriele, ein schönes Mädchen von 14 Jahren, das nicht wenig stolz war auf ihre Größe und das würdevolle Bewußtsein eigener Wichtigkeit.

„Hört Kinder," begann Großpapa wieder, „Jonas wird bald alt genug sein, um in die Lehre treten zu können, und ich werde dafür sorgen, daß er ein tüchtiges Handwerk erlerne. Ihr könnt daher Eure Bonne bitten, sich mit seiner Aussteuer zu beschäftigen. Doch dürftet Ihr sie ihm noch nicht jetzt geben, sondern wartet, bis ich dem Knaben eine passende Stelle gefunden; dann aber müßte natürlich Alles bereit sein. Vielleicht könnte für das kleine Mädchen auch mit der Zeit irgend ein Platz gefunden werden....."

Die alte Frau starb. Es geschah, wie Großpapa gesagt: Jonas kam in die benachbarte Stadt zu einem Schreiner in die Lehre; Marie aber wurde später in die Zahl unserer Dienerinnen eingereiht.

II.

Und so vergingen Jahre.

Wieder war es Spätsommer und die Zeit der Ernte. Die Sonne lächelte freundlich, das Erntelied der Schnitter ertönte fröhlich wie ehemals. Alles schien sich so gleich geblieben, so ganz wie früher — und doch wie anders, wie so ganz anders war es jetzt!

Die guten Großeltern lagen längst Seite an Seite in der stillen Ahnengruft. Viele, Viele hatten ihnen nachgeweint. Manche arme Familie verlor an ihnen ihre besten Freunde: Ja wahrlich: „Ihr Andenken ist im Segen!"

Aber auch an uns war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Jahr um Jahr hatte in unserem trauten Familienkreise manche Veränderung hervorgerufen. Doch wir Alle fühlten, daß „Großpapa's Waisen," wie wir sie nannten, ein Recht hatten, unser Brod zu brechen, und wir freuten uns sie fortzusetzen, alle die vielen Werke der Liebe und Milde, welche der theuere Todte begonnen.

Gewiß! Großpapa's liebe Schützlinge sollten von keiner Veränderung wissen!

Marie war indeß herangewachsen zur blühenden Jungfrau, und Jonas, zum Manne geworden, hatte in der Fremde sein Glück gesucht. So wenigstens vermuthete man. Die Berichte seines Mei-

sters über sein Verhalten während der Lehrjahre hatten keineswegs vollständig gut gelautet. Er war wohl außerordentlich begabt, aber dabei so wild und leidenschaftlich, daß ein Jeder ihm gerne aus dem Weg ging. Und doch hatte er edle Eigenschaften. Sein Herz war treu und dankbar. Meinem edlen Großpapa war er mit unendlicher Liebe angehangen und weniger ungestüm gewesen, so lange er gelebt. Auch jetzt, nach dessen Tode noch betrachtete er sich als uns angehörig. Jeden Sonntag brachte er und Marie auf unserem Schlosse zu, und manches niedliche Spielzeug und mehr als Ein zierliches Möbel zeugte von seiner dankbaren Liebe.

Jedermann sah aber auch die beiden Waisen gerne. Jonas war so heiter und zuvorkommend, und Marie so schüchtern und doch dabei stets so bereitwillig, überall zu helfen, wo und wie sie nur konnte. Sie gehörten zu jenen reichen, seltenen Naturen, welche sich einzig nur entwickeln wollen im warmen Sonnenschein der Liebe; welche, gleich jenen tropischen Wunderpflanzen, die wir in unseren Gewächshäusern anstaunen, nur in mildester Atmosphäre ihre Vollendung erreichen.

Marie's sehnlichster Wunsch war von jeher gewesen, Kammermädchen der jungen Ladies zu werden, und als Jonas nach Amerika gegangen und die Großmutter gestorben war, kam Marie zu uns; sie wurde mein Mädchen.

Es konnte nicht leicht ein liebenswürdigeres Mädchen gefunden werden, als Marie in jener Zeit gewesen. Sie pflegte den ganzen Tag bei ihrer Arbeit zu jubiliren wie eine junge Lerche. Es ward Einem wohl um das Herz sie zu sehen, sie schien so glücklich und zufrieden, besonders wenn Briefe von Jonas kamen. Sie brachte mir dann dieselben regelmäßig. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sie an ihren Namenstagen damit überraschen zu können, und pflegte stets denselben ein kleines Andenken beizufügen. Plötzlich aber wurden diese Nachrichten seltener und erstarben zuletzt gänzlich.

Und so verging Monat um Monat, ohne auch nur die geringste Zeile von Jonas zu bringen, obwohl mehrere meiner Freunde selbst zu wiederholten Malen nach Amerika geschrieben und durch verschiedene Agenten die ausgedehntesten Nachforschungen angestellt worden waren. Jonas hatte seinen Herrn in New-York unerwartet schnell und anscheinend ohne Grund verlassen, und war seitdem spurlos verschwunden. Meine arme Marie aber wurde täglich ernster und blässer. Ihre stille Trauer ging mir tief zu Herzen,—und doch, wie konnte ich helfen?

So kam der Winter und mit ihm das liebe schöne Weihnachtsfest.

Wir waren wieder in die Stadt übergesiedelt. Der größere Theil der Familie hielt ja immer noch jene alte, theuere Gewohnheit aufrecht, am Weihnachtstage sich zu begegnen, freilich nicht mehr in Treve, dem herrlichen Stammschlosse; aber wir Alle sammelten uns um Tante Constance, die wir durch allgemeines Uebereinkommen nunmehr als den Mittelpunkt der Einheit für unsere zahlreiche und weitverbreitete Familie betrachteten.

Ich hatte noch mancherlei Einkäufe zu besorgen. Wollte ich ja doch Katharinens allerliebsten Kleinen für den Weihnachtsabend einen hübschen Christbaum zieren. So wählte ich denn Marie zu meiner Begleiterin und eilte ohne Säumen dem Eldorado aller Kinderwünsche, dem großen Spielwaarenlager zu.

Der Handelsherr war außerordentlich höflich, und zeigte mit besonderer Zuvorkommenheit uns alle seine Herrlichkeiten.

„Sehen Sie, Fräulein," sagte er zuletzt, „hier habe ich einen prächtigen Puppensalon. Er wurde mir soeben von einem Fremden überbracht, mit der dringenden Bitte, ihn baldmöglichst zu verkaufen. Er forderte aber einen so hohen Preis, daß ich fürchten muß, manchen Schwierigkeiten zu begegnen, da alle meine regelmäßigen Kunden ihre Weihnachtseinkäufe bereits beendet haben. Und doch! Der arme Mann schien so bedrängt, ich konnte ihn nicht zurückweisen! Ich wünschte sehr, dafür einen Käufer zu finden."

Mit diesen Worten enthüllte er ein wunderhübsches Spielzeug, das auf seinem Pulte stand—ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte uns Beiden, denn vor uns lag die treueste, herrlich durchge-

führte Nachahmung unseres Salons zu Treve . . .

Es war meisterhaft gearbeitet, mit einer fast wunderbaren Feinheit und Genauigkeit. Nichts war vergessen. Selbst die Farbe des Parquetbodens und der Gardinen war wiedergegeben.

Ja, o ja, kein Zweifel! Er war es! Es war unser Salon zu Treve! Tausend selige Erinnerungen tauchten mit Blitzes schnelle in mir auf. Wie viele glückliche Stunden hatte ich doch dort verlebt! . . .

Wer aber konnte das gefertigt haben? Ein Gedanke drängte sich mir mächtig auf, ja! auch in Mariens bleichen Wangen und leuchtenden Augen las ich ihn. Keines jedoch sprach. Keines wollte das in Worte kleiden, wovon wir im Innersten überzeugt waren.

Jonas, Jonas hatte das gethan!

„Wie hoch der Preis?" fragte ich endlich.

„Der Fremde forderte fünf Pfund," (ungefähr 25 Dollars) antwortete der Handelsherr; „aber ich glaube, er würde es doch wohl um etwas Geringeres geben!"—

„O Fräulein Lilly, kaufen Sie es!" flehte Marie, „kaufen Sie es!"

Ich selbst wünschte es von ganzem Herzen; aber indem ich den Inhalt meiner Börse musterte, fand ich, daß meine vielen anderweitigen Einkäufe mir nur mehr den dritten Theil der geforderten Summe übrig gelassen.

„Es ist mir leider jetzt nicht möglich," sprach ich daher. „Ich habe all' mein Geld bereits ausgegeben." Dann flüsterte ich Marien zu: „Gehen wir nach Hause. Wir müssen ja doch vor Allem ausfindig machen, ob Jonas sich wirklich in der Stadt befindet."

Anscheinend zufrieden folgte Marie meinem Worte. Zu Hause angekommen, erzählte ich Tante Constance sogleich das Erlebniß, und wiederholte es später einem meiner Onkel, der augenblicklich seinen Hut nahm und das Spielwaarenlager aufsuchte, um selbst Nachforschungen anzustellen. Aber schon nach Kurzem kehrte er mit der Nachricht zurück, er habe den Mann persönlich gesprochen, welcher jenen Puppensalon gefertigt. Es sei ein armer Familienvater, der ihn allerdings von New-York mitgebracht und nun beschlossen habe, ihn zu verkaufen, um von dessen Erlös dem Elende seiner Familie zu steuern, und wo möglich nach Amerika zurückzukehren. Weiteres konnte nicht aus ihm gebracht werden. Von Jonas keine Spur.

Abends nun, als Marie beschäftigt war, meine Haare zu ordnen, wiederholte ich ihr Alles, was ich im Laufe des Nachmittags durch meinen Onkel vernommen, und suchte ihr begreiflich zu machen, es sei wohl das Vernünftigste die Sache hiermit beruhen zu lassen, dem Agenten in Amerika neuerdings zu schreiben und ihn um Auskunft über Jonas zu bitten, den Puppensalon indeß, da er dennoch nicht von Jonas herrührte, anderweitigen Käufern zu überlassen. Marie schien keineswegs zufrieden mit diesem Beschlusse, und behauptete wieder und immer wieder, Jonas und kein Anderer habe den Puppensalon gefertiget. So brach ich denn endlich das Gespräch ab.

Meine Toilette war kaum beendet, als Marie auch schon auf ihr Zimmer eilte. Und nun erwachte in ihrer Seele die alte bis dahin schlummernde ungebändigte Zigeunernatur, die ganze, wilde, diesem Volksstamme eigene Wanderlust. Eine feurige Sehnsucht nach fernen Ländern und fremden Gesichtern bemächtigte sich ihrer. Obwohl kaum sechszehn Jahre alt, war Marie dennoch bereits vollkommen erwachsen; man hätte sie in der That für zwanzig gehalten. Warum sollte sie nicht reisen? Wer hatte ein Recht sie zurückzuhalten?

Meine erscheinende Gleichgültigkeit hatte sie empört. Ich gab mich, ihrer Meinung nach, allzu bald zufrieden mit dem was ich gehört, und war viel, viel zu gleichgültig gegen das Schicksal ihres Bruders. Von solch' trüben Gedanken gefoltert, warf Marie sich auf ihr Bett und weinte bitterlich! O daß sie doch gebetet, daß sie bei Dem Trost und Kraft gesucht hätte, Der aller Waisen, aller Verlassenen Vater ist. Aber der böse Geist hatte in ihrem Herzen die Oberhand ergriffen, hatte seinen Vortheil erspäht und triumphirend erfaßte er ihn nun!

Sie wußte selbst kaum, wie lange sie so dagelegen sinnend und träumend, wußte

nicht, o nein sie wußte nicht, welch' sündhafte wilde Pläne ihre Seele durchkreuzten. Sie liebte ja ihren Bruder mit unaussprechlicher Liebe. Er war ihr von jeher Alles, Alles gewesen. Für ihn hatte sie gelernt, für ihn gearbeitet, für ihn gelebt. Um seinetwillen hätte sie Alles erduldet, wäre um seinetwillen gerne gestorben. Und wie lieb war er stets gegen sie gewesen. Nicht Bruder nur—nein: Freund und Vater war er ihr geworden. Auf ihn hatte sie stets sich gestützt, auf ihn hatte sie immer gehofft. Und man konnte ihn so gleichgültig vergessen! Von ihm war dieser Puppensalon; sie hätte es vor aller Welt beschwören können. Erkannte sie denn nicht seine Arbeit? Sprach nicht aus jeder Fuge, aus jedem Ornamente sein treues Gedächtniß, sein treues Herz? Und man war gleichgültig darüber hinweg gegangen. Man kannte ihre Trauer. Ihre Seelenangst mußte ja aus ihrem Auge gesprochen haben,—o wie hatte sie gefleht! Aber, „er war es nicht," hatte man ihr kalt geantwortet.—

Das ist also die Nachricht, auf welche sie so lange geharrt, nach welcher sie seit Monden sich gesehnt! Das sollte sie trösten, beruhigen! Damit sollte sie sich zufrieden geben! Sich gedulden! Geduldeu?! . . . . Nein, nein, das wollte sie nicht! Das nicht! Sie wenigstens wollte ihn nicht verlassen. Sie selbst wollte hingehen, ihn aufsuchen.

Aber wo?

Ja wo?! . . .

Wo konnte sie ihn finden? . . .

Vielleicht in einer armseligen Hütte, unaussprechlich elend und verlassen. — Oder, es war ihm nicht einmal die Wohlthat eines Obdaches zu Theil geworden, und er lag unter freiem Himmel, allem Unwetter preis gegeben, aller Kälte, und —dieser Kälte! . . . „O Jonas, ich komme!" rief sie halb unbewußt, und aufspringend, beeilte sie sich, einige wenige der allernothwendigsten Artikel zusammen zu packen, und war daran, das Haus zu verlassen. Ach! der Geist des Bösen hatte sein Opfer erfaßt und trieb es weiter, immer weiter, dem Abgrunde zu.

Wie!—ohne Geld willst du reisen? Unkluges Mädchen, wohin würdest du kommen? Man hielte dich gar bald auf, und was dann?

Aber wie! Wenn du deinen Bruder krank, leidend, elend findest? Was thust du dann? Womit willst du ihm Linderung verschaffen? wie ihn retten?—Du mußt ihm helfen! Mußt nicht nur für dich, auch für ihn, für ihn mußt du Geld haben!

Aber woher? . . . .

„Der Augenblick zur Flucht ist jetzt noch nicht gekommen. Ich will warten?"

Sie nahm Hut und Mantel wieder ab und eilte die Treppe hinab.

Was wollte Marie jedoch erwarten?—Sie wußte es selbst nicht! Ihr Herz pochte wild. War das die sanfte, heitere Marie, der Liebling Aller? Dunkle Schatten lagerten über ihr—sie überließ sich willenlos der Macht des Bösen.

Den übrigen Theil des Abends und den folgenden Tag war Marie wie im Fieber. Vollständig ihrem wilden Projekte hingegeben, und doch sich desselben kaum bewußt.—

So kam der Weihnachtsabend:—jene liebe, heilige Nacht, in welcher ein Lichtblick aus dem Paradiese auf die arme Erde sich verliert. Freude ist da das große Losungswort. Freude! Freude Allen!—

Auch in unserem Hause herrschte Jubel. Der Christbaum war herrlich gewesen. Die kleinen Kinderhändchen hatten sich gar so verlangend nach all' den süßen Herrlichkeiten ausgestreckt,—nach dem lieben, lieben Jesus, der so gut ist und die Menschenkinder so lieb hat!

Alle waren heiter und vergnügt. Ein Jedes war ja bedacht worden; auch der letzte Diener hatte reiche Gaben empfangen und freute sich ihrer dankend.

Marie allein blieb ernst im allgemeinen Jubel; Marie allein war unzufrieden. Sie hatte auf ein Geschenk in Geld gehofft, und nur neue Kleidungsstücke, und eine Kleinigkeit in Silber erhalten. Das erhöhte noch die Bitterkeit ihres Herzens. Sonst hatte sie frohlockt und sich reich beschenkt geglaubt; heute dünkte sie sich herabgesetzt, vernachlässiget. Warum durfte sie nicht selbst ihre Kleider kaufen? Wilde Leidenschaft hielt sie verblendet!—

Unmuthig nahm sie Besitz von dem ihr Zuerkannten, ohne auch nur mit einem Worte zu danken, legte sie in ihre Kommode und kam nochmals in mein Zimmer.

Ich war nicht dort. Meine eigenen Geschenke hatte ich wohl auf meinem Tischchen daselbst niedergelegt, mich jedoch sogleich mit der heiteren Gesellschaft im Salon wieder vereint. Konnte ich Uebles auch nur ahnen?

Was aber wollte Marie in meinem Zimmer? Leise trat sie ein, und nachdem sie vorsichtig umhergeblickt, näherte sie sich dem Tischchen.

Ja, dort lagen meine Geschenke alle, —auch der herrliche Perlenschmuck, der mich so unendlich gefreut. Er bestand aus drei Broschen,—einer großen nnd zwei kleinen,–aus einem Perlenhalsband mit Gehänge, aus Armreifen und Ohrringen.—Das Alles lag, nebst manch' Anderem noch, offen auf dem Tischchen als Marie eintrat. Und — war es zu verwundern? Der herrliche Schmuck fesselte sogleich ihren Blick. Wie diese Perlen funkelten und blitzten! Wie sie die Augen des armen Kindes blendeten!

„Herrlich! herrlich!" flüsterte sie. „Welch' unschätzbarer Werth!"

Und abermals nahte sich der unselige Geist. Abermals entrollte er vor ihrer Seele trügerische Bilder der Zukunft,— ihre Projekte,—Jonas' Elend und seine Liebe. . . .

Es war Nacht draußen; es war auch Nacht in ihrer Seele. Kein Sternchen guten Willens leuchtete. Und die edlen Perlen funkelten und blitzten mehr und mehr,—sie mußte ihre Blicke abwenden!

Und wieder sah sie Jonas. Es war als rufe er sie um Hilfe, um Rettung an, und . . . . eine That, rasch wie der Gedanke! Das Schmuckkästchen von Maroquin war leer!

In Fieberhast eilte sie die Treppe hinan, nach ihrem Zimmer, nahm Hut, Mantel und den kleinen bereits gepackten Bündel, und floh aus dem Hause, welches ihr eine Heimath gewesen, floh hinaus in die kalte Nacht, floh über Straßen und Plätze, und hielt endlich ermüdet auf der Werfte ein.

Wie so ganz stille, wie einsam es doch hier war! dort in der fernen See lag wohl ein Kauffahrer ruhig vor Anker. Sie konnte dessen Lichter schimmern sehen. Aber auf der Werfte selbst kein Laut. Nur ein Abendlüftchen kräuselte wie spielend des Meeres Oberfläche, und warf sanfte Wellen auf, die sich, leise plätschernd, am Sande des Gestades brachen. In dieser unheimlichen Stille, in diesem ewigen Murmeln der Wogen lag etwas so Grauenerregendes, so eisig Düsteres, daß Marie schaudernd sich abwandte und eiligst in die Stadt zurückkehrte.

(Schluß folgt.)

Die Tabakspfeife.

Von der Pilgerin im Osten.

Vor mehreren Jahren besuchten mich etliche Brüder-Prediger, und nachdem wir uns eine Zeit lang von Gottes Werk unterhalten, und von der verl. Versammlung, die im Gang war, gesprochen hatten, und sie sich zum Fortgehen anschickten, nahm ich wahr, daß sie etwas suchten, fragte jedoch nicht weiter nach, da ich meinen Geschäften nachzugehen hatte. Nachdem sie fort waren und ich das Zimmer kehrte, fand ich eine Tabakspfeife, ich nahm dieselbe in die Hand, und überlegte was ich thun sollte, da ich mir gleich dachte, daß dies wohl der Artikel sei, den die Brüder gesucht hatten, und da ich diesem schmutzigen Tabakskraut nicht hold bin, und mich früher einmal einer von diesen Brüdern fragte, indem er im Begriff war, eine Cigarre anzustecken: Versuchts dich, wenn ich rauche? und ich ihm antwortete: Es versucht mich nicht, wäre mir aber viel lieber wenn du es unterließest, denn ich meine es steht den Predigern nicht wohl an, Tabak zu gebrauchen, so wie er von manchen gebraucht wird, es sei ihnen denn als Medicin verordnet. Nun ich behielt die Pfeife bis die verl. Vers. zu Ende war, und die Brüder wieder nach Haus gingen, und als sie mir die Hand zum Abschied reichten, sagte ich ihnen, ich hätte noch eine Frage an sie zu machen, ehe sie weggingen und begehrte ihr Urtheil. Sie fragten mich dann was es sei. Ich sagte: Hat die Rahel recht gethan, da sie ihres Vaters (Labans)

Götzen stahl? worauf ich die Antwort erhielt: Wenn sie selbst keinen Gebrauch davon machen wollte, dann hat sie recht gethan. So sagte ich, dann darf ich die Tabakspfeife behalten, worauf Beide lachten, und sagten: Deß mohl hoscht du uns awer kriekt. Sie ahnten wohl, wo ich mit meiner Frage hinaus wollte; ich gab ihnen jedoch ihre Pfeife wieder zurück.

Nun da es so sehr hart zu sein scheint, diesem Kraut zu entsagen, so möchte ich die lieben jungen Leute warnen, dasselbe nicht anzurühren, noch zu gebrauchen, denn wer weiß, ob nicht Gott manche von euch ausersehen hat, sein holdseliges Evangelium zu verkündigen, und ihr werdet es dann nicht zu bereuen haben, daß ihr dies stinkende Kraut nicht berührt habt, denn ich weiß, daß es den guten Einfluß bei vielen unserer Freunde schwächt, und da das Sprichwort: „Jung gewohnt, alt gethan," sich immer noch bewährt, so folgt dem Wort Gottes, und rühret nichts Unreines an, nicht nur Solche, die „des Herrn Geräthe tragen," sondern Alle, denen Gottes Werk am Herzen liegt. Wie viel schöner ist es auch, wenn man das Geld für Gotteswerk, anstatt füt Tabak ausgibt. — Was könnte doch für Gottes Sache, und das Wohl unsterblicher Seelen gethan werden, wenn die Brüder ihr Tabaksgeld, und die Schwestern ihr Geld, das sie für unnöthigen Zierrath ausgeben, in die Missionskasse fließen lassen würden—und wie viel glücklicher würden sie sich fühlen, und wie viel reicher würden sie in Gott werden als sie es so sind. Mein Gebet zu Gott ist: Herr erlöse uns von allem Uebel! Amen.

Eine ergreifende Scene.

Von. W. H.

Die Wirkungsweise sowohl als auch der gewaltige Einfluß, welcher sich an den sogenannten Nationallagerversammlungen offenbart, ist den Lesern theils aus eigener Beobachtung, theils aus Berichten schon bekannt. Weniger bekannt sind jedoch die einzelnen Momente und interessanten Sondervorfälle, weil sie gewöhnlich in der Allgemeinheit der Berichte verschwinden, und dennoch sind dieses die einzelnen Punkte wonach der Gesammteindruck bemessen wird. Es wird daher hoffentlich nicht unwillkommen sein, wenn in den nachfolgenden Zeilen ein solcher bemerkenswerther Einzelfall geschildert wird.

Ein Vater und sein Sohn waren von der Küste des stillen Oceans, vom fernen Oregon jenseit der Felsengebirge herübergekommen, um der Nationallagerversammlung unweit Cedar Rapids, Jowa, beizuwohnen. Eines Nachmittags wurde eine allgemeine Erbauungs- und Bekenntnißstunde gehalten, wobei tausende von Menschen gegenwärtig waren. Viele priesen den Herrn, indem sie mit einfachen, eindringenden Worten über ihre geistliche Erfahrung Bericht gaben. Das Interesse war allgemein, und man fühlte das Walten des göttlichen Geistes bei der versammelten Menge. Mit angehaltenem Athem saßen die Tausende da, und lauschten den Worten der thränenfeuchten Bekenntnisse.

Endlich, es war schon gegen den Schluß der Uebung, sprang auf einmal ein junger Mann auf seine Füße, und sein ganzes Auftreten bezeugte, daß er das, was ihm auf dem Herzen liege, nicht wohl mehr länger halten könne. Die Hast mit welcher er sich erhob, das glühende Antlitz, das in Thränen funkelnde Auge und die zitternden, bewegten Lippen — Alles dieses erregte bei den Anwesenden die höchste Spannung. Er erzählte dann mit schlichten, aber gefühlvollen Worten, wie er mit seinem Vater vom fernen Oregon hergekommen sei, um dieser Versammlung beizuwohnen, wie er die Liebe Gottes in Christo Jesu an seinem Herzen erfahren, wie er sich dieser schönen Gelegenheit des Gottesdienstes freue, wie daheim eine liebende Mutter für den Vater und ihn um Segen bete, und gegen den Schluß seines Bekenntnisses unter Schluchzen, wie eben diese Mutter voll hoffnungsvoller Erwartung besonders der Rückkehr des Vaters entgegenschaue, denn der Vater habe nicht diesen Frieden, sei aber den weiten Weg gekommen, um ihn hier zu suchen, aber sein Herz schiene gefühllos und verstockt zu sein. Dann bat er noch mit Thränen die Versammlung, in ihrem Gebet seines Vaters eingedenk

zu sein. Alles dieses sagte er in so ungekünstelten, herzlich bittenden Worten, daß in der großen Versammlung fast kein Auge trocken blieb.

Nachdem er die kurze Rede beendet, eilte er zu seinem Vater und fiel ihm, gleichsam um Verzeihung für seine Offenheit bittend, weinend um den Hals. Auch ersuchte er ihn mit beweglichen Worten, wie sie nur die Liebe eines Kindes zu den Eltern aussprechen kann, den gegenwärtigen Gnadenaugenblick wahrzunehmen. Der Vater erhob sich dann, am ganzen Leibe zitternd vor innerer Bewegung, und wünschte die Versammlung anzureden. Eine Todtenstille herrschte unter der gespannten Menge, und man hörte nur das Klopfen des Herzens und das Flüstern der Winde. Schluchzend und händeringend erzählte er dann seine Geschichte—eine Geschichte voll dunkler Schatten und herber Täuschungen. Er sei, so sagte er, auch schon einmal gründlich bekehrt gewesen, habe die Liebe Gottes kräftig an seinem Herzen erfahren, aber damit sei auch ein deutlicher Ruf zum Predigtamt verbunden gewesen. Die Gemeinde habe ihm sogar dreimal eine Empfehlung an die Conferenz gegeben, aber er habe immer diesem Rufe hartnäckig widerstrebt, und das sei sein Fall, sein Verderben gewesen, ja es werde am Ende wohl sein ewiger Ruin sein. Er sei jedoch aufs neue von Herzen willig, jetzt den Herrn zu suchen, und er ersuche die ganze Versammlung für ihn zu beten. Es möge ihm vielleicht doch gelingen.

Diese Worte, welche wie ein Urtheil aus einer andern Welt klangen, machten einen merkwürdigen Eindruck auf die Versammelten, und ein Jeder stellte wohl vor dem Richterstuhl seines Gewissens ernste Fragen an sich selbst.

Als der Mann seine herzbrechende Ansprache beendet hatte, nahm ihn der Führer der Versammlung, Rev. Foote, bei der Hand und richtete das Ansuchen an alle Anwesenden, vor dem Herrn aufzustehen uud im Geiste zum Gnadenthron hin zu treten, um für den Armen zu beten. Da erhob sich feierlich die Menge, und mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen standen da wohl an die viertausend Menschen, eine bekümmerte Seele auf den Armen des Gebets vor den Herrn hintragend mit der Bitte: „Herr rette diesen, welcher am Abgrund der Verzweiflung dahintaumelt."

Ob wohl dem Manne Heil widerfahren ist? Der Glaube spricht ja, und der Tag der Ewigkeit wird es offenbaren.

Heimweh.

Jüngst wandert' ich bei trübem Tagesschein
Hin durch des Waldes weit gedehnte Hallen,
Es war der Herbst gekehrt im Lande ein
Und Blatt um Blatt sah ich zu Boden fallen.

Wie lang ist's her, da zog's hinaus mich auch,
Zu schau'n in prächt'gem Frühlingsschmuck den Hag,
Zu weiden an smaragd'nem Grün das Aug',
Zu lauschen auf der Vöglein muntern Schlag?

Und jetzt! Verschwunden ist die ganze Pracht,
Verklungen ist der Vöglein luft'ger Chor,
Kein freundlich Grün mir mehr entgegenlacht,
In bleichem Licht starrt kahl der Zweig empor.

Ist's anders denn in meinem eig'nen Leben?
Der Frühlingstag, wo Freud' und Hoffnung blüht,
Ist bald dahin, es muß mein Herz erbeben
Im Wintersturm, vor dem das Glück entflieht.

Wann wird es enden dieses Wechselspiel?
Wie lange muß ich gleichen noch dem Schiff,
Das bald mit günst'gem Wind verfolgt das Ziel,
Bald zu zerscheitern droht am Felsenriff.

Es blickt mein Aug' mit mächtig tiefem Sehnen
Hin zu dem trauten rechten Heimathland,
Wo Freudenruf nicht wechselt mehr mit Thränen,
An schöne Auen grenzt der Wüste Sand.

Ach, daß ich Flügel hätte, mich zu schwingen
Aus dieser Fremde heim ins Vaterhaus,
Wo man nur Jubellieder höret klingen,
Wo sel'ge Kinder gehen ein und aus!

Doch still, mein Herz! Es währt noch kurze Zeit:
Was Gott dir schickt, nimm's hin, die Freud', das Leid!
Den Boten zu empfangen sei bereit,
Der aus der Zeit dich ruft zur Ewigkeit!

Er ist gut ab.

Eigentlich ist dieses Wort ein philologischer Samariter und hat einen amerikanischen Vater Namens "He is well off" aber eine deutsche Mutter. Dem Knaben seine

Mutterſprache iſt auch der Mutter Sprache, aber ſeine Geſichtszüge gleichen dem Vater aufs „Düpfli.“ Auf gut deutſch würde es heißen: „Er iſt wohlhabend.“ Ein harmloſes Geſicht hat der Junge auch, aber da kommt's nicht allemal drauf an. Gibt's doch auch Wölfe in Schafskleidern. Wer einſt das entſetzliche Unglück hat, den Weg, der zur Hölle führt, zum Ziele zu verfolgen, der wird wohl das „Gutab“ an manchem Hauſe, das an der breiten Landſtraße ſteht, angeſchrieben ſehen.

Unter dem „Gut ab ſein“ verſteht man im Allgemeinen, daß Jemand viele Güter dieſer Welt habe. Aber der Menſch lebt nicht davon, daß er viele Güter habe. Den meiſten Menſchen iſt ihr Reichthum ein Fluch, denn ſie hängen ihr Herz daran. Aber das „Gutabſeinwerdenwollen“ iſt den Meiſten auch ein Fluch. Hier in Amerika iſt das nun abſonderlich der Fall, und wird es immer mehr. Geld iſt bei Vielen der Götze im Tempel und der König auf dem Thron. Geld erſetzt Adel, Wiſſenſchaft, Frömmigkeit, Ehre, Tugend, Ehrlichkeit, Muth und all dieſe, nach dem Lexikon des Mammons, ſogenannten Nebenſachen. Habe alles dieſes, und du biſt ſchlecht ab; habe nichts von dieſen, aber habe Geld — viel Geld — ſo biſt du gut ab. Biſt du arm, ſo gnade dir Gott. Sei fromm, ſei tugendſam, ſei weiſe und verſtändig, ſei freundlich und behülflich, ſei beſorgt um das Wohl des Staates und des Nächſten, ſei was du willſt, nur nicht reich und der Geldprotze lächelt mitleidig auf dich herab und grinzt: „Wenn er nur gut ab wäre.“

Daher kommt denn auch das entſetzliche Jagen nach Geld. An dem Schiffe der Habſucht werden alle Segel der Spekulation aufgezogen, gleichviel ob ſie weiß oder ſchwarz ſind. „Den Mammon zu erjagen!“ lautet die Parole. Oft ſpülen die Sturzwellen im Drang des Augenblicks über Deck, und ſpülen, was noch nicht niet- und nagelfeſt iſt an dieſem Habſuchtsgeſtell — Gefühl, Zeit, Ehre, Sittlichkeit — Menſchlichkeit ꝛc mit ſich fort, bis alles über Bord iſt. Man muß die Gelegenheit wahrnehmen und „Nebenſachen“ nicht berückſichtigen, heißt es. Dort kocht und brodelt der ſchwarze Haſen des Mammons und darüber winkt mit unwiderſtehlicher Anziehungskraft das goldene Zauberſchloß. „Hinein! hinein! jetzt iſt der Augenblick gekommen!“ ruft der Teufel, welcher hier Lootſe iſt und das Steuer führt; und hinein! hinein! hallt es wider in dem mammonswahnſinnigen Herzen, und — hinein gehts mit Krachen und Geſtöhn, Kopf über Hals hinein, Leib und Seele verloren und verkauft für Zeit und Ewigkeit.

Zeit zum Gottesdienſt, zum Beten und zu wirklicher Erholung iſt da nicht mehr. Bewahre! Braucht's auch nun nicht mehr, der arme Reiche. Er iſt ja jetzt gut ab. Alſo das heißt man „gut ab ſein?“ Großer Himmel, was gibt's da für verworrene Geſchichten, wenn der böſe Geiſt dem Menſchen die Karten miſcht. Wenn Einen die Welt drückt und treibt, daß ihm die Augen ſtier im Kopf ſtehen und ihm der Kopf ſchwindelt, daß er wie ein Betrunkener am Abgrund dahintaumelt, ſo heißt's: Er iſt gut ab. Biſt du pfiffig, hinterliſtig, klug im Stehlen, kannſt du dem Geſetz ein Schnippchen ſchlagen, biſt du gewichſt im Paſchen, daß dein Sack voll und der deines Nächſten leer wird, ohne daß du ein „ehrlicher Spitzbube“ biſt, d. h. ohne daß du offenbar ſtiehlſt, ſo bewundert dich die Welt als einen ſmarten Geſchäftsmann und du darfſt mitknieen im Mammonsgötzentempel auf den goldenen Stühlen der Buſſineß-Leute und dein Haupt frei emporheben. Zu dieſer Ehrenſtelle (?) kommen Manche langſam und ſicher durch jahrelanges Fuchshandwerk, manche hingegen plötzlich und ſicher durch einen profitlichen Bankerott.

Biſt du aber ehrlich — o du arme Seele du ſollſt mich dauern. Laß dir doch einmal unter den Hut gucken, es iſt ja ein ſo ſeltenes Vergnügen heutzutage in der Welt einen ehrlichen Menſchen in's Geſicht ſehen zu können. In dem Wörterbuch der Weltmenſchen, welches bei der letzten Auflage der böſe Feind revidirt und vermehrt hat, heißt deine Ehrlichkeit Dummheit, deine gute Meinung Schwachheit und dein Bemühen um das Menſchenwohl heißt Muckerei.

Daß aber dieſe Gehaſiſeuche des falſchberühmten „Gutabſeins“ nicht auch bei

manchen Christen Wurzel gefaßt hätte, sollte mich freuen berichten zu können. Aber leider, leider! — ja leider. Es wird geübelt und gegrübelt, geknausert und gemausert, gehanthiert und gespekulirt, um nur reich zu werden. Freilich meint man das sehr harmlos. O wie unschuldig! Man möchte sich ein ruhiges Alter bereiten, möchte für die Kinder sorgen und — man möchte Gottes Werk besser unterstützen können. Ist das nicht recht? Herrlich! charmant! Aber diese Entschuldigungen sind eigentlich nur eine Mixtur gegen das böse Gewissen. Man will — was will man denn eigentlich? Sag's nur heraus: Man will reich werden. Dazu hat nun die h. Schrift auch ein Wörtlein zu sagen, obgleich sie schon geschrieben war ehe du laufen konntest. Und merke was sie sagt: „Die da reich werden wollen fallen in Versuchung und Stricke" ꝛc. So sagt also die Bibel, und es ist ein Glück, daß es in der Bibel steht, denn wenn es blos im Magazin, oder im Kalender stünde, so sagten die Filze gleich: „Ja, das Papier ist geduldig."

Nun merke: Nicht immer die, die da reich werden, denn Manchem kommt's ganz harmlos, sondern die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, thörichte und schändliche Lüste, die den Menschen ins Verderben führen. Nicht alle werden reich, die es werden wollen, — bewahre! Aber wie sieht's aus mit dem ruhigen Alter? Das wird gar sehr unruhig und sorgenvoll. Und mit dem Sorgen für die Kinder? Die danken's oft den Eltern schlecht, und machen ihnen Kummer und Herzeleid, weil sie das Erworbene verprassen. Und für ihre Seele wird blutschlecht gesorgt. Und mit dem Gutunterstützen? daß sich Gott erbarm! Da sind Schulden, Spekulationen, Zinsen und ein ganzes babylonisches Weltspektakel von Einwendungen, wenn man solche Leute um ein Scherflein anspricht, daß man sich je eher je lieber mit einem Seufzer von dannen hebt, denn da ist es nicht geheuer. Aber es gibt doch Ausnahmen meinst du? daß dich das Mäuslein beiße mit deinen Ausnahmen! Einnahmen, ist das Motto der Leute, nicht Ausnahmen. Ob's Ausnahmen gibt? Nun, du wirst's ja wissen.

Manche accordiren sogar noch mit unserem Herrgott um das Reichwerden, wie einst Abraham um Sodom und Gomorra. Aber ihr Zweck ist gar ein Anderer. Wenn sie Gott zwanzig- oder fünfzigtausend Dollars gewinnen läßt, so machen sie das heilige Gelübde hundert, oder wenn der Köder groß ist, gar tausend Dollars für gute Zwecke geben zu wollen. Das dankt ihnen aber der Spekulant. So klug wäre jeder Handelsjude, daß er tausend Dollars opfern würde, um fünfzigtausend zu gewinnen. Aber, meinst du, wenn's nun aus aufrichtigem Herzen, ohne alle Selbstsucht ganz um des Herrn willen und zu seiner Ehre geschieht, und ihm Alles geweihet wird, so ist es doch nicht zu verachten? Danke herzlich sehr für die Erinnerung! Soll mich freuen, sehr freuen! Ja wenn's ohne alle Selbstsucht um des Herrn willen geschieht, das ist was Anderes, aber man merkt so leicht unter der Kutte den Pferdefuß. —

Hat denn aber das „Gutabsein" immer eine schlimme Seite? Ach nein, da sei Gott vor! Wer ist aber denn wohl gut ab? Merke: Speise ich da einmal mit einem reichen Kauz zu Mittag, welcher mir beständig von Land und Geld und Zinsen poltert, daß mir endlich so confus im Kopf wurde, daß ich beinahe meinte, die ganze Welt solle demnächst auf die Auction kommen, und an den Meistbietenden versteigert werden. Sage ich zu dem Millionärscandidaten, ich hätte unlängst einen Mann getroffen, welcher der reichste Mann sei, den ich je gesehen habe. Machte der aber große Augen. „Der muß ja ein schandmäßiges Vermögen haben" sagte er. Vierzig Acker mageres Land, und dabei eine zahlreiche Familie zu ernähren, entgegnete ich. Da meinte der Geldmann aber fast, ich wolle ihn foppen und verlangte eine Erklärung. Diese Erklärung gab ich folgendermaßen: Ich begegnete genanntem Manne neulich, nachdem er gerade sein Getreide hatte ausdreschen lassen, und fragte ihn, ob die Ernte gut ausgefallen sei? Er entgegnete ja, er sei herzlich zufrieden. Zur Nahrung werde es ja reichen und vielleicht bleibe auch noch ein Weniges übrig zum Verkaufen. Also dieser Mann war reich, weil

er genug hatte und zufrieden war; ja viel reicher als der arme Reiche, welcher nicht genug hatte, weil er nicht zufrieden war. So war also jener „gut ab" und dieser nicht. Wer zufrieden ist mit dem, was Gott beschieden, der hat genug, wer aber unzufrieden ist, der ist bei all seinen Gütern „schlecht ab."

Der Friede Gottes im Herzen, das „Gottseligsein" und „Sichgenügenlassen" ist der größte Schatz und das sicherste Fundament eines echten Wohlstandes. Wer das aber nicht besitzt, ist bei allem Ueberfluß an irdischen Gütern schlecht ab, wer aber das hat, kann gut ab sein, selbst auch dann, wenn ihn die Reichen dieser Welt als einen Armen verachten.

Mein Rath wäre deßhalb, besonders an alle jungen Leute, nach dieser Zufriedenheit des Herzens, diesem köstlichen Seelenschatze zu trachten, denn diesen kann kein Gut der Erde ersetzen. Wer ihn aber hat ist immer gut ab. Daniel war in der Löwengrube besser ab als der König auf dem Thron, und der arme Lazarus hatte köstlichere Schätze, als der reiche Schlemmer. Willst du gut ab sein, so spekulire nicht blos um die Güter dieser Erde, denn es gibt auch eine Ewigkeit und die ist viel länger als das Leben in der Zeit.— W. H.

Helf Gott!

(Von Michael Becker.)

In jenen guten, alten Z iten, da noch die Umgangssprache mehr Wahrheit und Herzlichkeit hatte, als heutzutag, grüßte man anders als jetzt. Ein „Grüß Gott!" kam damals gewiß aus tieferem Herzen als heute ein „Hab die Ehre, mein Compliment zu machen." So war es auch, wenn man einem Niesenden „Helf Gott!" wünschte. Das klingt aber jetzt beinahe gemein, und man sagt dafür: „Zum Wohl!" oder „Zur Gesundheit!" Diese Worte sind übrigens ganz gut an ihrem Platze, wenn sie, wie wir nicht anders hoffen wollen, auch von Herzen kommen. Allein besser klänge auch hier das „Helf Gott!" — Das wird man umsoweniger bezweifeln, wenn man weiß, woher der Gebrauch kommt, daß man den Niesenden etwas wünscht.

Im Frühlinge des Jahres 177 zog der deutsche König Karlmann an der Spitze eines wohlgerüsteten bayerischen Heeres nach Italien, um Rache zu nehmen an dem Frankenkönig Karl, der ihn und seinen Vater im vorigen Jahre um die Kaiserkrone so schändlich betrogen hatte. Sein Erscheinen verbreitete Schrecken unter den Franken, die bereits in Pavia sich festgesetzt hatten, und ihr König eilte unaufhaltsam über die Berge heim in sein Land, starb aber auf dem Wege.

Karlmann durchzog die Städte Oberitaliens, ließ sich zum Könige dieses Landes krönen und kehrte darauf nach Bayern zurück. Er kam krank in Oetting an. Aber auch mit seinem Heere stand es nicht zum Besten. Es brachte eine pestartige Seuche aus Italien mit nach Hause, und diese verbreitete sich schnell auch unter dem Landvolke. Die Krankheit nannte man das welsche Fieber, und wer davon befallen wurde, endete gewöhnlich mit einem Nieser sein Leben. Da rief man ihm denn zu: „Helf Gott!" und das war gewiß gut gemeint, denn wer sonst sollte da noch helfen können? — Sollte der Kranke genesen, so konnte er es nur durch Gottes Hilfe; schloß er mit dem Niesen sein Leben, so war es wieder Gott, der ihm durch seine Barmherzigkeit zu einer glücklichen Ankunft in der Ewigkeit verhelfen konnte.

Heulen und Heilen.

Von dem durch seine drastischen Einfälle und allezeit schlagfertigen Antworten bekannten Hofrath Professor von Rokitansky erzählt man neuerdings ein heiteres Wort. Derselbe wurde von einem Herrn gefragt, ob er Söhne habe. — „Vier," antwortete er. Auf die weitere Frage, ob sie schon erwachsen seien und was für einen Beruf sie gewählt hätten, gab der Gelehrte die lakonische Antwort: „Zwei heulen und Zwei heilen." Zwei sind nämlich Sänger und Zwei Aerzte.

Sonntagschule.

Der Gesang in der Sonntagschule.

Von J. A. Maier.

Unstreitig hängt das Interesse und der Erfolg in einer Sonntagschule sehr viel von der Pflege des Gesanges in derselben ab. Die Macht und der Zauber des Gesanges sind ja fast Jedem bekannt. Schiller sagt davon:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Dieses Alles aber hat freilich nur Bezug auf einen lebendigen, geistvollen und wohlgeleiteten Gesang. Hat eine Sonntagschule keinen solchen Gesang, so fehlt in ihrem Schulgarten sozusagen der Hauptschmuck. Früchte mögen da sein, aber die Blumen fehlen. Wie soll denn aber der Gesang in der Sonntagschule sein?

Wenn derselbe einen ordentlichen Schick haben, wenn er anziehend und richtig sein soll, so muß natürlich zu allererst ein ordentliches Notensystem eingeführt werden. Ein Gesang ohne richtige Kenntniß der Noten ist, das allermindeste gesagt, unvollkommen. Darum wäre es mein erster dringender Rath an alle Sonntagschulen, so bald als möglich die Elementargründe im Gesangunterricht, die Noten richtig zu lernen, und darnach ihren Gesang einzurichten. Dieses allein kann einen harmonischen Gesang bilden, welcher immer frisch, und nie langweilig ist. In dieser Richtung sollten keine Mühen noch Opfer gescheut werden, um der Jugend alle Gelegenheit zu bieten, sich in dieser gottgefälligen Sache zu vervollkommnen. Ist eine Gemeinde vermögend, ein musikalisches Instrument anzuschaffen, um den Gesang mit der Orgel zu begleiten, um so besser. Der Eindruck wird um so gewaltiger, welches die Anziehungskraft zum Wachsthum der Schule vermehrt.

Die Leiter der Schule sollten ebenfalls darauf sehen, daß der Gesang zur Aufmunterung und nicht zur Einschläferung diene. Bekanntlich wird in vielen Schulen zu langsam und zu lange an einem Stück fortgesungen. Abwechslung ist die Parole in einer Sonntagschule, und das hat auch Bezug auf den Gesang. Oefter sollte man singen, aber nicht zu lange, nicht mehr als zwei bis vier Verse zu einer Zeit, je nach Umständen, oder Länge der Verse. Man sollte nicht blos beim Anfang und am Schluß der Schule singen, sondern abwechselnd öfter.

So ist es auch von Wichtigkeit zur Regelung des Gesanges, daß immer eine bestimmte Person die Lieder anstimmt und den Gesang leitet. Bisweilen sollte die ganze Schule auf diese Person aufmerksam gemacht werden, damit nicht ein Jedes nach seinem eigenen Gutdünken Kreuz- und Quersprünge mit der Melodie macht. Takt, System und Ordnung muß dabei sein, und dieses kann nur erreicht werden, wenn all den Beamten und Lehrern auch in dieser Beziehung nicht die eigene Ehre, sondern das allgemeine Wohl der Schule und des Reiches Gottes am Herzen liegt.

Winke für Lehrerversammlungen.

Als erste Hauptsache und Grundlage für allen zu erwartenden Nutzen von denselben ist zu bezeichnen, daß sie überhaupt gehalten und fleißig besucht werden. Eine andere Hauptsache ist, daß man dieselben nicht als Nebensache betrachtet, sondern ihnen unter den verschiedenen kirchlichen Versammlungen wenigstens Gleichberechtigung zuerkennt. Denn je nach der

Wichtigkeit, welche wir einem Gegenstande beimessen, werden wir ihn auch behandeln.

Wieder ist es ein Hauptpunkt, daß sich der Prediger der Gemeinde nicht blos daran betheilige wie ein uninteressirter Beobachter, sondern voran gehe, die Sache ins Werk setze, interessant, lehrreich und somit erfolgreich mache. Vielleicht sagt Mancher, er habe keine Zeit dazu. Hat man doch Zeit zum Predigen, Betstunden und Familien zu besuchen. Ist aber der Besuch der Lehrerversammlung minder wichtig als der Besuch der einzelnen Familien? Wenn es der Prediger möglich machen konnte, in der Lehrerversammlung zu sein, aber dennoch abwesend ist, und ein Schriftabschnitt wird von den Anwesenden entweder nicht, oder falsch verstanden, und die Kinder werden falsch belehrt, so ruht die Verantwortung auf ihm.

Dann ist es auch von Bedeutung, daß man einen passenden Ort, eine passende Zeit und eine bestimmte Zeit dafür habe. Alle sollten wissen, wo, an welchem Tage und zu welcher Stunde und auf welche Minute die Lehrerversammlung gehalten wird.

Die Lehrerversammlung sollte lehrreich sein, aber keine Gelehrtenversammlung; sie sollte erbaulich sein, aber keine Erbauungsstunde; sie sollte unterhaltend sein, aber keine Lustparthie. Es ist allzuviel der Fall, daß in solchen Versammlungen, vielleicht von einigen alten Gliedern, oder sonstigen Forschern an der Wortmeinung einiger unbedeutender Ausdrücke viel Langes und Breites gemacht wird, worüber aber die andern gähnen und einschlafen. Das ist verkehrt. Den richtigen Sinn und praktischen Nutzen herauszufinden, das ist die Hauptsache. Auch sollte nicht Einer, etwa der Vorsitzer, oder wer es sein mag, alles Reden zu thun suchen, ob er es gleich wohl versteht, sonst wird die Sache langweilig und unangenehm, besonders wenn viel ermahnungsweise geredet wird. Alle sollten Fragen stellen, reden, erklären und antworten. In dieser Beziehung sollte kein Unterschied sein, und man sollte besonders probiren, daß alle Furcht und ängstliche Zurückhaltung verbannt werde. Deßhalb ist es höchst nachtheilig, wenn über Antworten, welche vielleicht unrichtig sind, oder von jüngeren Personen gegeben werden, gelacht wird, oder spitzfindige Bemerkungen gemacht werden. Aufrichtigkeit, Offenheit und Brüderlichkeit sollten diese Versammlungen charakterisiren. Ein Krebsschaden ist es, wenn Anwesende, wenn sie von einer irrigen Ansicht überführt werden, ihre Meinung nicht aufgeben wollen, nur um nicht den Namen zu haben, im Irrthum gewesen zu sein, und deßhalb auf Kosten der ganzen Versammlung mit ihrem leeren Disputiren die köstliche Zeit vergeuden. Dies sollte vom Vorsitzer nicht geduldet werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht hin und wieder etwas verfängliche Fragen aufgestellt werden mögen, um die Denkkraft, Lehrfähigkeit und Glaubensfestigkeit zu prüfen. Dieses Alles aber in der Liebe.

Munterkeit und Gemüthlichkeit ist nicht nur zu erlauben, sondern zur Vertreibung der Langeweile zu empfehlen. Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit aber sollten aufs strengste vermieden werden.

Sehr nützlich ist es, durch Beispiele und Gleichnisse die verschiedenen schwierigen Fragen und praktischen Gedanken zu erläutern. Damit kann man oft in einigen Worten mehr erklären, als sonst durch viel trockenes, langes Reden.

Auf die einzelnen Lehrer und Lehrerinnen sollte je nach dem Bedürfniß ihren verschiedenen Klassen gegenüber, besondere Rücksicht genommen werden. Es ist deßhalb sehr anzuempfehlen, daß der Vorsitzer sich bei verschiedenen Bibelstellen oder aus dem Ganzen gezogenen praktischen Gedanken an die Lehrer persönlich wendet und etwa sagt: „Bruder (oder Schwester), wie würdest du nun dieses oder jenes deiner Klasse erklären, damit es die Schüler fassen können? Wie würdest du ihnen diese Ermahnung zu Gemüthe führen, oder den Nutzen jener Lehre einschärfen?" Dadurch bekommt man Gelegenheit zu unterweisen oder zu corrigiren.

Was können wir nun aus dieser Lection lernen, um unsere Klassen darüber nützlich zu unterrichten? sollte am Schlusse die Hauptfrage sein, und einem Jeden

sollte Gelegenheit gegeben werden, darauf zu antworten.

Man sollte sich befleißigen, die Erklärungen der Lection kurz und bündig (aber nicht flüchtig) durchzunehmen. Es ist auch nicht gerade nothwendig, daß man die ganze Zeit an der Lection verweilt. Manche Schulen haben die Pflege des Gesanges nach der Erklärung der Lectionen am nöthigsten. Es dient deßhalb zu großer Aufmunterung und zum Nutzen, wenn man auch diesem Bedürfniß Rechnung trägt. Singt einige Lieder zum Anfang und zum Schluß. Und wenn es in der Mitte der Erklärung nicht recht voran will, stimmt ein aufmunterndes Lied aus den Jubeltönen an, daß die Trägheit Beine bekommt und sich aus dem Staube macht.

Wenn so die Lehrerversammlungen interessant und aufmunternd sind, so werden sich Alle gerne daran betheiligen, und Niemand wird leer nach Hause gehen. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Lehrerversammlungen nicht ausschließlich für Lehrer sein sollten, sondern Alle sollten willkommen sein; wenn sich aber Andere daran betheiligen, sollte man doch nie den Zweck vergessen, nämlich daß die Versammlungen einzig und allein deßhalb veranstaltet werden, um die Lehrer in die Lection einzuführen, damit sie den Schülern dieselbe richtig und erfolgreich erklären und an's Herz legen können. W. H.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 5. Oktober.

Das Gleichniß vom Säemann. — Matth. 13, 18—23. Vgl. V. 1—8.

Vorbemerkung.—Zum ersten Mal begegnen wir einem abgerundeten Gleichniß—einer besonderen Lehrform des Herrn, durchaus verschieden von dem direkten und ohne Bild gebrauchten Lehrwort. Durch Thatsachen aus der Natur oder erfahrungsmäßige Vorgänge aus dem täglichen Leben werden die Wahrheiten des Himmelreichs veranschaulicht. Die Juden waren schon bekannt mit dieser Lehrform und war dieselbe ihrer Gemüthsart sehr angemessen. Dem Empfänglichen wurden die Wahrheiten des Himmelreichs so faßlicher, dem Unempfänglichen aber nicht so faßlich, als wenn er dieselben unverblümt herausgesagt hätte. Auch in letzter Beziehung sehen wir die unvergleichliche Lehrweisheit des Herrn, da er sie so vor vorschneller Entscheidung und Verstockung bewahrte.

Unsere Lection handelt von der Gründung des Reiches Christi in den Herzen der Menschen.

V. 1—3. An den Ufern des galiläischen Meeres stand eine große Volksmenge, während Jesus von einem Schiffe aus neben dem Ufer das Gleichniß vom Säemann (und andere) zu ihnen sprach. Vielleicht konnte man von den hohen Gestaden des Sees aus Landleute mit ihrer Arbeit beschäftigt sehen, so daß ihm eben dies die erwünschte Veranlassung bot, einen Säemann zum Gegenstande eines Gleichnisses zu machen.

1. Der Same ist das Wort vom Reich, das Evangelium, V. 19. Dieses wird ausgestreut vom Herrn selbst, von seinen Aposteln und allen von ihm zur Verkündigung desselben Berufenen. Auch sonst wird das Wort ein Same genannt und zwar der Same der Wiedergeburt. 1. Petri 1, 23. Wie im Natürlichen der Same auf den Grund fällt, so hat der Same des göttlichen Wortes die Bestimmung, auf das Ackerland der Menschheit zu fallen. Hier aber wird die Wirkung desselben bedingt durch das rechte Hören, womit zugleich die Empfänglichkeit des Herzens bezeichnet ist.

2. Von diesem Gesichtspunkt aus theilt nun der Herr alle Hörer seines Wortes in zwei Klassen ein, je nachdem nämlich der ausgestreute Same Frucht bringt oder nicht.

I. Das unfruchtbare Ackerland. 19—22.

1. Der Weggrund. In Palästina wurden die Ackerfelder nicht eingezäunt und statt dessen führte häufig der gewöhnliche Weg um dieselben herum. Beim Säen fiel nun leicht auch Samen auf den hartgetretenen Weg, wo er natürlich nicht aufgehen und keine Frucht bringen konnte.—Hiermit sind also die unempfänglichen Zuhörer gemeint, deren Herzen von der Sünde hart getreten sind. Um so mehr kann dies der Fall sein bei Solchen, die unter dem Schall des Evangeliums aufwachsen; so war's vielfach bei den Juden und so ist's heute noch. Wie viele gehen allsonntäglich zur Kirche und in die Sonntagschule, und bleiben doch unbekehrt und werden immer mehr verhärtet. Während sie mit ihren Ohren hören, ist das Herz mit leichtsinnigen sündlichen Gedanken beschäftigt, so daß es dem Teufel ein Leichtes ist, sein Spiel zu gewinnen, und das Wort ohne Wirkung bleibt.

2. Der Steingrund. Darunter ist zu verstehen Striche von glatten Felsen mit einer nur dünnen Kruste Erde überzogen, wo selbstverständlich die Frucht nicht tiefe Wurzel genug schlagen konnte, um den heißen Sonnenstrahlen zu widerstehen, so schnell der Samen auch aufgeht.—Das bezeichnet nun oberflächliche von ihren Gefühlen beherrschte Gemüther. Wenn gefühlvoll und unter günstigen Umständen verkündigt, macht das Wort unter der Gewalt des Augenblicks leicht Eindruck auf sie; sie werden fortgerissen und enthusiastisch folgen sie eine Weile dem Herrn. Aber ihr Herz ist doch nur oberflächlich von diesen Einflüssen berührt worden, und Trübsale und Verfolgung können sie deßhalb nicht aushalten.

Wer sähe nicht Diese zahlreich heutigen Tages vertreten? Man denke an die Vielen, die bei verlängerten Versammlungen und ähnlichen Gelegenheiten

sich anscheinend bekehren und vor Ablauf eines Jahres wieder gottlos sind!

3. Der Dorngrund. Wo Dornen wachsen ist fruchtbares Land, und dies ist wirklich mit den betreffenden Stellen Palästina's in hohem Grade der Fall. Da ist gehörige, durchgreifende Bearbeitung des Bodens vor allem nothwendig. Eben dies beweist aber auch, daß die hier Bezeichneten sich in der That das Wort Gottes zum Samen der Wiedergeburt haben werden lassen, daß sie für wirklich Bekehrte zu halten sind und es bei ihnen an der Ausrottung der Wurzeln des Geizes und anderer bösen Neigungen fehlt, also am Nachjagen der Heiligung. Dies ist eine Auslegung, die nicht übel in den Zusammenhang paßt und findet vielfach praktische Anwendung, denn Tausende Christenbekenner gehen am Geiz ꝛc. zu Grunde. Aber es ist doch die Frage, ob sie sich in ihrer vorgeblichen Bekehrung genug den Wirkungen des heil. Geistes hingegeben haben, damit diese sündigen Herzenswurzeln ausgetrocknet und ertödtet würden; deßhalb war denn die Wiedergeburt keine echte und die Dornen konnten wieder die Ueberhand gewinnen.

II. Das gute Ackerland. V. 23.

Da sind natürlich die genannten Fehler beseitigt, das Herz bis in die tiefsten Gründe durchdrungen von den Wirkungen des heil. Geistes, denn das Wort Gottes wird nicht blos angehört, sondern ins Herz aufgenommen und bewahrt. In dem Ernteertrag ist immer noch ein Unterschied, denn die Frucht ist dreißig, sechzig und hundertfältig; allein dies rührt von der Verschiedenheit der natürlichen Befähigung her, kraft deren der Eine mehr im Reiche Gottes wirken kann als der Andere; die Hauptsache bleibt, es ist echte, edle Frucht.

Lehren.—1. Die Lehrweisheit des Herrn diene uns zum Vorbild; in unserm Wirken wollen wir die Geartetheit des Bodens gehörig in Rechnung ziehen — dies für die Arbeiter in der Sonntagschule.

2. Auch an der schlimmsten Bodenart ist zu arbeiten und ist für dieselbe noch Hoffnung—s. das Beispiel des Herrn—denn keine Bodenart ist unveränderlich, und Seligkeit oder Verdammniß liegt eben doch im Willen des Einzelnen. S. Luk. 13, 34.

3. Der Zweck dieser Lection kann nur durch praktische Anwendung erreicht werden. Wie sollten doch die Schüler auf ihre Herzensbeschaffenheit aufmerksam gemacht und in sie gedrungen werden, sich den Wirkungen des göttlichen Geistes im Worte Gottes ganz hinzugeben!

Illustrationen. a) Verschiedenerlei Zuhörer. Ein gewisser Schreiber gibt derselben vierlei an. Die erste Klasse von Zuhörern vergleicht er einem Stundenglas, das den Sand zu einer Oeffnung herein und bei der andern hinaus läßt. Sie hören und behalten nichts; vergleiche hiemit den Samen, der auf den Weg fiel und sogleich von den Vögeln hinweg gefressen wurde, daß er nicht Wurzel fassen konnte. Die zweite Klasse gleicht dem Schwamm, der das reine mit dem unreinen Wasser einsaugt, aber Beides auch sogleich wieder laufen läßt. Siehe das steinigte Ackerfeld und was damit im Zusammenhang steht. Die dritte Klasse ist wie ein Seiher, der das gute durchlaufen läßt und das schlechte behält. Die vierte Klasse gleicht dem Sieb, das die Spreu absondert und den Weizen behält. Das sind die aufrichtigen Herzen, welche Alles prüfen und das Gute behalten.—b) Der Teufel ist ein Raubvogel, welcher im Dunkeln schleicht, und den Samen der Wahrheit wegraubt. Wenn man aber das himmlische Licht des Geistes ihm vorhält, so fliehet er.—c) Wenn der Felsen mit einer Moosdecke überzogen ist, so ist er um so betrügerischer, weil das Saatkorn darin aufgeht, aber doch zum Wachsthum keine Kraft hat. So ist es mit den Leuten, deren Felsenherz mit einer Decke religiösen Gefühls überzogen ist, man gibt sich Mühe und hegt Erwartungen, aber man wird bitter getäuscht.—d) Wer zuerst ernten will, ehe er die Dornen von dem Acker entfernt, gleicht einem Manne, der zuerst essen will und darnach kochen. Erst müssen die Dornen sammt den Wurzeln entfernt werden, ehe sich der Same ruhig zur reifen Frucht entwickeln kann.—e) Man säet den Samen nicht um des grünen Halmes, der bunten Blüthen, oder des Strohes willen, sondern um die Frucht davon zu ernten. So ist auch das Christenthum nicht der Bequemlichkeit, der Ordnung oder der guten Gefühle und dgl. willen, sondern um Früchte zu tragen zum ewigen Leben. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

—o—

Sonntag den 12. Oktober.

Der Gang auf dem Meer. — Matth. 14, 22—33.

Vorbemerkung. — Das Ereigniß unserer Lection fällt kurze Zeit vor das dritte Osterfest (Joh. 6, 4.), also etwas über ein Jahr vor dem Tode des Herrn. Die Apostel waren soeben von ihrer ersten Missionsreise (Matth. 10.) zurückgekehrt (vgl. Mark. 6, 30. und Luk. 9, 10.), und sofort geht der Herr mit ihnen von der nord-westlichen auf die nordöstliche Seite des galiläischen Meeres, an einen wüstenartigen Ort, um eine Weile mit ihnen allein zu sein. Aber das Volk strömt von überall her nach, und er speist 5000 mit fünf Broden und zwei Fischen, nachdem er ihre Kranken geheilt und ihnen viel gepredigt hatte. Darauf folgt unsere Lection. Wir betrachten

Der Gang auf dem Meer.

1. Nach den Ursachen, welche ihn veranlaßten. Es wird uns nicht schwer fallen, diese aufzufinden, besonders wenn wir auch einen Blick auf die Erzählungen der anderen Evangelisten werfen.

a) Er wollte wieder auf die andere Seite des Sees nach Capernaum (s. Joh. 6, 17. 24.) wahrscheinlich, und daher befahl er seinen Jüngern in das Schiff zu steigen und an den nächsten beslgelegenen Platz zu fahren, um ihn aufzunehmen, nachdem er das Volk entlassen habe.

b) Nach Joh. 6, 15. zog er sich auch deßhalb vom Volk zurück und allein auf einen Berg, weil sie in ihrem fleischlichen Sinn ihn zum Könige machen wollten; nach unserer Lection, V. 23 und Mark. 6, 46., wollte er stillen, feierlichen Gebetsumgang pflegen mit seinem himmlischen Vater. Er wußte ja, daß er wegen des Sturms, mit welchem die Jünger zu kämpfen hatten, nicht in das Schiff werde einsteigen können, und daher will er sich für seinen Meeresgang im Gebet stärken und vorbereiten, damit der Glaube der Jünger aufs neue gestärkt werde (vgl. Joh. 11, 15.).

2. Nach der Herrlichkeit, in welcher derselbe den Heiland erscheinen läßt,

a) Als es spät geworden, oder am Abend (23) bezeichnet die Zeit zwischen sechs und

neun Uhr. Es war wohl nahe neun, und die Jünger hatten versucht, seit etwa sechs, an eine nahe gelegene Uferstelle vorzudringen, waren aber vom Sturm schon bis auf die Mitte des Sees verschlagen worden. Die Wogen gingen ohne Zweifel hoch und drohten jeden Augenblick das Schifflein in der Tiefe zu begraben. Furchtbar tobten die Elemente. Daß der Heiland um die Jünger besorgt war, dürfen wir annehmen, aber er betet fort bis gegen Morgen.

b) Denn als ihn die Jünger gewahrten, war es bereits in der vierten Nachtwache, also wenigstens drei Uhr durch (die erste begann sechs Uhr Abends, die zweite um neun, die dritte um zwölf, und die vierte um drei Uhr Morgens). In welcher Gemüthsstimmung die Jünger gewesen sein mögen, läßt sich aus einem Vergleich mit Matth. 8, 24. errathen; damals war der Herr im Schiff, wenn auch am Schlafen, und doch wie furchtsam; wie müssen sie jetzt vor Schrecken gezittert haben ohne ihn! Was wird das für eine Nacht für sie gewesen sein! Einer, der auf der Meerestiefe Schiffbruch erlitten, würde uns sagen können, was für Gefühle ihre Gemüther durchtosten.

c) Während so die Gefahr und mit dieser die Furcht der Jünger aufs höchste gestiegen war, kommt der Herr auf den schäumenden Meereswogen dahergegangen in der ungetrübtesten Seelenruhe und mit dem Worte *Frieden* im wonnigsten Strahlenglanze auf seiner Stirne leuchtend. Wie er damals (Kap 8, 24. ff.) beim Wüthen der Elemente ganz unbesorgt in ruhigster Seelenstimmung schlief, so hat auch jetzt das Ungestüm der Meerestiefe für ihn keine Grauen, und majestätisch schreitet er über sie hinweg als Herr auch der Elemente. Es liegt etwas unbeschreiblich Erhabenes in diesem Meeresgange und zeigt uns den Heiland im Verklärungslichte seiner Gottessohnschaft (Joh. 1, 14.). Wie Matth. 8, 26., so beweist auch V. 32 seine Herrschaft über die Natur, denn als er eintrat in das Schiff, da wurde es auf einmal auf sein Geheiß stille und freundlich funkelten die Gewässer zu günstiger Heimfahrt.

Anmerkung. Einen solchen Helden hat das Schiff der Kirche Christi zum Steuermann, sowie das Glaubensschifflein des einzelnen Christen. Wem sollte da noch bange sein vor den Widerwärtigkeiten und Trübsalen des Lebens, den Stürmen der Zeit, dem Ungestüm der Welt! Kein Wunder spricht der Herr die tröstlichen Worte Luk. 12, 32. und Joh. 10, 28. ꝛc.

3. *Nach seiner Wirkung auf die Jünger.*—a) Bis zum Zittern und Beben voll Furcht, konnten sich die Jünger natürlich mit der neuen Erscheinung nicht sogleich auf vertraulichem Fuß finden. „*Was kann das sein—auf dem tosenden Wellenschlag eine wandelnde Gestalt?* Wohl ein Gespenst, die sichtbare Vorahnung unseres sofortigen Untergangs in den Tiefen des Meeres!" Dies war in ihrer Aufregung der erste Eindruck.

Und geht's uns nicht oft ebenso? Sehen wir nicht manchmal in der helfenden Erscheinung des Herrn, weil von Wolken und Dunkel umgeben, nur Unheil, wo doch lauter Heil uns entgegenglänzt?

b) Doch bald erkannten sie den Herrn, und wie er sagt: „Ich bin's," da war alle Furcht verschwunden. Nun tritt Petrus hastig hervor und will auch das Wandeln auf dem Meere versuchen. Wie in Kap. 16, 16. und 26, 33. 35., so ist er auch hier schnell entschlossen. Auf Christi Geheiß will er's wagen und muthig auf den Wogen zu ihm hinschreiten. Aber auch hier hielt sein feuriger Muth die Probe nicht, und der Heiland muß ihn schnell ergreifen, vor dem Untersinken retten und wegen seines Kleinglaubens schelten.

Lehre. Wir sollen uns nicht voreilig in Gefahr begeben und nicht zu viel Vertrauen in uns selber setzen, desto mehr aber in den Herrn.

c) Ihr Glaube wurde gestärkt (V. 33), sie beten demuthsvoll ihn an und bekennen laut: „Du bist Gottes Sohn," wie Petrus Kap. 16, 16.

Dasselbe Bekenntniß muß sich unserer Brust anbetungsvoll entwinden, so oft wir seiner Gnadenführungen mit uns eingedenk sind.

Illustrationen. Vers 24. Das Leben eines Gläubigen gleicht einer Schifffahrt. Oft leidet auch da das Schifflein Noth von den Wellen der Trübsal. „Madame," sagte ein Geistlicher zu einer christlichen Dame, „wenn wir einmal auf die andere Seite des Flusses kommen und unsern Fuß auf das Ufer des himmlischen Canaans setzen und alsdann auf die tobenden Wellen und die beschwerliche Reise zurück schauen dürfen und uns inmitten der sonnigen Gefilde der himmlischen Stadt befinden, dann werden wir uns bewogen fühlen, auszurufen: „Wenn der Herr uns anders geführt hätte als durch solche Wege, die er uns geführet hat, so hätten wir nie das erhabene Ziel und himmlische Kleinod erreicht."—V. 27. *Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht.* Ein gewisses Schiff segelte nach einem südlichen Hafen, als sich eines Tages plötzlich ein heftiger Sturm erhob, wodurch Alle an Bord mit Angst und Schrecken erfüllt wurden, bis auf einen einzigen kleinen Knaben, den Sohn eines auf dem Schiff befindlichen Matrosen, welcher Knabe dem Sturmwind ruhig und sorglos zuschaute. Ein Passagier, der seine Furchtlosigkeit wahrnahm, fragte ihn: „Glaubst du nicht, daß das Fahrzeug noch scheitern wird und wir Alle verloren sein werden." „Nein, nein," erwiderte der Knabe, „ich war soeben auf dem Verdeck und wir sind Alle sicher; *denn der Vater ist am Ruder!*"

—o—

Sonntag den 19. October.

Des Kreuzes Vorherverkündigung.—Matth. 16, 21—28.

Seinen Jüngern einen möglichst klaren Begriff über seine Person und sein Amt beizubringen, war das Bemühen des Herrn während der Zeit die er mit ihnen umherwandelte. Kurz vor dem Begebniß, welches unsere vorliegende Lection schildert, hatte er sie über seine Person befragt. Zuerst erfragt er, was die Leute von ihm hielten. Dann erkundigt er sich nach ihrer persönlichen Meinung, worauf Petrus im Namen der übrigen das Wort ergreift und begeistert antwortet: „*Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.*" Hier war Petrus in seinem Bekenntniß das Werkzeug des heiligen Geistes (V. 17.) und der Herr bezeichnet diese Grundwahrheit, welche Petrus soeben ausgesprochen, als Fels und Fundament der christlichen Kirche. Dann ging der Herr von seiner Person zu seinem Amt als Mittler über, und wie er zur Bewerkstelligung der großen Erlösung leiden, sterben und wieder auferstehen müsse am dritten Tage. Die Jünger hatten jedoch über seine Stellung als Welterlöser noch sehr verworrene Begriffe und deuteten Alles nach ihrem menschlichen Sinne. Und hier war es wieder Petrus, welcher in seinem Eifer, und seiner natürlichen Anhänglichkeit

an den Herrn, das Wort ergreift, und ihn ernstlich ermahnt, sich diesen Leiden nicht auszusetzen. Aber diesmal war es ein ganz anderer Geist, welcher ihn trieb. Er wurde durch den Ausspruch seiner blos menschlichen Meinung dem Herrn zum Versucher, weßhalb ihn Jesus auch mit scharfen Worten zurecht weist. Darnach schildert ihnen dann der Herr ihre eigene Aufgabe, und die Art und Weise wie sie dieselbe zu erfüllen hätten, welches zugleich auch uns gilt.

Texterklärungen. — V. 21. Von der Zeit an. Der Herr hatte freilich vorher auch schon Andeutungen über sein Leiden und Sterben gegeben, aber nur in dunklen Fingerzeigen, so wie es zeitgemäß und für die Fassungskraft der Jünger entsprechend war. (Wie doch der Herr immer auf die Verhältnisse Rücksicht nimmt.) Von nun an redete er frei, offen und deutlich von seinem Hingang. Mußte.—Kap. 26, 54.; Luk. 24, 26. Christus mußte nicht leiden und sterben, weil ihn dazu eine äußere Macht zwang, oder daß er zu schwach war, um sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, sondern seine innige Liebe zu uns drang (zwang) ihn, die Weissagungen der Schrift zu erfüllen, damit wir von Sünde und Tod erlöst und ewig selig werden sollten.

V. 22. 23. Petrus wollte in seinem menschlichklugen Sinne den Herrn warnen, daß er sich doch sollte vor solchen Leiden bewahren. Eine Vorstellung von einem leidenden Messias war ihnen völlig fremd, weil sie nicht von dem Geiste Gottes erleuchtet waren. Fuhr ihn an. Das zeigt an, wie ernstlich er ihm abrieth, und in ihn drang, seiner selbst zu schonen. 23. Hebe dich, Satan. Dieses Wort „Satan" gebraucht der Herr keineswegs in dem Sinne eines eigentlichen Scheltwortes, sondern weil der Fürst der Finsterniß der Urheber einer jeden, und auch dieser Versuchung sei, so rede auch Petrus hier als Versucher. Christus war eben auch durch sein ganzes Leben den Versuchungen ausgesetzt, aber auch immer bereit den Versucher abzuweisen. Der eigentliche Sinn dieses Ausspruches ist nicht: hebe dich von mir, sondern hebe dich hinter mich. Christus verstößt den Petrus nicht, sondern verweist ihn in seine Schranken. Hinter ihm soll er wandeln, ihm nachfolgen und ihm keine Vorschriften machen, wovon er nichts verstand. Du bist mir ärgerlich, d. h. du bist mir ein Versucher, ein Fallstrick, und willst mich von meiner bestimmten Bahn bringen. Nicht was göttlich, sondern was menschlich ist. Du denkst in diesem Falle nicht auf das, was dem heil. Rathschluß Gottes, sondern der sündlichen Neigung der Menschen gemäß ist. Du verwirfst den göttl. Rathschluß, welcher das Heil auf das Kreuzesleiden gründen will, um den fleischlichen Reichsgelüsten der Juden zu huldigen. Wie wenig würde Gottes Rath ausgeführt und unser Heil befördert, wenn es von menschlichen Meinungen und Anschlägen abhängig wäre.

V. 24. 25. Wer Christo nachfolgen will, der muß a) seinen Willen dem Willen Gottes unterordnen; b) gesinnet sein, wie Christus gesinnet war — meinen was göttlich ist; c) seiner eigenen Liebe, Ehre, Meinung, Lüsten und Begierden absagen — sich selbst verläugnen; d) willig um des Herrn willen alles Leiden, Verfolgung und Ungemach zu leiden — sein Kreuz auf sich nehmen. Wer sein Leben erhalten will ꝛc. Wer aus Liebe zum Leben, zu äußerer Ruhe und Gemächlichkeit sich scheut, sich unbedingt dem Herrn zum Eigenthum zu ergeben, selbst wenn es auch Leib und Leben kosten würde, der wird den wahren Preis des Lebens, den Frieden des Herzens, und das wahre Leben in Christo verlieren. Wer aber das irdische Gut oder Leben um Christi willen verlieret, der wird dafür in Ewigkeit tausendfältigen Ersatz finden.

V. 26. 27. Was hülfe es ꝛc. Wenn auch ein Mensch die ganze Welt mit allen ihren Schätzen gewönne und sein Herz daran hinge, so würde ihn das doch nicht zufrieden stellen, denn das Sehnen unseres Geistes kann nicht durch die Welt, sondern nur durch Gott befriedigt werden. Auch muß er die Welt zurücklassen, wenn der Tod ihn ruft. Und nähme Schaden ꝛc. Eigentlich heißt es hier: „Seiner Seele aber verlustig würde." Darum handelt es sich hier um ein großes Kampfspiel, wobei die Welt oder die Seligkeit entweder gewonnen oder verloren werde. Und hätte auch Jemand die ganze Welt gewonnen und darüber seine Seele verloren, so hätte er die Welt nur zum Schein gewonnen, denn die Erde ist des Herrn und deßhalb auch seinen Kindern. Dieser Verlust ist aber auch ein unersetzlicher. Hat Einer die Seele verloren, so findet sich in dem ganzen Scheinbesitz der Welt kein Lösegeld, wofür er die Seele wieder zurückkaufen könnte aus ihrer Knechtschaft zum Tode. Da die Welt mit allen ihren Gütern und ihrer Herrlichkeit das Herz nicht befriedigen kann, so ist Weltgewinn mit Seelenschaden, durch Abfall von Christo in Sünde, der Verlust aller Verluste; denn außer der Gemeinschaft mit Christo gibt es keinen Kaufpreis, kein Lösegeld, um die verloren gegangene Seele frei zu kaufen aus schmählicher Knechtschaft der Sünde und des Elends. Unschätzbar ist daher das Heil der Seele, und doch sind manche, ja viele Leute so gleichgültig darin. Sie verscherzen ihr Seelenheil und vernachlässigen ihr ewiges Glück, welches ihnen angeboten wird. Wenn sie die Seele retten können, wollen sie nicht, und wenn sie dereinst vielleicht wollen, wird es auf ewig zu spät sein. Ueber den Zustand der Seele wird nun der Herr, des Menschen Sohn, wenn er in der Herrlichkeit seines Vaters erscheinen wird zum Gericht, entscheiden, und einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken; denn die Werke sind die Aeußerungen des inneren Lebens oder Todes, Früchte des Glaubens oder Unglaubens, und daher der Maßstab zum Gericht.

V. 28. Der Herr hatte seinen Jüngern erklärt, wie er durch Kampf zum Sieg, durch den Tod zum Leben zu gehen habe — wie es durch Leiden zur Aufrichtung seines Reiches gehen werde. Um nun zu ihrem Trost ihnen zu zeigen, daß diese Erscheinung seines Reiches nicht in allzuferner Zukunft liege, sagt er ihnen, daß etliche von den Anwesenden den Tod nicht schmecken würden, bis sie des Menschen Sohn in seinem Reich würden kommen sehen. Der Augenblick zu ihrer völligen Beruhigung durch die Offenbarung seiner Herrlichkeit war ganz nahe. Etliche von den Jüngern erlebten es, daß sie das Reich Christi mit Kraft kommen sahen in der völligen Aufrichtung der neutestamentlichen Kirche; ja bis „die ganze (damals bekannte) Welt mit dem Evangelium Christi erfüllt wurde."

Andeutungen und Nutzanwendungen. —1) Nach dem Tode auferstehen — durch Tod zum Leben, durch Kreuz zur Krone ging es mit Christo — geht es mit den Christen. V. 21.

2) Unsere irdischen Freunde sind oft unsere geistlichen Feinde. Petrus wollte den Herrn von seiner Bestimmung abmahnen und wurde ihm ein Versucher. Ein Jeder, der uns vom Wege der Pflicht abmahnt, ist unser Feind. V. 22.

3) Wenn die Wahrheit und das Reich Gottes leiden, darf man auf seine besten Freunde keine Rück-

sicht nehmen. V. 23. Menschenmeinung ist gegen Gottes Meinung.

4) Wer das Leben in der Sünde liebt und nicht aufgeben will, auf den wartet der ewige Tod.

5) Der Mensch kann nicht zugleich die Welt treiben und genießen nach Weltart und auch seine Seele retten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

6) Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.

7) Die Seele verloren, alles verloren, in Zeit und Ewigkeit.

Illustrationen. a) Das Kreuz Christi. Man mag wohl das Leiden Christi in etwa nach außen schildern, aber nicht nach dessen wahrer Bedeutung und dessen Umfang. Es gibt jedoch mancherlei Analogien, uns Menschen den Tod Christi zu versinnbildlichen. Das Pressen und Zerdrücken der köstlichen Beeren der Weintraube dient, wie ja das Symbol des Abendmahls nachweist, zur bildlichen Darstellung des vergossenen Blutes, ebenso das Brodbrechen an das Brechen seines Leibes für uns am Kreuz; das Braten des Osterlammes am Feuer und andere Bilder mehr.—b) In einem Krieg in Indien zwischen den Eingeborenen und den Engländern wurden eines Tages aus den letzteren mehrere zu Gefangenen gemacht, denen die Eingeborenen sämmtlich Fesseln anlegten. Ein dabei Stehender sagte: „Sie werden doch dem jungen verwundeten Mann keine Fesseln anlegen?" worauf Ersterer erwiderte: „Es liegen hier ebenso viele Paar Fesseln in Bereitschaft, als Gefangene da sind, folglich ist auch ein Paar hier für ihn; worauf der bereits Gekettete bat, noch nebst seinen eigenen, auch die Fesseln seines jungen Kameraden tragen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt. Er starb als Gefangener und Jener ging frei aus. Jesus hat noch in weit höherem Sinn die Ketten und Banden der Menschheit getragen. Er litt, damit wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt.

Zu Vers 24. Will mir Jemand nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich. Eine Wittwe fühlte, als wollte ihr Kreuz sie gar zu Boden drücken. Sie rief in ihrer Verzagtheit, welche an die Verzweiflung grenzte, aus: „Kein Obdach birgt so viel und solch beständiges Elend, als das meinige!" Der Herr wollte sie jedoch eines Bessern überzeugen. Sie sah nämlich in einer Nacht im Traum eine ganze Stadt vor ihren Blicken ausgebreitet daliegen. Ein jegliches Haus hatte ein Kreuz auf der Außenseite der Hausthüre angebracht. Diese Kreuze waren sehr verschieden, zum Theil größer und zum Theil kleiner. Sie blickte sogleich nach dem ihrigen und sah, daß dasselbe bedeutend kleiner war als die meisten andern. Sie erwachte aus ihrem Traum und zwar als eine gänzlich umgewandelte Person. Sie bat Gott inbrünstig um Vergebung für ihr Murren und ihre Ungeduld und für Befreiung davon, welches Gebet auch erhört wurde.

Zu Vers 26. a) Was heißt Schaden nehmen an seiner Seele? Chrysostomus sagt: „Gott hat dem Menschen zwei Augen gegeben; verliert er eins, so hat er noch ein anderes. Aber er hat nur eine Seele; verliert er diese, so kann sie auf ewig nicht mehr ersetzt werden."

b) Ein Anderer sagt: „Zwei Dinge sind's, die eine Herrin ihrer Kindesmagd anvertraut: das Kind und die Kleider des Kindes. Nun wäre es eine schlechte Entschuldigung, wenn die Wärterin bei der Rückkehr ihrer Herrin sagen würde: „Hier, gnädige Herrin, sind alle Kleider des Kindes niedlich und sauber, aber das Kind ist verloren." Ganz so wird es sich bei vieler Verantwortung vor Gottes Gericht verhalten. Mancher wird da herzutreten und bekennen müssen: „Herr, hier ist mein Leib, ich hatte während meiner Lebzeit gut Acht auf denselben und pflegte ihn nach bestem Vermögen; aber meine Seele vernachlässigte ich und versäumte, für deren Wohl zu sorgen. Jetzt ist sie verloren."

c) Eine junge Dame fing an, an das Heil ihrer unsterblichen Seele zu denken und wollte sich zu Gott bekehren. Ein weltlichgesinnter Bruder sagte zu ihr: „Wenn du dir selbst wieder gleich wirst und solche dummen Grillen fahren läßt, so gebe ich dir fünf Thaler." Sie nahm das Geld und von dem Augenblick an schien ihre Verdammniß versiegelt. Sie lebte ohne Gott und starb ohne Hoffnung. Der Herr behüte uns vor einem gleichen Schicksal!

—o—

Sonntag den 26. October.

Die Verklärung Christi.—Matth. 17, 1—8.

Vorbemerkung. Der Ausdruck Verklärung oder Verklären bedeutet so viel als verherrlichen, und zwar theils in dem Sinne, daß ein schon an sich selbst Herrliches und Vollkommenes in seiner Herrlichkeit und Vollkommenheit zur Anerkennung gebracht wird, theils aber auch in dem Sinne, daß ein bis dahin an sich selbst noch in der Niedrigkeit und Unvollkommenheit Befindliches zu der ihm zustehenden Herrlichkeit erhöht wird. In diesem ersten Sinne hat Christus seinen Vater auf Erden verklärt, (Joh. 17, 4), indem er durch sein vollkommenes Leben und Wirken die Wesens- und Lebensherrlichkeit seines Vaters offenbarte und zur Anerkennung derselben durch Lehre und Vorbild einlud; und im zweiten Sinne wurde der Sohn verklärt von seinem Vater (Joh. 12, 28; 17, 5. Apstg. 3, 13.): und in diesem Sinne werden auch die Gläubigen in das Bild Christi verklärt durch den heil. Geist. 2 Kor. 3, 18.

Anmerkung.—Die Lehrer finden hier Anlaß zu zeigen, wie der natürliche Mensch das Bild der Sünde trägt und die Merkmale, an welchem dasselbe erkannt wird, (Gal. 5, 19—21.), und wie der Wiedergeborne das Bild Christi trägt und seine Merkmale (Gal. 5, 22.) Beim Unterricht über die Verklärung Christi auf dem Berge erkläre der Lehrer

1. Die Zeit, in welcher sie geschehen ist, V. 1. Nach sechs Tagen — d. h. sechs Tage nach der eben erwähnten Unterredung, die Jesus bei Cäsarea Philippi mit seinen Jüngern hatte, (Kap. 16, 13—28.), und zwar in dem Augenblicke, da er im Begriffe stand, seine letzte verhängnißvolle Reise nach Jerusalem anzutreten. Lukas schreibt: „Und es begab sich nach diesen Reden bei acht Tage u. s. w. (Kap. 9, 28.) Wahrscheinlich hat Lukas den Tag der Unterredung und den Verklärungstag mitzugezählt und daher hat er 8 Tage, während Matthäus nur 6 Tage angibt.

2. Den Ort. Ein hoher Berg, V. 1. Nach einer alten glaubwürdigen Ueberlieferung war es der Berg Tabor, der ansehnlichste und schönste Berg Galiläa's. Er liegt im Nordosten der schönen Ebene Jesreel, 2 Stunden von Nazareth und 2 Tagereisen von Jerusalem. Er steigt in einer schönen Kegelform zu einer Höhe von 1755 Fuß über dem Meer empor und überragt alle Nachbarberge. Daher sagt Jerem. 46, 18.: „Der König, der Herr Zebaoth heißt, wird daher ziehen, so hoch wie der Berg Tabor unter den

Bergen ist." Der ganze Berg wird von allen Reisenden als überaus reizend geschildert. Einer der neueren Reisenden sagt: „Wenn es etwas Schönes gibt in der Natur, so ist es diese grüne, kegelförmige Bergpyramide Palästinas. Ihr Gipfel, der sich kühn bis in die Region der Wetterwolken erhebt, und mit Pistacien und mächtigen Eichen bedeckt ist, enthält fast eine Stunde im Umfang, und bietet eine Aussicht dar, wie es kaum irgendwo eine großartigere und reizendere geben mag. Zur Rechten schweift das Auge am Carmel, diesem alten Zeugen der Herrlichkeit Jehovahs, vorüber über das mittelländische Meer hin; nordwärts erscheint, einem weißen Riesenadler gleich, über den dunkelnden Bergesrücken des Libanon schwebend, die blitzende Schneekuppel des großen Hermon; gegen Mittag zu ruhet der Blick zuerst auf dem blühenden Leben der üppigsten Rebenhügel und Orangengärten, und weiter hin auf den anmuthigen Gebirgen Samarias: und zur Linken schimmert der See Tiberias herüber, gleich einem segelnden Schwane die Kornfelder-Wogen der Ebene Esdrelon durchschneidend." Das natürliche Schöne dieses Berges steht in Harmonie mit dem wundervollen Schönen in der Verklärung Christi.

3. Die Zeugen. V. 1. Diese drei Apostel waren früher schon Zeugen der Auferweckung von Jairi Töchterlein (Mark. 5, 37.), und später des Kampfes in Gethsemane Matth. 26, 37. Von diesen Vertrautesten des Herrn, die ganz besonders in die geheimnißvollsten und erhabensten Auftritte eingeweiht wurden, sagt Krummacher: „Es ist nicht zu verkennen, daß eben diese drei als ganz sonderlich anziehende Erscheinungen im Kreise der Jünger dastehn. Simon Petrus, wie liebenswürdig erscheint er nicht, wo er nur auftritt, selbst in seinen Verirrungen und in seinen Thorheiten: das frische feurige Blut mit dem brennenden Eifer für seinen Herrn, und mit dem graden Sinn, ohne Falsch und Krümme. Jakobus, wer hätte den nicht lieb gewinnen müssen: den heilig und tief erglühten Mann, mit dem großen unwandelbaren Entschluß in der Seele, unter keinerlei Bedingung von seinem Meister mehr zu lassen. Und nun Johannes, diese vollsaftige jugendliche Rebe an dem Weinstock Gottes, — dieses reinste Spiegelbild des Heilandes selber, dieser Mann voll himmlisch zarter Liebe, — der sich in das Herz des Herrn hineingeliebet und hineingelebet hatte; sagt doch, wo gab es nächst dem Schönsten der Menschenkinder eine holdseligere und herzgewinnendere Erscheinung je auf Erden, als dieser Jünger?" Als Zeuge der Verklärung Christi konnte Johannes von sich und den andern Jüngern ganz besonders sagen: „Wir sahen seine Herrlichkeit" (Joh. 1, 14.). (Zu diesem betrachte der Lehrer 2 Petr. 1, 16—18.

4. Die Verklärung selbst. V. 2. (Siehe Luk. 9, 29. und Mark. 9, 3)

Jesus und seine drei Begleiter hatten den Gipfel des Berges erreicht. Die Jünger, von der Wanderung müde, legen sich auf den Boden hin und sinken in Schlummer. Luk. 9, 32. Der Heiland wirft sich an das Herz seines ewigen Vaters und betet, und während er betete, ward er vor ihnen verkläret. Luk. 9, 29. Die göttliche Lichts- und Herrlichkeitsfülle, die in ihm wohnte (Kol. 2, 9), strahlte durch die materielle Leiblichkeit seines Wesens hervor, und zwar so stark, daß sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und daß selbst seine Kleider weiß wurden wie ein Licht; ja, so weiß, „daß sie kein Färber auf Erden kann so weiß machen." Mark. 9, 3. Einzelne Strahlen dieser verdeckten Herrlichkeit waren schon früher in Thaten seiner Allmacht und Liebe zur Erscheinung gekommen, aber eine solche Offenbarung derselben war bis dahin noch nicht gesehen worden. In hoher Begeisterung ruft ein heiliger Gottesmann aus: „O Herrlichkeit, vor der sich Sonn' und Mond verbergen müssen! O Glanz und Lichtgefunkel, das selbst das Auge eines Seraphs blenden könnte! Siehe! sein Antlitz wie ein offener Himmel, voll Licht und Freude, seine Stirn ein Thron der Klarheit Gottes; sein Gewand, wie in die Gluth des Morgenroths getaucht und wie durchwirkt mit Blitz- und Sonnenstrahlen." Aber wie wundervoll und erhaben diese Verklärung des Herrn auch war, die volle Klarheit seiner Herrlichkeit war sie noch nicht. Diese wird uns erst im künftigen Leben offenbar werden. Und in dieser himmlischen Klarheit werden „die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich." Matth. 13, 43. (Siehe auch 1. Kor. 2, 9.)

5. Die himmlische Gesandtschaft und deren Unterredung mit dem Heiland.

„Und siehe! Da erschienen ihnen Moses und Elias." V. 3. (Der Lehrer findet hier Anlaß über das Leben, Wirken und merkwürdige Ende dieser beiden Gottesmänner aus dem alten Bunde etwas zu reden.) Sie redeten mit Jesu „von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem." Luk. 9, 31.

6. Das Begehren Petri V. 4. Petrus wollte Hütten bauen. Er war von der Herrlichkeit des Augenblicks so sehr überwältigt, daß er kaum wußte, was er redete. Luk. 9, 33.

7. Die lichte Wolke. V. 5. „Da er noch also redete, siehe, da" u. s. w. Nun, was gab's zu sehen? — Hütten? — Nein, eine lichte Wolke. In den Tagen des alten Bundes erschien der Herr gewöhnlich in einer Wolke. In einer Wolke säulenähnlich gen Himmel strebend, zog er dem Volke Israel in der Wüste voran. 2. Mos. 13, 21, 22. Ps. 99, 7. Eine Wolke war seine Behausung auf dem Berge Sinai. 2. Mos. 19, 16. In einer Wolke erschien er dem Mose (2. Mos. 16, 10.), über dem Gnadenstuhl (2. Mos. 40, 34—38.), bei der Einweihung des salomonischen Tempels (1. Kön. 8. 10). In einer Wolke fuhr der Herr in den Himmel (Apg. 1, 9.), und in einer Wolke wird er wiederkommen, um das Gericht zu halten (Matth. 24, 30). Mit der Wolke auf dem Tabor hat es eine bedeutsame Bewandtniß. Sie ist die Schechinah, die Wohnung Gottes. Sie war nicht dunkel wie auf Sinai, sondern helle, zum Zeichen, daß der volle Gnadentag angebrochen sei.

8. Die göttliche Stimme. Vers 5. „Und siehe" zum drittenmal. Erstens, „siehe" den verklärten Christus und die beiden himmlischen Gesandten V. 3; zweitens, "siehe" die lichte Wolke V. 5 und drittens, „siehe" die Offenbarung des Vaters in der Wolke durch die Stimme. Der Vater zeugt von seinem königlichen Sohne, das er Wohlgefallen an ihm habe, d. h. an seiner priesterlichen Hingabe für die Sünde der Welt und fordert: „den sollt ihr hören." (Vgl. 5. Mos. 18, 15. Matth. 3, 17).

9. Den Eindruck, den die Wolke und die Gottesstimme auf die Jünger machte. V. 6. Sie erschraken sehr und fielen auf ihre Angesichter. Kein Wunder dies: Die Wolke hatte Jesum und die beiden himmlischen Gesandten aufgenommen und die Jünger allein gelassen in diesem unbeschreiblichen Glanze der göttlichen Majestät. (Vgl. Jes. 6, 5—7. Dan. 10, 9, 10. Offenb. 1, 19).

10. Wie Jesus den erschrockenen Jüngern zur Hülfe kommt. V. 7. Er

rührete sie an und sprach: „Stehet auf und fürchtet euch nicht.“ Jesus richtet die Gefallenen wieder auf und befreit sie von der ängstlichen Furcht, in welche sie die Sünde gestürzt hat. Als die Jünger ihre Augen aufhoben, sahen sie Jesum alleine. V. 8.

10. Das Verbot. V. 9.

12. Praktische Nutzanwendungen. — a) Die Verklärung Christi ist eine Bürgschaft für unsere Verklärung nach Geist, Seel' und Leib. b) Christus ist der einzige Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Ohne ihn kann Niemand zu Gott kommen (Joh. 14, 6.), aber in ihm und durch ihn werden wir wieder aufgerichtet und selig. c) Wenn wir in Christo Jesu sind (Röm. 8, 1), dann hat der Vater auch an uns Wohlgefallen. Eph. 1, 6. d) Die Frommen leben fort in der Seligkeit Gottes und sind in seinen Angelegenheiten thätig. Herrliche Aussicht der wahren Gotteskinder. e) War es schon auf Tabor's Höhe so schön, wie schön muß es dann im Himmel sein. f) Wer in den Himmel will, der muß Jesu Wort hören und befolgen.

Illustrationen. Vers 4. Vorschmack des Himmels. „Herr, hier ist gut sein.“ Rabbiner sagen, daß, als Joseph das Getreide in Egypten aufhäufte und sammelte, da habe er die Spreu in den Nil geworfen mit der Absicht, daß, während dieselbe vom Strom nach entfernteren Städten getragen würde, die Einwohner solcher Städte dadurch wahrnehmen sollten, welche Fülle von Korn bei ihm für sie aufgespeichert sei. Ebenso hat der liebe Gott auch überall einzelne Körner aus seiner reichen Schatzkammer für seine Kinder hingestreut, damit sie einen Vorschmack von der ewigen Fülle des Himmels haben und darnach streben sollen. Und wenn es schon auf dieser Erde als Gottes Fußschemel so wonnevoll sein kann, daß man mit Petrus ausrufen muß: „Hier ist gut sein!“ was muß es dann erst im vollen Besitz der Seligkeit im Himmel sein.

Jesus allein. Ein Gatte sagte einst nach der Rückkehr von einer Hochzeit zu seiner Gattin: „War dieses aber nicht ein sehr stattlicher Bräutigam?“ „Ich habe das nicht beobachtet,“ entgegnete sie, „ich finde solches Wohlgefallen an meinem Gatten, daß ich weder Lust noch Zeit habe, mich um die Liebenswürdigkeit anderer zu bekümmern.“ So ist es auch, wenn wir geistlich „Jesus allein“ sehen, daß wir solche Lust und Wohlgefallen an ihm finden, daß wir beständig sagen: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

Dies und Jenes.

Es ist bekannt, daß die Umgebungen des todten Meeres nicht todt sind, daß Muscheln im Wasser liegen, nach dem Jordan zu Fische und auf dem Wasserspiegel zahlreiche Vögel vorkommen. Der See hieß früher nur Salzsee und bei den Arabern heißt er noch Loths See (Bahr Lut.) „Im Laufe eines Jahres,“ sagt ein Reisender, „habe ich viele Wochen an den Ufern des todten Meeres zugebracht. Ich bin um einen großen Theil desselben herumgegangen und habe jede Spalte und Ritze der Klippen, die es umgeben, untersucht. Das Klima ist wahrhaft köstlich. Auf keinem Platze der Welt könnte eine Heilanstalt mit so günstigen Aussichten errichtet werden, als zu Ain Jidin (Engedi), das heißt „warmes Wasser.“ Warme und kalte, Salz- und Mineralbäder, üppiger Schatten, Wasserfälle und rauschende Ströme — Alles ist dort vorhanden, mit Ausnahme von Sicherheit für Leben und Eigenthum. Es giebt viele Stellen in der Nähe des Sees, wo Flüsse und Bäche von frischem Wasser das ganze Jahr hindurch fließen und süßes Wasser nur wenige Schritte von dem Salzufer entfernt emporsprudelt. Wo diese vorkommen, herrscht eine Fülle von Pflanzen- und Thierleben. Ich sammelte 118 Vögel, von denen viele noch ganz unbekannt sind, an den Ufern des Sees oder auf demselben. Die Rohrbrüche und Oasen, die den See umgeben, beherbergen 40 Arten Säugethiere, und unzählige tropische und halbtropische Pflanzen erfüllen mit ihren Düften die Luft. Die reiche Ebene von Sasieh ist bis auf wenige Fuß vom Wasserrande mit Indigo, Mais und Gerste bepflanzt, und die Dattelpalme weht noch immer über die Mündung des Arnon und des Zerka. Die Bitterkeit des Seewassers kommt lediglich von dem großen Salzberge Usdum an seinem südlichen Ende und von den vielen Schwefelquellen, die an seinem Ufer entspringen. Diese Sättigung von Salz und Schwefel tödtet die Süßwasserfische, welche in Menge in den See gehen und den drei Arten von Königsfischern, den Möven, Enten und Tauchern, die man auf allen Theilen des Sees hin- und herschießen sieht, Nahrung darbieten. Der Reisende möge sich deshalb nicht abschrecken lassen, seine Untersuchungen rings um die Ufer des todten Meeres auszudehnen. Er wird Ueberfluß an Leben finden, wenn er ein Naturforscher ist, und einen Reichthum von malerischen Scenen und Landschaftsbildern antreffen, wenn er Sinn für Naturschönheiten besitzt, und jeden Abend wird er sein Zelt an einer Süßwasserquelle aufschlagen können.“

Der bestochene Redner.—Demosthenes ist allen unseren jungen Lesern bekannt; er gilt ja heute noch der ganzen gebildeten Welt als Vorbild eines großen Redners, der besonders laut gegen die macedonischen

Könige Philippus und Alexander sprach. Ob er auch ein so großer Charakter war, wie er als Redner groß war?

Aulus Gallius erzählt uns darüber Folgendes: Einst kamen Abgesandte von Milet nach Athen, um sich etwas zu erbitten. Dort erwählten sie sich Fürsprecher und Sachverwalter, die ihre Sache in der öffentlichen Versammlung anbringen sollten. Aber Demosthenes widersetzte sich ihnen aufs heftigste und der endgiltige Beschluß mußte deshalb auf den folgenden Tag verlegt werden. In der Zwischenzeit gingen die Gesandten von Milet zum Demosthenes, baten denselben, ihnen nicht länger zuwider zu sein und bestachen ihn mit einem Geldgeschenke.

Als am andern Tage Demosthenes in der Versammlung erschien, hatte er seinen Hals mit wollenen Tüchern umwickelt, erzählte denen, die es wissen wollten, er habe die Bräune oder Halsentzündung und könne leider nicht sprechen.

Dies künstliche Schweigen blieb aber nicht ungestraft, die Bestechung mochte ruchbar geworden sein und Einer aus dem Haufen schrie: „Die Halsbräune hast du nicht, wohl aber die Geldbräune."

Als er später den lustigen Schauspieler Aristodemus fragte, wie viel ihm denn seine Schauspielerrolle eingebracht habe und dieser entgegnete: „Ein Talent," da erwiderte Demosthenes: „Ich habe einmal durch bloßes Schweigen mehr verdient." — Das war richtig, aber nicht edel.

Daß der Madonnenspuk, schreibt die Straßb. Ztg., nicht immer auf bloße Visionen zurückzuführen ist, möge folgender Vorfall aus hiesiger Gegend beweisen. Am 3. d. M. gegen Abend kam ein Bauernhof bei Schneckenbusch im Elsaß in nicht geringe Aufregung. Denn es hatte Jemand über den Hof gerufen: „Die Mutter Gottes kommt, die Mutter Gottes kommt!" Zum Unglück war aber gerade der große Hofhund von der Kette los. Da dieses Geschöpf kein Ansehen der Person kennt und Jedermann beißt, der ins Gehöft kommt, ohne hinein zu gehören, so blieb er auch diesmal seinen Grundsätzen treu, sprang auf die Erscheinung los, riß sie zu Boden und fing herzhaft zu beißen an. Nur mit Mühe konnten ihn der Bauer und seine Knechte von dieser gottlosen Mahlzeit zurückhalten. Selbstverständlich verschwand die Erscheinung, aber auf ganz natürlichem Wege, unter Hinterlassung einiger bedeutender Blutspuren. Des andern Tages kam ein Mann aus B. auf den Hof und beschwerte sich, daß sein Sohn hier in der Gegend gestern Abend von einem großen Hunde sehr arg gebissen worden sei. Der unglückliche Vater hat sich natürlich sehr verwundert, als er den Zusammenhang erfuhr; der von den Bissen des ehrlichen Caro aber arg mitgenommene Sohn wird wohl nicht sogleich wieder Maskerade spielen, da er es nun empfunden, daß der Hund ein ebenso kluges, als treues Thier ist.

Bei der Aushebung des 53er Jahrgangs in Höxter, Westphalen, ereignete sich folgender komischer Vorfall: Aufgerufen wurde ein Conscribirter, Namens „Ebling." Aber Ebling erscheint nicht sofort, erst beim dritten Aufruf ertönte eine alte heisere Stimme „Hier!" und ins Cabinet des Stabsarztes tritt in allertiefstem Neglige ein skeletartiger, etwa 70 jähriger Greis. Auf die Frage: „Was wollen Sie hier?"—erfolgt die Antwort: „Wie heißt? Sie haben gerufen Elbing, hier ist meine Vorladung, der Elbing bin ich!" Allgemeines Erstaunen, Fragen, Aufklärung, und unter homerischem Gelächter der Aushebungs-Commission wird Folgendes constatirt: Der junge 70jährige Conscribirte war vor 20 Jahren noch Jude, welcher sich taufen ließ und also 1853 als junger neugeborener Christ in das Taufregister eingetragen war.

Moder. Jan, du hest din Lied noch nit geliehrt för de School.

Jan. Dat well ech morgen buhn, Moder.

Moder. Nä, nix van morgen! Wittstu nich, wie't Sprückwort seggt: wat du van dag noch buhn kanns, dat sollstu nit up margen verschuwen.

Jan. Och gut, Moder; dann lott mech de Riesbrei noch eten, de üwer gebliewen es!

Guter Appetit. Ein Neger, als Diener in einem vornehmen Hause in New Orleans beschäftigt, fand kürzlich in einem Speicherraum einen Korb mit Zwiebeln, die er sofort annektirte und mit größtem Gusto verzehrte. Als die Frau vom Hause das Unheil entdeckte, war schon über die Hälfte der Zwiebeln im Werthe von etwa $25 verschwunden — es waren nämlich Blumenzwiebeln der theuersten Sorte. Das farbige Leckermaul hatte mehrere Lily Aureatum, einige Dutzend Hyacinthen, Tulpen 2c. ohne besondere Beschwerden verschlungen. Wenn der Schwarze nächstes Frühjahr in Blüthe kommt, wird er jedenfalls eine „seltene" Pflanze abgeben.

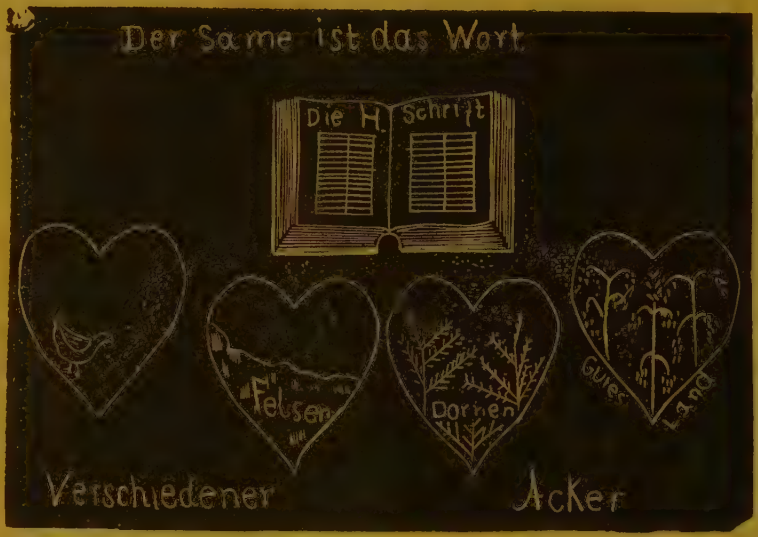
Geistliche in Texas müssen auf Alles vorbereitet sein. In einer Kirche drohte vor Kurzem eine Rauferei auszubrechen, der Geistliche aber setzte die zur Seite liegende lange Jagdflinte an den Backen und rief: „William Dello, setze Dich oder Du wirst an mich denken." William setzte sich nieder und betrug sich nebst seinen Kameraden friedlich wie ein Lamm.

Letternräthsel.

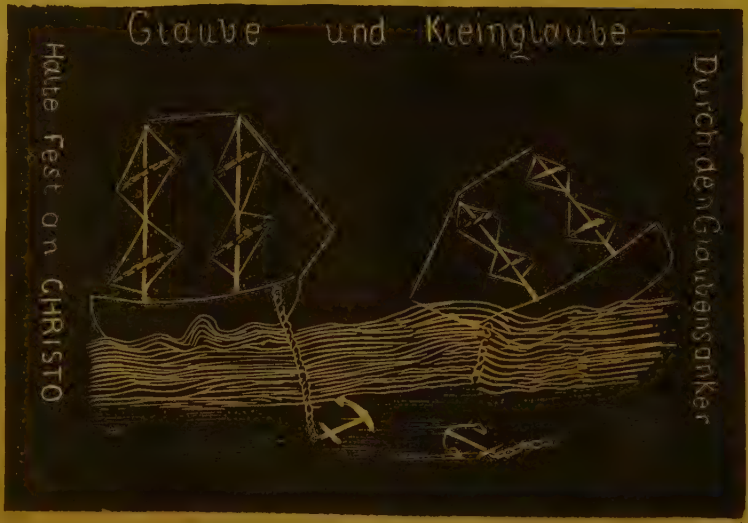
Mit C— rautscht's ferner Gebirge Grüße,
Mit L— bekleidet es deine Füße,
Mit F— führt's Mancher als Geisteswaffe. —
Nun deinen Witz zusammenraffe!

Auflösung des Räthsels im Septemberheft: Jungfrau.

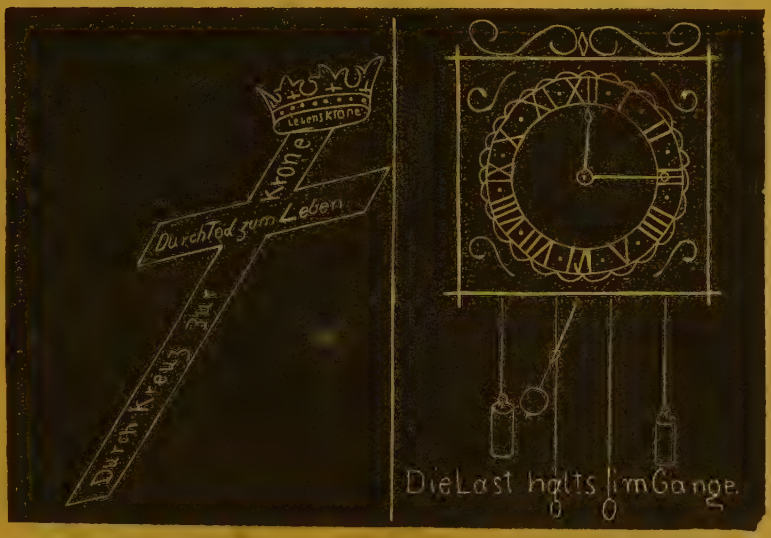
Wandtafellectionen.



Zu Lection 1.



Zu Lection 2.



Zu Lection 3.

Zu Lection 4.

Der Canarienvogel.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. November 1873. Nr. 11.

Die Wolken.

(Von Julius Krais.)

Zu euch, ihr Wolken, seltsame Gebilde
Dort in den Höh'n, aus feuchtem Dunst gewoben,
Die ihr hinschwebt durch luftige Gefilde,
Hat sinnend oft mein Auge sich erhoben.
Erscheinungen, Gefühle mannigfach,
Schicksale spiegelt ihr ab zum Erstaunen,
Taucht auf und schwindet, doch bald wieder wach
Da droben seid ihr nach des Windes Launen.

In Helm und Harnisch hier erscheint ein Riese,
Und dort ein Kobold, der Gesichter schneidet;
Ein Wallfisch, wie auf Meeres grüner Wiese,
Ein Hai, lang hingestreckt, der da sich weidet.
So schafft aus Wolken abenteuerlich
Einbildung leicht die Menge der Gestalten,
Die in den Lüften ungeheuerlich,
So Meer als Land nachahmend, sich entfalten.

Bald sieht man hingelagert sie in Schichten,
Von weißem Schimmer ganz umkleidet, ragen,
Zu schneebedeckten Alpen sich verdichten;
Kaum kann getäuscht der Blick die Helle tragen.
Bald anderswo gereiht am Himmel sind
Zu Hunderten sie in lusthellem Kranze;
Da bläst herfahrend ungestüm der Wind
Als Spielmann ihnen auf zum Wirbeltanze.

Ein Berg voll Gluth mit rother Feuerfahne [tern,
Thürmt hier sich schwarz und furchtbar in Gewit-
Und Flammen stürzen wild aus dem Vulkane,
Indeß vom Donnerhall die Himmel zittern.
Des Krieges Wetter, der Empörung rafft
Sich so nach schwülem Gähren aus dem Grunde,
Wälzt Trümmer der Zerstörung grausenhaft
Dumpfgrollend, weithinrollend in die Runde.

Dann sieht Gewölk im nassen dunkelgrauen
Gewand des Aethers weiten Raum verhüllend;
Doch müssen Ströme von ihm niederthauen,
Verlechztes Land mit frischer Kraft erfüllend.
So ist der Menschen und der Völker Loos
Oft auch gehüllt in dichten Flor der Thränen;
Doch Segen quillt daraus in ihren Schooß,
Wo nichts als Leid und Trauer sieht ihr Wähnen.

Umschleiert Nachts der Wolken trübe Hülle
Den Mond, so ist's, wie ungestillt Verlangen
Der Lieb', ein Antlitz in des Kummers Fülle,
Wie eine Büßerin mit bleichen Wangen.
Doch wenn er neu hervorglänzt voll und rein,
Von der Umhüllung des Gewölks geschieden,
Ist's, wie ein Auge, von der Freude Schein
Durchleuchtet, wie ein Herz in Gottes Frieden.

Und in des Morgens, in des Abends Golde,
Was da auf Wolkengrund für Herrlichkeiten,
Glanzbilder, ahnungsvolle, wunderholde,
Vor nimmersatten Blicken sich verbreiten.
Da will der Farben Schimmer ihren Saum
Oft mit so zauberhafter Glorie schmücken,
Daß in ein selig Jenseits wie im Traum
Hinein ich schau mit schweigendem Entzücken.

Catalina.

Nach dem Englischen für das Magazin bearbeitet von W. H.

IV.

Segovia ist das Muster einer schönen altkastilianischen Stadt. Ihr Anblick von der Ebene aus ist romantisch und prachtvoll, indem sie auf einen Felsenkamm gebaut ist, welcher bedeutend über das Niveau der sie umgebenden flachen Landschaft emporragt. Ihre prächtigen Mauern, ihre altmodischen Thürme, die eigenthümliche Bauart ihrer Häuser, woran Balkon über Balkon hervorragt, die bunten Jalousien— alles das gibt ihr ein eigenthümlich pittoreskes Aussehen.

Niemals vergaß Pipo seine letzte Reise nach dieser Stadt. Morgen sollte das Fest stattfinden — das größte in diesem Theile Castiliens — nämlich das Fest der Schafschur in Segovia; und Pipo eilte deßhalb, um früher als gewöhnlich heim zu kommen, damit er noch Vorbereitungen treffen könne, um am nächsten Tage

Catalina und sein Kind mit nach Segovia zu dem Feste nehmen zu können. Die ganze Stadt schwärmte schon von Landleuten aus den niederen Pyrenäen, welche weither zum Feste gekommen waren, deren bunte Trachten die Stadt als den Schauplatz einer großen Comödie erscheinen ließen. Aber der Eindruck, welchen diese Scene auf Pipo machte, als die scheidenden Sonnenstrahlen sich in allen Farben an den bunten Fenstern der großen Cathedrale spiegelten, wurde hernach selbst zu einer düsteren Erinnerung für ihn, indem er sie mit den Schrecknissen, welche nun Schlag auf Schlag für ihn folgten, in Verbindung brachte.

Die Sonne war schon hinter den Bergen hinabgesunken, und die trauliche Dämmerung deckte mit ihrem zarten Schleier die Erde, als Edward Clinton seinen armen Freund Pipo seinem Häuschen zuschreiten sah. Als Ersterer in den einst so prächtig gepflegten Garten trat, sah er, daß unter einem Korkbaum, welcher an dem einen Ende des Gartens seine schirmenden Aeste ausbreitete, zwei Stühle standen, und auf einem derselben bat ihn Pipo, Platz zu nehmen.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Senor Eduardo, daß Sie diesen Abend wieder herüber kommen", sagte Pipo, „und ich glaube auch, daß mir die Mittheilung meines Kummers an Sie, der Sie mit mir und für mich empfinden, einige Erleichterung gebracht hat."

Als Edward sah, daß ihm die Erzählung seiner traurigen Erfahrungen wirklich Erleichterung gebracht hatte, anstatt die Dornen des Leidens noch tiefer in sein wundes Herz hineinzudrücken, wie er befürchtet, bat er Pipo, mit seiner Geschichte fortzufahren, welches dann auch nach einigen Minuten geschah.

„Der Mond goß sein Silberlicht so freundlich über Thal und Hügel, als ich um die Ecke der Alameda bog, Alles schien feierlich und stille, der Eindruck der ganzen Natur war so erhaben und groß, daß sich meine Lippen unwillkürlich in innigem Dankgebet bewegten, als ich auf das mich umgebende Panorama schaute. Verzeihen Sie mir, Mr. Clinton, aber der Engländer kann nicht mitempfinden, welche tiefe, unaussprechliche Gefühle das Herz und Gemüth eines Südländers zu solchen Zeiten bewegen. Deßhalb mögen Sie vielleicht lächeln über das, was ich Ihnen jetzt zu sagen im Begriffe bin. Mein Herz war so bewegt von der hehren Feierlichkeit und dem stillen Frieden, welcher wie ein Gotteshauch jene unvergeßliche Nacht durchwehte, und als nun, nachdem ich die mich umgebende Scene eine Zeitlang mit Entzücken betrachtet hatte, der Gedanke an meine fromme Lina und unser liebes Kind, mit allen Freuden und Segnungen, welche für mich damit in Verbindung standen, über mich kam, fiel ich nieder auf meine Knie, während Thränen des Dankes über meine Wangen strömten, und pries Gott aus tiefster Seele für all die Gnade, und besonders für die geistlichen Segnungen, welche er uns mitgetheilt hatte. Aber Senor, das Unglück, welches mich jene Nacht treffen sollte, war mit allen seinen Schrecken um so fühlbarer, weil ich eben gerade vorher mich so glücklich und von innerem Frieden erfüllt gefühlt hatte. Mein Herz fühlte in jener Stunde die lieblichen Strahlen der scheidenden Glückssonne, und mein Auge sah die sinkenden Hoffnungssterne, welche zuvor Alles was sie sahen im rosigen Lichte goldener Zukunftsträume badeten.

Als ich mich meiner Heimath näherte, befremdete mich die Todtenstille, welche auf derselben ruhte. An jedem andern Abend war mir Catalina mit ihrem Kinde auf dem Arm entgegen gekommen; aber jetzt regte sich kein Fuß, und kein Laut traf mein horchendes Ohr. Zitternd und ängstlich—ich wußte selbst nicht warum — öffnete ich die Gartenthüre, welche in den Hof und dann ins Häuschen führte. Aber auch dort war Niemand, um meinen Gruß zu erwidern— keine Kinderstimme, Alles stille wie das Grab. Ich ging in die kleine Anlage hinter dem Hause und rief mit lauter Stimme den Namen meiner Frau.

Ich horchte, indem ich dachte, die Schönheit des Abends möchte sie verleitet haben, sich weiter vom Hause zu entfernen, als gewöhnlich. Jetzt meinte ich plötzlich die Stimme einer weinenden Frau zu vernehmen.

Ich habe schon oft erwähnt, daß sich nicht weit vom Hause ein kleines Wäld-

chen befand, und jetzt meinte ich, überzeugt zu sein, daß die Schmerzenslaute aus jener Gegend herübertönten. Deßhalb flog ich, so schnell es meine Aufregung nur erlaubte, dem Platze zu. Als ich einige Schritte in das Gehölz hinein gegangen war, lag ein Bild des Schreckens vor meinen Augen, welches nie wieder aus meinen Gedanken verschwinden wird."

Pipo schwieg jetzt. Er nahm sein Tuch und wischte sich die Schweißtropfen, welche wie große Perlen an seiner Stirne hervorquollen, und so schrecklich war die bloße Erinnerung an jene Schreckensnacht, daß es ihn fast unfähig machte, weiter zu erzählen. Nach einer kurzen Pause fuhr er jedoch fort:

„O Senor Eduardo, haben Sie Mitleid mit mir, denn als ich in das Gehölz hinein kam, sah ich das Mädchen, welches ich von Segovia mitgebracht hatte, um meiner Frau zur Hand zu gehen, auf einem umgefallenen Baumstamme sitzen, ihre Schürze über den Kopf gehängt und bitterlich weinend; während etwas, worüber eine schwarze Mantilla gebreitet war, nicht weit von ihr auf der Erde lag.

O, welch eine Erinnerung geht beim Gedanken an jene schauerliche Stunde durch meine Seele, Mr. Clinton! Sobald als mich Pepita sah, denn meine Fußtritte hatten ihre Aufmerksamkeit erregt, daß sie die Decke von ihrem Kopf nahm, um zu sehen, wer da wäre—sprang sie auf und mit dem Finger auf den auf der Erde liegenden Gegenstand hindeutend, floh sie mit einem wilden, herzzerreißenden Schrei ins Gebüsch. Ich machte keine Anstrengung, ihr zu folgen, denn meine Sinne verwirrten sich; eine Centnerlast auf meinem Herzen schien mich festzuhalten, und ich kam mir selbst wie ein fremdes Wesen vor; denn als ich mich bückte und die Mantilla—welche ich als die meiner Frau erkannt hatte—aufhob, fand ich darunter—die kalte Leiche unseres geliebten Kindes."

Hier erhob sich der leidende Mann und ging mit wankendem Schritt den Pfad hinab. Seine ganze Gestalt zitterte, und die Wunden, welche durch die Erzählung der überstandenen Schrecknisse aufs neue aufgerissen wurden und zu bluten begannen, schienen fast seine Todeswunden werden zu wollen.

Edward Clinton folgte ihm nach kurzer Zeit und rief ihm freundlich einige trostreiche Verheißungen ins Gedächtniß. „Du bist mühselig und beladen mit Leiden, mein theurer Freund, aber vergiß nicht, daß Einer alle Solche zu sich eingeladen hat, um sie zu erquicken. Mutter und Kind sind hinüber gerückt und dein Auge kann sie nicht sehen, aber bedenke, es gibt ein Wiedersehen im besseren Lande, und freue dich, daß sie gewürdigt waren zu leiden um Christi willen."

„Ich weiß das, Senor Eduardo; und wäre es nicht für diese theure Wahrheit, welche ich und die geliebte Dahingeschiedene von Ihnen gelernt haben, ich wüßte nicht, was in diesen dunklen Stunden aus mir geworden wäre. Wir waren so glücklich, meine Lina und ich. Gott erhörte ihr Gebet, daß wir sein Wort besser erkennen und mehr darnach leben und wandeln könnten. Wir unterhielten uns oft darüber, daß wir gewürdigt seien, trotz aller unserer Untüchtigkeit und Schwachheit, so glücklich und zufrieden zu sein, indem wir alle unsere Sünden und Sorgen zu den Füßen Jesu niederlegen konnten."

Nachdem Pipo noch einigemal hin und her gegangen, und seine Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte, kehrte er wieder zurück, setzte sich auf seinen Stuhl und fuhr mit der Erzählung seiner trüben Vergangenheit fort.

„Ich hob den kleinen Leichnam von der Erde auf und trug ihn sanft ins Häuschen, wo ich Alles, was uns von unserem geliebten Kinde geblieben war, aufs Bett legte und dann hinaus eilte, die Thüre hinter mir schließend, dem Wäldchen zu, in der Hoffnung, Pepita zu finden und von ihr etwas über den Aufenthalt und das Befinden meines geliebten Weibes zu vernehmen. Ehe ich noch weit gegangen war, fand ich sie, aber als sie mich sah, versuchte sie zu fliehen, welches ich nur dadurch, daß ich sie schnell an ihrem Kleid erfaßte und festhielt, verhindern konnte. Obschon mein eigenes Herz zum Zerspringen voll und aufgeregt war, mußte ich doch versuchen, sie zu trösten und zu beruhigen, wenn ich erwarten wollte, daß sie

meine Fragen beantworten solle. Als mir dies in einem gewissen Grade gelungen war, erzählte sie mir etwa Folgendes:

Meine Frau hatte sie mit dem Kinde nach dem Wäldchen geschickt, um dort mit dem Knaben zu spielen, während sie sich eifrig mit der Anfertigung einiger Strickwaaren beschäftigte, welche auf dem morgenden Schafschurfest zum Verkauf ausgeboten werden sollten. Pepita war mit dem Kinde eine Zeit lang umhergegangen und ließ dasselbe dann auf dem Rasen spielen, während sie sich etwas entfernte, um mit einer ihr bekannten Nachbarstochter über die Festlichkeiten des morgenden Tages zu sprechen. Als sie jedoch zurückkehrte, fand sie das Kind nicht mehr. Sie lief in dem Gehölz hin und her, in der Hoffnung sein Weinen zu vernehmen, aber kein Laut traf ihr Ohr. Zuletzt müde und voll Furcht lief sie nach dem Häuschen, in dem Gedanken, Catalina möge vielleicht das Kind gefunden haben, und um sie für ihre Unachtsamkeit zu bestrafen, habe sie es wohl heimlich weggenommen, um sie zu erschrecken. Nahe beim Hause angekommen, von jenem Abhange aus, von wo man die ganze Ebene übersehen kann, bot sich ihr ein Anblick, welcher sie, trotz der Furcht um den verlornen Knaben, fast zu Tode erschreckte. Einige maskirte Männer hatten meine Frau—meine Catalina—zwischen sich, ihren Kopf fest mit einer dicken Mantilla umwunden und führten sie einem kleinen Fuhrwerke zu. Wegen der Umhüllung ihres Kopfes war es ihr unmöglich zu schreien, als sie jedoch in dem Wagen war, gelang es ihr, die Mantilla von ihrem Kopf zu reißen und sie aus dem Wagenfenster zu werfen — ohne Zweifel um mir ein Zeichen zu geben von dem, was vorgefallen war.

Pepita sagte, sie sei so erschreckt gewesen, daß sie keinen Laut habe hervorbringen können. Sie war verhältnißmäßig auch noch ein Kind. Eine Zeit lang dachte sie, daß das Kind wahrscheinlich mit der Mutter fort sei, und wollte dem dahineilenden Wagen folgen, welches sie jedoch bald aufgeben mußte, und da es ihr graute, in das Haus zu gehen, so lief sie voll Schrecken nach dem Wäldchen zurück, wo sie nun das Kind auf dem kalten Boden todt hingestreckt fand. Lange konnte sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Kind todt sei; sie horchte lange, ob nicht der Athem zurückkehren werde, aber umsonst—sie hörte nichts als das Pochen ihres eigenen angsterfüllten Herzens. Der Engel des Todes war eingekehrt, und nie mehr sollte das unschuldige Lächeln des lieblichen Kindes die Herzen der Eltern erfreuen.

Pepita hatte die Mantilla von dem Platze aufgehoben, wo sie mein geraubtes Weib hingeworfen hatte, denn das Kind war in ihrer Aufregung dem Wagen zuerst nachgegangen; bald jedoch verlor sich derselbe bei den Biegungen des Weges aus ihrem Gesicht, und sie kehrte zurück. Als sie nun das theure Kind todt fand, bedeckte sie es mit der Mantilla seiner Mutter.

O mein Kind, mein Kleinod! warum wurdest du geboren! Und warum ist dieses Herz nun so elend und so verlassen in weiter Welt allein?"

„Beruhige Dich, Pipo," sagte Edward, „und betrachte einmal diese dunkle Prüfungswolke im Lichte des göttlichen Wortes und siehe, ob sie nicht auch eine Lichtseite hat. Welch ein Glück war es, daß deine Lina den Trost der seligmachenden Religion in ihrem Herzen fühlte, ehe diese Wogen des Leidens über sie hinstürmten, und müssen nicht denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen?"

Edward Clinton sah jedoch, daß Pipo keineswegs fähig war, seinen Bericht weiter fortzusetzen, denn sein hageres Gesicht sah ungewöhnlich blaß, aber seine eingesunkenen Augen glühten in einem eigenthümlichen Fieberglanze. Er schlug deßhalb vor, ins Haus zu gehen. Als die Thüren und Fenster geschlossen waren, nahm Edward ein neues Testament aus seiner Tasche und las einen Abschnitt vor, welcher mit seinen Verheißungen ein Balsam für ein verwundetes Herz war, und dann knieten sie nieder, und Edward betete aus brünstigem Herzen um Gnade, Trost und Unterstützung vom Herrn für den armen Pipo, welcher ihm allein in diesen seinen schweren Leidensstunden nach Seele und Leib helfen könne. Und der, der da gesagt hat: „Rufe mich an so will ich dich erhören," hörte das Gebet.

V.

Es dauerte einige Tage, ehe sich Pipo stark genug fühlte, die Erzählung seiner herzbrechenden Geschichten fortzusetzen, wiewohl es ihm nachher einige Erleichterung brachte, einem gefühlvollen Herzen seinen Kummer anzuvertrauen. Trägt doch jegliche Last sich leichter, wenn ein liebendes Herz sie mit uns trägt.

„Ich werde Ihnen nun von meiner lieben, seligen Lina erzählen," sagte Pipo zu Edward, nachdem sie in dem Zimmer des letzteren sich niedergelassen hatten. „Ich fühle, als ob sie mir nahe sei und mich umschwebe, und es thut mir der Gedanke wohl, daß Ihre Landsleute durch diese Erzählung, wenn Sie ihnen dieselbe mittheilen werden wie Sie sagen, daß Sie thun wollen, erfahren, wie verwegen und gewissenlos Menschen sind, welche den wahrhaftigen Gott nicht erkennen, und welche Madonnen und Heiligenbilder statt des Welterlösers anbeten und ihnen die Ehre geben.

Sie können sich die Gefühle der Qual und Verlassenheit gar nicht denken, welche ich empfand, als ich jetzt mein Haus wieder betrat und mit krankem, blutendem Herzen trostlos dastand. Mein Kind lag auf dem Bett in der Nacht des Todes. Ein Nachbar hatte die Güte, den kleinen Leichnam für das Begräbniß vorzubereiten, und als ich in das blasse Antlitz des kleinen Engels blickte, kam es mir vor, als ob noch nie Jemand gelitten habe, wie ich jetzt litt. Aber während dessen war es mir plötzlich, als ob mir eine leise Stimme zuflüsterte: Es war Einer, der schalt nicht, da er gescholten ward, er drohete nicht, da er litte, er war gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tode am Kreuz, und das Bild des leidenden Erlösers trat vor meine Seele. Dieses Gefühl öffnete meine Thränenquellen, welche bisher ausgetrocknet zu sein schienen, und brachte meinem Herzen Erleichterung. Die Thränen kamen wie ein warmer, wohlthuender Regen auf die trockene, versengte Erde, und ich schluchzte laut, als ich auf mein todtes Kind hinblickte. Jene Nacht umschlich ich das Kloster auf dem Berge, bis der Morgen graute, und dann kehrte ich zurück, um der Beerdigung meines Kindes beizuwohnen.

Das Landgericht hatte eine oberflächliche Untersuchung der Sache angeordnet, und gab sein Gutachten dahin ab, daß das Kind wahrscheinlich durch einen zufälligen Schuß getödtet worden sei, und der Thäter habe sich aus Furcht geflüchtet, und so wurde die Sache zugedeckt. Ich hätte am Ende noch hoffen mögen, daß dieses der Fall gewesen sei, wenn ich nicht die Blicke des Einverständnisses zwischen dem Richter und dem anwesenden Priester genau beobachtet und wahrgenommen hätte, und diese gegenseitigen Blicke sagten mir nur zu deutlich, daß mein geheimer Verdacht wohlbegründet sei.

Sobald Alles vorüber und mein Liebling — unser Liebling — dem Schooße der kühlen Erde übergeben war, packte ich verschiedene Sachen, welche ich nothwendig zu haben meinte, in ein Bündel zusammen und machte mich auf, um mein Weib zu suchen. Ich besuchte alle die verschiedenen Klöster in den Bergen, durchwanderte die öden Ebenen Castiliens, wohnte überall der Messe bei, in dem Gedanken, die Priester möchten meine Frau am Ende zwingen, daran Theil zu nehmen. Und Sie werden im Verfolg sehen, daß ich da nicht im Irrthum war, obgleich Monate darüber hingingen, ehe ich etwas von ihr hörte. Während all meiner langen und mühsamen Wanderungen erhielt ich nur ein einziges Mal ein Wort des Trostes von Solchen, an welche ich hin und wieder Fragen um etwaige Auskunft richtete. Dörfer und Städte hatte ich durchwandert, hatte die Plätze der öffentlichen Festlichkeiten besucht, und hatte mich gelangweilt und verlassen gefühlt mitten unter der bunt durcheinander wogenden Menge der Festbesucher, welche sich alle mehr oder weniger dieser Erholungsstunden erfreuten. Ich erinnerte mich an die Sachen, welche ich meiner Lina damals gekauft hatte, damit sie dieselben auf dem Feste zu Segovia tragen sollte, welches mich um so trauriger stimmte. Langsam kehrte ich zurück nach der kleinen Posada, wo ich meine Sachen gelassen hatte, und da ich eine große Ermattung in allen meinen Gliedern fühlte, setzte ich mich, ehe ich den Hügel hinan stieg, auf einen Stein am Wege, mein Gesicht mit den Händen bedeckend, und betete aus tiefem, schmerz-

erfülltem Herzen zu Gott, er möge meine Schritte dem Orte zulenken, wo ihre Verfolger mein armes, geliebtes Weib gefangen hielten. Dieses Gebet brachte mir große Erleichterung, und neue Hoffnungsschimmer erleuchteten die Dunkelheit meiner Seele.

Ich war so tief in meiner Andacht versunken und mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß ich die herannahenden Fußtritte eines Wanderers nicht hörte, bis daß derselbe in meiner unmittelbaren Nähe war, und auch dann erhob ich mein Auge nicht, um zu sehen, wer es etwa sein möge, bis sich eine Hand sanft auf meine Schulter legte und eine Stimme theilnahmsvoll nach der Ursache meines Kummers fragte. Als ich aufschaute, erblickte ich einen ehwürdigen Greis im Priestergewande, aus dessen ruhigem, heiterem Auge Wahrheit und Herzensgüte hervorstrahlten.

Der gute alte Mann! Er war kein gefühlloser Pharisäer mit einem Herzen voll gottloser Ränke und Grausamkeiten, sondern ein wohlwollender Mann, der wegen Mangels an besserer Erkenntniß eben gewissenhaft so handelte, wie es die sogenannte heilige Kirche vorschrieb, aber die Bosheit und Gottlosigkeit seiner Amtsbrüder von Herzen haßte; und da er ein Verlangen hatte, dem Heiland nachzufolgen, so ging er beständig umher und suchte die Leidenden auf, um sie zu trösten. Dieser alte Priester, dessen Namen ich später als Don Geronimo kennen lernte, legte seinen Stab zur Seite und setzte sich neben mich auf den Rasen. „Schaue auf, mein Sohn, und blicke mir in das Angesicht," sagte er, „ich sehe, daß die Wogen des Leidens erst kürzlich über deine Seele gegangen sind. Ich bin dir gegenüber ein Fremdling, aber das Gewand, welches ich trage, wird dich überzeugen, daß ich einen Anspruch auf das Amt habe, die Traurigen und Bekümmerten zu trösten zu suchen."

Wie Sie sich denken können, Senor Eduardo, war ich erstaunt, aus dem Munde des Priesters solche Sprache zu hören. Es war mir fast, als ob Sie, oder Ihr theurer Vater, zu mir gesprochen hätten, so wohlthuend berührten mich diese Worte. Ich wandte mich deßhalb zu dem freundlichen alten Mann und sagte ihm, daß ihn seine Vermuthung nicht getäuscht habe, indem ich tiefes Leid erfahren habe, und dieses schon seit geraumer Zeit.

„Ich sehe es, mein Sohn, in deinem traurigen und verstörten Blick, und wenn du denkst, daß ich dir nützen, oder rathen kann, so will ich das mit Freuden thun. Wünschtest du etwa zu beichten?"

„Nein Vater, ich beichte nur dem lieben Gott in Christo Jesu, seinem eingebornen Sohn, und ich befürchte, daß Sie, nachdem ich Ihnen dieses gesagt habe, kaum mehr Mitleid mit mir fühlen."

Don Geronimo schien aufs höchste betroffen, und nach einer kurzen Pause sagte er: „Ich glaube, ein jeder Mensch ist für seine Handlungen Gott verantwortlich, und ich will dich deßhalb nicht richten, sondern dich um deines Schmerzes willen bemitleiden. Möge dir die heilige Jungfrau gnädig sein; und wenn du dich würdig achtest, vor den lieben Gott zu treten und ihm zu beichten, so ist das mehr als ich von mir sagen kann."

„Von uns selbst sind wir Alle unwürdig," sagte ich, „aber durch den Glauben an Christum haben wir einen freien und offenen Zugang zum Vater, denn wir sind ihm angenehm gemacht in dem Geliebten."

Der Greis blickte mich an und schien tief in Gedanken versunken, und — genüge es zu sagen, daß er mir durch seine Theilnahme und sein liebevolles, väterliches Wesen den Bericht aller meiner Sorgen und Leiden entlockte, und als ich geendigt, netzten Thränen der Scham seine faltigen Wangen über die Gottlosigkeit Solcher, welche sich Diener Gottes nennen und diesen Beruf, welcher rein und heilig sein sollte, mit Laster und Schande beflecken.

Es war schon dunkel, als Don Geronimo aufstand, um seine Reise fortzusetzen, welche ihn, wie er mir sagte, zu einem sterbenden Bruder führte; und als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, fühlte ich, daß ich von einem Freunde schied, denn von seinen Lippen kamen die einzigen Trostworte, welche ich in der ganzen Zeit gehört habe, bis ich so glücklich war, Sie wieder zu treffen, Senor.

Am nächsten Morgen war ich frühe auf,

und kaum war die Sonne aufgegangen, als ich schon die Posada verließ, um meine Wanderungen wieder zu beginnen. Die ganze Natur schien fröhlich und frisch sich des Friedens zu erfreuen. Als ich die Straße hinabwandelte, hörte ich die Töne der Klosterglocke, welche auf den Flügeln des Morgenwindes bald lauter bald leiser zu mir herüberklangen und die Einwohner zur Frühmesse einluden, und auch ich kniete an einem stillen, einsamen Platze nieder, um meine Morgenandacht zu verrichten. Ich fühlte an jener Stätte die freundliche Nähe meines Gottes und glaubte, in jedem Ton in der mich umgebenden Schöpfung seine tröstende Stimme zu hören: die Vögel zwitscherten auf den grünen Zweigen, die Käfer summten zwischen den nickenden Grashalmen und die Blumenkelche öffneten sich dem freundlichen Sonnenstrahl und dem kosenden Morgenwind. Alle schienen mit vereintem Munde zu rufen: „Gebt unsrem Gott die Ehre!"

Mit der ausführlichen Schilderung all meiner mühsamen Wanderungen will ich Sie jetzt nicht ermüden, Senor Eduardo. Ich hatte auf meinen Reisen endlich Toledo erreicht, und nachdem ich mich während der brennenden Mittagshitze ein wenig ausgeruht hatte, brach ich auf, um ein nahe bei der Stadt gelegenes Kloster zu besuchen, denn weil mein Weib durch die Priester entführt war, so war ich überzeugt, daß sie sich in einer dieser unnatürlichen Menschenwohnungen befand. Ich war noch nicht weit gegangen, als die Klagetöne der Priester und dazwischen die melancholischen Weisen der Nonnen in meinen Ohren klangen, und ich merkte, daß mir ein Leichenzug entgegenkam, welcher auf dem Wege nach dem Gottesacker war. Ich horchte auf die klagenden Töne, da auf einmal — konnte es möglich sein? — eine Stimme war mir bekannt — es schien die Stimme meiner Catalina zu sein.

Ich stand da, fast ohne das Vermögen, mich zu bewegen; als aber der Zug näher und näher kam, und die Stimmen deutlicher wurden, schlug mein Herz schnell, aber stark, denn ich war jetzt überzeugt, daß Lina dabei war, und ich stellte mich deßhalb hinter einer zerfallenen Hütte auf, von wo ich Alles beobachten konnte, ohne leicht gesehen zu werden, aus Furcht, vielleicht von einem der anwesenden Priester erkannt zu werden.

In kurzer Zeit kam der Zug vorbei, und ich sah meine Frau — meine Lina — ganz weiß gekleidet zwischen den Nonnen, welche das Requiem sangen.

Ich weiß nicht, wie ich es anfing, mich dort stille zu verhalten und nicht hervorzustürzen, um sie hinwegzutragen; aber ich regte mich nicht, und als Catalina an dem Platze vorbei ging, wo ich stand, drehte sie den Kopf und blickte herüber zu mir. Ihr Auge traf das meinige, und an dem plötzlichen lebhaften Ausdruck, welcher an die Stelle ihres kummervollen Blickes trat, konnte ich wahrnehmen, daß sie mich gesehen hatte. Ich legte meinen Finger an die Lippen, um ihr Vorsicht anzurathen, welches sie dann auch an die gefährliche Lage erinnerte, worin wir uns Beide befanden, und sie kämpfte alle Aufregung nieder, deren Ausbruch ich befürchtet hatte.

Während die Prozession ihres Weges zog, entwarf ich schnell meine Pläne, welche ich zu verfolgen beabsichtigte. Ich nahm ein kleines Stückchen Papier aus meiner Tasche und schrieb darauf: Meine liebe Catalina! Gott hat mich sicher zu Dir geführt. Ich gehe jetzt, aber ich komme wieder, um Dich zu retten. Erwarte mich in der zweiten Nacht nach dieser. Dein Dich liebender Pipo.

Ich wartete, bis der eintönige Zug wieder zurück kam, und da ich wußte, daß die Priester diesmal vorangingen, so suchte ich mich so unkenntlich als möglich zu machen. Den Kragen an meinem großen Mantel in die Höhe gezogen, und den Hut über das Gesicht herabgedrückt, ging ich auf die Seite des Zuges, wo ich wußte, daß meine Lina vorbeikam und wartete.

In kurzer Zeit kamen sie zurück. Als sie mir nun gerade gegenüber waren und meine Frau dicht an mir vorbei schritt, griff ich mit der Hand zur Seite, als ob ich meinen Mantel zurecht ziehen wolle, und ließ das Zettelchen in Lina's bereitgehaltene Hand gleiten; darauf schritt ich langsam des Weges dahin, als ob ich in tiefe Gedanken versunken sei. Aus

der Ferne sah ich noch, wie der Zug durch die Pforte des Klosters San Ildefonso hindurchschritt.

Als ich die großen Klosterpforten sich hinter meiner Geliebten schließen sah, fühlte ich sehr niedergeschlagen; jedoch mein Herz wurde auch mit neuer Hoffnung erfüllt. Ich wußte ja, daß ich einen Vater im Himmel hatte, welcher alle meine Angelegenheiten zum besten lenkte, und eine innere Stimme schien mir zu sagen: Ueberlaß alle deine Sorgen dem, welcher des Sperlings auf dem Dache nicht vergißt und die Haare deines Hauptes gezählt hat!

Nachdem ich jene Nacht etwa eine Stunde geschlafen hatte, um mich für die schwierige Arbeit, welche vor mir lag, zu stärken, rief ich inbrünstig zu dem Allmächtigen um seinen Beistand und seine gnädige Führung, und dann kehrte ich zurück, meinem Hause zu, in dessen Nähe Freunde wohnten, auf deren Mithülfe ich mich bei der Rettung meiner Lina verlassen konnte.

Ich wanderte die ganze Nacht rastlos voran unter der trauten Wacht des aus Millionen funkelnden Augen auf mich herabblickenden Sternenheeres; und wenn ich zu diesen wunderbaren Nachtwandlern betrachtend emporblickte, so kam ein so mächtiges Gefühl meiner eigenen Nichtigkeit und Unwürdigkeit, und der Größe, Güte und Langmuth des liebenden Vaters im Himmel über mich, daß es mich zur innigsten Dankbarkeit rührte.

Diese Gedanken ernüchterten mich einigermaßen von meiner Aufregung, und mit leichterem Herzen verfolgte ich meine Straße. Als ich endlich nach Segovia und in meine kleine Heimath kam, fing die Hoffnung auf bessere, glücklichere Tage recht an, meine Seele zu durchdringen. Aber! aber!

Das erste Ding, was ich hier that, war, daß ich nach der alten Frau sandte, derselben, welche in Ihren und Ihres guten Vaters Diensten stand, als Sie die Villa Christina bewohnten, Senor Eduardo, und sie anwies, das Häuschen in Ordnung zu bringen und für die Rückkehr meiner Lina herzurichten. Wie zärtlich ich selbst alle Sachen ordnete, welche ihr lieb waren, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich wollte sie von sonst Niemand anrühren lassen. Als nun diese Pflicht erfüllt war, verschloß ich mein kleines Haus, steckte den Schlüssel zu mir und ging, um meine Freunde, von welchen ich Ihnen schon gesagt habe, um Hülfe anzusprechen, weil ich auf deren Muth und Treue bauen konnte.

O Senor Eduardo, wenn ich an die goldenen Hoffnungen jener Zeit denke, und wie schnell dieselben dann zerschmettert wurden und sich in einem öden Grabe verloren, so ist es mir ein Wunder, daß ich noch hier bin, um es Ihnen mitzutheilen; aber es ist nicht auf lange Zeit, — auf seine abgemagerten Hände blickend — und meine einzige Bitte ist, daß Sie so gütig seien und mich neben meiner lieben Lina zur Ruhe bringen wollen."

(Schluß folgt.)

Reiseerzählungen.

Von Bischof J. J. Escher

III.

Bei Straßburg setzten wir über den Rhein, den schönen und nunmehr auch echt deutschen Rhein, dessen beide Ufer von seiner Quelle hoch oben im Schweizerland bis zu seiner Mündung in die Nordsee von Stämmen deutscher Abkunft bewohnt sind, und der deßhalb denn auch keine Grenzscheide, wie seit zweihundert Jahren, sondern eine Lebensader *eines* Volks und sein Stolz zu sein bestimmt ist. Der großen deutschen Nation gehört der schöne deutsche Rhein, und kein Franzmann soll ihn je wieder anders als nur mit friedlicher Gesinnung überschreiten. Da hat es freilich auch vorderhand, und so lange Deutschland einig bleibt, gerade keine große Gefahr. Aber eben mit dieser deutschen Einigkeit ist es so eine Sache, daß man doch nicht ganz ohne Sorgen darüber oder eigentlich *dafür* sein kann. Es sind noch so viele störende Elemente da und auch Gegenstände, die nicht viel Element in sich haben, daß man fürchten muß, es möchten Unhelligkeiten eintreten, die am Ende die Einheit so schnell auflösen könnten, als die leidigen Franzosen sie verwirklicht, oder

eigentlich mit dem Schrecken ihres Uebermuths durchgezwungen haben. Und da kann man nur wünschen, daß es dem Nachbar hinter den Vogesen recht wohl gehen möge, daß er möge stark und mächtig sein, so lange als die zänkischen Kinder in der deutschen Heimath einen Bären nöthig haben, um sie in gutem Vernehmen mit einander zu erhalten, bis endlich die deutsche Einheit in gründlich deutscher, oder auch deutsch gründlicher Eintracht ruht.

Es ist und bleibt eben ein für allemal und ewig wahr: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Das sieht man an der Geschichte der "grande Nation," und andere Nationen werden wohl auch keine Ausnahme bilden; daher kann, wer offene Augen hat und sieht und an Gott und sein Wort glaubt, nicht so ohne weiteres aller Besorgniß wegen Deutschlands Zukunft Valet geben.

Wahr ist's: Die Begebenheiten der letzten Jahre haben das deutsche Bewußtsein in jeder echt deutschen Brust gar gewaltig geweckt, und was uns unser hochherziger, kerndeutscher Poet in Stuttgart —nunmehr in Reutlingen zu Hause— einst in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand zur Antwort gab, das werden Millionen deutscher Bürger sagen, nämlich: „Jetzt erst wissen wir Deutsche, was Patriotismus ist, und haben einmal auch etwas, worauf man patriotisch stolz sein kann." Nun ja:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht uns treu die Wacht am Rhein."

Auf der badischen Seite treffen wir zuerst in Kehl, einem hübschen Städtchen, am Einfluß der Kinzig in den Rhein gelegen, ein. Von hier gehts auf der Kehler Zweigbahn durch sumpfige aus der Ueberschwemmung der Kinzig entstandene Gründe über Kork nach Appenweier, wo wir den auf der Hauptbahn von Basel kommenden Zug besteigen und landabwärts fahren. Bei Achern erblicken wir einen hohen Obelisken, Denkmal des tapfern französischen Generals Turenne, den hier in 1675 eine österreichische Kanonenkugel tödtete; ebenfalls die Irrenanstalt Illenau. Rechts in keiner großen Entfernung liegt das berühmte Schwarzwaldgebirge, links viel weiter entfernt ragen die höchsten Gipfel der Vogesen über den Dunst, der auf der Ebene liegt, empor. Bei Ottersweier rechts sieht man die Hornisgründe, der höchste Punkt des untern Schwarzwaldes. Nach Bühl folgt Steinbach, wo die Straßburger Freimaurer dem Erwin von Steinbach, Erbauer des Münsters, ein Standbild errichtet haben. In Oos steigen die Passagiere, die nach „Baden Baden" ins Bad reisen, aus und fahren auf einer Zweigbahn in 10 Minuten nach Baden. Wir reisen weiter, denn so nöthig wir bestaubte, von Hitze und Anstrengung erschöpfte Reisende die Ruhe und eine gehörige Abwaschung auch hätten, so läßt uns aber unser Reisezweck diesen Luxus nicht zu.

Bei Rastadt fahren wir durch die Befestigungswerke dieser sogenannten Bundesfeste und erinnern uns an 1849 und die standrechtlichen Executionen an den unglücklichen „Freischärlern." Bei Ettlingen erinnert ein Denkmal an die im Gefecht mit den Freischaren gebliebenen preußischen Soldaten. In Carlsruhe, der kaum 100 Jahre alten Residenzstadt der Großherzoge, haben wir einen zweistündigen Aufenthalt, den wir benützen zur Besichtigung so vieler Sehenswürdigkeiten dieser so einzig schön ausgelegten Stadt, als uns in der kurz gemessenen Zeit wohl möglich ist. Wir gehen durch das Ettlinger Thor in die breite Straße, die zum Schloß führt; da sehen wir erst das Denkmal des Großherzogs Carl mit dessen Brustbild, dann das Standbild des Großherzogs Ludwig und die Pyramiden des Markgrafen Carl Wilhelm, gest. 1738, des Gründers der Stadt, beide am Markt, auf welchem gerade Messe ist; auf dem Schloßplatz des Großherzogs Carl Friedrichs Standbild. Das Schloß selbst kann man mit allem Willen nicht bewundern, nachdem man sogar in unsern jungen amerikanischen Städten und auf dem Lande viele prachtvollere Privatresidenzen gesehen hat.

Wir kehren zum Bahnhof zurück, ein heranstürmendes Gewitter mahnt uns zur Eile und wir kommen glücklich vor dem Wetter unter das Dach. Und jetzt erst entdecken etliche Engländerinnen, mit denen wir schon in Straßburg zusammen-

getroffen waren, zu ihrem Schrecken, daß wir einen Bischof in unserer Gesellschaft haben. Bekanntlich haben die englischen Episkopalen größere Ehrfurcht vor dem Episkopos als viele Amerikaner, namentlich wenn man die „Würde" ohne den „Priester" trägt; zum Glück für unsre Engländerinnen trennte sich unsre Gesellschaft, doch nur dadurch, daß sie, nicht ganz so eingeschränkt wie wir, mit zweiter Classe reisten, wir hingegen aus Sparsamkeitsrücksichten mit dritter — Beweis genug, daß unser „Bischof" leicht unerkannt bleiben konnte.

Vor fünf Jahren reiste ich auch diesen nämlichen Weg, nämlich von Carlsruhe über Pforzheim nach Stuttgart. In Carlsruhe stieg ein bescheiden aussehender junger Herr in denselben Wagen ein, in welchem ich saß, und setzte sich neben mich hin. Nachdem der Zug abgefahren war, zog er den Bremer Evangelisten aus der Tasche und las in demselben. Ich kannte das Blatt und glaubte deßhalb auch meinen Mann zu kennen, wiewohl ich mit Wissen ihn nie zuvor gesehen hatte. Als er zu lesen aufhörte, bat ich ihn um das Blatt, las es mit Begierde in kurzer Zeit durch und gabs ihm wieder mit der Bemerkung, es sei sehr schön. Das schien ihm gar wohl zu gefallen und er nahm Anlaß, auf bescheidenem Umweg eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, offenbar mit der Absicht, einige heilsame Wahrheitskörner in ein heilsbedürftiges Sünderherz einzusenken. Die sichtliche Empfänglichkeit meinerseits schien ihn ebensosehr zu überraschen als zu befriedigen und zur vertraulichen Offenheit zu veranlassen. Mit dieser Offenheit erzählte er mir dann im Allgemeinen und Einzelnen von dem Missionswerk der Meth. Kirche in Nord- und Süddeutschland und gab mir ungefragt genaue Auskunft auch über die Missionen und Missionare der Evang. Gemeinschaft. Unter Anderm sagte er mir sogar, daß Bischof Escher kürzlich von Amerika gekommen sei, daß er schon viel von ihm gehört und gelesen habe und sehr wünsche, ihn kennen zu lernen ꝛc. Daß ich darüber in eine gewisse Verlegenheit gerieth, ist leicht zu denken; denn ich hatte den fremden Freund, der sich so redlich auch um mein Heil bemühte und dann so offen aus dem Reich Gottes erzählte, lieb gewonnen und hätte ihm, da es doch in meinem Vermögen lag, gern die Gefälligkeit erzeigt, ihm den Bischof Escher vorzustellen. Aber wie es angreifen und ausführen, ohne meinen Freund in noch größere Verlegenheit zu bringen, als die meine war? Er hatte mir so viel gesagt, sogar von „Bischof Escher," was dieser nothwendig auch und zwar früher schon mußte gewußt haben. Ich schlug endlich dazu auch einen Umweg ein, sagte nämlich dem Bruder, ich sei auch ein Amerikaner, bekenne mich zu den Gläubigen, freue mich sehr über die Missionsbestrebungen der Am. Kirchen in Deutschland, suche selbst auch mitzuhelfen, kenne eine Anzahl der Missionare — da auf einmal ruft der „Schaffner" die Station aus, an welcher mein Freund aussteigen mußte, und er stieg aus ohne den „Bischof" gesehen zu haben. So lernte ich den Br. W., Missionar in Lahr, kennen und lieben, ohne daß er es wußte. Ein älterer, d. h. in der Erfahrung reicherer Prediger hätte, denke ich, doch die Sache ein wenig anders angegriffen und auch ein anderes Resultat erzielt. Immerhin aber mußte ich den jungen Bruder schätzen und es an ihm loben, daß er sich auch um mein Heil so treu bemühte; ich war ihm ja weltfremd. Aber der Eifer der rettenden Liebe kennt keine Schranken.

In Stuttgart steigen wir aus. Das: „Seid mir herzlich willkommen!" unsers wackern Br. F., und der herzliche Empfang von den Geschwistern G. läßt uns auf einmal vergessen, daß wir in der Fremde sind. Ueberhaupt vergißt man das nirgends leichter als bei diesen offenherzigen, gemüthlichen, wackern, treuen Schwaben und in dieser ihrer anmuthigen Hauptstadt; Gesellschaft und Umgebung entlocken Einem hier ganz unwillkürlich ein: Hier möchte ich auch zu Hause sein.

Stuttgart ist bei weitem nicht die schönste Stadt, die der Reisende in Deutschland findet, aber ihre Lage in einem weiten Kessel anmuthiger Rebenhügel und waldbegränzter Höhen ist reizend. Eine schöne dreißig Schritte breite Straße, die Königsstraße, durchschneidet die Stadt von Südwest nach Nordost und trennt

die Neustadt von der innern Stadt. Das Hauptgebäude an dieser Straße ist der stattliche Königsbau dem Schloßplatz gegenüber. Die Neckarstraße, eine der schönsten, die man in Deutschland findet, läuft parallel mit der Königsstraße und mündet in die Canstatter Landstraße, die mehr und mehr mit prachtvollen Gebäuden verschiedensten Stils bebaut wird. Sehenswürdigkeiten sind: Der wirklich großartige und trefflich eingerichtete Bahnhofpalast; dann das dem Bahnhof gegenüberstehende neue, und ebenso prachtvoll aufgeführte, als vortrefflich eingerichtete Postgebäude; das kolossale alte Schloß mit seinen runden Eckthürmen; die von 1436—1490 im gothischen Stil erbaute Stiftskirche am Schillerplatz, in welcher die Hofacker und andere treue Zeugen Jesu den Stuttgartern das Heil im Blut Christi verkündigt haben und der wackere Gottesmann Kapff seit einer Reihe von Jahren den Glauben predigt, der, wiewohl er von Sonntag zu Sonntag mit einem klaren und kräftigen Zeugniß gegen die Sünden und Laster der Hohen und Niedern auftritt, Gesetz und Evangelium in einfachster Darstellung verkündigt, doch einen Zulauf hat, wie kaum ein anderer Prediger in Europa, oder auch ein Beecher in Amerika; die Zahl seiner Zuhörer aus allen Volksschichten von der königlichen Haushaltung bis herab zur Dienstmagd, wird nur durch die Mauern der dreitausend Personen fassenden Kirche beschränkt. Und doch ist dieser Prälat Kapff so einfach, so sehr einfach, sein Vortrag so von allem Redeschmuck frei, so kindlich offen und frei! Aber er glaubt von Herzen und fühlt, was er sagt; darum hören und ehren ihn selbst seine entschiedensten Gegner. Unter den Pietisten steht er als Vater obenan, wie er überhaupt auch unter den gläubigen Geistlichen Deutschlands in erster Linie hervorragt.

Das neue Residenzschloß besteht aus einem, von einer goldnen Krone überragten Hauptgebäude mit zwei Flügeln, und soll dreihundertfünfundsechzig Zimmer haben. Prachtvoll ist dieser Bau keineswegs. An der Nordostseite sind die bis fast nach Cannstadt reichenden „Anlagen," ein sehr schöner Park mit einer Anzahl Stand- und Schandbilder. In den stillen Seitenwegen dieses irdischen Eden hat der Schreiber dieser Zeilen schon manche Stunde der Andacht in einsamer Betrachtung, mit Nachdenken über Reichsgottesangelegenheiten, Predigtvorbereitung, Sehnsuchtsmonologe und stillem Verkehr mit Gethsemane und der Geisterwelt zugebracht. Der schattige Waldgarten ist mir wirklich recht theuer geworden.

Die mitten durch die Anlagen führende Straße ist eine sehr beliebte Promenade der Stuttgarter, die man namentlich an heißen Sommernachmittagen äußerst belebt findet. Sie führt direkt auf die mit Badeanstalten umgrenzte Neckarinsel zwischen Berg u. Cannstadt zu. Diese Bäder werden von den Stuttgartern ganz außerordentlich stark besucht; Alles geht ins Bad, und da schwärmts an warmen Sommertagen von Berg bis nach Cannstadt auf dem Trokenen und im Wasser von jungen und alten, kleinen und großen Badelustigen. „Es dient zur Gesundheit," heißt's, was ich auch nicht widerlegen will; aber ob es auch der sittlichen Gesundheit förderlich ist? Ich bin durch Wahrnehmungen ganz gründlich vom Gegentheil überzeugt und kann diese öffentlichen Badeörter nur als Treibnester sittlicher Unfläthigkeit und Schulen eines losen Lebens betrachten. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß Jeder, der diese Bäder besucht, an seiner sittlichen Reinheit Schaden leidet; aber das Unbeflecktbleiben ist sicherlich nicht der Reinheit des Orts oder der Hauptgesellschaft, die sich da aufhält, zu verdanken. Cannstadt, dieses sonst so anmuthige Städtchen, in welchem auch eine schöne Anzahl edler Frommen wohnt, wird ohne Zweifel mit vollem Recht das würtembergische Sodom genannt.

Der Rosenstein, eine königliche Villa auf einer schönen Anhöhe bei Cannstadt, enthält nebst dem vielen Schönen und Sehenswürdigen, auch eine Menge der schamlosesten Statuen u. Gemälden, an denen König Wilhelm und sein Stubenrauch sich ergötzt haben mögen, von welchen aber unsre, an ein reines Familienleben gewohnte, Gesellschaft sich mit Entrüstung wegwandte und den Ort schneller verließ, als sie ihn betreten hatte. Man sagte mir hier Dinge aus dem Leben der Vornehmen,

die ich nicht schreiben kann, und die man einfach für rein unmöglich halten sollte. O wie schön, wie himmlisch schön und göttlich edel ist dagegen das Leben der Niedrigen, die Gott fürchten und Jesu nachfolgen, und wie hoch erhaben stehen sie in ihrer sittlich reinen Schlichtheit über der gottentfremdeten, sittlich faulen vornehmen Welt! Ja,

„Wie groß ist deine Herrlichkeit,
O Christenmensch, hier in der Zeit,
Und noch vielmehr dort oben!
Wenn anders, was dein Name heißt,
Dein Wesen und die That beweist
Und deine Werk' dich loben."

Besser als auf dem Rosenstein gefiel es uns in der am Fuß des Hügels gelegenen Wilhelma, mit ihrem eigenthümlichen, im maurischen Stil erbauten, und ganz morgenländisch eingerichteten Lustschlößchen, ausgesuchtesten Blumenflor, und seltensten Pflanzen der Tropenwelt. Die berühmte Lotuspflanze, die Blume die am Abend weiß und am Morgen roth ist und die ganze Umgebung mit ihrem ebenso starken als angenehmen Duft durchdringt, nebst vielen andern, wurde zum Preise des ewigen Meisters dieser Schönheiten bewundert, und mit einer tiefen Sehnsucht nach der Ruhe im Schatten der Lebens-Bäume des Paradieses Gottes zogen wir Hand in Hand im Abendkühl nach Hause.

Abendempfindungen.

Von J. Maurer.

In die Ferne jüngst mein Auge spähte,
Wolkenberge sah ich vor mir ragen;
Sonne war enthuscht in ihre Kammer;
Nur noch schwaches Roth umflorte Hesperus.
Sternlein blickten milde aus dem Aether,
Bei der Erde nachtumflorten Hütten
Spielen Kinder jubelnd auf den Gassen;
Fröschlein quacken emsig in dem Teich.
Und mein Auge schaut in hohe Fernen;
Heimwärts, heimwärts ist der Blick gerichtet,
Wo sich immer mehr das Dunkel lichtet
Und erhellt mit Stern um Stern.
Mag die Erde rauschen, lärmen, spielen,
Kann mich nicht in meiner Liebe stören;
In Bewunderung steht mein Geist zerflossen,
'S ist als hört ich Sphärenmelodien.
Großer Gott, was wird's im Himmel werden!
Dachte ich mit wonnigen Gefühlen;
Majestätisch strahlst Du mir im Dunkel,
Wie wird's sein im Pantheon des Lichts.

Das braune Geschwisterpaar.

(Von C. Salesius.)

(Schluß.)

Sie bog in eine nahe Gasse und stand gar bald vor einer übelberüchtigten Winkelschenke, dem Zufluchtsorte aller das Licht des Tages Scheuenden. Heute ging es darin besonders lebhaft zu. War doch eben eine zahlreiche Zigeunerbande in die Stadt eingezogen und hatte hier willkommene Unterkunft gefunden. Man konnte sie schon von weitem jauchzen und singen hören. Sie spielten und tanzten:—es war ein wüster Anblick.

In einer der kurzen, sich folgenden Pausen trat die Zigeunermutter wie von ungefähr vor die Thüre, halb um frische Luft einzuathmen, und halb um in die Ferne zu spähen. Ihr Auge entdeckte auch gar bald die müde an der Straßenecke lehnende Marie, und mit dem nie fehlenden Instinkte der Habsucht in ihr gute Beute ahnend, trat sie rasch auf die Erschrockene zu, fragend, was sie denn hier suche?

„Ich möchte meinen Bruder finden," stotterte Marie.

„Deinen Bruder, Kind? Was sollen Brüder von Leuten deines Gleichen an diesem Orte?" fragte die Frau, indem sie ihre hagere Hand auf Marien's Arm legte. „Aber komm herein! Wenn du deinen Bruder verloren hast, gibt es Leute, die ihn finden können. Tritt näher her zum Lichte, und lasse mich in Deiner Hand lesen, ich will dir dein Schicksal verkünden."

Und sie zog mit Kraft die zitternde, widerstandslose Marie in das dumpfe, matt beleuchtete Zimmer, wo alsbald ein dichter Kreis Neugieriger sie umringte.

„Nimm deinen Hut ab, Kind, damit ich deine Züge schaue," fuhr die Alte fort, „und reiche mir deine Hand, gib mir aber auch ein Geldstück, auf daß ich mit ihm sie kreuze."

Marie war sprachlos vor Schrecken. Sie hörte und gehorchte wie im Traume, nahm ihren Hut ab, hoffend bald wieder frei zu werden.

„Eine Zigeunerin? Sie ist eine Zigeunerin!" rief aber nun eine rauhe

Stimme. Und Alle starrten erstaunt und triumphirend auf Marien's schwarzes Haar, dunklen Teint und leuchtende Augen.

„Ja, o ja! Sie gehört zu uns!"

„Nein," schrie entsetzt Marie; „nein, ich gehöre nicht Euch an!" Und sie suchte los zu werden von den sie umklammernden Händen. Aber vergebens! Nur noch fester hielt die braune Knochenhand ihre Beute, und eine schrille, kreischende Stimme rief höhnisch in ihr Ohr: „Ja uns, uns gehörst du an! Aber sage, woher kommst du?"

Marie bat und flehte; sie schrie und weinte.—Umsonst.

Und so erzählte sie denn unter Zittern und Seufzen die Geschichte ihres Lebens, nichts verschweigend, als ihre letzte unselige That: sie wagte es nicht, von dem Perlenschmucke zu sprechen in solcher Gesellschaft. Sobald sie geendet, bat sie abermals und dringender, man möge sie frei geben.

„Sei kein Narr," rief wieder jene gellende Stimme. „Bist du nicht ein Zigeunerkind wie wir? Kannte ich dich nicht längst? Ich erinnere mich ja deiner und deines Bruders noch so wohl! Der alte Squire (englischer Edelmann) zu Treve ließ euch erziehen, euch Beide; ich weiß es wohl, weiß Alles! Denn mein Auge hat auf euch geruht zu allen Zeiten! Du bleibst nun hier, hörst du? Morgen will ich dich kleiden wie Eine aus uns, und wir wollen dann umherziehen. Was aus Jonas geworden, erfahre ich gar bald. Haben wir nicht unsere Spione allerwärts in der weiten Welt?"

Dabei ergriff die Zigeunermutter Marien's Hand und zerrte die Zitternde in eine kleine Nebenkammer.

„Höre Mädchen, du bleibst hier die Nacht über. In jener Ecke—(auf eine elende Schütte Stroh zeigend) magst du schlafen. Und merke wohl, was ich dir nun sage: Verhalte dich ruhig und geberde dich wie Eine aus uns, wenn dir dein Leben lieb ist. Aber, was hast du hier innen in diesem Bündel?"

„Nichts als einiges Linnen," antwortete Marie zitternd und ohne auch nur an Widerstand zu denken.

Die Alte öffnete den Pack,–der Schmuck war nicht darin. Marie hatte ihn glücklicherweise in ihren Kleidern verborgen. Aber die Feinheit der Leinwand, und einige Geldstücke, welche sich vorgefunden, machten die habgierigen Augen der Zigeunermutter funkeln; sie nahm auch sogleich das Ganze in Beschlag. Dann, nachdem sie Marien nochmals eingeschärft, sich stille zu verhalten, verließ sie das Zimmer, dessen Thüre hinter sich absperrend.

Das arme Mädchen war nun allein — allein mit ihren Gedanken, ihrer Verzweifelung, ihrer bitteren Reue. Wie im Traume sah sie um sich. Konnte es denn möglich sein? Sie faßte es nicht! — Aber allmählig dämmerte die volle Wahrheit und mit ihr die ganze Größe des Unglücks in Marien's Geiste auf. Der Engel des Vorwurfes trat nun vor sie hin und wies mit unerbittlicher Strenge auf vergangene schöne Stunden, auf die Jahre der Kindheit und Unschuld, auf so viele Momente göttlich milden Erbarmens. Und — hatte sie nicht das Alles schnöde von sich gestoßen, verscherzt, vielleicht für immer! . . .

Immer! . . .

Zählte sie denn jetzt nicht zu jenen Verworfenen? War denn nicht ihr ganzes Lebensglück zernichtet, zernichtet durch eigene Schuld?

Marie weinte — schrie — jammerte. —

Da weckte ein Fußtritt sie aus ihren Träumen:

„Willst Du gleich aufhören? Soll die Polizei uns finden? Warte, ich will Dich schweigen lehren!"

Und Schlag folgte auf Schlag, bis Marie endlich, von Schmerz und Entsetzen überwältiget, stumm und nahezu besinnungslos da lag. —

Aber im bittersten Schmerze ist der Engel himmlischen Trostes nicht ferne. Von Allen verlassen, jeder irdischen Hilfe entblößt, an wen konnte Marie sich wenden?

O an Gott! An den Herrn, den Allmächtigen!

Ja, an ihn, der allein ihr helfen konnte, ihr helfen wollte! Und sie hatte ihn vergessen, hatte seit dreien Tagen nicht Ein Mal auch nur an ihn gedacht! „O, daß ich mich doch geduldet, daß ich doch gewartet und gebetet hätte! Ich wäre jetzt nicht hier!"

Und sie sank auf ihre Kniee, sie flehte mit Inbrunst:

„Erbarme Dich meiner, o Herr! Erbarme Dich meiner nach Deiner übergroßen Barmherzigkeit."

Der Dämon floh — denn Gott war ihr erbarmend nahe; Marie betete; ja sie betete wie noch nie zuvor, und bald kehrte Friede, Muth und Hoffnung in ihr Herz zurück:

„Wenn ich auch wandle mitten im Todesschatten, fürchte ich nichts, weil Du, o Herr, bei mir bist." —

III.

Unterdessen war Marie vermißt worden. Kurz nachdem sie das Haus verlassen, hatte eines der Mädchen, an Marien's Zimmer vorüberkommend, mit Schrecken eine dichte Rauchwolke daraus hervordringen sehen, und alsbald eintretend, sah sie das Bett in hellen Flammen. Um Hilfe rufen, das ganze Dienstpersonal versammeln, alle, in solcher Eile nur möglichen Löschanstalten treffen, war das Werk eines Augenblickes. Bald war auch das Feuer erstickt; und nun, von der ersten Bestürzung kaum erholt, fragten wir uns staunend: Wo ist Marie? Niemand hatte sie gesehen. Niemand wußte von ihr!

„Ob sie nicht vielleicht in meinem Zimmer ist?" —

Ich eilte dorthin. Nein! Auch hier war sie nicht! —

Aber, was fesselte mein Auge und machte mich sprachlos? Stand dort nicht das leere Moroquinkästchen? Und mein Schmuck? Mein Schmuck, wo war er?

Ich flog zur Tante Constance und klagte ihr meinen Verlust. Gänge, Zimmer, Kästen, — das ganze Haus wurde durchsucht, — aber kein Schmuck! Und was mehr war: keine Nachricht von Marie! —

Die Polizei wurde benachrichtiget und Marien's Spur verfolgt.

Nein, ich konnte, ich konnte nicht glauben, daß Marie sich so weit vergessen und diesen Diebstahl verübt habe: und doch — es blieb kein Zweifel; die Beweise waren zu unumstößlich.

Mit gerechter Entrüstung rief Tante Constance:

„Sie konnte nie in Geduld sich fassen! Statt ruhig den Erfolg unserer Nachforschungen abzuwarten, entfloh sie, um selbst ihren Bruder aufzusuchen, und nahm den Schmuck mit sich, die Reisekosten zu bestreiten — die Undankbare!"

„O Tante Constance, nein! Gewiß, Marie hat nichts mit dem Abhandenkommen des Schmuckes zu schaffen! Daß sie entfloh, ist wohl zumeist meine Schuld. Sie war ja so sehr elend um ihres Bruders willen, und ich dachte niemals daran, sie zu trösten. Hätte ich damals gesucht, sie zu beruhigen, es wäre anders gekommen! Tante Constance, wenn sie nun dieses Schmuckes wegen verhaftet würde? Ich könnte es nicht ertragen! der Gedanke würde mich stets verfolgen: Ich, ich habe das arme Mädchen zu Grunde gerichtet!"

„Sie wird gewiß nicht deßwegen aufgehalten. Wir haben nur die Polizei benachrichtiget, um Marien's jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren. Von dem Schmucke geschah bis jetzt keinerlei Erwähnung. Sie kann ja noch nicht so böswillig sein, und es ist zu hoffen, daß wir mit ihr den Schmuck zurückerhalten." —

Aber ich war keineswegs beruhigt, und diese Nacht brachte meinen Augen wenig Schlaf.

Wie heiter und vergnügt hatte dieser Abend begonnen. Und nun? . . .

Nie hatte ich noch ein so trübes Weihnachtsfest verlebt. Jedes Geräusch erschreckte mich. Ich zitterte um Marien's willen!

O Gott! Wie unerforschlich sind deine Wege! Gerade dieser Morgen brachte Tante Constance einen Brief, — einen Brief von Jonas! . . .

Unter Marie! ? . . . Wie hatte sie sich gesehnt nach nur einem Worte, nur einer Zeile von seiner Hand. Hier waren viele! Wie hatte sie gehofft und geharrt. Wie hätte sie gestern noch über diesen Brief sich gefreut!

Und nun? ! . . . .

Armer Jonas! Er kam um einen Tag zu spät! —

Wir gruppirten uns um Tante Constance und lauschten. Jonas sprach zuerst von einem kleinen Puppensalon, welchen er hiemit sende — Tante Constance bittend, ihn nicht zu verschmähen. Er sei

ein Abbild des Salons zu Treve. Vor Monaten schon habe er ihn dem Kapitän eines Kauffahrers übergeben, aber seitdem noch nichts von dessen glücklicher Ankunft vernommen.

Hierauf folgte ein langes, schweres Bekenntniß. Jonas war in schlechte Gesellschaft gerathen und dem Verderben nahe gewesen. Aber die väterlichen Warnungen des guten Squire zu Treve, welche der Geist Gottes in Stunden der Gefahr ihm wieder nahe brachte — die Erinnerungen an die Liebe Christi und den Ernst des Geistes hatten ihn vom Abgrunde zurückgehalten. So oft die Versuchung ihm nah und näher getreten, war vor dem Auge seiner Seele die ehrwürdige Gestalt seines greisen Wohlthäters erschienen und hatte traurig, o so traurig, so mild warnend nach ihm geblickt: — er konnte nicht sündigen! Alles, was er in seiner Kindheit gehört, manches sanft ernste Wort dieser verehrten Lippen, hatte ihn gleich Engeln umschwebt, ihn geschützt, ihn zurückgeführt vom Untergange. „O edle Dame," fuhr er mit Begeisterung fort, „am Tage des Gerichtes erst wird es offenbar werden, all' das unzählige Gute, welches milde Worte gewirkt. Um Geld ist Vieles zu haben, Vieles zu verkaufen, vielem Unheil zu steuern, aber Worte der Liebe allein vermögen eine müde, verwundete Seele zu heilen, zu retten."

Jonas hatte mit unsäglichem Elende zu kämpfen gehabt; aber endlich sah er sich dennoch in den Stand gesetzt, ein kleines Häuschen sich kaufen und einrichten zu können, und er wünschte nun sehnlichst seine Schwester bei sich zu sehen, er hoffe ihr das Leben angenehm zu machen.

Dann folgte eine ausführliche Beschreibung seines hübschen Häuschens und endlich die innige Hoffnung und Bitte, Marie bald dort begrüßen zu können.

Es waren so warme, aus tiefster Seele kommende Worte. O, daß doch Marie nur diese Nacht noch sich geduldet hätte! Wie glücklich sähe sie dieser Morgen! —

Es verging Stunde um Stunde: — keine Nachricht von der Entflohenen.

Und so schwand der Tag; es kam die Nacht. —

Ich war auf meinem Zimmer geblieben: ich fühlte mich krank und traurig. Es war die Stunde des Diners. Wohl hörte ich den Ruf der Glocke — einmal — zweimal. Heute jedoch folgte ich dieser Mahnung nicht. Einsamkeit und Ruhe thaten mir so wohl!

Noch waren die Lampen nicht angezündet, aber im Kamin loderte ein helles Feuer, das alles Nahe in seine warme, weiche Gluth tauchte, während es die fernen Ecken und Fensternischen in tiefem Schatten ließ.

Ich schloß meine Augen und suchte zu schlummern. Plötzlich war es mir, als ob ein leiser, kühler Lufthauch über mich hinzöge, und — war das nicht ein Geräusch wie von Fußtritten? Ich erhob mich lauschend. Und sieh! Dort im Halbdunkel stand eine Frau, eine Bettlerin. Ja, ich erblickte sie deutlich: ihre blassen Wangen, ihre leuchtenden auf mich gerichteten Augen, ihre große, schlanke, in elende Fetzen eines rothen Tuches gehüllte Gestalt. —

Erschreckt sprang ich empor; — aber im nächsten Augenblick schon lag sie zu meinen Füßen und rief weinend:

„O Fräulein Lilly, Verzeihung! Verzeihung! Hier sind Ihre Perlen! O sagen Sie, sagen Sie, daß Sie mir vergeben!"

Und zitternd vor Freude, erkannte ich die verlorene, die theure, wiedergefundene Marie. Konnte ich dem armen Mädchen zürnen? Las ich denn nicht in ihren Augen, in ihren Zügen die Geschichte ihres Kummers, ihrer Reue? —

„O Marie! Wie froh bin ich! Aber komm! Erzähle mir, wo Du gewesen?"

„O Fräulein Lilly, ich bin so beschämt! Es ist mir so sehr leid! Aber ich war wie sinnlos vergangene Nacht. O vergeben Sie mir!"

„Kind, beruhige Dich! Das ist längst geschehen. Erzähle mir nur, wo Du diese Zeit über gewesen? Wie froh wird Tante Constance sein!"

„Hier sind Ihre Perlen, Fräulein Lilly", fuhr Marie, immer noch weinend, fort. „Ich habe sie hier bei mir!"

„Ach, was Perlen! Marie, sage mir doch nur, wo Du gewesen?"

Und so erzählte sie mir das ganze trübe Erlebniß.

Sobald die Zigeunerin scheltend sich

entfernt hatte, nahm Marie den Perlenschmuck, und, nachdem sie denselben in ein Stück Linnen gewickelt, verbarg sie das Ganze sorgfältigst. Sie hatte kaum geendet, als auch schon die Alte wieder erschien und, einen Bündel Lumpen hinwerfend, ihr befahl, dieselben augenblicklich für ihre Kleider umzutauschen. Marie gehorchte. Die Alte nahm Kleidungsstück um Kleidungsstück, besichtigte es auf das Genaueste, rollte es dann zusammen und entfernte sich wieder damit.

Nach wenigen Minuten jedoch erschien sie abermals und zwar in größter Hast. Die Polizei hatte ihren Aufenthaltsort entdeckt; sie waren daher genöthigt, ohne Verzug zu fliehen.

Sie zerrte Marie in das anstoßende Gastzimmer, wo die ganze Bande schon bereit stand zum Aufbruche. Hier übergab sie das Mädchen der Obhut zweier wild aussehender Männer, und binnen wenig Minuten waren sie auf freiem Felde.

Marie schleppte sich nur mühsam weiter. Sie war des raschen Gehens ungewohnt und vermochte kaum Schritt zu halten. Aber mit Schlägen und Stößen wurde sie weiter getrieben. Endlich beim Morgengrauen bot sich eine günstige Gelegenheit zur Flucht, und dieselbe alsbald ergreifend, eilte sie zurück, der verlassenen Stadt zu. Ohne sich umzusehen, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, lief sie mit letzter Kraft, bis ihre Füße brannten und bluteten, von Dorn und Steinen zerrissen, bis ihr schwindelte, und sie fast besinnungslos in eine Hecke am Wege niederfiel.

Aber sieh! Dort lag ja die Stadt mit ihren Palästen und Thürmen und lächelte ihr freundlich ermuthigend entgegen. Nochmals sich aufraffend, eilte Marie weiter, dem nahen Ziele, der ersehnten Erlösung zu. Doch, in diesem Anzuge durfte sie es nicht wagen, die Stadt zu betreten. Sie verbarg sich daher den Tag über, bis Dämmerung sich über die Gegend breitete, bis die Sterne am hohen Himmel funkelten, und sie, begünstigt vom Dunkel der Nacht, ihren Weg glücklich bis in mein Zimmer fand.

Da steht sie nun, erschöpft von Hunger und Müdigkeit, und doch so froh! Die Gnade hatte ja in ihr triumphirt! Sie hatte in dieser großen Schule Geduld gelernt!

Wie beruhigt waren wir! Ich erzählte ihr, was indeß hier vorgefallen, sprach von Jonas, von seinen glücklichen Geschäften, von seinem Briefe; dann sandte ich sie hinauf, ihren Anzug zu wechseln, und sich durch Speise zu stärken. Ich aber ging hin und berichtete Tante Constance das Ereigniß.

„Wie gut Gott ist!" hatte Marie unter Freudenthränen geflüstert.

O ja, wie gut Gott ist! Er hatte über das arme Kind gewacht in unendlicher Liebe, hatte sie befreit aus den Händen der Bösen, hatte sie erbarmungsvoll zurückgeführt in die Wohnung, die sie Heimath nennen durfte. Und als sie nun, neugestärkt durch Ruhe, wieder unter uns erschien, ward sie freudig bewillkommt, geliebkost! — Alles war ja verziehen, vergessen. Es wurden neuerdings Nachforschungen angestellt des Puppensalons wegen, und nun ergab sich, daß jener Mann, welcher ihn dem Verkaufe übergeben, bei einem Hazardspiele in New-York ihn erworben und also nicht gestohlen hatte. Sobald er den Zusammenhang erfahren, bot er ihn alsbald Tante Constance höflichst an, welche ihn dafür reichlich belohnte und ihn und seine Familie dadurch in den Stand setzte, nach Amerika zurückzukehren. Nach wenigen Wochen schon begaben sie sich in Begleitung der überglücklichen Marie nach New-York.

Und nun, lieber Leser, möchtest Du wissen, was aus den Geschwistern geworden? Marie hatte nach Kurzem geheirathet, liebliche Kinder scharen sich um sie. Es ist wohl noch manche trübe Stunde über sie gekommen, aber die härteste Prüfung hatte sie bestanden, hatte gelernt sich in Geduld zu fassen, zu beten und zu warten. Jonas aber ist ein angesehener Mann geworden. Ehre, Friede und Gottesfurcht wohnen in seinem Hause.

Und ich, lieber Leser?

„Ich hab' vertraut auf der Verheißung Worte,—
Zum Herrn gerichtet meinen Lebenslauf!"

Der Canarienvogel.

(Von Michael Becker.)

(Siehe Titelbild.)

Wer kennt nicht diesen kleinen, muthwilligen Sänger im gelben Staatskleide? Trifft man ihn doch fast in jedem Hause, und da lärmt und tobt er den ganzen Tag in seiner Drahtresidenz umher, als sollte man auf Niemand Andern merken, als auf ihn.

Ja wir kennen ihn Alle, und es möchte schier überflüssig sein, von ihm noch gar ein Kapitel zu lesen. Aber doch er ist ein gar zu sonderlicher Bursche und hat es gewiß auch gern, wenn man viel von ihm zu reden weiß.

Er ist bei uns ein Fremdling, ein Einwanderer, und wir Europäer kennen ihn erst seit etwa 300 Jahren. Auf den canarischen Inseln ist er zu Hause. Da trägt er auch ein anderes Kleidchen als bei uns, wo er nun immer den Stubenhocker macht. Da ist er nämlich grau, oder er hat ein goldgelbes Schürzchen an und ein grüngelbes Mäntelchen.

Trotzdem aber, daß er sein Costüm gewechselt hat, ist und bleibt er doch ein Südländer. Sein Temperament ist ganz afrikanisch, sein Muth gleicht dem der alten Numidier, seiner Nachbarn. Dabei ist er fast verständig wie ein Storch, zornig wie eine Gans, gelehrig wie ein Pudel. Wenn er auch gerade nicht erfinderisch ist, so merkt er doch gleich, was man ihn lehren will, und sein gutes Gedächtniß mahnt ihn oft daran, es zu wiederholen.

Er ist ein echter Musikant. Früh schon lernt er von seinem Vater singen. Allein damit ist er nicht zufrieden; er pfeift und singt oft einem andern Vogel nach. Ja sogar Weisen, auf einer kleinen Drehorgel gespielt, versucht er nachzusingen, und es gelingt ihm.

Aber mit dem Lernen geht es bei ihm auch wie bei Kindern, von denen die Einen gerne und leicht, und die Andern schwer und ungern lernen. Manche Canarienvögel lernen wie im Schlafe, manche wollen nicht aufpassen, manche passen auf und begreifen schwer, manche sind eigensinnig, manche muthwillig beim Lernen. Da lernen sie denn nicht selten so ein Stücklein nach dem Orgelchen ganz hübsch auswendig, singen es aber ganz nach ihrer Laune, bald nur den Anfang, bald etwas aus der Mitte heraus, bald nur das Ende oder Anfang und Ende, wie es ihnen eben in den Sinn kommt.

Ist noch ein Vogel im Zimmer, so rufen sie diesem, oder ahmen ihm nach oder, wenn der Nebenbuhler etwa gar schöner singt, überschreien sie ihn, daß man ihn nicht mehr hören sollte. So machen sie es auch, wenn wir im Zimmer einen etwas lebhaften Diskurs führen. Da lassen sie ihre helle, schmetternde Stimme dermaßen hören, daß man sein eigenes Wort nicht mehr vernimmt. Bietet man ihnen ab, so schweigen sie ein Weilchen, dann aber geht's wieder an, wie zuvor.

Wegen ihrer Gelehrigkeit werden sie zu wahren Künstlern und Wunder-Vögeln. Wer es versteht und Zeit und Geduld nicht spart, kann ihnen unglaubliche Dinge beibringen.

Da steht ein geladenes Kanönchen. Der kleine, gelbe Schauspieler kommt auf das Geheiß seines Herrn herbei, nimmt eine brennende Lunte, zündet das Geschütz an, es geht los, knallt tüchtig, und der Held erschrickt gar nicht. Ein anderer läßt auf sich schießen, fällt beim Schusse wie todt nieder und steht erst auf den Ruf des Herrn wieder auf.

Da liegen die fünf und zwanzig Buchstaben vor ihm ausgebreitet. Man sagt ihm ein Wort, er denkt darüber nach, dreht das Köpfchen, trippelt nach den Buchstaben, bleibt stehen und schaut sich um, und nach einigem Hinundhersinnen nimmt er ein Buchstabenblättchen und legt es vor den Zuschauern auf den Tisch. So bringt er einen Buchstaben nach dem andern, bis das Wort fertig ist. Irrt er sich, was ihm sein Herr zeitig genug durch ein „Bst" oder „Gib Acht!" zu erkennen gibt, so macht er seinen Fehler sogleich wieder gut. Ueberhaupt läßt er sich durch die Blicke und Winke seines Lehrmeisters bei seiner Kunst leiten.

Aber nicht nur mit Buchstaben weiß der kleine A-B-C-Schütz umzugehen, sonauch mit Ziffern. Er setzt Zahlen zusammen, die mancher unserer kleinen Schüler nicht aufschreiben könnte.

Und so macht der kleine Schelm noch allerlei Kunststücke. Zuletzt aber zieht er noch gar auf dem Tische ein Wägelchen umher, an das er wie ein Pferdchen angespannt ist. Will es der Herr, so steht er stille und spannt mit Hilfe des Schnabels sich selbst aus.

Indessen geht es gerade nicht immer nach dem Wunsche des Lehrmeisters; denn der kleine Schüler hat seine Launen und oft ein gar eigensinniges Köpfchen. Wenn er etwas durchaus nicht thun will, so bringt ihn kein Drohen, ja nicht einmal ein Rüthchen dazu. Man muß ihm gute Worte geben und ihm schmeicheln, sonst wird er stutzig.

Noch eine Eigenheit hat man an dem Canarienvogel entdeckt: er träumt auch manchmal und fängt oft im Traume sogar an zu singen. Das ist freilich gar sonderbar und möcht' uns verleiten, von der Denkfähigkeit des Vogels, seinem Gedächtnisse und seiner Einbildungskraft uns eine zu hohe Vorstellung zu machen.

Aber ein Gemüth hat er, das zeigt sich offenbar. Er kann lieben und hassen! An manche Menschen schmiegt er sich an, fliegt ihnen zu, koset und scherzt mit ihnen, als wären sie seine besten Freunde; andere wieder kann er nicht leiden, sperrt den Schnabel auf und spreitet die Flügel, wenn sie ihm nur nahe kommen. Höchst zänkisch ist er auch gegen seines Gleichen. Die Freiheit achtet und sucht er nicht, und wenn er auch aus Neugier oder Muthwillen entfliegt, läßt er sich leicht wieder fangen oder sucht selbst wieder ein Fenster und ein Häuschen, in das er schlüpfen kann.

Die Tyroler, sinnig und thierfreundlich wie alle Bergvölker, haben ehedem mit den Canarienvögeln sich viel zu schaffen gemacht. Sie haben sie allerlei Weisen singen gelehrt und dann sind sie mit ihnen in ganz Europa herumgereist, selbst bis Constantinopel und Petersburg, und haben ihre netten Sänger überall zum Verkauf geboten. Das hat ihnen manchen Thaler gebracht, sie haben ihn aber wohl verdient; denn es geht nicht gar so leicht und der Herr Singmeister braucht gar viel Geduld, bis seine Schüler es zur Meisterschaft bringen.

Nachdem nun unser Canarienvögelein lange Jahre hindurch mit seinem Gesange, mit seiner Liebe und Zuneigung, mit seinen muthwilligen Späßen uns ergötzt hat, und wir ihn dafür auch recht lieb gewonnen haben, rückt das Ende seiner Tage heran.

Er stirbt—aber nicht wie ein gewöhnlicher Vogel, sondern er stirbt schön.

Scheinbar ist unser gelber Liebling noch ganz gesund. Unerwartet sieht man ihm an, daß er krank ist. Er scheint den Tod zu ahnen. Noch einmal gibt er einen halblauten Ton von sich, zieht sich zusammen, legt den Kopf unter einen Flügel, als wollte er einschlafen, fällt herab, streckt sich noch einmal aus, und entflohen ist sein Leben.

Da stehen die Kinder, und oft auch ihr Mütterchen, weinend um die Leiche des treuen Hausfreundes und Sängers, und nicht selten wird sie unter Thränen und Klagen zu Grab getragen, und an seiner Ruhestätte erhebt sich ein niedliches Denkmal.

Wo die Liebe wohnt.

Nach dem Englischen: "There is beauty all around," von W. H.

Wonne lächelt überall,
Wo die Liebe wohnt;
Freude jauchzt in jedem Schall,
Wo die Liebe wohnt;
Da wohnt die Zufriedenheit,
Still versüßend alles Leid,
Wonnevoll entflieht die Zeit,
Wo die Liebe wohnt.

In der Hütte lacht die Lust,
Wo die Liebe wohnt,
Haß und Neid füllt nie die Brust,
Wo die Liebe wohnt;
Uns umblüht ein Rosenfeld,
Macht das Haus zum Wonnezelt
Und zum Paradies die Welt,
Wo die Liebe wohnt.

Freundlich strahlt des Himmels Blau,
Wo die Liebe wohnt,
Friede lächelt auf der Au,
Wo die Liebe wohnt.
Munter rauscht des Bächleins Tanz,
Holder flammt der Sonne Glanz,
Engel freuen sich mit uns,
Wo die Liebe wohnt.

Glücklich, wenn in deinem Herz
Fromme Liebe wohnt.
Freudig blickt man himmelwärts,
Wo die Liebe wohnt.
Stürmt's, so kann man ruhig sein:
Auf den Sturm folgt Sonnenschein
Und im Frieden schläft man ein
Wo die Liebe wohnt.

Merkwürdige Männer.

Schon der Zeitgeist gibt mir die Bürgschaft, daß an dieser Ueberschrift nicht gleichgültig vorüber gegangen wird. Merkwürdige Männer! Ja von solchen will man ja lesen und hören. Die sogenannten ordinären Männer sind in dem heutigen Tagescourse ganz unter pari gekommen. Eine Anzahl außerordentlicher Dinge muß ein Mann gesagt oder geschrieben, eine Anzahl außerordentlicher Thaten — wenn es auch oft herzlich dumme Streiche waren — muß ein Mann vollbracht haben, wenn sein Name in das Register der „merkwürdigen Männer" eingetragen werden soll. Merkwürdig sein ist auch recht gut, wenn nur das „würdig" nicht auf Kosten des „merk" zu leiden hat.

Also von merkwürdigen Männern will ich heute schreiben. Nun brummts dir aber gleich in den Ohren von Alexander dem Großen, Kaiser Wilhelm, Bismark, Napoleon oder gar vom Papst? Gründlich fehlgeschossen! Horch! Was hat die meisten der sogenannten merkwürdigen Männer in der Weltgeschichte berühmt gemacht? Nur heraus damit. Ei, daß sie in ihrem natürlichen Hochmuth und im Drang ihrer Leidenschaften nach Ruhm, Ehre und Geld trachteten, und dabei Andern oft herzlich schlecht mitspielten. Krieg, Verwüstung und Spektakel haben sie viel angerichtet, nur um ihre Zwecke zu erreichen. Aber man nennt sie berühmt. Wenn von ihnen erzählt wird, bleibt dem Hannes und dem Frieder vor Verwunderung der Mund offen stehen, sie schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, und seufzen: „Ist das nicht ein merkwürdiger Mann!" Da kann ich nun trotz allem Gucken nichts besonders merkwürdiges dran sehen. Ich meine, das sei sehr ordinär, gerade so, wie sie von ihrer bösen, sündhaften Natur angetrieben werden. Da sind doch meine Männer ein paar Ellen merkwürdiger, und damit dich der Wunderfitz nicht länger steche, will ich sie gerade hier in Reih und Glied aufmarschiren lassen. Also Achtung!

Zuerst kommt ein Schneiderlein. Mach mir nur nicht gleich ein so sauerapfelmäßiges Gesicht, als wollt ich dich mit dem Nadelmann zum Besten haben. Also ein Schneiderlein. Saß der Mann da auf seinem Nähtisch, mit den Beinen kreuzweis, wie eine Scheere, und zupfte den Zwirn, daß ihm der Kopf wackelte. So trieb er's Tag für Tag. Er gehörte nicht zum Verein und nicht zur Loge. Wenn die Logemänner oft am Fenster vorbeigingen und ihn ansahen, schnitten sie ein bedauerliches Gesicht, aber Meister Stephan ließ sich das nicht anfechten. Fleißig war der Mann, das wollt ich meinen. Aber zum Gebet, und zum Lesen im Worte Gottes, und einem andern guten Buche, dazu hatte er Zeit. Seinen Kunden wartete er ordentlich und treulich ab, und wenn was übrig war vom Zeug, so band er es in ein Bündlein, inwendig die kleinen, und auswendig die größeren Lappen, und gab es redlich wieder zurück. Aber am Tage des Herrn hatten Nadel und Scheere Ruhe. Mit der Politik gab er sich auch nicht ab, wie es sonst die Ritter von der Nadel wohl zu thun pflegen, sondern Gespräche über das Christenthum waren ihm am liebsten. Bisweilen kam der Eckennachbar, der Lederklopfer herüber, so in der Dämmerstunde, und schob sich mit seinem Schnauzbart und der Kappe auf einem Ohr, nämlich auf dem politischen, zur Thüre herein, und sagte:

„Lieber Meister Stephan! Sie sind doch ein Sonderling. Immer bei der Nadel, oder beim Evangelienbuch. Von der Aufklärung und von der Politik wollen Sie gar nichts wissen. Ich bin doch auch ein getaufter Christenmensch, aber so könnt ich's nicht aushalten. Sie gehen nicht einmal zum Sonnenwirth um einen Schoppen. Sie sind zu eingezogen. Man lebt doch nur einmal" u. s. w.

Meister Stephan aber schüttelte den Kopf und meinte: „Lieber eingezogen als ungezogen. Und was das nur Einmal-

leben angeht, so ist das gerade auch meine Meinung, und deßhalb möcht ich halt zusehen, daß dieses recht lange währt, nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel." Er ließ sich nicht irre machen. Und so hat er es fortgehalten bis an sein sanftseliges Ende. Er ist freilich nicht als ein Großer in die Weltgeschichte gekommen, noch in den Kalender als ein Heiliger, aber in den Himmel als ein Seliger. War das nun nicht ein merkwürdiger Mann?

Darauf folgt ein Bauer. Er ist ein stämmiger Mann, und wo er hin tritt, da gibt's ein Zeichen. Von altem Schrot und Korn ist er, mit deutscher Treue, gradeaus, und voll Gottesfurcht. Wenn du über Philosophie, Protestantenverein, Pariser Mode und Lebensversicherung mit ihm reden willst, so stellt er sich an, als habe er Wichtigeres zu thun, und wolle weiter gehen; wenn du aber mit ihm vom Reiche Gottes anfängst, so ist er dein Mann. Er ist nun schon bei Jahren, und hat etwas vor sich gebracht, deßhalb könnte er flott leben, und gar in die Stadt ziehen, aber das läßt er fein bleiben. Einfach und ordentlich, das ist sein Grundsatz. Aber für die Armen, und für das Gute hat er eine offene Hand. Sein Haus ist eine Stätte des Friedens, und seine Kinder sind wohl erzogen. Von Weltlust, Ehre, und Luxus läßt er sich nicht blenden, sondern lebt still seinem Berufe in der Furcht Gottes. So treibt er's von Jahr zu Jahr. Ist das nicht ein merkwürdiger Mann?

Aber da ist so ein Modestutzer, dem wird beinahe unwohl; ich seh's ihm an. Warum? Ei, weil er meint, das seien ja lauter Leute geringen Standes. So? Wo steht das denn geschrieben? Von welcher Erde bist du denn gemacht? Laß mir die Land- und Handwerksleute gehen. Paulus war ein Mann, gegen den du ein Schulbub (hätte beinahe Lausbub gesagt) bist, und der war ja ein Weber, wenn er auch kein Schneider war. Und was die Bauern angeht, sagt der Dichter:

„Der Bauer ist ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld;
Wer eines Bauern spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.
Er pflügt und drischt im Bauernschweiß,
Erhält den ganzen Staat,
Was will der Stadtstolz dutzendweis',
Wenn man nicht Bauern hat?"

Doch ich brauche vor meinem neugebackenen Kritikus nicht die Segel zu streichen. Ich kann auch andere Ehrenmänner einführen. Fällt mir da gerade ein Beamter, ein wohlbestallter Friedensrichter, ein, den ich selbst auch kenne. „Jetzt gibt's einen Prozeß," sagt nun der Straßenspuck gleich. Nichts da, Prozeß! Frieden gibts, er ist ja ein Friedensrichter. Also zu unserem Friedensrichter kamen oft Nachbarn, welche in allerlei raren Artikeln, wie Ohrfeigen, Maulschellen und Nasenstüber Geschäfte machten, und der Friedensrichter sollte dann die empfangene und ausgetheilte Waare taxiren. Was thut er nun? Huh, da spitzt schon so ein prozeßlustiger Winkeladvokat seine juristischen Ohren, und sieht im Geiste fußhohe Actenstöße, und den Schuldigen mit einem Armensündergesicht auf der Anklagebank sitzen. Nichts von alledem. Er sagte: „Liebe Leute, ihr seid Nachbarn. Wenn ich auch den Einen, oder Andern von euch verurtheile, so wird dadurch nichts gebessert. Ihr haßt euch dann nur um so mehr. Denkt, wir sollen Frieden halten, wie es Christen gebührt. Auch kostet der Prozeß Geld, und Geld habt ihr blutwenig, denn eure Kinder laufen fast barfuß. Vertragt euch, und geht im Frieden heim, ich schenke euch die Unkosten. Und was geschieht. Dem Hügelbauern wird es warm unter der Weste, er steht auf, und sagt zum Nachbarn: „Nachbar, der Richter hat recht. Ich für mein Theil laß es gut sein." Und der Andere macht ein etwas dummes Gesicht und meint, ihm sei's denn auch gleich, ob er schon den Prozeß gewonnen hätte. Und so gehen die Leute heim, ohne Prozeß und Unkosten.

War das nun nicht ein merkwürdiger Mann? Den Friedensrichter lob' ich mir.

Für heute will ich nun mit einem ehrsamen Schulmeister den Schluß machen, damit die Knaben und Mädchen ordentlichen Respekt bekommen. Derselbe kam nämlich in eine Dorfschule, wo vor ihm ein arger böser Mann darin herumgegeistert und gehaust hatte. Es war eine

Unordnung darin, wie auf dem Jahrmarkt zu Schilda, obgleich der Mann den Kindern täglich allen Staub gründlich aus ihren Wämmsern klopfte. Aber was half's? Es geschah nur in Bosheit. Die Mädchen heulten, und die Jungens schnitten Gesichter wie verregnete Nachteulen, aber dabei blieb's. Was that nun der neue Schulmeister? Er war kein Wammsklopfer, so wenig als ein Geisterklopfer. Aber ein sanfter, frommer Mann war er. Sein liebevoll ernster Blick hatte schon mehr Einfluß auf die Schüler als dem Andern sein „Junker von Haselhecke." Sein gutes Beispiel wirkte viel auf die Schule. Er betete viel mit und für dieselbe. Dann behandelte er die Kinder gut, und prägte vor allem die Religion Jesu Christi ihren Herzen ein. In weniger als einem Jahre war die Schule wie umgewandelt. Anstatt, daß die Kinder früher heulten, wenn sie zur Schule gehen sollten, weinten sie nun, wenn sie einmal daheim bleiben mußten. Die Eltern staunten, und meinten gar, der Schulmeister sei ein Tausendkünstler, und könne mehr als Brod essen. Er habe den Kindern wohl was eingegeben. Das hatte er nun auch, nämlich seinen guten Einfluß, und seine heilsamen Lehren. Viele der Schüler wurden nicht nur ordnungsliebend, sondern gründliche Christen, und die Schule war ein Muster der Ordnung und des Fleißes. Was sein Vorgänger mit dem Stock und allen bösen Wettern nicht zu Stande bringen konnte, hatte dieser ohne Stock fertig gebracht. War das nicht auch ein merkwürdiger Mann? So wollen wir denn für diesmal beschließen. W. H.

Sonntagschule.

Wandtafeln in der Sonntagschule.

Von Germanikus.

Es ist ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes, zu sehen wie unsere Sonntagschularbeiter sich bemühen, die Schule so reizend zu machen als möglich, um den Schülern die tiefen Heilswahrheiten einzuprägen. Ein erprobtes Hülfmittel hiezu sind sicherlich die Wandtafellectionen, und um behülflich zu sein dieselben in alle Schulen einzuführen, ist es nothwendig ihre Wichtigkeit darzustellen; daher beobachte zuerst

Die Kinder.

Es ist allgemein bekannt, daß Kinder wankelmüthig sind; ihr Gemüth kann in die Länge nicht an ein und demselben Gegenstand Freude und Interesse finden, sie haben es bald gelernt, daß Veränderung die Würze des Lebens ist; daher fordert es das Interesse der Sonntagschule einen Reiz, oder ein beständiges Verlangen in ihnen zu erhalten. Nun merke: Kinder sind neugierig; Neugierde aber hat Aufmerksamkeit zur Folge, erwecke daher die Neugierde und du gewinnst die Letztere. Ist die Aufmerksamkeit gewonnen, dann gib Unterricht der befriedigend ist, und doch zugleich die Neugierde noch mehr reizt; so können die Kinder beständig in voller Aufmerksamkeit erhalten werden, und die Schule wird an Zahl und Reiz gewinnen. Es ist aber wohl zu bemerken, daß die Lection die Hauptsache ist, und eine mangelhafte Darstellung am Ende die besten Hoffnungen vereiteln kann; darum studire wohl:

Die Beschaffenheit der Lectionen.

Dieselben sollten immer drei Dinge bezwecken, nämlich: Erstens Aufmerksamkeit erzeugen, zweitens, die Schüler belehren, und drittens, die Herzen bessern; thun sie das nicht, dann ist schon der ganze Zweck verloren und zernichtet.

Um aber dieses zu erreichen, muß die

Lection folgende Eigenschaften besitzen: Erstens muß sie kurz sein, denn einmal ist die Zeit in der Sonntagschule bereits abgemessen, denn auch selten hat ein Mann die Gabe, Kinder, und besonders kleine Kinder, lange zu fesseln an einen Gegenstand; Prediger erfahren das öfters, selbst bei den Alten.

Zweitens muß sie einfach sein. Irgend ein Punkt, der sich nicht in Kürze erklären läßt, oder mehrere Gedanken, die dann einer besonderen Erklärung bedürfen, in sich faßt, sollte nicht erwählt werden. Man hat immer Kinder von verschiedenem Alter und Talent vor sich; ist der Gegenstand einfach, dann können die älteren dem Lehrer behülflich sein in der Beantwortung der Fragen, während die jüngeren Auge und Ohr sind, hiedurch reizt Eines das Andere zum Fortschritt.

Drittens sollte sie immer passend sein. Kinder vergessen nicht leicht, daher sollte nie etwas Unpassendes auf der Wandtafel sein; wähle daher immer solche Dinge oder Themata, die der Erinnerung werth sind. Am besten wäre es, sich allezeit an die allgemeine Reihenfolge der Lectionen zu halten, und aus deren Text sich Bilder zu wählen.

Vermeide vor allem, Bilder vom menschlichen Angesicht zu malen, selbst Thiere u. s. f. sollten vermieden werden, die Ursachen sind so klar, daß eine Erwähnung nutzlos ist. Eine Ursache, warum die Wandtafel nicht allgemein eingeführt wird, ist die Furcht davor. Viele bestellen sich einen Maler, ihnen die Bilder zu machen, um ja obenan zu sein. Dieses ist aber geradezu abgeschmackt; lieber als so zu thun, würde ich alles mit Kreuz- und Querstrichen erklären. Wir malen nicht für das Auge das Tadlers, sondern um Kinder zu belehren; merke das!

Bedenke immer, in der Erwählung deiner Bilder, daß es Gegenstände gibt die zu heilig sind für die Wandtafel, und wiederum solche, die zu unheilig sind, zwischen beiden wähle dir das Nützliche.

Wer soll diesen Unterricht ertheilen? Der Superintendent, wenn er die nöthigen Fähigkeiten besitzt, sonst aber der Prediger, der wohl in allen Fällen die tauglichste Person wäre, oder sein sollte.

Sonntagschul-Convention der New York Conferenz.

In meinem Zimmer hängt ein Bild mit den Photographien einer Anzahl wackerer „Streiter für den Herrn," welche mir jedoch bislang der Mehrzahl nach persönlich unbekannt waren. Um so angenehmer mußte mir deßhalb eine freundliche Einladung sein, dieselben bei ihrer Conf. Sonntagschul-Convention zu besuchen, und wurde diese Einladung denn auch herzlich willkommen geheißen.

Also auf nach Lyons! In Buffalo schon schloß sich eine Anzahl lieber Sonntagschulfreunde unserem Zuge an, und andere mehr wären sehr gerne mitgegangen, wenn es die Verhältnisse erlaubt hätten. In Rochester aber wurden die Frager um Fahrbillets nach Lyons so zahlreich, daß der Agent am Billetschalter wohl denken mochte: „Was mag denn in Lyons los sein?" Aber in Lyons war gar viel los.

Am Orte der Conventionssitzung angekommen, trafen wir den Speisemeister, Br. F., zur ungünstigen Zeit — er war gerade beim Mittagessen, und die Störung, welche wir über ihn brachten, veranlaßte ihn zu allerlei humoristischen Begrüßungsformeln. Der herzgute Mann fristet nämlich sein leibliches Leben durchs Essen. Es soll aber noch mehr solcher Leute geben.

Bei Br. Pfitzinger, dem Vorst. Aelt. von Albany Distrikt, wurden dann einige von uns einquartiert und fanden dort gastfreundliche Aufnahme und gute Bewirthung. (Schönen Dank!)

Was mir bei der Convention ganz besonders gefiel, war die rege Theilnahme, nicht nur von Seiten der Prediger, sondern ganz besonders der Laien. Die Laiendelegaten hielten oft sehr warme, herzliche Ansprachen, denen man es abfühlen konnte, wie es ihnen um die Sache zu thun war. Nicht selten wurde dabei auch den Predigern ein Spiegel ihrer Pflichten vorgehalten, welches dieselben aber immer mit dem besten Willen annahmen.

Mit innigem Vergnügen gewahrte man die zahlreiche Vertretung und rege Bethätigung der Schwestern in dieser guten

Sache. Ich meine, es gibt auch keinen geeigneteren, passenderen Wirkungskreis für die Frauen in der Kirche, als die Sonntagschule. Mit ihrem Zartgefühl können sie leicht die Kinderherzen erreichen, und ihr Wesen, insofern dasselbe echt christlich ist, hat eine Anziehungskraft, welche dem Mann mehr oder weniger abgeht. Aber gerade hier machen sich viele weiblichen Kirchenglieder oft einer schweren Pflichtversäumniß schuldig — vielleicht ohne es oft recht zu bedenken. Man sollte von der Kanzel auf diese Pflicht oft und dringend hinweisen.

Die Kirche war bei jeder Sitzung, sowohl am Tage wie auch Abends, ganz angefüllt. Die verschiedenen Sonntagschulen waren mit nur wenigen Ausnahmen durch Delegaten repräsentirt. Manche der Berichte lauteten sehr günstig, andere freilich berichteten gute Aussichten, wo nach der Statistik der Schulen zu urtheilen, mehr „Ausrichten" erst bessere Aussichten bringen muß. Es ist mir hierbei aufs neue klar geworden, daß die genaue Prüfung und Ordnung der Sonntagschul-Statistik eine Hauptaufgabe dieser Conventionen ist. Dieselben sollten von jeder Schule genauen Bericht haben und immer bis ins Einzelne unterrichtet sein über die Schülerzahl, das Lehrer- und Beamtenpersonal, die finanziellen und literarischen Verhältnisse der Schule, damit man etwaigen Fort- oder Rückschritt sofort ermitteln kann. Die Sonntagschulen sollten es wissen und fühlen, daß die Conferenz ein wachsames Auge auf sie hat. Denn daß die Schulen pünktlich gehalten und die Arbeit mit Fleiß und Eifer gethan werde, das ist ja zunächst die Hauptsache. Darnach kann man dann auch am geeignetsten die Hülfsmittel anführen. Während der Arbeit fühlt der Arbeiter das Bedürfniß eines guten Werkzeuges am ersten. Gearbeitet muß werden, und während dessen lernt man am besten, wie man es thun soll. Uebung macht den Meister!

Bei der Besprechung des ersten Themas: ‚Natur und Zweck von S. S. Conventionen," fand der Antrag, anstatt der Conferenz-Convention, Distrikts-Conventionen zu halten, um die entlegeneren Schulen besser beeinflussen zu können, keine Zustimmung; es wurde jedoch angerathen, wenn thunlich, Specialconventionen zu halten, wobei sich mehrere Arbeitsfelder betheiligen möchten. Ohne Zweifel wäre dies eine sehr zweckmäßige Maßregel, um Aufmunterung und Interesse an dem gutem Werke zu erwecken.

Die beiden nächsten nach dem Programm folgenden Referate: „Ueber den Erfolg des S. S. Arbeiters," und „wie wir die reifere Jugend am besten für die S. Schule interessiren und sie der Kirche erhalten können," waren die Referenten so freundlich, dem Editor des Magazins zur gelegentlichen Publikation zu überreichen, so auch das fünfte, über „Ansprachen an S. Schulen."

Bei der Eröffnung des Themas: „Wie bei Vierteljahrsversammlungen der S. Schule bessere Aufmerksamkeit geschenkt werden könne," appellirte Br. G. F. Hofheins von Buffalo muthig an die Güte der Vorst. Aeltesten, sich der Sache besonders anzunehmen. Auch wurde auf den wichtigen Punkt hingewiesen, daß die letzte Generalconferenz dem S. S. Superintendenten bei den Sitzungen der Vierteljahrsconferenz Sitz und Stimme eingeräumt habe, und dieses natürlich zu dem Zwecke, um zu ermitteln, wie die Sonntagschulverhältnisse auf dem Arbeitsfelde sind; somit führt schon die Anwesenheit der Superintendenten bei diesen Conferenzen den Vorsitzer von selbst auf die Frage: „In welchem Zustande befindet sich das Sonntagschulwerk auf diesem Arbeitsfelde, und was kann wohl zur Hebung desselben gethan werden?" Denn wenn die Sonntagschule einen Theil der Gemeinde bildet, so bildet sie ebensowohl einen Theil des V. Aelt. Distrikts, und ist es deßhalb seine Pflicht, sich derselben nach Kräften anzunehmen.

Bei der Frage: „Wie können wir am erfolgreichsten neue Schüler für unsere S. Schulen anwerben?" wurde nebst andern Mitteln und Anstrengungen auch folgendes namhaft gemacht, welches Manchem vielleicht neu sein dürfte, aber sehr erfolgreich sein kann: Ein Bruder sagte nämlich, daß sie in ihrer Schule oft

solchen erwachsenen Gliedern von Bibelklassen, welche die Fähigkeiten und den Wunsch haben, als Lehrer zu dienen, die Freiheit einräumen, sich eine Klasse zu sammeln, wo sie dieselbe außer der Schule finden mögen. Dieses hat dann die Folge, daß sich die Betreffenden Mühe geben, neue Schüler anzuwerben, um für sich eine Klasse zu bekommen, welches der Schule einen bedeutenden Zuwachs sichert.

Dieses erinnert mich gerade an einen Vorfall, welchen mir einst Jemand mittheilte, welcher einen Beweis zu dem oben Gesagten liefert. Ein älterer Bruder, ein rechter Kinderfreund, aber mit etwas eigenen Lebensanschauungen ausgerüstet, verlor durch einen gewissen Umstand seine Klasse in der Sonntagschule. Was thut er nun? Er kaufte sich eine Anzahl Bildchen u. dgl., theilte sie auf der Straße unter Kinder aus, redete mit ihnen und lud sie dann in die Schule ein, und die Folge war, daß er am folgenden Sonntag eine neue Klasse von nahezu dreißig Schülern hatte. Nachahmungswürdig!

Bei der Eröffnung des Themas: „Wie kann unsere Jugend am besten dem Herrn zugeführt werden?" legte Referent das Hauptgewicht auf die Erziehung im elterlichen Hause, als Grundlage der S. Schularbeit und aller weiteren religiösen Erziehung. Mangel an Frömmigkeit, und in Folge dessen besonders Mangel an Kirchlichkeit bei vielen Kirchengliedern, wurde als ein Krebsschaden bezeichnet, wodurch viele versprechende junge Leute mit Vorurtheilen gegen die Kirche angefüllt und somit Gott und der Kirche entfremdet und oft andern Kirchen, in den meisten Fällen aber der Welt in die Arme geführt würden. Wie wachsam und vorsichtig sollte man doch hier sein! — Natürlich wurde dann auch nicht vergessen, Predigern und S. Schulbeamten ihre hohe Pflicht und Verantwortlichkeit ans Herz zu legen.

Als zu einer gewissen Zeit die Frage von der allgemeinen Betheiligung an dem S. Schulwerk aufkam, und dabei geklagt wurde, daß noch so viele Glieder, ja sogar Prediger, sich daran gar nicht betheiligten, wurde die Bemerkung eines Bruders, „man solle beten, daß solche Prediger je eher je lieber selig sterben möchten," mit nicht geringem Applaus aufgenommen. Die Ansicht war, daß die S. Schulsache unserer vereinigten Pflege und Thätigkeit bedarf, und der Aufopferung aller möglichen Kräfte und Mittel werth ist.

Zu den angenehmsten Stunden der Convention waren wohl die Kinderversammlungen, welche jeden Abend gehalten wurden, zu zählen, und ich mußte mich wirklich wundern, daß die Kleinen und Großen den verschiedenen, oft sogar etwas langen Reden, mit solcher gespannten Aufmerksamkeit folgten. Das ist ein gutes, hoffnungsvolles Zeichen.

Im Ganzen war die Convention eine sehr gesegnete zu nennen, und ist durch dieselbe gewiß für die S. Schulsache der N. Y. Conferenz im Allgemeinen, und für die S. Schule und Gemeinde in Lyons im Besonderen, viel Gutes gestiftet worden. Auch ich werde mich jederzeit mit Vergnügen an jene schönen Stunden im trauten Bruderkreise mit Vergnügen zurück erinnern. W. H.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 2. November.

Jesus und die Jugend. — Matth. 19, 13—22.

Eigentlich ist diese Ueberschrift nicht genau, sie müßte heißen: Jesus segnet die Kleinen und spricht mit einem reichen, jungen Mann über dessen Seelenheil.

I. 1. Dies ereignete sich in Peräa, wo allem Anschein nach Viele an ihn gläubig geworden waren. Jedenfalls waren es die Eltern selbst, welche ihre Kinder dem Herrn darbrachten, damit er seine Hände auf sie lege und sie segne (Vgl. 1. Mos. 48, 14; 2. Mos. 29, 10; 1. Tim. 6, 14; Apg. 6, 6 ꝛc). Sie hatten also großes Zutrauen zu Jesu gewonnen und waren der Ueberzeugung, daß der, welcher ihnen selbst so viele Wohlthaten spende, auch ihren Kindern Gutes mittheilen könne.

Wenn doch alle christlichen Eltern heute noch bemüht wären, ihre Kinder in der Taufe und in beständigem Gebet dem Herrn zu weihen!

2. Die Jünger aber wehreten ihnen. Sie dachten wahrscheinlich, der Heiland habe wichtigere Angelegenheiten zu besorgen, als sich mit Kindern abzugeben; das sei der Würde seiner Person, dem Ernst seiner Wirksamkeit zuwider. Und so sind heute noch viele Leute gesinnt. Sie meinen, es sei kaum der

Mühe werth, die Kinder schon so früh dem Dienste des Herrn zu weihen; man soll warten bis sie aufgewachsen, dann erst sei es Zeit, vom Bekehren u. s. w. zu reden.

3. Der Heiland aber denkt anders. Er donnert den Abwehrenden ein Halt entgegen und entbietet den Kindlein ein herzliches Willkommen. Nach Mark. 10, 16 nahm er sie auf seine Arme, legte die Hände auf sie und segnete sie. Der Heiland hat folglich die Kinder nicht als „Kleinigkeiten" behandelt; er hat wohl selten eins gesehen, ohne demselben mit freundlichem Lächeln entgegenzublicken, und es war gewiß sein Vergnügen, kindlich mit ihnen zu verkehren. Gerne sieht er sie zu sich kommen, weil ihnen eben als Kindern das Himmelreich gehört, und nur der, wer wieder wird wie ein Kind an Gesinnung, Unschuld und Bildsamkeit, kann in das Reich Gottes eingehen (vgl. Kap. 18, 2; f. Mark. 10, 15; Luk. 18, 17.).

Anmerkung. Dies ist eine passende Gelegenheit, auch den jüngsten Schülern nahe zu legen, wie Jesus sie liebt. Zur weiteren Erläuterung und Bekräftigung weise man darauf hin, wie der Heiland arm und klein geworden, als ein Kind in der Krippe gelegen, gewachsen und größer geworden sei und eben deßhalb so großes Anliegen habe für ihr Seelenheil. Lehre: 1. Sind die kleinsten Kinder schon Glieder des Himmelreichs, der unsichtbaren Kirche, so gehört ihnen auch von Rechtswegen die Taufe und ist es Pflicht, in derselben sie dem Herrn zu weihen, wie überhaupt so früh wie möglich sie in s. Gemeinschaft hineinzuführen zu selbstbewußtem Gnadenstand. 2. Wird das aber auch bei erwachtem Selbstbewußtsein der Kinder Pflicht, sich in Liebe dem Heiland anzuschließen, ihm das Herz zu geben.

II. 1. Der reiche Jüngling war zugleich von hoher Abkunft, wie wir aus Luk. 18, 18 lernen; aber weder sein Reichthum noch der vornehme Stand machte ihn glücklich, sonst würde er nicht auf diese Weise zu Jesu gekommen sein. Dies scheint um so mehr auffallend, weil er doch nach seiner eigenen Aussage die Gebote von Jugend auf gehalten, was der Heiland nicht in Abrede stellt, er also äußerlich ein sittlicher junger Mann war.

2. Seine Frage zeigt, daß ihn sein Gebote halten nicht befriedigte, wohl deßhalb nicht, weil es ein äußerer Gesetzesdienst war, über dessen Werth Paulus sich ausspricht Röm. 3, 20. 28; Gal. 2, 16.

a) Hätte er sich als Erbe des ewigen Lebens gewußt, so würde er nicht gefragt haben, was er thun müsse, um desselben theilhaftig zu werden. Auf den Bescheid des Heilandes, die Gebote zu halten, sagt er wohl: „Das habe ich Alles gehalten von Jugend auf," mit ziemlich viel Selbstgefühl, und doch muß er erkannt haben, daß er die Gebote auf eine äußerliche irdische Weise nur beobachtet und sie nicht zum innerlich treibenden Grundgesetz seines Lebens gemacht hatte; er hatte sie gehalten in einem irdischen, vergänglichen Sinn, und darum war auch Alles, was er gethan, vergänglicher Natur und konnte er sich nicht als Erbe des ewigen Lebens fühlen.

b) Ja, er empfindet sogar eine schmerzliche Lücke, eine tiefe Leere in seinem Innern, denn dies ist der Sinn der Worte: „Was fehlt mir noch?" Er hatte noch nicht von dem Brod gegessen, noch von dem Wasser getrunken, das da quillet und bleibet ins ewige Leben (Joh. 4, 14; 6, 27), und verstand den Spruch des Herrn nicht: „Wer etwas mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth."

3. Die Antwort des Herrn. Wir sehen hier wieder, wie er den Umständen Rechnung zu tragen wußte. Der Jüngling that sich viel zu gut auf seine Werkgerechtigkeit, weßhalb es nöthig war, durch das Hinweisen auf das Halten der Gebote ihm das Ungenügende derselben aufzuzeigen.

a) „Was heißest du mich gut?" Christus will hiermit nicht sagen, daß er dieser Bezeichnung nicht würdig sei, sondern ihn vielmehr zu einem höheren Begriff Gottes, als des einzig Guten, erheben, und von des Vaters Eingebornen. „Was muß ich Gutes thun?" hatte der Jüngling gefragt. Er dachte also, nebst dem Halten des Gesetzes werde er noch etwas Besonderes thun müssen, vielleicht ein großes Heldenwerk vollbringen. Von dieser Thorheit muß er geheilt werden. Nicht ein weiteres Gutes zu thun hat er nöthig, sondern an das wahrhaft Gute, an den im Fleisch geoffenbarten Gott, an Christum von Herzen zu glauben, damit er seiner Natur theilhaftig werde (Joh. 7, 38. 39; 2. Cor. 5, 17.).

b) „Eins fehlt dir noch" — nämlich die Willigkeit, Alles daran zu geben um Christi willen. Im Besitz dieser Willigkeit hätte er vielleicht nicht buchstäblich Alles zu verkaufen brauchen (vgl. 1. Mos. 22, 12), aber er selbst und all' sein Gut wäre dann das Eigenthum Christi gewesen, und in sein Herz hätte der Friede Gottes einziehen können.

4. Die Wirkung auf den Jüngling. Er ging hinweg traurig und daher noch nicht zu dieser Aufforderung bereit. Vielleicht hat zuletzt das Gute in ihm gesiegt, vielleicht auch die Liebe zum Reichthum, wenn so, dann ist er auf ewig verloren gegangen.

Lehren. 1. Ein moralisches, sittliches Leben führen ist immer besser als das Gegentheil, es ist sogar dem Heiland im gewissen Sinne angenehm (Mark. 10, 11), aber es genügt nicht zur Seligkeit.

2. Weder der Reichthum noch ein anderes irdisches Gut kann den Menschen glücklich machen, nicht einmal in der Zeit, viel weniger noch in Ewigkeit. Kap. 19, 23 f.; Mark. 10, 23 ff. Eph. 5, 3; Kol. 3, 5 ꝛc.; Luk. 16, 19 ff.

3. Wir müssen Christum über Alles lieben und daher willens sein, Hab und Gut und Alles für ihn aufzuopfern. V. 28 ff. in diesem Kap. und die Vergleichsstellen zur selben Geschichte in Mark. und Luk.

Illustrationen. — Ein reicher vornehmer Jüngling besuchte einst die Universität. Aber wie er nie zur Arbeit sich bequemen wollte, so war ihm hier auch das Studiren zuwider. Kurz vor dem Examen sagte er zu seinen Kameraden: „Geld ist es, was Ihr alle sucht. Ihr wollt Prediger, Advokaten, Aerzte u. s. w. werden, aber Ihr wollt dies nur werden, um Geld zu machen, und deßhalb studirt Ihr und müht Euch ab. Ich hingegen bin reich und habe Geld genug, habe also schon, wonach Ihr strebt; warum sollte ich daher arbeiten und mich abquälen?" Mit welcher Schande er sein Examen bestand, ist selbstverständlich. Allein er faulenzte fort, wurde immer gottloser und starb als ein elender Trunkenbold im Angesichte der Hölle, mit den Worten auf den Lippen: Verloren! auf ewig verloren!!

Der berühmte Bischof Butler von England gab seine großen Einkünfte den Armen und für gute Zwecke, dazu schrieb er auch ein treffliches Buch, welches viel wirkte für des Herrn Sache. Als es aber ans Sterben ging, da fühlte er, daß er mit seinen guten Werken zu kurz komme; nebst der Ehre Gottes hatte er auch seine eigene Ehre im Auge gehabt, und

r durch gläubige Zuflucht zum Verdienst Christi konnte er in Ruhe und Frieden die Welt verlassen — nur die Worte: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen," beruhigten sein geängstigtes Gemüth.

„Lasset die Kindlein, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen." Ein gewisser Prediger erzählt, daß auf eine öffentliche Einladung zum Anschließen an die Kirche, auch unter Andern ein kleines Mädchen von sieben Jahren hervorgekommen sei, um sich als Mitglied in die Kirche aufnehmen zu lassen. Der Prediger erklärte ihr, sie dürfe sich allerdings der Kirche anschließen, wenn sie einmal größer geworden sei, aber jetzt noch nicht. Zu drei verschiedenen Malen kam sie vor. Der Prediger fühlte sich sehr betroffen und beschämt, als sie ihn in ihrer kindlich einfältigen Weise fragte: „Bin ich denn nicht groß genug, um Jesus jetzt schon zu lieben?"

Vers 21. Der Herr verlangt das Opfer ganz. Ein gewisser Indianerhäuptling wurde überzeugt von seinem Sündenelend. Zitternd unter der Schuld und Last, die ihn drückte, kam er zum Missionar und brachte dem Herrn als Sühnopfer seinen Gurt, den er um seine Lenden trug. Der Missionar erklärte ihm, dieses sei noch kein hinlängliches Opfer für seine Sünden. Der Indianrr entfernte sich, kam aber bald wieder und brachte sein Gewehr und verschiedene Felle von erlegtem Wild und bot sie an. Aber es hieß: nein, Jesus kann mit keinem solchen Opfer zufrieden sein. Wieder entfernte er sich, kehrte aber wieder zurück mit schuldbeladenem Gewissen und offerirte sein Wigwam, sein Weib und Kind, um Frieden und Ruhe für seine Seele zu finden. Nein! hieß es wiederum. Der Herr kann mit einem solchen Opfer nicht zufrieden sein. Der Indianer schien getäuscht und verlegen, doch aber nicht verzagt. Mit thränenden Augen sagte er zum Missionar: „Hier ist auch noch dieser arme Indianer selbst." Das Opfer wurde angenommen.

Vers 22. Die Welt ein großes Hinderniß in der Nachfolge Jesu. Siehe den Luftballon. Was hält ihn dort noch gefesselt, während er mit Gas gefüllt und angeschwellt, nur etliche Fuß über der Erde schwebt und doch so gerne seine Wanderung nach den höheren Regionen des Luftmeers anstellen möchte. Siehst du es nicht? Er ist mit acht Stricken an die Erde befestigt. So lang er da fest ist, wird er sich nicht erheben können. Doch siehe, es wird ein Strick nach dem andern abgeschnitten, und nicht eher ist der letzte derselben gelöst, so schwingt sich das Luftschiff majestätisch in die Höhe und segelt gleichsam froh und munter dahin nach seiner luftigen Bahn. Ebenso verhält es sich mit dem an die Erde gefesselten Menschenherzen. Da gibt es acht und noch mehr Stricke, die es an die vergänglichen Dinge dieser Welt festbannen, obgleich sich der unsterbliche Geist oft über die Vergänglichkeit hinwegsetzen möchte. Diese Stricke will der Herr oft abhauen, wie hier beim reichen Jüngling, aber die armen Verblendeten nehmen ihr Glück nicht wahr und gehen, wie der reiche Jüngling, betrübt davon.

—— o ——

Sonntag den 9. November.

Hosanna dem Sohne Davids.–Matth. 21, 8—16.

Vorbemerkung. Nach Joh. 12, 1. 11 trug sich vorliegendes Ereigniß zu, fünf Tage vor dem Todestage Christi, also am Sonntag. Samstag Nacht war er in Bethanien geblieben, wohin er auch jeden Abend zurückkehrte während der Leidenswoche (S. V. 17 und Mark. 11, 11. 12 ꝛc.); es lag eine halbe Stunde von Jerusalem. Früh machen sie sich auf den Weg der Friedensstadt entgegen — Jesus, begleitet von seinen Jüngern und Festpilgern aus Galiläa und anderwärts. Seinem Auftrag gemäß bringen ihm zwei seiner Jünger eine Eselin und ihr Füllen, auf welch letzterem er ritt. An einem Rücken des Oelbergs werden sie der prachtvollen feierlich daliegenden Stadt ansichtig, und da kommen festliche Schaaren von Jerusalem ihnen entgegen, Jesum zu begrüßen.

Jesus wird verherrlicht als der Messias, der Gesandte Gottes.

1. Durch die Art und Weise seines Einzugs.

a) Darauf weist schon hin der wunderbare Umstand, wie sie, die zwei Jünger, das Reitthier erhielten (vgl Mark. 11, 2. ff. und Luk. 13, 30. ff.). Sicherlich war vorher keine Verabredung geschehen, und doch weiß Jesus, sie werden eins finden und werden es ohne Widerrede erhalten. Wir sehen also hier auf der einen Seite die klare Fernsicht Jesu (vgl. Joh. 4, 18. 19; Matth. 17, 27), und auf der andern die unvergleichliche Kraft seines Namens und Wortes; auf dieses letztere verlassen sich die zwei Jünger und sind ihres Erfolges gewiß. Es mag jedoch auch sein, daß der oder die Eigenthümer von seinen geheimen Nachfolgern waren.

b) Nicht auf einem herrlichen Triumphwagen und in dem Schaugepränge weltlicher Monarchen hält er seinen Siegeseinzug in die Königsstadt — denn das würde angedeutet haben, daß sein Reich von dieser Welt sei, sondern auf einem verhältnißmäßig unansehnlichen und daher die Demuth abbildenden Thiere, das zugleich Zeichen des Friedens war. Jes. 62, 11; Sach. 9, 9. 10. Also hier finden sich der Propheten Weissagungen erfüllt.

Anmerkung. Der König des Himmels und der Erde reitet auf einem Eselsfüllen — welch ein Contrast gegenüber dem hochmüthigen Gebahren der Welt, und sogar vieler heutigen Christenbekenner! Welch ein Antrieb für uns zur Demuth!

2. Durch die Ehrenbezeugungen der Menge. Vgl. die Parallelen in den andern Evangelien.

a) Sie breiteten ihre Kleider auf den Weg und bestreueten denselben mit abgehauenen Baumzweigen. Das Oberkleid oder Mantel ist gemeint. Solches Kleiderausbreiten war Zeichen höchster Ehrerbietung (2. Kön. 9, 13) und geschieht noch heutigen Tages, wie Robinson in Bethlehem gesehen, wo die Leute ihre Kleider unter die Füße des englischen Consuls warfen zur Erlangung seiner Hülfe. — Wie wir aus Joh. 12, 13 ersehen, waren es Palmenzweige, ein der Begebenheit sehr entsprechender Zug. Die Palmen sind die Fürsten des Pflanzenreichs mit senkrecht-geradem Stamme und breiten 6—8 Fuß langen Blättern und immer grün — ein Bild des nie alternden Lebens, Ps. 92, 13; sie wurden zum Laubhüttenfest gebraucht (3. Mos. 23, 40; Neh. 8, 15) und man trug sie bei Sieges- und Festzügen, in welchem Sinne auch die Seligen sie tragen. Offenb. 7, 9.

b) Hosianna dem Sohne Davids.

Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in den Höhen! So riefen die Volkshaufen fast wörtlich nach Psalm 118, 25. 26. Hosianna eigentlich: gib doch Heil, ein Glückwunsch und bei hohen Festen sehr gebräuchlich. So riefen die vorangingen und nachfolgten, also Alle ohne Ausnahme. Es waren einmal solche, deren Wundersucht besonders durch die Auferweckung des Lazarus befriedigt worden war (Joh. 12, 17 und 18), und die daher eine Zeit lang sich äußerlich an ihn gefesselt fühlten, aber jedenfalls keine glaubensfesten Jünger. Dann waren es ferner seine 12 Jünger und andere treue Nachfolger aus verschiedenen Gegenden. Die Stimmen von Tausenden müssen mächtig durch die Luft erklungen sein, denn nach V. 10 wurde die ganze Stadt erregt und Aller Aufmerksamkeit auf Jesum gelenkt. „Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth," antwortete das Volk aus Galiläa mit stolzer Selbstzufriedenheit, daß ein solcher Mann aus ihrer Mitte stamme.

3. Durch seine Arbeit im Tempel.

a) Er reinigt den Tempel, V. 12 und 13. Dasselbe hatte er schon einmal gethan zu Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit, Joh. 2, 14 ff. Im Vorhof der Heiden war es, wo dieser Unrath sich befand, der „sogenannte Tempelmarkt," wo Opferthiere, Weihrauch, Wein und andere Opferbedürfnisse feil geboten wurden. Wie konnten da die Heiden für den wahren Gottesdienst gewonnen werden! Der Heiland strafte sie mit der Schrift Jes. 56, 7; Jer. 7, 11 und treibt sie hinaus. Dadurch beweist er seine Autorität Joh. 2, 18 ff.

b) Blinde und Lahme heilete er, denn sie kamen zu ihm und er konnte sie nicht von sich weisen.

Allem Anschein nach offenbarte sich seine Herrlichkeit so kraftvoll, daß selbst die Kinder im Tempel zu rufen begannen: „Hosianna dem Sohne Davids!" Das verdroß die Hohenpriester und Schriftgelehrten; allein der Heiland führt an Ps. 8, 3. vgl. Matth. 11, 25 und Kap. 18, 5. 6. So stimmte Alles ein in das Lied seiner Verherrlichung, trotz dem Wehren der Feinde. Luk. 19, 39. 40.

Lehren. 1. Für den Heiland selbst hatte dieser Einzug eine große Bedeutung; es bekräftigte ihm derselbe die Gewißheit seines Sieges über das finstere Reich, über Tod und Hölle.

2. Derselbe macht auch die Natur des Reiches Christi deutlich; es ist ein Friedensreich, wo nicht das Schwert, sondern die Macht des göttlichen Wortes und der persönliche Glaube Geltung hat.

3. Aber die Erscheinung unseres Friedenskönigs ist so herrlich, daß ihm Ehre und Anbetung gewiß sind; ja, in den Himmelshöhen hallt es wieder von seinem Lobgetön (Offenb. 7, 10 ff.).

Illustrationen. Hosianna dem Sohne Davids. Als Jesus in Jerusalem seinen Einzug hielt, bereiteten sie ihm den Weg und jauchzten ihm entgegen. Wenn ein großer, vornehmer Mann in unser Haus zum Besuch kommen wollte, wie würden wir da warten und schmücken und säubern, um ihn würdig zu empfangen und ihm das Weilen bei uns angenehm zu machen. Jesus will in unsere Herzen nicht nur zum Besuch kommen, sondern will da wohnen; deßhalb sollten wir ihm die Stätte bereiten, ihm aufmachen und ihn würdig und mit Freuden empfangen.

„Mein Haus soll heißen ein Bethaus." Das Haus Gottes ist beständig voll verschiedenerlei Anbeter. Manche betreten dasselbe so gedankenlos und unehrerbietig, als beträten sie ein Nachbarhaus. Wieder andere kommen und wähnen, der Allmächtige sei ihnen zu großem Dank verpflichtet, weil sie vielleicht eine Garbe oder ein paar Tauben hergebracht, während sie gleichzeitig weder auf das Wort merken, noch sich überhaupt des Gehorsams gegen Gott, welcher doch besser denn Opfer ist, befleißigen. Wieder Andere suchen durch Geplapper oder Geplärr von Liedern ihre Andacht zu bezeugen. Andere machen im blinden Eifer ein Gelübde, und wenn daran erinnert, erklären sie, es sei ein Irrthum, und auf solche und andere Weisen mehr wird fortwährend das Haus Gotts zur Mördergrube gemacht.

Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet. „Mama," sagte ein kleines Mädchen von vier Jahren, indem sie ihren Kopf an die Brust ihrer Mutter legte, „Mama, ich habe harte Kopfschmerzen." Ihre Mutter streichelte zärtlich ihre Locken und Stirn. Ueber eine Weile sagte sie: „Mama, du brauchst meine Stirn jetzt nicht mehr streicheln, ich habe mein Kopfweh ganz vergessen, o, du würdest es auch vergessen haben, Mama, wenn du bei mir gewesen wärest." Die Mutter fragte: „Wo war denn mein liebes Kind?" „O Mama, es war so schön und die Engel waren so prächtig gekleidet, die hellsten Kleider, die ich je gesehen habe. Als sie mich sahen, da eilten Alle, um ihre Harfen zu holen, und da spielten sie solche liebliche Musik, wie du noch keine gehört hast. Alles war so herrlich und schön. Da ging ich zu einem der Engel und bat ihn leise, sie möchten doch nicht aufhören zu spielen, bis ich meine Mutter herbeigebracht hätte, die Musik zu hören." Hier richtete das Kind seine hellen Augen auf die ihrer Mutter und fuhr fort: „Mama, willst du dich einmal hierher setzen und der lieblichen Musik zuhören, während ich dort hingehe und sehe, was jener Engel von mir haben will? Sie schloß ihre blauen Augen auf immer, um dort in dem seligen Revier auf ewig den Herrn zu preisen und ihm ein Lob zuzurichten.

—o—

Sonntag den 16. November.

Die Einsetzung des heiligen Abendmahls.—Matth. 26, 26—30.

1. Von der Einsetzung des heil. Abendmahls haben wir einen vierfachen Bericht bei den drei Evangelisten, Matth. 26, 26—30. Mark. 14, 22—24. Luk. 22, 12—22, und den des Apostels Paulus 1. Kor. 11, 23—25. Diese Berichte sind etwas verschieden, aber sie widersprechen sich nicht. Im Wesentlichen stimmen sie überein und ergänzen sich einander. Wir können auch annehmen, daß der Herr Jesus bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls die Bedeutung desselben in verschiedenen Worten ausgesprochen hat und daß demgemäß auch die Berichte verschieden sein können. Der Lehrer erforsche und erkläre hier erstens die Zeit, in welcher das heil. Abendmahl eingesetzt ist, 1. Kor. 11, 23. Mark. 14, 17. Luk. 22, 7—20, zweitens den Ort, wo die Einsetzung stattfand, Mark. 14, 13—15, und drittens, die Umstände und Ereignisse, die damit verbunden waren V. 26 beginnt mit den Worten: „Da sie aber aßen." Jesus und seine Jünger aßen das Passahmahl (V. 17—20.), und am Schlusse desselben setzte er das heil. Abendmahl ein. Ueber den Ursprung, Zweck und die Bedeutung des jüdischen Passahmahls siehe 2. Mos. 12, 3—20. 3.

Mos. 22, 5—8. 4. Mos. 28, 26—31. 5. Mos. 16, 1—8. Hes. 45, 21.

Zu der Zeit Jesu wurden die Passahlämmer um die Zeit des Abendopfers im Vorhofe des Tempels geschlachtet. Die Hausväter brachten ihre Lämmer in den Tempel, und sobald der Vorhof desselben angefüllt war, wurde die Thür verschlossen und dreimal mit der Trompete geblasen. Die Priester standen in langer Reihe um den Brandopferaltar herum mit silbernen und goldenen Becken in den Händen, in denen sie das Blut der Lämmer auffingen und es auf den Altar ausgossen, von welchem es durch Röhren ablief. Die Lämmer wurden nach dem Schlachten an Haken, welche an den Wänden und Säulen angebracht waren, aufgehängt, die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, der Schwanz abgerissen und mit dem Fette den Priestern übergeben, die es einer dem andern reichten, bis es zum Altar gelangte, wo es eingesalzen und in das Feuer geworfen wurde. Der Hausvater aber wickelte das Lamm in dessen Fell und trug es nach Hause. Hierauf wurde das Lamm an einem hölzernen Bratspieße in Kreuzform gebraten und vom Hausvater mit seiner Familie und Gästen verzehrt. Zum Essen eines Lammes durften nicht über 20 und nicht unter 10 Personen sein, 2. Mos. 12, 4. Unbeschnittene und Unreine (durch Todtenberührung, Aussatz, Umgang mit Heiden u. s. w.) durften nicht mitessen, bei Strafe der Ausrottung. 2. Mos. 12, 43—49. 2. Chron. 30, 13—17. Esra 6, 19—22. Das Passahlamm mußte mit bittern Kräutern und ungesäuertem Brod genossen werden (2. Mos. 12, 8. 4. Mos. 9, 11.), zum Andenken an die bittere Knechtschaft in Egyptenland, 2. Mos. 1, 14. Beim Anfang der Mahlzeit nahm der Hausvater den mit rothem Wein und Wasser gefüllten Festbecher, sprach die Danksagung oder den Segen über das Fest und trank aus dem Becher und darnach tranken die Tischgenossen. Nach diesem wurden die ungesäuerten Brode und das gebratene Lamm aufgetragen, der zweite Festbecher herum gereicht, und dann begann das eigentliche Passahmahl. Der Hausvater nahm zwei Brode, brach eins entzwei, segnete es und theilte es aus mit den Worten: „Dies ist das Brod des Elends, welches unsere Väter in Egypten aßen." Sodann segnete er das Lamm und aß davon und die Tischgenossen aßen mit, bis es ganz verzehrt war. Darauf wurde ein Lob- und Dankspruch gesprochen und der dritte Festbecher herum gereicht. Noch ein Lobgesang wurde gesungen und der vierte Festbecher gereicht, und damit kam das Passahmahl zum Ende.

Bei diesem Mahl des alten Bundes setzte Jesus das Mahl des neuen Bundes ein, V. 26—28. Er nahm das Brod, dankte und brach's, und gab's den Jüngern und sprach: „Nehmet, esset; das ist mein Leib." Darnach nahm er den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: „Trinket alle daraus; das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden." Mark. 14, 22. 23. Luk. 22, 19. 20.

2. Das heil. Abendmahl besteht also in Brod und Wein, und in Christi Leib und Blut. Es besteht zwischen dem Brod und Wein im heil. Abendmahle. und dem Leib und Blut Christi eine geheimnißvolle Gemeinschaft, wie Paulus schreibt 1. Kor. 10, 16: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?" Der Empfänger des heil. Abendmahls genießt darin mit seinem Munde Brod und Wein, 1. Kor. 11, 26—28, und dadurch genießt er im Glauben Christi Leib und Blut, d. i. Christi Leben, das in seinem Leibe und Blute ist. (Siehe Joh. 6, 48—63.) Im 16. Artikel unserer Glaubenslehre heißt es: „Daß Solche, welche es (das heil. Abendmahl) in rechter Ordnung würdiglich und im Glauben empfangen, unter dem Genusse des gebrochenen Brodes und des gesegneten Kelches, welche ihnen gereicht werden, des Leibes und des Blutes des Herrn Jesu Christi im Gedächtnißmahl theilhaftig werden, nicht auf eine leibliche, sondern geistliche und himmlische Art, und dieses vermittelst des Glaubens, als des Mittheilungsmittels. (Siehe Kirchenordnung Seite 17.,) und unsern Katechismus Seite 99 ff.

3. Das heil. Abendmahl ist eingesetzt und bestimmt für die Jünger Jesu (V. 26), und für alle Gotteskinder (V. 27), deren Namen im Himmel, in dem Familienbuch Gottes, eingeschrieben sind, Luk. 10, 20. Der unbußfertige Sünder hat kein Theil daran, 2. Cor. 6, 14—18. Es ist ein göttliches Familienmahl, das genossen soll werden von den Gliedern der göttlichen Familie in dieser und jener Welt. (Siehe V. 29.)

Illustration zu diesem. Der gelehrte und fromme Dr. Doddridge hatte einmal einen merkwürdigen Traum. Ihm träumte, daß er plötzlich sehr krank geworden und gestorben sei. — Darauf glaubte er frohlockend gen Himmel zu steigen durch einen weiten Raum, welcher mit goldenen Lichtern angefüllt war. An seiner Seite war Jemand, den er sonst nicht kannte, außer, daß er ein Bote vom lieben Gott war, voll Erhabenheit und Anmuth. Sie stiegen immer höher, bis sie in der Ferne einen glänzenden, herrlichen Palast bemerkten. Sie gingen hinein und traten in ein großes Zimmer, wo ein goldener Tisch stand, worauf Alles für das heil. Abendmahl vorbereitet war. Der Tisch war mit schöner weißer Leinwand gedeckt und ein Gefäß mit Weintrauben und ein goldener Kelch standen darauf. „Bleibe hier," sagte sein Begleiter, „der Herr des Hauses wird bald zu dir kommen." Im nächsten Augenblicke befand sich Doddridge allein, und im Zimmer umherblickend, sah er, zu seinem großen Erstaunen, daß an den Wänden seine ganze Lebensgeschichte aufgezeichnet war. Sein Herz war überfüllt von Liebe, Dankbarkeit und Freude über die Güte Gottes, die ihn so wunderbar geleitet und bewahrt hatte. Mitten in dieser Betrachtung öffnete sich die Thür, und Einer trat herein; Einer mit strahlender Miene und von der allervollkommensten Schönheit, dem Dr. Doddridge, überwältigt von seiner Erhabenheit, zu Füßen sank. Es war der Herr des Hauses, sein Heiland Jesus Christus. Mit den Worten: „Fürchte dich nicht," führte er ihn zum Abendmahlstische, drückte den Saft der Trauben in den goldenen Kelch, trank selbst daraus und hielt ihn dann an die Lippen desjenigen, den er erlöst hatte, indem er sagte: „Dieses ist der neue Wein in meines Vaters Reich." Als Doddridge trank, schien er mit einer himmlischen Eigenschaft begabt zu werden. Unbeschreibliche Glückseligkeit und Herrlichkeit kam über ihn, er frohlockte in der Gegenwart seines Erlösers und darüber wachte er auf. — Solche Träume sind nicht ohne Bedeutung. — (Siehe Joel 3, 1.)

4. Der Zweck des heil. Abendmahls ist erstens, den Opfertod Christi und die geistliche Einigkeit der Kinder Gottes darzustellen, — zweitens, die außerordentliche Speisung der Frommen, und drittens, daß sie des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt. 1. Kor. 11, 26.

5. Das heil. Abendmahl wird würdig genossen, wenn es mit Dankbarkeit, im wahren Glauben und in reiner Liebe zu Gott und allen Menschen und zum Gedächtniß Jesu Christi genossen wird. „Solches thut zu meinem Gedächtniß." Luk. 22, 19. 1. Kor. 11, 24. 25. Zum Andenken an das bittere Leiden und Sterben des Herrn, an die Ursache und den großen Segen seines Todes (Jes. 53, 4. 5) und an seine große Liebe, die ihn trieb, zu sterben,

„Um zu retten die Rebellen
Aus dem Pfuhl der tiefen Höllen."

Das Abendmahl des Herrn, ein Liebesmahl. Brod und Wein sind treffende Bilder von der Vereinigung der Gläubigen mit einander und ihrer innigen Gemeinschaft mit Gott. Gleichwie das Brod aus vielen gemahlenen Weizenkörnern zu einem Ganzen vereinigt ist und wiederum wie der Wein aus vielen gepreßten Beeren zu einem Getränk zubereitet ist, also sind auch die Jünger Jesu, obwohl aus vielen Gliedern bestehend, doch nur ein Leib und das Haupt ist Christus. Sie sind miteinander in Liebe verbunden und ihre Gemeinschaft mit dem Herrn ist eine innige.

Trinket Alle daraus. Als einmal die amerikanische Armee unter dem Befehl von General Washington bei Norriston, N. J., campirte, ging der General eines Tages zum Prediger des Orts, einem Presbyterianer, in dessen Kirche am folgenden Sonntag das Abendmahl gefeiert werden sollte und fragte, ob es denn wohl gegen die Regeln ihrer Kirche sei, Glieder aus andern Benennungen zum heil. Abendmahl zuzulassen, worauf er zur Antwort erhielt, daß, obschon sie Presbyterianer seien, so hätten sie doch keinen Presbyterianer-, sondern des Herrn Tisch. Denn es heißt ja: „Trinket Alle daraus." Natürlich ist darunter zu verstehen, alle Gläubigen. Washington communizirte mit ihnen an „des Herrn Tisch."

Nutzanwendung. 1. Wir sollen dankbar sein für die herrlichen Gnadenmittel, die der liebe Gott uns gegeben hat, und sie gehörig gebrauchen zu seiner Ehre und zu unserer Seligkeit.

2. Wer das heil. Abendmahl gering schätzt und es nicht genießt, der schmähet und verachtet den, der es eingesetzt hat, und wer es unwürdig genießt, der isset und trinket ihm selber das Gericht, 1. Kor. 11, 29. Der Lehrer erkläre hier besonders, wie nothwendig es ist, daß erwachsene Sonntagschüler das heil. Abendmahl würdig gebrauchen.

3. Köstliche, herrliche Aussicht. Im Himmel sollen wir das Mahl neu genießen mit dem Herrn Jesu und allen Seligen. Hallelujah!

—o—

Sonntag den 23. November.

Jesus in Gethsemane. Matth. 26, 36—46.

Vorbemerkung. Wie Jesus sein Leiden vorher wußte und voraussagte, so hat er auch das Grauen des Todes zum voraus gefühlt und überwunden. Christus mußte in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden, und allenthalben versucht werden, gleich wie wir, doch ohne Sünde. (Ebr. 4, 15.) Wie er einst durch die irdische Lust, (Cap. 4) so wurde er hier durch das Gewicht menschlicher Leidenskämpfe versucht. Diese Versuchung kann aber dann nur denkbar und von Bedeutung sein, wenn seine reine Menschheit sich selbst überlassen, den Kampf zu bestehen hat. Im Geiste hatte sich der Herr schon längst als Hoherpriester zum Opfer dargeboten, aber nun soll er es in seinem menschlichen Seelen- und Leibesleben empfinden, daß er auch selbst das Opfer ist, und dieses Opfer erbebt in Schauer des Todes. Seine menschliche Natur mußte als eine sündlose das Grauen des herannahenden Todes um so tiefer empfinden und davor zurück beben. Aber wie einst in der Wüste, so war auch hier sein unbedingter Gehorsam gegen den göttlichen Willen das Panier seines Sieges.

In dem Leiden Jesu sehen wir hier so recht die Macht der Sünde, aber zugleich auch das große Mittel zur Versöhnung derselben. Wir betrachten:

1) Den Ort.—V. 36. Gethsemane liegt rechts von dem Wege nach dem Oelberge. Den Namen eines Gartens verdient Gethsemane jetzt kaum mehr, indem der Boden mit Steinen bedeckt ist, und sich nur acht alte Oelbäume darin befinden. Der Platz ist im Besitz der Franziskaner, die im Jahre 1847 eine neue Mauer um denselben aufgeführt haben. Seine Länge beträgt 200, seine Breite 150 Schritte. Die Bäume können nicht aus der Zeit Christi stammen, schon deßhalb nicht, weil, nach Josephus, Titus alle Bäume um Jerusalem abhauen ließ. Man hält dieselben für ungefähr tausend Jahre alt. Der ganze Ort ist recht dazu geeignet, stillen Betrachtungen nachzusinnen, und in Einsamkeit mit dem Höchsten zu reden, und es ist deßhalb sehr natürlich, daß der Herr diesen Platz zum Gebet und zur Leidensstätte wählte.

2) Die Jünger Jesu. Den größten Theil seiner Jünger läßt der Herr in der Entfernung zurück. Nur Petrus, Jakobus und Johannes zieht er mit sich in den engeren Kreis seiner Leidensstätte. Aber auch sie, nachdem er ihnen in den Worten: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod," seine Seelenangst kund gethan hatte, läßt er zurück, und geht beiseits, um zu beten. — In dem größten Leiden ist eine gottergebene Seele am liebsten mit dem Herrn allein, aber es ist auch tröstend und beruhigend, liebe Freunde in der Nähe zu wissen. — Als der Herr zurück kam, fand er die Jünger schlafend, zu dreien Malen. Aehnlich war es auf dem Berge der Verklärung. Es mußte wohl eine ungewöhnliche, das Fleisch fast betäubende geisterhafte Einwirkung hier stattfinden. Doch sollten sich die Jünger dieser Einwirkung nicht hingeben, sondern dagegen kämpfen V. 41. Haben doch fast alle geistigen Vorgänge eine ähnliche Einwirkung. Während manche Leute durch eine Predigt sehr aufgeregt werden, hat sie auf andere eine einschläfernde, fast betäubende Wirkung. Sie sagen, sie können sich nicht wach halten. Aber sie sollen „wachen und beten," daß sie nicht in Anfechtung fallen. Der muthige Petrus schläft, während der falsche Judas munter ist und mit den Schriftgelehrten um den Lohn des Verräthers handelt. O, welch ein greller, herzbetrübender Widerspruch!

3) Der Kampf. Es war die Zeit der Entscheidung gekommen. Alle Freunde verließen den Herrn, und alle Feinde drangen auf ihn ein. Früher hatten sie sich auf zukünftige, bessere Gelegenheiten vertrösten können, jetzt aber nahte die Stunde des großen „Entweder, Oder." Jesus wendet sich in seinem menschlichen Gefühle des Alleinstehens im brünstigen Gebete zum Vater und bittet um das Vorübergehen des bitteren Todeskelches, wenn es möglich sei, d. h. wenn er so in dem göttlichen Rathschlusse passend sei, wenn dadurch das große Werk der Erlösung nicht vereitelt, oder beeinträchtigt werde. Aber seine Willigkeit zu gehorchen fügt er in

den Worten hinzu: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ V. 39.

Es mag vielleicht auffallend erscheinen, daß Jesus bisher so ruhig und gefaßt von seinem Leiden und Sterben geredet, und nun auf einmal anfängt zu zittern und zu zagen. Darauf kann man antworten, daß das Leiden Christi mit keinem andern Leiden auch nur von ferne verglichen werden kann. Die ganze unermeßliche Sündenlast des ganzen Menschengeschlechtes, für die er büßen soll, lag fast erdrückend auf seinem, von göttlicher Stärkung entblößten Herzen, und alle Schrecken des furchtbaren Todes, dem er entgegen gehen sollte, stürmten auf seine heilige, reine Seele ein, denn ihm war der Tod etwas schrecklich Unnatürliches. Will man aber darauf hinweisen, daß manche der christlichen Märtyrer mit großer Freudigkeit dem Tode entgegen gingen, so muß man darauf antworten, daß eben dieses eine herrliche Frucht des großen Seelenkampfes Christi ist.

Merkwürdig mag es erscheinen, daß aus dem Gebete des Herrn eine gewisse Unklarheit und Ungewißheit hervorzuleuchten scheint, ob es unumgänglich nothwendig sei für ihn zu sterben. Er ist entschlossen, alles zu thun, was die große Versöhnung herbeiführen kann, aber er betet, wenn es möglich sei, daß sein bisheriges Leiden als hinreichend angesehen werden könne, damit die Gerechtigkeit versöhnt und die Sünderwelt erlöst werde, ihn des bitteren Todeskelches zu überheben. Nicht Zweifel war diese Gebetsfrage, sondern Ungewißheit, und diese hatte ihren Grund darin, daß er augenblicklich von der Fülle des göttlichen Wissens in ihm entblößt war. Man muß eben immer fest im Gedächtniß halten, daß Christus als Mensch litt, betete, trauerte und zagte.

4) Der Sieg. In seinem Inneren hatte der Herr auf sein dreimaliges Gebet die göttliche Antwort erhalten, daß ohne seine Hingabe in den Tod das große Werk zum Heil der Menschen nicht könne ausgeführt werden. Da besinnt er sich keinen Augenblick, sich in Gehorsam auf den Altar zu legen. Der heilige Entschluß war gefaßt, und der durfte nie wanken. Er fand seine Jünger wieder schlafend. Ach wie leicht schläft der Mensch, wenn er am wachsamsten sein sollte. Und wenn der Herr nicht für uns wachte, was sollte aus uns werden? „Stehet auf, lasset uns gehen!“ mit dem Ausspruch geht der Herr nun kühn und muthig den ferneren Ereignissen entgegen. Der Kampf ist gekämpft, der Sieg ist errungen, das Heil ist versiegelt. Was nun noch kommt, ist nur die Ausführung, des bereits innerlich Erlittenen, in der äußerlichen Execution. Das Mühen der Feinde ist vergebens. Engel stärken ihn im Kampf, und dienen im Siege dem Herrn.

Anmerkungen. 1) In einem Garten zeigte der erste Adam seinen Ungehorsam; in einem Garten offenbarte der zweite Adam (Christus) seinen höchsten Gehorsam.

2) Das Verhalten Christi, kann uns in unseren Kämpfen zum Vorbilde dienen: Ernstliches Gebet, aber nicht auf unserem eigenen Willen beharren, sondern die Ausführung in die Hand und den Willen des Herrn legen.

3) Wenn es Zeit ist zum Kämpfen und Wachen, dann darf man nicht schlafen.

4) Wachsamkeit und Gebet sind Bewahrmittel vor der Anfechtung.

Illustrationen. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Dies war die herzliche Sprache völliger Ergebung in den Willen Gottes bei unserm Erlöser. Es sollte auch der Sinn aller seiner Nachfolger sein. Hier ein Beispiel: Dr. Hay, ein berühmter englischer Arzt, wurde einmal durch eine schwere Verletzung anscheinend für Lebensdauer auf sein Krankenlager gebannt. Er sagte, wenn es der Wille Gottes sein soll, daß ich für Lebenszeit auf mein Lager gebunden sein soll, und wenn er ferner von mir fordern sollte, daß ich für den Rest meiner Tage Stroh auflesen sollte, so hoffe und bete ich um Geduld, um bei all' diesem sprechen zu können: „Dein Wille geschehe.“

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Gotthold sagt: „Was du immer thust, siehe zu, daß du das köstliche dir anvertraute Kleinod, deine unsterbliche Seele, in Acht nimmst. Wache und bete. Zu unserer Zeit sind schon Mittel und Wege erfunden, verlorene Sachen aus schiffbaren Flüssen und sogar Seen herauszufinden, aber wer versteht die Kunst, eine durch Wachlosigkeit vernachlässigte und verlorene Seele wieder zu finden?

—o—

Sonntag den 30. November.

Jesus vor dem Hohenpriester. Matth. 26, 59—68.

Vorbemerkung. In Gethsemane hatte der Heiland bereits die ganze schwere Wucht seines unendlichen Leidens innerlich durchgearbeitet, als der Verräther Judas mit seiner Bande (V. 47; Joh. 18, 3 u. 12) ankam. Petrus schlägt drein mit dem Schwert (V. 51 f; Joh. 18, 10 ff.), aber Jesus verbietet ihm, könnte er doch 12 Legionen Engel haben, wollte er sich so vertheidigen. Als er gefangen genommen wird verlassen ihn all die Jünger in feiger Flucht. Wie ihn doch des Judas Verrath, des Petrus weltlicher Sinn und der Jünger Feigheit (S. V. 69 ff.) muß geschmerzt haben! Nun führen sie Jesum vor den gewesenen Hohenpriester Hannas (Joh. 19, 24) und dann vor den wirklichen Hohenpriester Caiphas.

Anmerkung. Eigentlich war das Amt des Hohenpriesters ein lebenslängliches, aber die Römer setzten damals einen ab und einen andern ein nach ihrem jeweiligen Belieben, und doch wurden die abgesetzten von den Juden immer noch als Hohepriester betitelt; daher der Ausdruck V. 59. Der hohe Rath (Synedrium) war die gesetzgebende Behörde der Juden, die höchste geistliche Gerichtsbarkeit und der Hohepriester der höchste Würdenträger.

1. Das falsche Zeugniß gegen Jesum.

Die ganze versammelte Menge suchte falsches Zeugniß wider ihn und fand doch keins. Wie begierig würden sie wahrhaftiges Zeugniß für ihren Zweck verwendet haben, hätte sich solches vorgefunden!

a) Der Zweck, den sie dabei von vorne herein im Auge hatten, war sein Tod. Der Heiland war ihnen schon lange ein Dorn im Auge, schon oft hätten sie ihn gerne getödtet (Luc. 4, 28. 29; Joh. 7, 1. 19; 8, 59; 10, 39); jetzt war die erwünschte Zeit gekommen und nun mußte ihr Zweck erreicht werden, koste es, was es wolle. Daher das Hervortreten der vielen falschen Zeugen. Sie waren augenscheinlich in Verlegenheit, denn auf Grund offenbar falscher Zeugnisse konnte ihn doch das weltliche Gericht nicht zum Tode verurtheilen.

b) Sie griffen deßhalb zurück nach etwas, was Jesus vor drei Jahren gesagt hatte (Joh. 2, 19 ff.). Aber wie einfältig! Wenn sie seine Worte so auffaßten, so hätten sie ja selbst den Tempel abbrechen müs-

sen, um sich von seiner Wunderkraft zu überzeugen; sie wollten ja damals ein Zeichen haben. Kein Wunder also sagt Markus (14, 57. 58): „Auch so war das Zeugniß nicht übereinstimmend."

2. Das Verhalten Jesu.

Trotz der Verleumdungen und Lügenreden, die gegen ihn ausgestoßen wurden, war bei ihm nicht die geringste Aufregung wahrzunehmen; er hörte ruhig zu und schwieg stille.

a) Das brachte den Hohenpriester in den Harnisch; er steht hastig auf und sagt in einem leidenschaftlichen Tone: „Antwortest du nichts? Was zeugen diese gegen dich?" Aber der Heiland kommt nicht außer Fassung, er schweigt. Er hatte ja während seiner Lehrzeit frei und öffentlich geredet vor aller Welt (Joh. 18, 20 ff) und sie konnten doch von nirgends her eine gerechte Anklage gegen ihn vorbringen — sie waren sich selbst ihrer Lügen und ihrer Bosheit bewußt; ihnen irgend wie Rede zu stehen, wäre also ganz und gar unter seiner Würde gewesen. Schweigen war die beste Antwort, die er ihnen geben konnte. Kein Anderer hätte so schweigen können, selbst Paulus nicht (S. Apg. 24, 1—20). Welche Hoheit muß aus seinem Antlitz geleuchtet haben!

b) Jesu herrliches Bekenntniß ist ebenso bezeichnend wie sein würdevolles Schweigen. Der Hohepriester wußte, daß ihre falschen Anklagen und Zeugnisse nicht genügen würden vor dem Landpfleger, ihr über Jesum schon gefälltes Todesurtheil zu erhärten; daher seine Frage V. 63 durch einen Eid bekräftigt (Vgl. über diesen 1. Mose 24, 3; 2. Chron. 36, 13; Joh. 9, 24; Jos. 7, 19). Der Heiland soll unumwunden erklären, daß er Christus, der Sohn Gottes sei. Nach Luk. 22, 67 sagt ihnen der Heiland, was er von dieser Frage denkt; er weiß, sie werden doch nicht an ihn glauben noch wird es irgendwie zu einem besseren gegenseitigen Verständniß kommen, vielmehr will man ihn damit nur fangen, dennoch bejaht er die Frage, hatte er doch schon oft dieselbe Erklärung gemacht wenn auch in anderer Form (Luk. 4, 17 ff; Joh. 5, 17; 9, 4; 10, 25. 30. 36 ꝛc). Im Anschluß hieran weissagt er ihnen von seiner nunmehrigen Herrlichkeit; sehen werden sie ihn zur Rechten der Kraft und kommen auf den Wolken des Himmels (Vgl. Hebr. 10, 12; Ps. 110, 1; Dan. 7, 13. 14; Matth. 25, 31). Diese Worte sind jedoch nicht blos von seiner Wiederkunft zum Gericht zu verstehn, sondern von seiner Erhöhung, welche mit der Auferstehung und Himmelfahrt wirksam beginnt und in der Bekehrung der Welt sich in ihrer Herrlichkeit darstellt bis zur einstigen Vollendung. Die Feinde werden sehen müssen, wie sie den Kraftwirkungen seiner Gnade doch nicht widerstehen können, so sehr sie ihn jetzt auch in ihrer Gewalt zu haben scheinen. In der That, welch ein Bekenntniß im Angesichte des Todes.

3. Die Behandlung von Seiten seiner Richter und Kläger.

Zum Zeichen des Unwillens (Vgl. 4. Mose 14, 6; 2. Kön. 18, 37; Apg. 14, 14) zerriß der Hohepriester sein Oberkleid und behauptet, Jesus habe Gott gelästert. Alle sind darin einig: „Er ist des Todes schuldig," weil er sich als Sohn Gottes erklärt hat, wofür sie sich jedenfalls noch aufs Gesetz beriefen. 5. Mose 13, 1. 5; 18, 20; Jer. 14, 15. Aber damit noch nicht zufrieden, behandeln sie ihn nun gleich wie den todeswürdigsten Verbrecher — speien ihm ins Angesicht und schlagen ihn in teuflischem Hohne.

Lehren. 1. Wir sehen hier den Heiland wieder in seiner göttlichen Größe. Davon zeugt die Weisheit, mit der er die Ränke seiner Feinde durchschaut, das feierliche Schweigen, womit er ihre falschen Beschuldigungen beantwortet, das Selbstzeugniß von seiner Herrlichkeit und die Geduld, mit welcher er ihre Mißhandlungen entgegennimmt.

2. Welch leuchtendes Vorbild für uns in der Geduld und in der Bekenntnißtreue! 1. Petri 2, 21. Hebr. 12, 2.

Illustrationen. In einem Eisenbahnwagen bemerkte ein Mann einen Knaben in anscheinend großer Traurigkeit und doch mit Frieden auf seinem Angesicht. „Mein Kind," fragte er, „sage mir doch die Ursache von deiner Traurigkeit und diesem Frieden." Dann erzählte der Knabe, wie sein Vater ein Trunkenbold sei, und ihn und seine liebe Mutter so oft mißhandelt habe; oft hätten sie sogar trotz der Kälte im Freien übernachten müssen. So sei die Mutter krank geworden und letzte Woche gestorben. „In der Kirche und Sonntagschule haben Mutter und ich beten gelernt, und oft, wenn wir allein waren, haben wir mit Jesus gesprochen und uns so herzlich gefreut, weil er bei uns war. Als aber Mutter starb, da meinte ich, der liebe Heiland sei auch gestorben, und das machte mich so traurig; allein gerade habe ich zu ihm gebetet und ihn wiedergefunden, und das macht mich so fröhlich." Wie hatte doch dieser kleine Knabe schon Geduld und Treue im Dienste Gottes von seinem Heiland gelernt!

Wie man einen Blitzableiter auf das Haus stellt, um die zagenden Einwohner bei einem Gewitter vor dem Blitz zu schützen, so hat Christus die Blitze des göttlichen Zornes durch sein williges Leiden von der Menschheit abgewandt, und er litt selbst die ihm durch falsche Zeugen aufgebürdete Schuld und Strafe, damit wir, als die wirklichen Schuldner frei ausgehen möchten.

V. 63. 64. Reden und Schweigen zu seiner Zeit. Ein alter Mann trug auf seinem gebeugten Rücken einen Bündel Reisig mühsam der Heimath zu, und rief unaufhörlich: „Vorgeseh'n! Vorgeseh'n!" Ein stolzer junger Mensch beachtete das Rufen nicht und dachte, er brauche dem Alten nicht aus dem Wege zu gehen. Die Folge war, daß er an das Holz streifte und sein Kleid zerriß. Da verklagte er den Greis, welcher vorgeladen und befragt wurde, aber beständig stille schwieg. Endlich fragte ihn der Richter, ob er denn stumm sei. „Ach nein," rief da hastig der junge Mensch, „auf der Straße konnte er tüchtig schreien: 'Vorgeseh'n!'" „So," antwortete darauf der Richter, „sein Stillschweigen ist seine beste Vertheidigung. Warum gingen Sie ihm denn nicht aus dem Wege?"

V. 67. Sanftmuth im Leiden. Ein frommer Pfarrer sprach einen reichen Herrn um eine Gabe für einige seiner armen Gemeindeglieder an, wurde aber trotzig abgewiesen. Er wiederholte jedoch seine Bitte, bis ihn der hartherzige Reiche auf den Backen schlug. „So," sagte der Pfarrer dann, „jetzt habe ich etwas für mich, was bekommen nun meine Armen?" Diese Sanftmuth erweichte des Reichen Herz und er gab dem Bittenden eine bedeutende Summe Geldes.

Kinder lernen reden in kurzer Zeit, aber schweigen lernt Mancher sein Lebtag nicht.

Dies und Jenes.

Ortssinn der Thiere. Die Zeitschrift „Natur" erzählt: Ein Hund von Hamilton nach Taunton, 17 englische Meilen weit, in einem verschlossenen Korbe gesendet, fand in 12 Stunden seinen Weg über eine Kette steiler Hügel nach seinem Absendungsorte zurück. — Von den Schafheerden, welche allwöchentlich aus den Hügeln von Wales zum Londoner Markte getrieben werden, entkamen einige Stück in London und erschienen 14 Tage später in ihrem 100 Meilen davon entlegenen Heimathlande wieder. — Die Fischer an den Felsen von Lizard pflegen die gefangenen Krabben mit Brandmarken zu zeichnen und sie sodann in gemeinschaftliche Verkaufskästen zu bringen, die in dem Hafen von Falmouth eingesenkt werden. Einmal zerbrach ein solcher Kasten und 2 bis 3 Tage nachher wurden an den Lizardfelsen die gezeichneten Krabben neuerdings gefangen; sie hatten die vier Meilen entfernte Hafenöffnung und ihre 7 Meilen von letzterer entlegene Heimathsstätte richtig wieder aufgefunden.

Zwei Könige für Einen. Ein König von Frankreich soll sich einst auf der Jagd, da er einen Hirsch mehrere Stunden verfolgte, von seinen Hofleuten getrennt und unterwegs einen Bauer getroffen haben, der nach Paris zu Markte wollte. Der König schloß sich, ohne sich kund zu geben, dem gesprächigen Landmanne an und fragte: „Du gehst wohl häufig in die Stadt, Alter?"

„Ja, sehr oft!" — war die Antwort. „Aber merkwürdig, daß ich bisher nie den König gesehen habe."

„Möchtest du ihn denn gern sehen?"

„Warum nicht?"

„Dann soll noch heute dein Wunsch in Erfüllung gehen und du sollst den König sehen!"

„Ja, das ist leicht gesagt!" lächelte der Bauer. „Aber wie kann ich wissen, wer der König ist, da ich ihn nicht kenne?"

„Sei ohne Sorgen!" tröstete der König. „Sobald wir die Stadt betreten, gib Acht! Wer den Hut auf dem Kopfe läßt, während alle Anderen entblößten Hauptes dastehen, der ist der König."

Beide Wanderer erreichten bald die Thore von Paris, wo die königlichen Diener bereits harrten und die Häupter schnell entblößten, als sie den König daherkommen sahen. Der Bauer läßt aus Unwissenheit seinen Hut sitzen.

„Nun, Alter, siehst du jetzt den König?" — fragte dieser.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll?" — versetzte der Bauer. „Aber ich glaube, Einer von uns Beiden muß es doch wohl sein." S. A.

Ein berühmter Arzt wurde einst zu einer adeligen Dame gerufen und fragte sie theilnehmend: „Wie geht es Ihnen, liebe Frau?"

„Ich bin Baronesse," antwortete die Dame spitzig.

„Von dieser Krankheit kann ich Sie nicht kuriren," antwortete der Arzt und ging ruhig fort.

Ein Lehrer fragte beim Examen einen Bauernknaben, welches die dauerhaftesten Güter der Menschen wären. Der Knabe antwortete: „Die eisernen Töpfe!"

Ein Compliment. Haben Sie schon gehört, werther Freund? Mein Schwager ist zum Staatsrath ernannt worden!

Ei, sieh da! Ich gratulire. Aber in der Zeitung hat noch nichts gestanden?

O doch! Schon vor einigen Tagen.

Hm, was Sie sagen! Ich lese doch die Zeitung regelmäßig, habe aber nichts gefunden; es müßte hinten unter den Unglücksfällen gestanden haben, die lese ich nicht so genau.

Bei einem Examen wurde ein Schüler gefragt: „Wie viele Inseln liegen im Weltmeer und wie heißen sie?" worauf er erwiderte: „Im Weltmeere liegen sehr viele Inseln, und ich heiße Müller."

Pastor (einem Bettler zwei Pfennige schenkend): Was hast du für einen Glauben?

Bettler: Ich glaubte, der Herr Pastor würde mir mehr schenken.

Silbenräthel.

Es jagten ihn die alten Deutschen,
Es meldet ihn die Sage jetzt,
Und in der Höhlen tiefer Schachte
Ist sein Gerippe unverletzt.
Das Zweite rufst du, wenn in Jammer
Und Noth dein Herz sich Luft verschafft;
Das Ganze ist ein Ort in Schwaben,
Ein Denkmal alter Ritterschaft.

Auflösung des Räthsels im October-Heft: Ceder, Leder, Feder.

Zu Lection 5.

Zu Lection 6.

Zu Lection 7.

Doch nicht wie **Ich** will, sondern wie
Du willst.

—o—

Fuerwahr Er trug
Unsere Krankheit,
und lud auf sich
Unsere Schmerzen.

Zu Lection 8.

Ausharrende **Geduld** im Leiden
bringt endlichen **Sieg**.

—o—

Da Er gestraft und gemartert ward,
that Er
seinen Mund
nicht auf.

Zu Lection 9.

Beim Lesen der frœhlichen Weihnachtsbotschaft.

Das Evangelische Magazin.

Band 5. December 1873. Nr. 12.

Des Wächters Christnacht,
oder:
Oben und unten.

(Erzählung von F. Wiedemann.)

Christnacht war es, stille, heilige Christnacht. Die reiche Stadt C. hatte sie würdig und reich gefeiert. Die vom Christbaumglanze hell leuchtenden, zahllosen Fenster legten Zeugniß dafür ab. Die Gassen und Straßen erschienen menschenleer. Alles Leben hatte sich in die trauten Familienräume und an den Weihnachtstisch zurückgezogen.

Eben schlug es auf dem alterthümlichen Thurme der großen Stadtkirche zehn Uhr. Da trat, pünktlich mit dem letzten Schlage, der alte Nachtwächter Adam aus seinem Häuschen, das in einem engen Seitengäßchen stand, heraus, um seines Amtes auch heute zu warten.

Adam war ein biederer, religiös gesinnter Alter, der es mit seinem lieben Herrgott aufrichtig meinte. Er hatte sich in einen langen, graubraunen Schafpelz gehüllt, den Kragen hoch aufgeschlagen und die dicke Pelzmütze über die Ohren herabgezogen. Auch für seine Hände und Füße hatte er, der grimmigen Kälte wegen, wohl gesorgt. In der Hand trug er einen Spieß und an seiner Seite hing ein gewaltiges Ochsenhorn, mit dem er seine dumpfen Signale gab. Ihm auf dem Fuße folgte sein getreuer nächtiger Begleiter, sein alter Hund, Namens „Hansel."

Die meisten Christbäume waren jetzt erloschen, als Adam in seinem Reviere auf- und abging und die zehnte Stunde verkündete. Hie und da sang er auch, wie das früher bei den Nachtwächtern gebräuchlich war, einen frommen Liedervers.

So gelangte er denn endlich auch an ein großes, prachtvolles Gebäude, in dem ein reicher Fabrikherr wohnte, der erst kürzlich in die Stadt gezogen war. Dieses Haus hatte mehrere Souterrainwohnungen, die von sehr armen Leuten bezogen waren. Eine dieser armen Familien kannte Adam. Er wußte auch, daß gegenwärtig Krankheit und viel sonstige Noth bei den armen Leuten herrschte. Sie gehörten aber nicht zu denjenigen Armen,— wie man so häufig in größeren Städten findet — die nur aus der Hand der Wohlthätigkeit leben wollen und die bei jedem kleinen Mangel nach Hilfe schreien.

„Wie mag es denn heute unten bei Balzers aussehen!" dachte Adam bei sich. „Sie haben noch Licht. Möchtest doch einmal durch die Scheiben gucken."

Der Alte näherte sich leise dem Fensterchen, hinter und unter dem die arme Familie wohnte. Es bestand blos aus vier schmalen, niederen Scheiben, die noch dazu ein eisernes Kreuz überspannte.

Adam bückte sich und hauchte mit seinem warmen Odem ein Loch in die dicke Eiskruste an der einen Scheibe. Aber welch ein Bild des Elends bot sich ihm hier dar! Da war keine Spur von einem Christbäumchen oder von irgend einer kleinen Bescherung zu sehen. Balzer, der seines Handwerks ein Schuhmacher war, und von dem Adam wußte, daß er schon seit Wochen an der Gicht litt, lag auf einem alten, hölzernen Kanapee, mit umhüllten Händen und Füßen, fahl und abgemagert. Neben ihm aber auf den Dielen lagen auf einem Häuflein Stroh zwei Kinder. Sie waren mit einigen Lumpen zugedeckt und sahen todtenblaß und elend aus. Sie mußten offenbar auch krank, sehr krank sein. An dem alten farblosen Tische saßen die Mutter

und die drei übrigen Kinder, ein Knabe von etwa zwölf Jahren und zwei jüngere Mädchen.

Die Mutter stützte ihren Kopf in die Hand und weinte still für sich hin, aber mit dem Gesichte abgewendet, damit es Niemand bemerken sollte. Der Knabe hatte ein ganz dürftiges Lämpchen vor sich stehen und las aus einem Buche vor. Vielleicht las er die Geburtsgeschichte Jesu. Auf dem Tische erblickte Adam noch einige Brodrinden und ein Näpfchen Salz, zudem ein kleines Fläschchen mit Arznei. Daß es in dem niederen, dumpfigen Stübchen sehr kalt sein mußte, erkannte Adam an den beiden Mädchen, die ganz erfroren aussahen und ihre Arme mit ihren Schürzchen umschlungen hatten.

„Du lieber Gott!" dachte Adam bei sich, „das ist auch ein Weihnachten!" — Das Herz that dem Alten weh, als er nach wenig Minuten das kleine Souterrainfenster verließ, um seinen Dienst weiter zu verrichten.

Nachdem er einige zwanzig Schritte gegangen, gelangte er an die große steinerne Freitreppe, welche zu dem Haupteingange desselben Hauses führte, in dem Balzer wohnte. Adam stieg die schönen, glatten Stufen hinauf und stand nun vor einem großen Fenster des Parterres, in dem jener reiche Fabrikherr wohnte. Das Fenster gehörte zu einem sehr geräumigen Saale. In diesem aber herrschte noch Freude und Jubel. In der Nähe des Fensters brannte noch ein riesiger Tannenbaum, reich und prächtig geschmückt, während in der Mitte des Salons ein wundervoller Kronleuchter mit zahllosen Kerzen strahlte. Auf einer langen, langen Tafel lag eine Unmasse von Geschenken der verschiedensten Art. Namentlich erblickte Adam sehr viel und sehr kostbares Spielzeug für die Kinder des Hauses. Er zählte deren vier. Diese Kinder aber waren ganz ausgelassen vor Freude über die reiche Bescherung, und hüpften und tanzten bald um die Tafel, bald um den Christbaum herum.

Auch der Kaufmann und seine Frau, sowie die eingeladenen Verwandten, schienen sehr heiter zu sein. Der eine Diener reichte fleißig einmal Thee oder Grog, ein anderer feines Gebäck.

Lange sah der alte Nachtwächter diesem fast überlustigen Treiben zu. „Welch ein Unterschied," brummte er endlich vor sich hin, „hier oben und dort unten! Möchte aber wissen, ob all die Glücklichen da drinnen heute Abend auch nur mit einer Silbe an den lieben Herrgott gedacht haben, der uns in dieser Nacht seinen lieben Sohn geschenkt hat, um uns den Weg in den Himmel zu zeigen. Möchte auch wissen, ob diese reichen Leute an diesem Feste der Freude an den Spruch gedacht haben: Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. (Sirach 12, 1.) Aber halt!" — sagte er jetzt etwas lauter — „ich will sie an beides erinnern."

Gleich darauf setzte Adam das Horn an den Mund, that drei kräftige Stöße, und rief dann mit lauter Stimme: „'s hat zehne geschlagen!" Der fröhliche Zirkel stutzte, zumal dieses Signal so nahe an seinem Fenster ertönte. Kaum aber war der letztere Ruf verschollen, fing Adam mit tiefer ehrwürdig zitternder Stimme an zu singen und zwar auf die Melodie „Nun ruhen alle Wälder" ꝛc.

Der Heiland ist gekommen,
O danket, alle Frommen,
In dieser heilgen Nacht
Dem Herrn, der ihn gegeben,
Damit er unser Leben
Erlöse von der Sünde Macht.

Und wollt ihr recht ihn preisen,
Ihm würdig Dank beweisen,
Von seiner Gnade reich beglückt:
Habt Mitleid, habt Erbarmen
Mit all den Tausend Armen,
Die heute Noth und Elend drückt.

Die Verse, nach jener einfachen, aber erhebenden Melodie und zwar in tiefstiller Nacht, und von der bewegten Stimme eines Greises gesungen, machten auf sämmtliche Festgenossen einen sichtlichen Eindruck. Sie setzten die Gläser aus den Händen. Sie brachen augenblicklich alle Unterhaltung ab und hörten nicht blos aufmerksam, sondern fast andächtig zu. Einige der Frauen falteten sogar die Hände. Als das die Kinder sahen, thaten sie ein Gleiches.

Adam bemerkte das Alles mit innerer Freude. Namentlich freute er sich, daß

er mit seinem frommen Liede einen gewissen heiligen Ernst hervorgerufen habe. Er sah auch ganz deutlich, wie der reiche Fabrikherr, als die letzte Strophe verklungen war, seiner Frau zunickte, als wollte er sagen: „Der alte Nachtwächter hat recht." Mehrere der anwesenden Gäste steckten die Köpfe zusammen und schienen sich etwas zuzuflüstern, das vielleicht ebenfalls eine Zustimmung zu dem Inhalte des Liedes war.

Innig zufrieden, daß er seinen Zweck erreicht habe, wollte eben Adam umdrehen und die Treppe wieder hinabsteigen. Da aber öffnete sich plötzlich das Fenster, und die Stimme des Hausherrn rief: „Nachtwächter! Nachtwächter! Mal herkommen!"

Adam näherte sich dem Fenster.

„Nehmt hier diese Kleinigkeit für Euer frommes Lied, das für unsere Festfeier eine wohlthätige Würze war," fuhr jener fort und reichte dem Alten eine Flasche Wein, ein großes Stück Weihnachtsgebäck und einen blanken Thaler.

Adam weigerte sich nicht lange, sondern griff herzlich dankend zu. „Dieses Geschenk ist mir sehr lieb," sagte er, „nun kann ich doch auch Jemandem eine Freude bereiten."

„Ihr wollt also diese kleine Gabe, die Ihr nur erst empfangen, wieder verschenken?" versetzte der Fabrikherr etwas verwundert.

„Ja und das auch sogleich," erwiderte Adam. „Ach, und welche Freude werde ich damit anrichten! Wie glücklich werde ich die arme Familie damit machen!"

„Wo sind diese Armen, die Ihr beglücken wollt?" frug der Herr schnell weiter.

„Dort unten in Ihrem eigenen Hause, Herr!" gab der Alte zur Antwort. „Dort unten in dem einen Souterrainstübchen, das der Schuhmacher Balzer bewohnt, ist ein wahres Jammerthal! Elend über Elend! Wäre es nicht schon so spät in der Nacht, würde ich sagen: Kommen Sie herab und sehen Sie es selbst. Die armen Leute haben noch Licht, so daß man das ganze Stübchen überblicken kann."

„O," versetzte der Fabrikherr schnell und entschlossen, „da so viel Elend in meinem eigenen Hause wohnt, soll mir es durchaus nicht zu spät sein, mich davon zu überzeugen."

Mit diesen Worten schloß er das Fenster und erschien gleich darauf mit einigen Freunden an der Hausthür. Sie alle folgten dem Wächter an das bewußte Fensterchen. Wie aber entsetzten sich Alle, als sie diese Stätte des Jammers er- und überblickten! Der Nachtwächter verfehlte nicht, die trübseligen Verhältnisse der armen Familie in seiner Weise zu schildern, wodurch in allen Anwesenden das innigste Mitleid geweckt wurde.

„Diesen Armen soll geholfen werden," nahm endlich der Fabrikherr das Wort, „das gelobe ich hiermit am heiligen Christabende! Ihr aber, Nachtwächter, behaltet, was ich Euch gegeben habe. Und hier habt Ihr noch einen Thaler dazu, weil Ihr ein so edler Alter seid." Mit diesen Worten begaben sich die Herren wieder hinauf, der Wächter aber blieb unten und bog bald darauf seelenvergnügt in die nächste Straße ein.

Wenige Tage nach dem Feste erblickte man jenes Souterrainstübchen leer. Balzer bewohnte jetzt mit seiner Familie ein geräumiges, freundliches Quartier in einem Hintergebäude des Hauses. Mit Heizungsmaterial wurden sie hinlänglich versorgt. Lebensmittel, gut und reichlich, erhielt die Familie aus der Küche des Fabrikherrn. Tagtäglich besuchte ein berühmter Arzt die Kranken der Familie und versah sie, auf Rechnung des Hausherrn, mit den nöthigsten Kurmitteln.

Unter solchen Umständen kam ein neues Leben in die Familie. Hunger, Frost und Krankheit wichen, und die Thränen des Kummers verwandelten sich in Dankesthränen. Mit dem anbrechenden Frühlinge war Balzer wieder so kräftig, daß er seine Arbeit aufs neue aufnehmen und nun selbst für die Seinigen sorgen konnte. Wie glücklich, wie fröhlich waren nun Alle wieder!

Nicht minder aber freute sich auch der reiche Fabrikherr, wenn er die glückliche Familie sah, die ihn lebenslänglich als ihren Retter verehrte.

☞ Jetzt ist die Zeit auf das Magazin zu abonniren.

Zwei Weihnachtsfeste.

Die Weihnacht ist gekommen,
Es grüßen weit und breit
Die frohen Kinderherzen
Die heil'ge Jubelzeit.

Am düstern Waldessaume.
Da steht ein kleines Haus,
Das weiß nichts von dem Feste,
Das sieht gar traurig aus.

Die Wittwe strickt am Tische
Und starret vor sich hin.
Was geht in dieser Stunde
Der Armen durch den Sinn?

Beim matten Schein des Lämpchens
Sieht man nicht, daß sie weint.
Da öffnet sich die Thüre,
Ihr blasses Kind erscheint.

„O Mutter," ruft der Kleine,
„Das muß man aber seh'n,
Wie unsres Nachbars Kinder
Um's Weihnachtsbäumchen steh'n.

Da brennen viele Lichtlein,
S'ist helle wie am Tag;
Die Zweiglein tragen Gaben,
Wie man sie wünschen mag.

O Sachen wunderniedlich!
Spielzeug ist auch dabei,
Und schöne, neue Kleidchen,
Und Naschwerk mancherlei.

Das Christkind hat's den Kleinen
Zum Weihnachtsfest gebracht;
Weil sie so brav gewesen,
Hab' es an sie gedacht.

O Mutter, liebe Mutter,
Hab' ich dich wohl gekränkt?
Bin ich nicht brav gewesen,
Daß es an mich nicht denkt?"

Die Mutter faßt das Büblein
Und drückt es fest an's Herz
Und küßt es warm und sagt ihm
Mit halb ersticktem Schmerz:

„O gräm dich nicht, mein Lieber,
Du warst ein gutes Kind,
Daß unsers Nachbars Kinder
Gewiß nicht besser sind.

Doch giebt's so manches Häuschen
Und viele Kinder drin:
Das Christkind kann auf einmal
Doch nicht zu allen hin.

Dir hält's gewiß ein Bäumchen
Im Himmel auch bereit
Und schmückt und ziert's noch immer
Und giebt's zur rechten Zeit."

Das Büblein ist zufrieden,
Es sieht die Thräne nicht,
Die aus dem Mutterauge
In schnellem Laufe bricht. — —

Ein Jahr geht drauf vorüber,
Weihnacht ist wieder da;
Die Wittwe sitzt im Stübchen,
Kein Büblein ist ihr nah.

Sie faltet fromm die Hände
Und seufzt: „Mein lieber Sohn,
Du bist im Paradiese
Zehn lange Wochen schon.

Dort steht für dich ein Bäumlein
Gewiß in goldner Pracht,
Dort schenkt dir schöne Gaben
Die frohe Weihenacht.

Doch ach, ich arme Mutter!
Ich hatt's nicht so gemeint."
Sie legt die Hand auf's Auge
Und stützt das Haupt und weint.

(Dr. Bucher.)

Reiseerzählungen.

Von Bischof J. J. Escher.

IV.

Wir besuchten, ehe wir Stuttgart verließen, auch noch die Solitude, von Herzog Karl in 1767 erbaut und etwa 6 englische Meilen von Stuttgart entfernt. Der Weg führt durch schöne Waldungen hügelan, und unvermerkt erreichen wir eine ganz bedeutende Hochebene, von deren Vorsprung sich uns eine umfassende, schöne Aussicht bietet, die uns reichen Ersatz für unsren Fußmarsch gewährt. Das Hauptgebäude ist mit einer Anzahl Nebengebäuden umgeben und im nahen Wildpark können wir Hirsche und wilde Schweine sehen. Auch ist im Sommer eine Molkenkur-Anstalt hier.

Und da wir doch nun so nahe bei dem in der Pietisten-Welt berühmten Kornthal sind, so wollen wir dieser Gläubigen-Colonie wenigstens einen kurzen Besuch abstatten. Hier finden wir im Gemeinde-

Gasthof eine Menge Seltenheiten und Gegenstände aus den verschiedenen Ländern der Heiden, unter denen Württemberger als Missionare wirken, und hier werden, wie mir der wackere Heidenmissionar Z. versicherte, „Gläubige gemacht ohne die Bekehrung zu Gott" — eine Behauptung, die ich für sehr glaublich finde. Früher soll's mit der Religion besser gestanden haben in Kornthal; was sich freilich von noch vielen andern Orten, auch solchen, die nicht so weit als Kornthal von der Heimath entfernt sind, sagen ließe.

Von Kornthal ging's nach Ludwigsburg, einer 9 bis 10 Meilen nördlich von Stuttgart gelegenen, im vorigen Jahrhundert von Herzog Karl angelegten anmuthigen Stadt mit etwa 7000 Einwohnern, Hauptwaffenplatz des Königreichs, viel Sehenswerthes aus älterer und neuerer Zeit bietend und Lieblingsort der Landeskinder, denen man ihr „schönes Ludwigsburg" nicht genug loben kann.

Wir kehren nach diesem kurzen Ausflug nach der Hauptstadt zurück. Diesmal nehmen wir den Bahnzug. Kornwestheim, Zuffenhausen, Feuerbach folgen nach einander. In Feuerbach steigen wir für einen kurzen Aufenthalt aus, wir haben eine Bestellung hier. Die abgebräunten Ortsleute eilen schon von dem Feld und aus den Steinbrüchen dem Saal, unsrem Versammlungsort, zu. Wir treten in die gedrängte Halle ein, die ganze Versammlung erhebt sich ehrfurchtsvoll und läßt sich erst dann wieder nieder, nachdem wir uns zum stillen Eintrittsgebet vor Gott niedergebeugt haben. Nun erheben wir uns zur Eröffnung des Gottesdienstes, die ganze Versammlung erhebt sich mit und steht mit gesenktem Angesicht und gefalteten Händen da, bis wir das kurze Eröffnungsgebetlein gesprochen haben, darnach setzt man sich zum Gesang und zum Gebet fällt Alles auf die Kniee. Der Text wird verlesen, es ist 1. Pet. 1, 12., mit Recht ein „Zuckerstängel"; das durch Christum erworbene und durch das Evangelium verkündigte Heil der Welt ist das schöne, reichhaltige Thema. Ein freies, gegenwärtiges, vollkommenes Heil wird verkündigt und Gott segnet sein Wort. Die Versammlung ist tief ergriffen, Vielen rinnen die Thränen über die Wangen. Ein gewesener Pietistenbruder macht den Schluß; sichtlich tief bewegt sagt er: „Brüder, i sag ja und Amen zu der Wahrheit, die mer gehört hewe; aber i will euch doch sagge wo wir hingehöre: ufs Armesünderbänkle gehöre mer alle, uf'm Armesünderbänkle — dort ist unser Plätzle und dort solle mer bleibe! Amä." Gut gemeint, aber schlecht getroffen. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird unser Freund zur Rede gestellt mit der Bemerkung: Aber Br. G. was hast Du denn gemeint mit Deinem Armensünderbänkle und dem Bleibenmüssen auf demselben? Das müßte doch ein armer Heiland sein, der uns nicht weiter als nur auf das Armesünderbänkle bringen könnte. „Ja, Bruder," erwiderte er, „so han i's net gemaint. I glaab au an einen vollkommenen Erlöser und eine gänzliche Freiwerdung von Sünden. Aber mir (wir) sin nir under Hailand ist Alles." Nun, das lassen wir uns gefallen; nur so daß wir diesen Heiland nicht nur für uns, sondern auch in uns haben, daß er eine völlige Gestalt in uns gewinne, und wir vollkommen sind in ihm. „Ja, grad so main i's au."

Nach einer angenehmen Erfrischung bei der Familie G. betreten wir den schmalen Pfad, der über die Höhe nach Stuttgart führt. Allgemach wird der Rücken des steilen Hügels erklommen und darüber im stillen Abenddunkel manch Schönes und Gutes von dieser Welt und der zukünftigen besprochen. Oben angekommen sehen wir die liebe Schwabenhauptstadt mit ihren tausenden Gaslichtern wie ein kleiner Sternenhimmel tief unter unsren Füßen liegen. Wir denken dabei unwillkürlich an das Stehn auf dem ewigen Zion, hoch über Sonne, Mond und Sterne, am Throne dessen, der eben über unsrem mühsamen Steigen auf dem schmalen Bergpfad der Gegenstand unsrer Unterhaltung war, in dessen theuerem Blut unsre Kleider (Herz und Wandel) ganz rein und helle zu machen und also zu halten aufs neue einstimmig beschlossen wurde. „Der Heiland muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Wenn ich steige, so solls nur nach Golgatha gestiegen, dem

Kreuze näher, ganz unter das Kreuz meines Heilandes hingerückt werden." So sagt unser lieber, wackerer G. mit einer besondern Emphase auf dem Wort meines, als ob der Heiland sein, ganz sein und sein allein sei. Wir lassens ihm; ist doch auch die Sonne, wenn sie scheint, mit ihrem Licht, ihrer Wärme und Anziehungskraft sein, ganz sein, als ob sie sein allein wäre. „Alles soll er haben, sein ist's und solls auch bleiben, damit Punktum!" und mit diesem kräftigen Schlußsatz bringt Br. G. unsre Unterhaltung auf dem Berg zum Abschluß. Nun geht es abwärts, auf Stufen, zwischen Mauern und duftenden Weinbergen hin, tiefer und tiefer und dabei wird die Dunkelheit immer dunkler um uns her, aber vor uns scheint es helle — die Lichter in der Stadt, und endlich sehen wir auch das „Licht im Fenster." Wir folgen seinem Schein und gehen ein zu der ersehnten Ruhe.

Unser nächster Ausflug geht nach Reutlingen. Wir könnten den Weg über „die Felder" nehmen und unterwegs die königl. Anstalt Hochheim besuchen; aber da müßten wir uns in die veraltete Fußreisemethode bequemen, was man unter der allerneuesten Dispensation höchstens noch thut, wenn man's nicht lassen kann. Auch kann uns schwerlich die königl. Stuterei auf Hochheim hinreichenden Anlaß dazu bieten, insofern wir auf mancher Farm in unsrem Heimathsland wohl so schöne „Fohlen" sehen können, als sie Hochheim hat. Wir nehmen deßhalb die Eisenbahn, die uns neben den „Anlagen" hin, dann durch den Rosenstein-Tunnel, über den Neckar nach Cannstadt führt. Wir fahren eine Station weiter, nach Untertürkheim am Fuß des Rothenbergs. Diesen besteigen wir und oben an der Stelle, wo das alte Stammschloß der Württembergischen Fürsten stand, ist eine schöne Capelle, die König Ludwig seiner Gemahlin, der Großfürstin Catharina, bauen ließ und bei der Capelle das Grabmahl der Königin, die hier modert. In dieser Capelle wird Sonntags griechischer Gottesdienst gehalten. Bekanntlich ist auch die gegenwärtige Königin eine Russin, des Kaisers Alexander Schwester, und besteht ihre Dienerschaft größtentheils aus Russen; was bei den Württembergern gerade nicht sehr gern gesehen wird. Nebst dem Genannten bietet der Rothenberg noch eine ausnehmend schöne Aussicht auf die Schwäbische Alb, ins Neckarthal und über einen großen Theil des ganzen Königreichs. Von diesem Rothenberg kommen unsre beiden hochgeschätzten und eben so wackern und treuen als rothen Brüder C. und J. F. B. in Kansas und Jowa. Wir denken an sie, wünschen, sie wären wenigstens auch nur eine Stunde bei uns, um unsren reichen Genuß mit uns zu theilen, und ferner wünschen wir noch, der schöne Rothenberg möchte uns noch mehr solcher Rothen liefern.

Bekanntlich wurde in 1514 zu Untertürkheim von den Remsthaler Bauern der „Arme Conrad" (ein Bund) gestiftet und damit der Bauernkrieg angezettelt.

In Eßlingen steigen wir wieder ab, um uns diese alte Reichsstadt ein wenig anzusehen. Da stehen sie noch, diese Ueberreste der starken Mauern, womit Friedrich II. um 1216 die Stadt befestigen ließ. Auch die hohenstaufischen Löwen, natürlich steinerne, sollen noch zu sehen sein; wir haben sie aber nicht zu sehen bekommen. Die Liebfrauenkirche, im reinsten goth. Stil 1406 bis 1522 erbaut, mit ihrem durchbrochenen einzig schönen Thurm ist wirklich sehenswerth. An Gewerbthätigkeit steht Eßlingen wohl kaum einer andern Stadt ihrer Größe in ganz Deutschland nach. Eine einzige Maschinenfabrik beschäftigt allein bei 1800 Arbeiter, und der Fabriken sind hier und in der Umgegend viele. Aber wir müssen noch auch den Saal im Ottilienbad besuchen, ehe wir weiter reisen. Dort haben wir eine Bestellung d. h. es ist Gottesdienst bekannt gemacht. Wir haben nicht nöthig nach dem Weg zu fragen, so wir nur der Menge folgen, die von verschiedenen Richtungen her dorthin strömt. Wir finden den geräumigen Saal bereits gut angefüllt. Der Singverein tritt vor, singt uns alle Grillen weg und weckt den Geist zur Predigt ganz meisterhaft. Wer nach einem solchen Gesang nicht predigen kann, der hat jedenfalls keine Predigt in sich. Wir beten; Alles fällt auf die Kniee; Gott ist uns fühlbar nahe und das Wort von der ewigen Liebe macht

Thränen rinnen und Lob ertönen. Nach Beendigung des Gottesdienstes drückt uns die Liebe, die aufrichtige, reine kindliche Liebe so lange die Hand, bis unsere Rechte bald nicht mehr hinhalten kann. Darnach gehen wir mit unserm Nathanael, den man sonst Erdle nennt, über den Neckar, essen und trinken an seiner Tafel und fühlen uns so frei, so unbefangen, als wenn wir zu Hause wären. Wenn wir hier viel sprechen wollen, so muß es von Gott und göttlichen Dingen sein, auf andere Reden gibts kurzen Bescheid. Im Ganzen wird wenig gesprochen, denn unser Gastwirth, der ja auch Missionar ist, muß fort nach seiner Bestellung und auch unsere Zeit säumt nicht. Ein Händedruck, ein Kuß, wie es Paulus haben will, und ein Gott segne Dich beendigt für diesmal unseren geselligen Genuß; Br. E. eilt fort, und auch wir greifen nach unsern Taschen.

Der Weg führt uns das schöne Neckarthal hinauf, beiderseits der Bahn schöne Gärten, wogende Fruchtfelder, und ein alterthümliches Schwabendorf nach dem andern. Weiter links am steilen Hügel ein Weinberg am andern, rechts ab in einiger Entfernung waldbedeckte Höhen. Liebliche Aussicht. In Plochingen, wo die Fils in den Neckar fließt und die zwei Thäler in eins auslaufen, wird ausgestiegen, denn unser Zug geht nach Ulm und ein anderer, der schon bereit steht, soll uns nach Reutlingen bringen. Bei Unterboihingen zweigts ab nach Kirchheim a. d. T. In Nürtingen erinnern wir uns an den Gottesmann und treuen Wahrheitszeugen, Brastberger, der hier wirkte und zur Ruhe seines Herrn einging und dem hier so wie an vielen andern Orten aus der Saat, die er ausstreute, eine reiche Ernte auf den großen Schnittertag der Engel heranreift und auch immer wieder aufgeht und wächst und fortreift, bis der Herr kommt. Und das ist sein Ehrendenkmal und der Name dieses Treuen im Buch des Lebens.

Links etwa vier Meilen entfernt ragt die großartige Ruine Hohenneuffen, ein uraltes Ritterschloß in freier Sicht hoch empor. Hierhin pilgerten unsre „Frommen," wie mir ein Mann, der nicht fromm sein will, unsre Evangelischen bezeichnete, schon mehrmals zur Abhaltung ihrer Extrafeste. Nicht als ob man Gott und dem Himmel näher wäre, wenn man ein- oder zweitausend Ellen über der Fläche anbetet; aber man ist doch vom Getümmel mehr entfernt und diese hohen Berge haben etwas gewaltig Erhebendes. Unser Herr ging auch gern auf die Berge beides zum Beten und zum Predigen.

Neckartheilfingen liegt eine gute Viertelstunde von der Station rechts drunten am Neckar. Der Ort ist mir denkwürdig von einem Besuch her, den ich vor mehreren Jahren daselbst bei einem alten am Thor der Ewigkeit stehenden Mann machte, der aber sein Erdenleben ohne Gott und ohne Hoffnung zugebracht hatte. Seine Tochter, eine ernste Christin und Mitglied unsrer Gemeinschaft, hatte ein inniges Anliegen für ihren Vater, dessen Gnadenfrist nahe am Abschluß war; sie hatte oft und ernstlich für ihn gebetet und sich viel um die Rettung seiner Seele bemüht, so denn auch diesen Besuch veranlaßt. Der hochalte Mann hatte sich lange bemüht, sich gänzlich vom Glauben an Gott und Christenthum zu emanzipiren, es aber mit aller Mühe nicht soweit gebracht, daß er im Angesicht des Todes ruhig fühlte; seine faulen Stützen brachen eine nach der andern. Wir redeten und beteten mit ihm. Aber wie schwer ist's doch, auf ein in Sünde veraltetes Herz Eindrücke zu machen; wie schwerlich kann ein solcher noch gerettet werden! Aber doch. Ja, an dieses Aber doch läßt sich so Manches anknüpfen. Zum Beispiel eine Mutter, eine gute Mutter, würde sie nicht auch in der letzten Stunde noch ihrem treulosen Kind auf dessen Reue hin gern Alles vergeben und die ganze Fülle ihrer Mutterliebe ausschütten? Wäre es ihr nicht Seligkeit, nach so manchem bittern Schmerz das noch thun zu können? Wie viel besser aber als die beste Mutter ist der Vater im Himmel, sogar auch gegen den verlornen Sohn! Und hat nicht Jesus Christus alle diese Seelen mit seinem Blut erkauft? O Mensch, der du so leicht verdammest, du weißt nicht, was du sagst und thust. Selig zu machen und das bis aufs äußerste, und nicht verdammen, ist das Werk Dessen, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden.

Dahingegen aber, wie schwer, ja fast unmöglich ist es für einen Menschen, der in der Sünde alt geworden ist, mit seinem abgehärteten, verschrumpften Herzen noch gründliche Reue zu üben und zu glauben! Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Dann steht auch geschrieben: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Darum spar deine Buße nicht.

Wir eilen an Metzingen, dem Mekka der Pietisten des Neckarthals, vorbei. Links ragt hoch die Achalm pyramidenförmig aus der Ebene empor und im Nu hält unser Zug am schönen Reutlinger Bahnhof an. Viele steigen hier aus, mehr noch stehen harrend auf der Platform, die meisten von ihnen nach uns spähend; sie erblicken uns noch im Wagen, ihre Angesichter gestalten sich in lauter Freundlichkeit und Freude und das herzlichste Willkommen findet seinen vielstimmigen Ausdruck in dem eben so schönen als frommen schwäbischen: Grüß Euch Gott!

Catalina.

Nach dem Englischen für das Magazin bearbeitet von W. H.

VI.

Ich theilte meinen drei Freunden die frohe Kunde mit, daß ich den Platz gefunden, wo die Priester mein Weib versteckt hielten; ohne Zweifel in der Hoffnung, sie zu bewegen, wieder in den Schooß der „heiligen Mutterkirche" zurückzukehren. Alle meine Freunde und viele Andere wußten von ihrer Entführung, aber sie durften nicht öffentlich Parthei für uns ergreifen, aus Furcht, in den Verdacht zu kommen, daß auch sie ketzerische Ansichten hegten; denn es war ziemlich gewiß, daß Lina und ich von den Engländern, in deren Diensten wir gewesen waren, religiösen Unterricht erhalten hatten.

Aber die bloße Andeutung meines Wunsches um Unterstützung zur Rettung meines Weibes aus dem Kloster San Ildefonso ließ sie alle Herz und Hand zu diesem Zwecke mit mir vereinigen. Demzufolge richteten wir unsere Reise so ein, daß Mateo, Gonzales, Juan und ich gerade zu San Ildefonso ankamen, als die alte Thurmuhr die Mitternachtsstunde ankündigte, daß es dröhnend durch die Stille der Nacht hinklang.

Ich wußte, daß dies die geeignetste Zeit war, um die Flucht meiner Lina zu ermöglichen, ohne daß sie beobachtet wurde. Sie konnte eine Unpäßlichkeit vorschützen, oder sich, während die Nonnen aus ihren Zellen nach der Kapelle gingen, auf die Seite schleichen, um den Eingang eines langen Gewölbes zu erreichen, welches zu einem kleinen runden Gebäude am Ende des Klosters führte, woselbst die Haushaltungsgeräthe für die Klosterbewohner aufbewahrt wurden. Ich hatte mich mit einer starken Strickleiter, sowie mit einem Anzuge, welcher zu einer vollständigen Verkleidung geeignet war, versehen. Ueberhaupt hatten wir Alles vorbereitet, um unser Vorhaben sicher und erfolgreich zu machen.

Als wir so eine Zeit lang an solchen Punkten, wo wir es für nöthig hielten, auf der Lauer gestanden hatten, sah ich auf einmal eine Nonne an einem oberen Fenster ein Licht hintragen und dreimal am Fenster vorbeischwenken, worauf dasselbe verschwand. Daran merkte ich, daß sie einen von uns gesehen, oder eigentlich gehört hatte, denn mein guter Freund Mateo verstand es, den Gesang eines Vogels, welcher nur Nachts in Spanien singt, täuschend nachzuahmen. Gonzales und ich schlichen uns jetzt an die Mauer, indem wir dachten, daß einer die Mauer ersteigen und die Strickleiter befestigen müsse; aber im nächsten Augenblick öffnete sich die Pforte, ein leiser Seufzer wurde hörbar und mein liebes Weib lag in meinen Armen.

Aber kein Augenblick war zu verlieren. So meine Lina auf meine Arme nehmend — ach, wie leicht war sie geworden! — eilte ich den holperigen Weg entlang, wo ich meine Freunde, einen nach dem andern traf, und nun ging es rastlos vorwärts, bis zu einer Felsenhöhle in einem Wäldchen, welches den Fuß eines Hügels säumte, wo wir die Verkleidung für meine Frau, sowie etwas Wein und leichte Speise zu ihrer Stärkung versteckt

hatten. Es ist leicht einzusehen, daß uns die große Eile, in der wir unsern Weg bis hierher hatten machen müssen, keine Zeit gelassen hatte, unseren Gefühlen in Worten Ausdruck zu geben. Es war mir genug, daß ich die theure Last auf meinen Händen tragen konnte, und sie mich mit ihren Armen fest umschlang, um mir die Bürde zu erleichtern, während sie flüsterte: ‚Mein lieber Mann! Mein guter Pipo!' Jetzt aber, nachdem wir in die Höhle eingetreten und dem himmlischen Vater für die gelungene Rettung unseren Dank dargebracht hatten, erwartete mich eine Prüfung, an welche ich in der Aufregung gar nicht gedacht hatte, nämlich die, meiner Frau die Mittheilung von dem Tode unseres geliebten Kindes zu machen.

Sie ruhete auf dem Boden, wohin wir einige Kleidungsstücke ausgebreitet hatten, um es ihr möglichst bequem zu machen, als sie sich plötzlich erhob und in hastigen Worten bemerkte, daß ich ihr noch nichts von unserem Kinde — unserem Liebling — gesagt habe. Ich fühlte, als ob mir Jemand einen Dolch ins Herz stieß und meine Nerven, welche seit einigen Monaten wegen ununterbrochener Aufregung beständig aufs höchste angespannt gewesen waren, schienen auf einmal ihre Kraft zu verlieren. Einen wehmüthigen, bittenden Blick auf mein Weib werfend, verfiel ich in ein so krampfhaftes Schluchzen und Weinen, daß es mir das Herz zerreißen zu wollen schien.

Catalina stand da so weiß und ruhig wie ein Marmorbild. Nach einiger Zeit ergriff sie meine Hand und sagte: ‚Todt! — ja — ich weiß es!' und sank nieder auf die Erde, als ob sie selbst todt sei.

O, wie wünschte ich damals, daß ich Alles das für sie leiden und tragen könnte mein armes, geduldiges Weib! — mir kaum wieder gegeben und nun das liebe Kind verloren. Aber menschlicher Trost war hier nichts nütze, das wußte ich; als sie daher ihre Augen endlich wieder aufschlug, flüsterte ich ihr Trostworte aus der heiligen Schrift zu. Ich sagte ihr, daß unser Knabe von dem liebenden Heiland hinweggerufen sei, welcher ja einst die Kleinen so freundlich zu sich eingeladen, sie auf seine Arme genommen und gesegnet habe, bis endlich die Thränen aus ihren Augen strömten, welches ihrem gepreßten Herzen Luft machte und sie einigermaßen erleichterte.

Nach und nach wurde die wogende Brust und die zitternden Lippen ruhiger, aber sie lag da, als ob alle Kraft sie verlassen habe. Ich mußte sie heim tragen und auf ihr Bett legen, und o, Senor Eduardo, von diesem Bett stand sie nicht wieder auf. Sie fragte mich nie, auf welche Weise unser Kind gestorben sei, es schien ihr hierzu die Kraft zu fehlen; aber oft sprach sie von der Liebe und gnädigen Führung des Heilandes, welcher unser Kind in seine eigene Obhut genommen habe.

Wiewohl ich es ungern that, mußte ich oft Blätter aus dem Neuen Testament schneiden, damit ich sie in der Hand verbergen konnte, um meiner Frau daraus vorzulesen, denn wir wußten, daß wir von den Priestern aus dem Bergkloster beobachtet wurden. Gegen die Entführung meiner Frau aus dem Kloster durften sie nicht einschreiten, denn es wird selbst in Spanien als ein großes Verbrechen betrachtet, eine verheirathete Frau zu entführen. Als sie deßhalb sahen, daß ich keine Schritte that, um sie vor Gericht zu ziehen, waren sie froh, die Sache ruhen zu lassen, und zu thun, als ob sie gar nichts davon wüßten.

Meine Lina wurde mit jedem Tage schwächer, und es wurde immer mehr zur Gewißheit, daß sie, ehe der Sommer vergangen sein werde, von ihrem Heiland, den sie kennen und so innig lieben gelernt hatte, ins Vaterhaus gerufen werde, um mit ewiger Freude ihre Leiden zu vertauschen. Eines Abends fragte ich sie, wie sie im Kloster behandelt worden sei, und wie es gekommen, daß ich sie bei dem Leichenzug als eine der Trägerinnen getroffen habe?

Hierauf erzählte sie mir eine Geschichte von Leiden und Unterdrückung, welche mein Herz zittern machte. Endlich habe sie sich überzeugt gehalten, daß ich sie suchen und daß Gott meine Schritte lenken werde, damit ich sie finde und sie aus ihrem Elend gerettet werde. Wenn ihr deßhalb befohlen wurde, zur Capelle zu gehen, so weigerte sie sich nicht, aber an-

statt das „Ave Maria" oder „Salva Regina" zu beten, schloß sie die Augen gegen die todten Bilder und erhob ihre Seele zu Gott, ihn bittend, ihr um seines lieben Sohnes willen Kraft und Gnade zu verleihen, ihr Kreuz mit Geduld und Ergebung in seinen Willen zu tragen, und sie in dem Blute des Lammes rein zu waschen von aller Sünde. Die Vorsteherin war im Anfang sehr hart gegen sie und schloß sie Nachts in ihre Zelle ein — in dieselbe Zelle, in welcher sie zuerst aus einer tödtlichen Ohnmacht erwachte, als sie mit roher Gewalt von ihrer Heimath und mir fortgeschleppt wurde.

O, Senor Eduardo, könnten Sie nur fühlen, wie mir das durchs Herz schnitt, als sie mir ihre Leidensgeschichte erzählte, wie man sie zwang, ganze Nächte auf den harten, kalten Marmorboden der Kirche zuzubringen, um Buße zu thun für ihre vermeintliche Ketzerei. Ich sei freilich rettungslos verloren, meinten die Priester, aber meine Frau sei möglicherweise noch zu retten, und deßhalb wollten sie kein Mittel unversucht lassen, um sie wieder in den Schooß der heiligen (?) Mutterkirche zurückzubringen.

Als ihre Gesundheit sehr geschwächt war und man auch ihre Entdeckung von meiner Seite wenig mehr befürchtete, so erlaubte ihr die Vorsteherin, die Leiche begleiten zu können, welches dann zu unserer glücklichen Wiedervereinigung führte — aber leider nur für kurze Zeit. Es wäre zu schmerzlich, Alles wiederholen zu wollen, was sie mir von den Priestern erzählte.

Im Juni war Alles so voll Leben und Triebkraft — im vollen Reiz und Leben des Sommers — Alles, nur nicht mein armes leidendes Weib, welches so ergeben, so ruhig mit einem Ausdruck tiefen inneren Seelenfriedens auf ihrem Siechbette lag, daß ich sie beneidete und den sehnlichen Wunsch hegte, mit ihr scheiden zu dürfen und daheim zu sein bei dem Herrn.

Eines Abends, als Lina von ihrem Lager aus die Farbenpracht des Sonnenuntergangs betrachtet und von der Liebe Gottes gegen die armen Sünder geredet hatte, wie er seinen eingebornen Sohn gegeben, welcher für uns starb, der Gerechte für die Ungerechten, damit wir leben sollen, sagte sie plötzlich: ‚Pipo, lies mir etwas vor." Ich öffnete meine Bibel und las aus dem Briefe an die Ebräer, von dem großen Hohenpriester, der da Mitleiden haben kann mit unserer Schwachheit und selig machen kann Alle, die durch ihn zu Gott kommen.

‚Mein lieber Mann!' sagte sie hierauf, ‚wenn doch alle unsere Landsleute wüßten, wie liebevoll und freundlich unser Heiland ist und alle würden zu ihm, als dem rechten Hohenpriester, kommen und ihm beichten und ihre Sünden bereuen, wie glücklich könnten sie dann sein. Aber die Zeit wird kommen.'*

Während unserer Unterredung hatte ich bemerkt, daß an dem Abhange eines dem Hause gegenüberliegenden Hügels ein Priester vom Kloster auf dem Berge unter einigen Olivenbäumen hin- und herschritt, als ob er in tiefer Andacht begriffen sei, aber bei genauerer Beobachtung konnte ich deutlich merken, daß sich seine Augen mehr mit unserem offenen Fenster als mit seinem Buche beschäftigten. Ich that jedoch, als merke ich dies gar nicht, um meine Frau dadurch nicht aufzuregen, ging aber bald zum Fenster und schloß die Laden. Darauf befahlen wir uns dem Schutze des himmlischen Vaters und legten uns zur Ruhe nieder.

Eine Woche war ungefähr seit dieser Zeit verflossen. Mit der Krankheit meiner Frau wurde es immer schlimmer und mit unsäglichem Kummer merkte ich, daß ihre Tage auf Erden gezählt seien. Sie wußte dieses selbst auch, und die wenigen Stunden, in welchen sie wachte, denn sie schlief sehr viel, verbrachte sie mit Gebet und dem Anhören des Wortes Gottes, aus welchem ich ihr immer vorlesen mußte. Oft wiederholte sie für sich selbst im Stillen die Kraftsprüche der Schrift, welche etwa einen besonderen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht hatten.

‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf

*Diese prophetischen Worte sprach jene christliche Frau, als ob sie in die Zukunft sehen könnte. Und heute ist die Sonne eines besseren Tages für Spanien mächtig am Hervorbrechen aus der Morgenröthe. Gott segne das Werk der Evangelisation in Spanien!

einer grünen Aue —.' Soweit war sie mit ihrem Selbstgespräch gekommen, als sie plötzlich in einem herzzerreißenden Tone ausrief: ‚Sieh! Sieh!' Ich ging zu ihr hin und versuchte sie zu beruhigen, indem ich dachte, sie phantasire etwa in Folge ihrer großen Schwäche. Ich sagte ihr, sie solle nur nicht ängstlich sein, denn es sei ja außer mir Niemand da und vor mir werde sie sich ja doch nicht fürchten. Aber sie sagte beständig: ‚Das Gesicht am Fenster, o, es war der Priester,' und behauptete dieses so fest, daß ich endlich selbst glauben mußte, daß sie etwas gesehen habe.

Aber dieser plötzliche Schrecken war zu viel für sie und versetzte sie in heftiges Zittern und eine furchtbare Aufregung. Sie sank fast leblos in ihre Kisse zurück. Ich lief hinaus, um Hülfe zu rufen. Einen Augenblick nur wollte ich sie verlassen, um die alte Frau herbeizurufen, um mir behülflich zu sein — ach, daß ich es nie gethan hätte. Sobald ich vor die Hausthüre hinaus trat, wurde ich von zwei Soldaten ergriffen, welche draußen auf der Lauer standen. Sie banden mich mit Stricken und sagten mir, daß sie nicht beabsichtigten, mir zu schaden, wenn ich mich ruhig verhalte, welches ich ja doch müsse, wenn der Schreck meine Frau nicht tödten solle, ehe die heiligen Handlungen der Kirche vollzogen seien.

Die heiligen Handlungen der Kirche! Jetzt wußte ich Alles und nach einigen Minuten hörte ich schon den Gesang der Priester, welche in Prozession, das Viatikum zwischen sich tragend, meinem Häuschen zuschritten und bei meinem todtkranken Weibe eintraten, welche für das, was um sie her vorging, bereits ihre Besinnung verloren hatte; und dort vollzogen sie die letzten Ceremonien der falschen Kirche, welche mein gutes Weib verabscheut hatte vor meinen Augen und legten selbst die Hostie auf ihre Lippen, denn sie hatte ja keine Kraft mehr, sich zu weigern. Ich wußte, daß sie im Sterben lag, und daß die Anwesenheit der Priester mir die Gelegenheit raubte, in ihren letzten Augenblicken tröstend an ihrem Lager zu stehen, welches mich fast zur Verzweiflung trieb.

Von dem Platze, wo ich gebunden war, konnte ich Alles, was mit meiner Lina vorging, genau beobachten, obgleich sie mich nicht hätte sehen können, selbst auch, wenn sie bei völligem Bewußtsein gewesen wäre. Wie ich mich in meinen Banden wand und anstrengte, um los zu kommen, können Sie sich leicht denken, aber Alles umsonst. Weil ich nun die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen endlich einsah, so verhielt ich mich ruhig und beobachtete um so genauer alle Handlungen und Bewegungen der Priester. Hätte ich können an Lina's Sterbebette stehen, um sie zu pflegen und mit ihr zu beten, so würde ich mich verhältnißmäßig glücklich gefühlt haben, aber statt meiner diese Priester wie gierige Raubvögel ihr Lager umkreisen zu sehen, und dazu noch der Gedanke, daß unter ihnen sich das verabscheuungswürdige Geschöpf befand, welches mein Weib mit seinen lasterhaften Anträgen gequält hatte, war in der That eine fast unerträgliche Folter für mich. Ich glaube, daß ich in jener Stunde von Oben unterstützt wurde, sonst wäre ich meiner Qual erlegen.

Nach kurzer Zeit hatten die Priester ihr Werk vollendet und ich nahm wahr, wie sie sich, Einer nach dem Andern, fertig machten und mein Haus verließen, bis auf einen, welcher mit einer Art boshafter Schmeichelrede zu mir herantrat und sagte, daß er beabsichtige, meine Bande zu lösen und mich in Freiheit zu setzen, vorausgesetzt, daß ich ihm verspreche, mich nachher nicht an ihm vergreifen zu wollen. Er sei es ja auch nicht, der mich gebunden habe. Ich gab ihm mein Versprechen und sagte, auf mein sterbendes Weib hindeutend, daß er sich in solcher Umgebung gewiß auf mein Wort verlassen könne, doch sei es rathsam für ihn, sich nachher sobald als möglich zu entfernen. Nachdem er deßhalb die Stricke durchgeschnitten hatte, verschwand er so schnell, daß ich selbst nicht sagen konnte, wohin er auf einmal gekommen war, indem meine ganze Aufmerksamkeit von der theuren, blassen Leidensgestalt auf ihrem Schmerzenslager in Anspruch genommen war.

Sobald ich nun frei war, sprang ich, wie Sie sich leicht denken können, mit klopfendem Herzen an das Lager meiner

Lina, kniete daselbst nieder und nahm ihre abgezehrte Hand, welche auf der Decke lag, in die meinige und badete sie in meinen Thränen, während ich betete, der Herr solle sie doch nicht wegnehmen, ohne daß mir noch vorher ein Blick des Wiederkennens von ihr zu Theil werde, als ich plötzlich — o der Freude! — da das Gebet kaum von meinen Lippen war, einen schwachen Druck ihrer Hand fühlte. Hierauf ließ ich ihre Hand sanft los, holte etwas Wein und benetzte damit ihre Lippen und nach etwa einer Viertelstunde öffnete sie ihre Augen und versuchte zu mir zu sprechen.

Mein Glück war damals unaussprechlich, obgleich ich wußte, daß der Schatz bald von mir genommen werden würde; aber mein Gebet war erhört, und da ich die Stimme meines Weibes wieder vernahm, sah ich, daß der Herr über Bitten und Verstehen an mir gethan hatte, und ich beugte mein Haupt vor ihm in Dankbarkeit und kindlicher Ergebung.

„Bete für mich,' sagte sie dann, ‚daß ich im Anhören des Gebets die Stimmen der Priester vergessen mag. Halte aber meine Hand fest, denn mich schaudert noch immer, wenn ich daran denke und ich fürchte mich.' Ich betete dann, daß der Herr ihr möge alle ihre Schulden vergeben und sie an seiner starken Hand hinüber leiten zum Siege und zur Herrlichkeit. Dann beteten wir noch miteinander das ‚Vaterunser,' sie freilich nur mit schwacher Stimme, aber man merkte es, daß die Worte frisch von Herzen kamen.

Eine Zeitlang war Alles still und ich merkte, wie meine Lina eingeschlummert war, aber dieses dauerte nur eine kurze Zeit. Sobald sie erwachte, wandte sie sich zu mir und segnete mich mit Worten echt weiblicher Zärtlichkeit und christlicher Einfalt, in dem Gefühl, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, mir zugleich auch dankend für alle meine Liebe und Sorgfalt ihr gegenüber, während sie bemerkte, daß sie nur durch die Kraft des Heilandes, welcher ihr alle ihre Sünden vergeben habe, im Stande gewesen sei, die vielfältigen Leiden und Stürme auszuhalten. Aber während sie dann noch redete, bekam sie einen krampfhaften Anfall, und mit dem Ausdruck des seligen Friedens und himmlischer Liebe in ihrem lächelnden, geduldigen Antlitz schlummerte meine Lina — mein geliebtes Weib — hinüber zum ewigen Leben, wo die müden Pilger von ihrer Last erlöst werden, wo Freude und Wonne wird über ihrem Haupte sein und Angst und Schmerzen auf ewig verbannt sind."

Pipo bedeckte sein Angesicht mit seinen Händen, und tiefes Schweigen herrschte für einige Minuten im Zimmer, dann stand er auf und lehnte sich, als ob er sich stützen müsse um Kraft zu sammeln, an den Stuhl, worauf er dann seinen Hut nahm, und sagte: „Es ist Zeit." Dann schritt er hinaus durch die kleine Pforte und nahm seinen Weg nach dem Gottesacker.

Edward Clinton folgte seinem jungen Freunde, und überredete ihn endlich zurückzukehren und sich etwas Ruhe zu gönnen—denn derselbe sah so elend und abgezehrt, als ob ein Lüftchen ihn umwehen könne—indem er ihm versprach, früh am nächsten Morgen zurückzukehren, um die Vorbereitungen für ihre Reise nach England zu treffen. Edward Clinton kam selbst sehr angegriffen auf sein Zimmer, denn Pipos Erzählung seiner unsäglichen Leidens, und der jämmerliche Zustand, worin er gegenwärtig sich befand, hatten einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht, allein er gab sich der Hoffnung hin, daß, wenn einmal in England, in anderer Luft und Umgebung, der Wechsel so günstig auf Pipo wirken werde, daß seine frühere Kraft und Gesundheit bald zurückkehren, und mit dieser Rückkehr seiner Gesundheit auch seine geistige Aufregung schwinden, und der frühere Friede wieder in sein Gemüth einziehen werde. Aber er wußte nicht, wie der Kummer und die Sorgen, sowie der Einfluß der Witterung, welcher er bei Tag und Nacht ausgesetzt war, zerstörend auf seine Gesundheit gewirkt hatten.

Als Eduard am nächsten Morgen sein leichtes, spanisches Frühstück eingenommen hatte und sich gerade fertig machte, Pipo abzuholen, wurde seine Aufmerksamkeit durch schnelles Hin- und Herlaufen verschiedener Personen drunten im Hofe angezogen, und als er hinausschaute, sah er die alte Caterina, von einigen andern

Personen gefolgt, dem Hause zueilen, und bald darauf hörte er laut seinen Namen rufen. Seine erste Frage war nach Pipo, und mit Händeringen erzählte ihm die alte Frau als Antwort auf seine Frage die folgende traurige Geschichte: Als sie frühe am Morgen am Gottesacker vorbeiging, um nach dem Kloster auf dem Berge zu gehen, hatte sie etwas sehen auf Catalinas Grab liegen, und als sie darauf dem Platze zuging um nachzusehen was es sein möge, hatte sie dort den todten Körper des Gatten gefunden, welcher auf dem Grabe seines geliebten Weibes, für welches er so viel gesorgt und gelitten, das Leben ausgehaucht hatte.

Selig sind die Todten, welche in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Der wahre Grund.

(Von Julius Krais.)

Aus dem glühndsten Sonnenbrande
Einst an ihrem Hofe sah
Afrikanische Gesandte
Königin Viktoria.
Unterwürfig die Geberde,
Ehrfurchtsvoll das Angesicht
Neigen sie vor ihr zur Erde,
Und der Führer also spricht:

„Deiner würdige Geschenke
Sendet unser Sultan, schau,
Zeichen, wie er dein Gedenke;
Nimm sie freundlich, hohe Frau!
Strauß, Giraffe, Löw' und Tiger
Fuhren mit, sie seien dein,
Und was sonst erglänzt am Niger,
Goldes Körner, Elfenbein.

Staunen hat ihm oft bereitet,
Wenn er sinnend es bedacht,
Wie durch alle Welt sich breitet
Deines Reiches Glanz und Macht.
Darum wünscht er, daß ihm löse
Nun die Frag' ein sichrer Mund,
Von Britanniens Ruhm und Größe
Was denn sei der wahre Grund."

Doch die Herrin schweigt von Schiffen,
Sieghaft auf dem Ocean,
Durch die Brandung, zwischen Riffen
Kühn verfolgend ihre Bahn,
Redet nicht von Englands Schätzen
An Juwelen, Silber, Gold,
Die in weitgespannten Netzen
Jeder Welttheil ihm gezollt;

Nicht von Indiens Zauberreichen
Und dem weiten Canada,
Neuen Städten, wundergleichen,
Die das Südmeer blühen sah.
Eine Bibel reicht sie ihnen,
Aus der königlichen Hand,
Mit aufleuchtend heitern Mienen,
Einen prächtig schweren Band.

Mit Sapphiren, Diamanten,
Goldnem Schnitzwerk reich geschmückt
Ist das Buch, daß die Gesandten
Schon der Anblick hoch entzückt.
„Schwaches Bild nur ist die Hülle,"
Spricht sie zu der schwarzen Schaar,
„Von geheimer Kräfte Fülle,
Drin verborgen wunderbar.

Euer Sultan lern und suche,
Fasse tief in seinen Sinn
Hier aus diesem großen Buche
Sich den edelsten Gewinn,
Daß es ihm die Frage löse,
Ihm untrüglich mache kund,
Von Britanniens Ruhm und Größe
Was doch sei der wahre Grund."

„Sie hat ihre Nützlichkeit überlebt."

Nach Quellen, von Germanikus.

Vor einiger Zeit kam ein gutaussehender Mann in unser Haus und fragte nach dem Prediger. Auf die Antwort, daß derselbe abwesend sei schien der Mann betroffen und rathlos zu sein; auf weiteres Fragen sagte er: „Meine Mutter ist gestorben; dieser Ort war früher ihre Heimath, mein Vater liegt hier begraben und nun haben wir die Mutter hergebracht um sie neben ihn zu legen."

Mitleidsvoll sprach ich: „Sie haben einen schweren Verlust erlitten im Tode Ihrer Mutter."

„Ja," sagte er, „eine Mutter zu verlieren ist immerhin ein harter Schlag, aber die unsrige hatte ihre Nützlichkeit überlebt; sie war in ihrer zweiten Kindheit,

schwach an Körper und Gemüth war sie sich selbst und Jedermann eine Last; wir Kinder beschlossen endlich, sie der Reihe nach je ein Jahr zu halten, aber da bekam ich mehr als mein Theil, denn großer Schwäche halber konnten wir sie nicht mehr fortbringen als mein Jahr aus war, und ich mußte sie deßhalb volle drei Monate über die Zeit halten, aber sie war eine gute Mutter in ihrer Zeit und arbeitete hart, als Wittwe sieben Kinder zu ernähren und erziehen."

Ohne den Mann noch näher auszufragen, (ich hatte genug gehört), sandte ich ihn zum benachbarten Prediger und ging zurück in mein Zimmer wo unsre Kinder am spielen waren; bittere Thränen entrollten mir beim Gedanken, daß vielleicht auch die, denen jetzt der Name Mutter das theuerste Wort ist, auch einst sagen möchten „Sie hat ihre Nützlichkeit überlebt und war sich selbst und Jedermann zur Last."

Als die Glocke das langsame Todtengeläute gab, machte ich mich nach der Kirche und sandte der Todten noch eine stille Wehmuthsthräne nach beim Gedanken: „Sie war eine gute Mutter und arbeitete hart sieben Kinder zu erziehen — aber sie war sich selbst und Jedermann eine Last." Dieser Gedanke bemächtigte sich meiner ganz, als man den Sarg vor dem Altar niederstellte und die Glocke in gemessenen Schlägen langsam der Verstorbenen Alter ankündete. Eins — zwei — drei u. s. f. jeder Schlag ein Jahr, da folgte mein Geist ihr durch all die Jahre der Kindheit und fröhlichen Jugend; ich stellte mir die frohe Mutter, das treue Weib vor, ich sah die trauernde Wittwe mit sieben Waislein und noch immer tönt schauerlich die Glocke.

Siebenzig — eins — zwei — dreiundsiebenzig. Sie ist schwach, die Arme sinken, das Auge ist matt; kein Nutzen, kein Profit mehr für Niemand, sie muß fort von einem Kind zum andern geschickt werden, ohne Einladung ihr letztes Brod — Zährenbrod zu essen; zitternd klagt die schwache Stimme, „nach all der Mühe und Arbeit keine Heimath, sorgenlos zu sterben, o, es ist hart!"

Horch! Achtzig — ein' — zwei — drei — vierundachtzig. Sie ist kindisch, „sie hat ihre Nützlichkeit überlebt, sie ist sich selbst und Jedermann eine Last." Von ihr ist weiter nichts mehr zu erwarten, kein Profit für die Ihrigen, o, daß sie sterben könnte! — Dort liegt sie, kalt und blaß, sie macht keine Mühe mehr, die Zunge ist stumm, das Auge gebrochen, aber in dem erblaßten Antlitz kann man Sorgen tief eingravirt lesen, dort sitzen ihre sieben Kinder in tiefer Trauer, wenigstens im Kleid — ironisch mußte ich an ihren Sohn denken: „Sie war eine gute Mutter, in ihrer Zeit."

Der Prediger erhob sich; ein silberweißer Greis, er redete Worte ewiger Wahrheit. „Immer,' sagte er, hatte ich Ehrfurcht dem Alter gegenüber, aber seitdem ich selbst Greis geworden, weiß ich erst recht was Eltern um ihre Kinder verdienen;" dann sich zu den Trauernden (?) wendend sagte er: „Alles was ich von der Verstorbenen weiß habe ich heute durch ihren Sohn erfahren; neunundsechzig Jahre zurück stand sie an diesem Ort als eine fröhliche Braut; sie wurde Wittwe mit sieben hülflosen Kindern, durch ihrer Hände Arbeit ernährte und erzog sie dieselben alle, endlich zu schwach um sich selbst zu ernähren verließ sie diesen Ort, das Grab ihres Gatten um bei ihren Kindern ihr Brod zu suchen." Dann mit Thränen: „Sie hat ihre Nützlichkeit überlebt und war sich selbst und Ihnen eine Last! Gott nahm sie zu sich, sie hat ein Heim gefunden."

„Ihr geht jetzt nach Hause, habt acht was ihr redet vor den Ohren eurer Kinder. Die Frucht eurer Werke werdet ihr von ihnen ernten, wenn ihr einstens selbst am Rande des Grabes angelangt. Ich ermahne euch als Einer der selbst nicht mehr lange zu pilgern hat, sagt nie in Gegenwart eurer Kinder, noch des ewigen Gottes unsere Mutter hat ihre Nützlichkeit überlebt, sie war sich selbst nnd uns eine Last. Nein! nein so lange kann eine Mutter nicht leben! Und du gute Mutter hast's nun überstanden. Dort sind keine Tage der Sorgen, und keine schlaflosen Nächte mehr. Dort an dem Herzen ewiger Liebe bist du keine Last. Dort ist dir die Ruhe vergönnt die du hier nicht finden konntest."

O, daß wir mit dem Griffel ewiger

Wahrheit es in jedes Kindes Herz schreiben könnten: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden."

Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Von P. Sch.

Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß der, welcher viele gute Bücher liest, seinen Verstand bereichert und sein Gemüth veredelt, vorausgesetzt, daß dieses Forschen nicht mit dem eitlen Streben getrieben wird, um blos sagen zu können, daß man Vieles wisse, sondern um aufgeklärt und gebessert zu werden für die Ewigkeit.

Es erfordert freilich in unserer schreibseligen Zeit, wo fast kein Gedanke mehr gedacht, der nicht auch sogleich aufs Papier gebracht wird, schon ein reiches Maß von Unterscheidungsgabe, um fähig zu sein, die verhältnißmäßig wenigen Weizenkörner aus dem ungeheuren Plunder der Spreu herauszufinden. Die sicherste und naturgetreueste Anweisung, in dieser Beziehung nicht zu irren und Lüge für Wahrheit zu verschlucken, liefern uns die Bilder und Beispiele in der Natur. Da ist z. B. die Biene; sie fliegt von Blume zu Blume, ohne sich an der Gestalt, Farbe, oder dem Namen derselben aufzuhalten. Honig zu sammlen ist ihr Zweck, und daß sie nie ihren Zweck verfehlt, zeigt ihre volle Ladung, welche sie jedesmal in ihre Wohnung zurückbringt. So mache auch du es, geliebter Leser. Hunger nach Wahrheit und wahrer Aufklärung laß stets dein Motto sein, und du wirst nie der Gefahr ausgesetzt sein, falsche Ideen und Grundsätze zu verschlucken; du wirst stets für deine Mühe reichlich belohnt werden. Wer schon Gelegenheit hatte, mit Pferden umzugehen, wird vielfach beobachtet haben, daß das Pferd, obgleich es in heiliger Schrift unter die unreinen Thiere gerechnet wird, doch, soweit es seine Nahrung betrifft, Reinlichkeit beobachtet, und gleichsam eine instinktmäßige Abneigung gegen alles etwa in dem Futter sich befindliche Heterogene an den Tag legt. Man kann ihm dreist Stecknadeln oder Nägel unter sein Futter mischen, es wird dann dasselbe verzehren und die fremden Gegenstände in der Krippe zurück lassen. Ganz verschieden ist die Natur des Rindviehes. Letzteres verschlingt nicht nur kleine, sondern größere Gegenstände, welche vielfach das Leben der Thiere gefährten. Diese Thatsache von dem Pferd gibt uns eine schöne Belehrung; nur der entschiedene, und ich möchte noch hinzu setzen, der instinktmäßige Haß in unserm Herzen gegen alles Falsche und Lügenhafte kann uns vor der in unsern Tagen immer mehr überhand nehmenden schlechten Literatur schützen. Solche Menschen welche sich auf diese Weise mühevoll, aber rastlos empor arbeiten, um das Ihrige zu dem großen Bau des Reiches Gottes beizutragen, nennt man nach der hiesigen Volkssprache „selbst gemachte Männer" (self-made men). Was dieser Klasse von Menschen ihr Beruf in dieser Welt auch immer ist, oder gewesen sein mag, sie sind von jeher nützliche Weltbürger gewesen, und werden es auch fernerhin bleiben; einfach aus dem Grunde, weil sie das Theoretische mit dem Praktischen stets harmonisch zu vereinigen wissen. Ich hoffe aber nicht, daß man in gewissen Kreisen durch das bisher Gesagte schon wieder ein „Gespenst" wittert und mich beschuldigt, als wollte ich das systematische Studiren ignoriren. Keineswegs! Ich selbst habe es schon oft bedauert, daß mir in meiner Jugend nicht die Gelegenheit vergönnt wurde, mich in einer Sache zu vervollkommnen, welche immer mein Ideal gewesen war. Was auf diese Weise in der Jugend durch Schicksalsumstände ungethan bleiben muß, oft auch durch Nachlässigkeit der Eltern versäumt wird, kann freilich, wenn man erst in reiferen Jahren zur Einsicht gelangt, trotz alles Fleißes, nur mangelhaft ersetzt werden. Muß man wohl auf diese Weise, was die weltliche Stellung angeht, auf Manches verzichten, so ist es oft um so heilsamer für die Ewigkeit. Soli Deo Gloria!

Ich bin also prinzipiell nicht gegen systematische Gelehrsamkeit; es muß mein Schreiben hier wohl verstanden und reiflich erwogen werden, um kein voreiliges Urtheil darüber zu fällen. Wahrheit ist

mein Zweck, und auf des Menschen künftige Existenz in jenem Lichtsreich habe ich ein Augenmerk. Manches kann über dieses Thema gesagt werden, welches für diese sichtbare Welt seine volle Richtigkeit hat; aber in Bezug auf die Ewigkeit um so mehr mit demselben kontrastirt. Unser Leben hienieden ist nur ein Scheinleben, und unser Körper, welcher mit allerlei Gebrechen und Leiden behaftet ist, nur der Schatten von dem, den wir einst in jener seligen Sphäre haben werden. Daß der Mensch also nicht zwecklos in dieser Welt ist, sondern sein ganzes Vermögungssystem und seine Kräfte auf diesen einen Punkt zu concentriren hat, um seiner künftigen Bestimmung immer mehr entgegen zu reifen, ist aus dem bereits Gesagten zur Genüge begreiflich.

Es ist also nicht nur des Menschen Vorrecht, sondern vielmehr seine heiligste Pflicht, sich aller Mittel, die ihm zu Gebote stehen, zu bedienen, um dieses Ziel zu erreichen; mit der äußersten Vorsicht jedoch, daß man das Mittel nicht für die Sache selbst hält. Wenn man ein dauerhaftes Gebäude errichten will, so braucht man ein Gerüst. Das Gerüst ist nicht das Gebäude, steht auch mit demselben für die Zukunft in gar keinem Zusammenhang, ist aber zum Aufbau desselben nothwendig. Hat aber das Gebäude den Punkt seiner Vollendung erreicht, so wird das Gerüst, als fernerhin nicht mehr nöthig, wieder entfernt. Dieses ist der natürliche Standpunkt, den das Wissen und die Gelehrsamkeit, in Bezug auf die Reichssache Gottes und auf höhere transcendentale Wahrheiten einnehmen sollten; wäre dieses der Fall, so hätte die heilige Offenbarung an vielen, oft den hervorragendsten Gelehrten nicht ihre abgesagtesten Feinde; sie würden nicht ihre ganze Lebenszeit mit Gerüsten bauen d. h. mit leeren Dogmen und Hypothesen aufzustellen zubringen, ohne auch nur einmal daran zu denken, wirklich auf den Grund der Apostel und Propheten, Jesum Christum, zu bauen. Oft werden uns durch Vorfälle im täglichen Leben, welche an sich selbst im Allgemeinen nur geringfügige Dinge zu sein scheinen, die größeren Dinge und Entwickelungsstufen in der Gesellschaft und Kirche illustrirt. Neulich las ich von der Mammuth-Höhle im Staate Missouri. Etliche Kinder aus dem benachbarten Städtchen hatten sich ohne das Wissen ihrer Eltern des Morgens aufgemacht, besagte Höhle zu erforschen. Sie hatten wohl Kerzen bei sich, diese gingen aber bald aus, und so befanden sie sich selbstverständlich in einer egyptischen Finsterniß. Weil sie sich schon zu weit von dem Haupteingang entfernt hatten, so konnten sie trotz alles Herumsuchens den Ausgang nicht mehr finden. Sie legten sich endlich erschöpft nieder, um, wenn ihnen nicht durch die Vorsehung Gottes zeitliche Hülfe geleistet werde, ihren „langen Schlaf" zu schlafen. Als bei einbrechender Dunkelheit die Kinder nicht erschienen, wurden die Eltern unruhig. Man durchstreifte die Gegend, fand sie aber nirgends. Endlich kam man auf den Gedanken, daß die Kinder sich in die Höhle begeben haben möchten. Eine Anzahl beherzter Männer entschloß sich, in die Höhle vorzudringen. Man versah sich hinreichend mit Lampen, setzte sich mit am Eingang befestigten Fäden in Verbindung, und drang in der Höhle in ihren verschiedenen Verzweigungen und Richtungen vor, allwo man Nachts um 11 Uhr glücklicherweise auf die Opfer stieß, welche in bewußtlosem Zustande dalagen, aber doch noch gerettet werden konnten. Als ich dieses las, kam mir augenblicklich eine Wahrheit in mein Gemüth, welche durch diese Geschichte trefflich illustrirt wird. Diese Mammuthhöhle stellte mir das Reich des Wissens und der Gelehrsamkeit in ihren verschiedenen Fächern vor. Diesen Kindern gleichen die mit Eigendünkel beseelten Buchstabengelehrten ohne Herzensreligion. In diesem kindischen Stolz dringt man im Reich des Wissens vorwärts, macht oft große Entdeckungen, oder vielmehr stellt Meinungen auf a la Büchner; man vergißt, merkwürdigerweise, beim Eingang sich mit einem Leitfaden in Verbindung zu setzen, d. h. die Religion zu seiner Richtschnur zu wählen; vielweniger versieht man sich mit dem Universallichte Jesus Christus. Ihr Licht ist die düstere Lampe ihrer Vernunft, welche ihnen die Gegenstände beleuchten soll. So sind schon tausende Gelehrte ihre ganze Le-

benszeit in dieser Mammuthhöhle herumgeirrt, und am Abend ihres Lebens mußten sie die traurige Wahrheit selbst bekennen, daß sie den Weg ins Labyrinth hinein aber nicht wieder heraus finden konnten; wie neulich wörtlich Einer in Deutschland das Geständniß ablegte und sich dann in Noth und Verzweiflung selbst das Leben nahm.

Ihr jungen Leser des Magazins, die ihr dieses leset: was auch immer euer Beruf in Zukunft sein möge, lernet Jesum lieb haben; erwählt das heilige Bibelbuch zu eurem Leitfaden. Ihr möget dann im Reich des Wissens und der Gelehrsamkeit vordringen, so weit ihr immer wollt, ihr werdet euch nie verirren. „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." Jesus der Lichtgesalbte ist der einzige wahre Grund aller Aufklärung. Nichtsdestoweniger ist man aber in manchen gelehrten Kreisen geneigt, von diesem einzigen Grund und Eckstein, auf welchen schon so viele Millionen, Gelehrte und Ungelehrte, das Gebäude ihrer ewigen Existenz gründeten, abzuweichen und nach einem andern Grundriß und Fundament zu bauen. Man verläßt in vielen Hinsichten den wahren Born des Lebens, um an den trüben Cisternen des Schwindelgeistes den Durst zu stillen; wenn gleichwohl bis Dato alle Pläne und Raisonnements der Ungläubigen völlig scheitern mußten. Ein Mann mit großer Gelehrsamkeit ohne wahre Herzensbildung ist eine moralische Mißgeburt; es ist bei ihm Alles Kopf und nichts Herz. Er ist einem Schiffe zu vergleichen auf hoher See mit vollständigem Takelwerk und ausgespannten Segeln, aber ohne den geringsten Ballast. Wie weit ein solches Schiff vermögend ist, den Stürmen des Meeres Trotz zu bieten, ist bekannt. Jesus Christus, der verachtete Nazarener, der Stein, den die Bauleute (die Gelehrten) verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Er ist der einzige Grund aller Glückseligkeit. Er soll unser Motto sein in allen unsern Unternehmungen. Wer sich von ihm entfernt, wird die Stufen des Heiligthums nie betreten, vielweniger zu dessen Thüre eingehen, denn oben stehen die Worte: Procul hinc abeste provani.

Manche unserer heutigen Gelehrten sind sogar auf den tollen, unsinnigen Weg gerathen, daß sie Gott in der Natur gänzlich ignoriren; daß die Gesetze der Natur mit einer allweisen Vorsehung nichts zu thun hätten. „Zwei mal zwei ist vier," sagen Manche, „ob man dabei an einen Gott glaubt oder nicht;" so glauben sie durch ihre Wissenschaft die Gesetze der Natur bemeistern zu können. Weil sie aber einmal nicht geneigt fühlen, durch die rechte Thür einzugehen, so sind Manche verwegen genug, beim Dachstuhl ins Heiligthum der Natur einzudringen. Solche Herren bedenken aber nicht, daß, obgleich sie manche Entdeckungen gemacht haben, und vielleicht noch machen werden, noch Manches unaufgeklärt bleibt, und noch weit entfernt sind, die Gesetze der Natur bezwingen zu können; sondern daß Gott stets die Leitseile in seiner Hand hat und dieselben keinen unreinen Händen je anvertrauen wird.

Mit Recht sagt ein Dichter, wenn er auf diese Klasse Gelehrter zu sprechen kommt:

„Die Vernunft, die ihr im Stolze
Zu des Lebens Richtschnur wählt,
Gleichet einem faulen Holze,
Welchem alle Wärme fehlt.

Sie ist nur ein heißes Fieber
Und verbreitet keinen Glanz;
Uns ist Christi Satzung lieber,
Gottes Kraft durchdringt sie ganz.

Nichts kann unsere Sehnsucht stillen
Als des Heilands Wort allein;
Freudig wollen wir s erfüllen,
Und wir werden glücklich sein."

Weihnachtserinnerungen.

Was ist es doch, das dem Weihnachtsfest einen so geheimnißvollen Zauber verleiht? Was ist die Ursache, daß die Weihnachtsglocken einen so eigenthümlich süßen Widerhall in jeder gefühlvollen Brust erwecken? Warum verjüngt sich das Leben auf diesen Tag zum fröhlichsten Vollgenuß, wie sonst zu keiner andern Zeit?

Du deutest auf die Festgeschenke, die Weihnachtskerzen und die Gesellschaften, wo sich getrennte Freunde wiederfinden und sich mit fröhlichem Händedruck ihre Grüße zulächeln. Ach ja! aber es muß doch noch etwas Tieferes hier zu Grunde liegen. Und schwer zu finden ist dieses „Etwas" auch nicht. Auf all den fröhlichen Gesichtern, den lachenden Festgaben, den lichtstrahlenden Tannenbäumen steht das Engelwort geschrieben: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren!" Die Kirchenglocken rufen es heute mehr als sonst, wenn ihre Einladungen aus metallenem Munde über Thal und Fluren klingen und die Christen zum frohen Festverein im Hause Gottes rufen.

Schon am heiligen Abend kehrt ein eigenthümliches Wonnegefühl in jeder Brust ein und müßte es eine verkommene Verbrecherseele sein, welche davon nicht ergriffen würde. Jetzt läuten die Feierabendglocken und jeder Glockenschlag, wie er über die mit crystallenen Schneekappen bedeckten Hügelreihen in tausendfachem, feierlichem Echo dahinklingt, ruft: „Morgen ist Weihnachten!" Der eilige Wanderer, welcher mit einem Tannenbäumchen auf dem Rücken, dort so hastig über die beeiste Flur seinem Hause zuschreitet, hält einen Augenblick ein, zieht während des Läutens seine Pudelmütze ab und betet im Stillen:

„Wir singen dir Immanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum' und Morgenstern,
Du Jungfrausohn, Herr aller Herrn."

Und wie hüpft bei dem Gedanken an das nahende Christfest das jugendliche Herz! O lieber Leser, der du auch einmal Kind wareſt, wird es dir nicht heute so eigenthümlich wehmüthig ums Herz und feucht ums Auge, wenn du dich zurückerinnerst, wie du im stillen Vaterhause mit erwartungsvollem Sehnen der Ankunft des „Christkindchens" entgegenschauteſt? Heute trennen dich vielleicht tausende von Meilen von diesem trauten Orte, die Wogen eines fast unermeßlichen Weltmeers rollen zwischen dir und dem stillen Dörflein, wo deine Wiege stand, die geschäftigen Mutterhände, welche mit zarter Sorgfalt das grüne Bäumchen schmückten, modern unter der Erde, das liebende Vaterauge, welches am Weihnachtsabend so innig auf die Kinderschaar blickte, ist im Tode gebrochen; aber die Erinnerung ist noch so frisch, so lebendig, als ob es erst gestern geschehen sei, daß man in kindlicher Einfalt die Schüssel auf den Tisch stellte, oder den großen Strumpf aufhing, wo hinein das Christkindlein seine Gaben legen sollte, und dabei ja nicht vergessen werden durfte, eine Handvoll Heu in die Hühnerluke zu stecken, damit dem Christkindlein sein Röß- oder Eselein auf seiner mühevollen Reise einen stärkenden Imbiß haben möchte.

Wenn man auch zu Bette ging, so konnte doch die erregte Phantasie lange nicht zur Ruhe kommen, und das Auge sich nicht schließen. Selbst wenn endlich der Schlaf, der Erquicker der Müden, die Augen schloß, so wiegte sich der Geist in süßen, goldigen Träumen von strahlenden Weihnachtsbäumen und überladenen Schüsseln voll Christtagsgeschenken.

So kam endlich der Weihnachtsmorgen, mit seinem lieblichen Erwachen. Die Eltern sangen in aller Frühe:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht,
Ihn preise wer durch Jesum Christ
Freund und Verehrer Gottes ist;"

und die jugendlichen Schläfer schlagen die Augen auf. Richtig, da liegts in der Schüssel, oder es hängt im Strumpf, wie sie es erwartet und im Traum gesehen haben: Bretzeln, Aepfel, Nüsse, Bücher; Stiefelchen, Hosenträger, Trompetchen und Armbrust für die Knaben; Puppen, Scheere und Röckchen für die Mädchen. Und alles dieses hätte das Christkindchen gebracht? Ei, versteht sich, wer denn sonst?

Nun fängts aber auch an draußen auf der Straße lebendig zu werden. Die Nachbarskinder ziehen schon am Hause vorüber, der Eine mit dem Trompetchen blasend, und der Andere hat gar eine Trommel. Was ist das doch eine Herrlichkeit! Also wirklich—es ist keine Täuschung—es ist also Weihnachten?

Endlich läutet's zur Kirche. Der Vater zieht heute den Staatsrock und die Mutter ihr schönstes Kleid an. Auch von den Kindern hat ein jedes ein neues Klei-

dungsstück bekommen und es wird angezogen. Alle gehen zur Kirche — heute bleibt Niemand daheim. Und wie der Prediger heute so beweglich redet von der Geburt Christi, von den Engeln und ihrem schönen Gesang, von den Hirten, die auf dem Felde ihre Heerden hüteten und von Maria und Joseph—daß es Einem so recht durchs Herz geht. Es ist heute Alles so viel anders, so viel schöner, feierlicher als sonst. Warum? Es ist eben Weihnachten.

Eine ganz besondere Freude erwartete uns Kinder noch am Weihnachtsabende. Kaum fing die Dämmerung an sich über das Dorf zu lagern, so sah man überall kleine Gestalten an den Häusern vorbeihuschen und sich dem Pfarrhause nähern. Hinter Bäumen und Hecken stellte man sich dann mit angehaltenem Athem auf die Lauer und wartete, bis es in des Pastors schönen Stube helle wurde. Dann strömte und drängte Alles ins Pfarrhaus hinein, um den schönen großen Weihnachtsbaum im strahlenden Lichterglanze zu sehen. Freilich hätte man sich diese Freude noch besser gefallen lassen, wenn man auch Theilhaber an den schönen Festgaben hätte sein dürfen, aber das war nun einmal nicht die Regel, und man fügte sich deßhalb ins Unvermeidliche. Eine große Freude machte es uns doch, war es ja eine nicht geringe Ehre, ins Pfarrhaus eingeladen zu werden.

Nun, meint aber vielleicht mancher stoische Praktikus, es sei gar nachtheilig und gefährlich, die Kinder mit diesen idyllischen Weihnachtslegenden in einen lieblichen Jugendtraum einzuwiegen, und führe zum Aberglauben. Das ist gewiß ein sehr harmloser Aberglaube, sich zur Erinnerung an die Geburt Christi über empfangene Gaben zu freuen. Weiter hat dies mit der Religion ja auch gar nichts zu thun. Es ist eigentlich blos ein heiliger, schöner Anschauungsunterricht, indem man mit den schönen Weihnachtsgaben auf den Geber und die Veranlassung zu der Festlichkeit hinweist. Man gönne deßhalb den Kindern diesen seligen Jugendtraum, und raube ihnen ihre Kindheit nicht. Früh genug werden die Stürme des Lebens über ihre Häupter dahinbrausen und sie zur strengen Wirklichkeit aufrütteln. Dann haben sie wenigstens die Erinnerung an schöne, wolkenlose Sonnenblicke ihres Lebensfrühlings, und sind es auch nur Erinnerungen, so sind dieselben doch geeignet, im Drang und Druck des ernsten Lebens manchmal einen freundlichen Sonnenstrahl in düstere Augenblicke hineinzuzaubern. Und wenn das auch durch diese „Weihnachtserinnerungen" bei einem oder dem andern der geschätzten Leser geschehen wäre, so wäre der Zweck des Schreibers erreicht. Fröhliche Weihnachten! W. H.

Bildung.

(Nach A. Stolz.)

Wenn du eine schöne Sackuhr anschauest und machst das Gehäus auf und siehst, wie zierlich die Metallrädlein und Stifte ineinander greifen; und wenn du eine schöne Kirche betrachtest mit ihren Altären und Bildern und Lichtern; und wenn du am Sonntag Mittag gerade in der Stadt bist und auf der Wachtparade die Blechmusik hörst: so kommt dir dies Alles schön vor. Nun besinn dich aber einmal, was denn diese Dinge vorher gewesen sind. Die Sackuhr ist einmal in kalten, feuchten, finstern Bergwerken gelegen, in Gestalt von eckigem Erz; die Kirche ist gleichsam aus dem Bauch des Steinbruchs und dem Wald herausgehauen; die Wachskerzen haben die Bienen zusammen gesucht in Garten und Flur aus rothen, blauen und gelben Blumen; und diese Blumen sind gewachsen aus wüstem nassem Grund. Und die Musikanten haben gar lang lernen müssen, zuerst jeder für sich und sein Instrument, und dann mit einander wochenlang das Stück, das sie jetzt gerade aufblasen; und das Blech, was die schöne Musik jetzt macht, ist eben einmal ungeschlachtes Kupfererz und anderes Metallgestein gewesen.

Wenn nun aus grobem Gestein und rindigem Baumstamm und nasser Erde so viel Schönes und Prächtiges gestaltet werden kann, so wird eben aus dem vornehmsten Wesen, aus dem Menschen, auch etwas Herrliches gebildet werden können,

nämlich, wie die heil. Schrift sagt, ein Ebenbild Gottes. Und es ist auch richtig, daß wenn der Mensch gar nicht gebildet wird, seine Seele gleichsam ein Klotz bleibt. Darum sieht man es für ein besonderes Lob an, wenn man von einem Menschen sagt, er habe Bildung.

Aber das, was man im Badischen und in manchen andern Erdstrichen Bildung nennt, ist so wenig wahre Bildung, als ein Besenstiel ein königlicher Scepter ist. Wenn Einer alle Tage frisch gewichste Stiefel trägt und am Sonntag sogar Handschuh, und wenn er Merst, Exküse und Pardon sagt, so ist das keine Bildung; denn darum kann er doch ein Mensch sein, der leer und unwissend ist nach allen Seiten hin, als wäre sein Kopf ein nagelneuer Hafen auf dem Markt; er thät klingen, wenn man mit dem Finger dran klopfen würde. — Und wenn ein Herr etwas lateinisch gelernt hat, ja sogar schon Artikel in die Landeszeitung geschrieben hat und Mitglied ist von einem sogenannten Museum, oder wenn er gar schon eine öffentliche Rede gethan hat, und diese Rede hinten und vornen und in der Mitte herrlich verziert hat mit: „Meine Herren! ja meine Herren! glauben Sie mir, meine Herren! ich spreche es offen aus, meine Herren!" —Oder wenn die Bewohnerin eines weiten Reifrockes etwas französisch näseln kann, Klavier schlagt, und auf ihrem Tisch ein Körblein voll Visitenkarten liegen und allerlei Gedichtenbücher mit goldenem Schnitt: so ist dieß Alles nur Firniß und so wenig wahre Bildung, als ein marmorirter Trog von Tannenholz ein Altar aus Marmor ist. — Bei solchem Herrenvolk ist oft das Gehirn auch marmorirt mit allerlei Einbildungen, gelesenen und gehörten Redensarten; aber gerade an der Hauptsache fehlt es, an gesundem Menschenverstand. Manches Bauernweib ist viel gescheidter, als eine Stadtdame, deren Hochmuth so breit sich aufbläht wie ihr Reifrock. Und mancher gemeine Mann auf dem Land hat in vielen Dingen gesünderes Verständniß, als ein Papierbeamte oder gar ein Herr Abgeordneter. Insbesondere trifft man bei scheinbar einfältigen Dorfleuten gar oft bedeutend mehr Vernunft an, als bei den Stadtherrn. So z. B. zeigte einmal ein alter Bauer, dessen jüngster Sohn die Juristerei studirt und eine Anstellung bekommen hatte, wenig Freude darüber; er sagte zu mir: „Zeitlich ist er versorgt, aber sein Seelenheil wird eben bei dem Herrenleben in größerer Gefahr sein, als wenn er in unserem Stande geblieben wäre."—Das war ein vernünftiges Wort, welches tausend Stadtherrn nicht eingefallen wäre. Die Vernunft sieht nämlich auf das Wesen der Dinge und auf den Zusammenhang des Zeitlichen mit dem Ewigen; während der Verstand nur gescheidt macht für das Irdische und für zeitlichen Vortheil.

Uebrigens kommt es zuletzt auch nicht auf den Verstand und viel Wissen an; denn der allergelehrteste und gescheidteste Mensch ist gegen einen Engel vom niedersten Rang ein blödsinniges Knäblein, und gegen Gott betrachtet nicht viel gescheidter als ein Käfer. Und es ist oft wahrhaft lächerlich, wenn ein studirter Herr mit Kenntnissen und Wissenschaft sich breit macht. Was die Gelehrtesten wissen, ist kurz beisammen; was sie aber nicht wissen, das ist gar nicht zu zählen, so wenig als die Tannennadeln am ganzen Schwarzwald. Wenn dem Menschen sonach von der Allwissenheit Gottes nur eine winzig kleine Portion, nur einige Brosämlein, zu Theil wird, so gibt es eine andere Seite am Menschen, worin wir auf Erden schon Gottes Ebenbilder werden, also wahre Bildung bekommen können und sollen, und zwar nicht nur der, welcher Geld zum Studiren und Zeit zum Bücherlesen hat, sondern auch der ärmste Mensch, der in abgelegener Bergschlucht wohnt. Diese Bildung besteht nämlich in der gleichen Gesinnung mit Gott, daß du liebst was Gott liebt, und daß du hassest und meidest was Gott verabscheut. Und damit wir besser zurecht kommen in der Nachahmung der Gottheit, welche nur Geist ist, so ist die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden und hat gezeigt, wie der Mensch in Sinn und Wandel schon auf Erden Gottes Wesen abspiegeln könne. Daher kann man im Allgemeinen sagen: die wahre Bildung besteht im wahren Christenthum; je mehr der Mensch Christus nachfolgt, desto edler

ist er gebildet. Wir wollen das an einigen Exempeln sehen.

Eine Magd diente bei einem Herrn, welcher mit Gemälden handelte. Wegen Mangels an Raum waren auch einige in der Magdkammer aufbewahrt. Unter diesen war ein Bild der Venus, eine nackte Gestalt. Die Magd ersuchte ihren Herrn, dieses unanständige Bild hinwegzuschaffen. Dieser erwiderte, es werde hinwegkommen, sobald sich ein Käufer finde; er könne 100 Gulden dafür lösen. Die Magd dachte, wenn es auch verkauft wird, so ist damit nichts geholfen, es wird dann andern Menschen Aergerniß und unreine Vorstellungen hervorbringen. — Sie zerschnitt nun das ganze Bild in kleine Fetzen und zahlte dem Herrn aus ihrem Ersparniß die 100 Gulden; und der Herr nahm das Geld an und hat wahrscheinlich gedacht, er habe ein gutes Geschäft gemacht.—Wo ist nun die Gemeinheit? und wo ist die Bildung? Bei dem Herrn oder bei der Magd?—Der Herr hat doch studirt?

Vor mehreren Jahren war im hiesigen Münster eine Feierlichkeit; eine Anzahl weißgekleideter Mädchen warteten im Chorgang, bis ihnen ihr Platz angewiesen würde. Ein Ladendiener oder ein verdorbener Student, kurz ein junger Herr, achtete nicht, daß er im Haus Gottes sei und wollte mit Gewalt eines der Mädchen küssen. Da bekam er plötzlich eine satte Ohrfeige auf die Breitseite seines verliebten Hauptes; es war ein gemeiner Soldat, welcher diese Freigebigkeit ausübte. Wo ist nun solidere Bildung, in dem süßlichen Appetit zum Kuß oder in der zornigen Ohrfeige?

In einem benachbarten Dorfe hat eine Frau, die einige Kinder, aber ganz wenig Vermögen hat, noch ein fremdes Kind angenommen aus reinem Erbarmen, weil es zu Haus an Leib und Seele verwahrlost wurde. Hingegen ein berühmter Schriftsteller, welcher Bücher über Menschenrechte, Erziehung u. dgl. geschrieben, die gar glatt zu lesen sind, hat einmal silberne Löffel gestohlen und die Schuld auf ein unschuldiges Dienstmädchen geschoben; so oft aber das Weib, mit welchem er lebte, ein Kind bekam, so setzte er es alsbald in einem Findelhaus ab, damit ihm seine Sprößlinge keine Belästigung und Kosten verursachen. Wer hat ein edles Herz, das barmherzige Weib auf dem Dorf, oder der Schönschreiber, welcher in Genf wie ein Heiliger verehrt wird?

Es gibt eben Gesindel und Pöbelvolk in allen Ständen, und gibt edel gebildete Herzen auch in allen Ständen. Auf die Redensarten kommt es dabei nicht an; höflich reden und höflich sich geberden kann der Mensch und doch dabei eine ganz niederträchtige gemeine Seele sein. Hingegen wahre Bildung, gleichsam goldene Herzen verschafft nur das Christenthum; dieses ist im Stande den ärmsten Menschen, der nicht einmal lesen und schreiben kann, adelig vor Gott und achtungswerth vor der Welt zu machen.

Daher bewirken manche Anstalten, wo vorgeblich die Jugend gebildet soll werden, gerade das Gegentheil von Bildung. Wenn in theurer Zeit der Schnapsbrenner Frucht oder Kartoffel zusammenkauft, so macht er diese Nahrungsmittel nicht besser, er macht sie zu halbem Gift. Deßgleichen werden an manchen Bildungsfabriken die jungen Leute schlechter und gemeiner, als sie vorher gewesen sind. Sie werden unreligiöser, hochmüthiger, frecher, fauler und genußsüchtiger, als andere ihres Alters; und mancher Schüler auf dem Dorf ist und benimmt sich anständiger, als viele Herrensöhne, die an sogenannten höhern Bürgerschulen mit Kenntnissen gestopft werden. Auch in der 48er Revolution haben die Schandarmen ehrenhafter sich benommen und mehr Charakter grzeigt, als die meisten Stadtherren oben und unten im Land. Die wahre Bildung sitzt nicht im Blätterwerk der Redensarten und hochdeutschem feinen Gelispel, sondern im festen Holz des Charakters, und gilt auch noch jenseits der Schwelle von 6 Fuß Länge, und jenseits des Grabens von 3 Schuh Breite.

☞ Jetzt ist die beste Zeit für das Magazin zu unterschreiben, indem mit Band 6, No. 1, alle Geschichten neu anfangen und man dann am Ende des Jahres ein vollständiges Buch hat. Wer ist der Nächste in der Reihe?

Sonntagschule.

—o—

Was ist erforderlich auf Seite des Sonntagschul-Arbeiters, um seine Arbeit erfolgreich zu machen?

Von A. Holzwarth.

Ein Sonntagschul-Arbeiter ist irgend Jemand, der für die S. Schulsache arbeitet, sei es ein Prediger, General-Superintendent, Beamter und Lehrer einer Sonntagschule, oder ein kleiner Sonntagschul-Missionar, der Schüler einladet, in die Sonntagschule zu kommen. Aus der Frage, welche in der Ueberschrift enthalten ist, geht deutlich hervor, daß nicht alle Sonntagschul-Arbeiter ihre Arbeit erfolgreich machen. Nun aber entsteht bei uns die Frage: Kann ein Sonntagschul Arbeiter seine Arbeit erfolgreich machen? Antwort: Ja. In unserem Thema liegt auch schon indirekt die Anweisung dazu; es ist nämlich auf seiner Seite etwas erforderlich.

Irgend ein Arbeiter, der seine Arbeit versteht, und das Material und Werkzeug recht zu gebrauchen weiß, insofern er mit Gott arbeitet, kann seine Arbeit erfolgreich machen.

Sollte dieses nicht auch auf die Sonntagschul-Arbeit anwendbar sein? Kann der Sonntagschul-Arbeiter seine Arbeit nicht erfolgreich machen, so ist der Grund und die Ursache hauptsächlich bei ihm selbst zu suchen.

Das nun, was auf seiner Seite zur erfolgreichen Arbeit erforderlich ist, soll bei dieser Gelegenheit ermittelt werden. Dieses in gedrängten Zeilen faßlich darzulegen, ist kaum irgend Jemand vermögend; es ist auch mehr dazu erforderlich, als ich leisten kann, denn man sollte dabei selbst durch und durch eigene Erfahrung haben. Will man Jemand sagen, wie man eine Arbeit erfolgreich thun kann, darf man nicht allein durch Anschauung und Wissenschaft dieselbe kennen, sondern man muß praktische Erfahrung darinnen haben. Ich will aber nun Einiges näher bezeichnen, was dazu erforderlich ist.

1. Er muß wissen, wie irgend ein anderer Arbeiter, was, und für wen, er arbeitet, denn Viele kennen die Wichtigkeit ihrer Arbeit nicht und arbeiten für sich selbst.—Hat aber der Arbeiter die Ausbildung der Jugend im Auge und arbeitet im Glauben für den Herrn, so wird dieses ihm immer Muth verleihen und zum erfolgreichen Arbeiten viel beitragen.

2. Ist dazu erforderlich, daß er fleißig und thätig sei.—Es gibt in einem jeden Geschäft bei irgend einer Arbeit faule und träge Arbeiter, die froh sind, wenn die Arbeitszeit vorüber ist, und fragen wenig darnach, ob sie ihre Arbeit erfolgreich machen; auch sie sind Arbeiter, aber keine wie sie die Sonntagschulen haben sollten, und doch finden wir solche, die lieber zu Hause sitzen, oder die Hälfte ihrer Zeit sich mit sonst etwas beschäftigen und dann über ihre Erfolglosigkeit klagen. Daher an die Arbeit, ihr Sonntagschul-Arbeiter, mit Ernst und Entschlossenheit, um eure Arbeit erfolgreich zu machen.

3. Ist dazu Pünktlichkeit erforderlich.—Ein jeder Beamter, Lehrer ꝛc. muß in guter Zeit an seiner Arbeit sein, nicht erst anfangen, wenn das Jahr bald aus, oder die Zeit zur Arbeit halb verflossen ist; er muß pünktlich sein in seinem Versprechen, sein Wort halten, pünktlich sein in der Ordnung, System haben in seiner Arbeit, nicht Alles durcheinander arbeiten, so wird dieses zum sicheren Erfolg viel beitragen.

4. Muß er studiren.—Ein Prediger, der nicht studirt, ist auch nicht viel werth und die Leute finden es bald aus. Ein Arbeiter, der nicht studirt, wie er diesen und jenen Boden oder dieses Material am erfolgreichsten bearbeiten kann, wird seinen Zweck nur ganz selten halb erreichen. Der Sonntagschul-Arbeiter

muß den Charakter der Kinder studiren; sie sind sehr verschieden und müssen verschieden behandelt werden. Er muß die heil. Schrift studiren, er darf ja nicht denken, sie finden es nicht aus, daß ich die Lection nicht studirt habe, und der, für den man arbeitet, weiß es nicht. Er muß sich sonstige nützliche Kenntnisse sammeln, das wird viel zur erfolgreichen Arbeit beitragen.

5. Er muß seine Arbeit lieben.—Alles Vorhergehende ist nothwendig, aber werthlos ohne die Liebe. Liebt Jemand seine Arbeit nicht, ist sie ihm eine Last, so macht sie ihn muthlos und ungeduldig. Ach, so Viele lieben diese herrliche Arbeit nicht! Man muß sie daher fast dazu treiben, es ist kein innerer Drang der Liebe da, der Jugend zu helfen, deßhalb ist auch so wenig Erfolg dabei.

6. Ist dazu erforderlich, daß er vor, während und nach der Arbeit ernstlich, anhaltend im Glauben zum Herrn flehet, seine Arbeit doch erfolgreich zu machen; an seiner Hülfe wird es dann nicht fehlen. Aber die Sonntagschul-Arbeiter unserer Zeit beten viel zu wenig, und wenn gebetet wird, ist es zu viel Form und zu wenig Glauben.

7. Muß er anhaltend arbeiten, mit der Hoffnung beseelt, ich werde Erfolg haben. Bisweilen werden die Arbeiter zu bald müde, wollen die Arbeit aufgeben, ehe sie dieselbe erfolgreich gemacht haben. Sehen die Beamten und Lehrer, sowie die großen und kleinen Arbeiter nicht so schnell die erwünschte Frucht, so werden sie gar leicht entmuthigt. Aber da ist es erforderlich anzuhalten. Sehen wir auch nicht immer gerade viel Erfolg, Andere sehen vielleicht mehr als wir selbst. Der Herr möge uns immer Muth und Kraft zum Anhalten schenken und zum glücklichen Erfolg verhelfen!

Eine Convention.

Ein alter Weiser sagt: „Ein Ding macht das Andere nöthig." Dieses Sprichwort hat sich schon wiederholt bewahrheitet in der Welt, wie auch in der Kirche. So hat z. B. die Sonntagschulsache in unserer Kirche die Nothwendigkeit von Conventionen hervorgerufen, um da Mittel und Wege zur besten Betreibung des Sonntagschulwerks zu ersinnen. Dieses geschah anfänglich für unseren ganzen Conferenz-Distrikt, aber bald sah man ein, daß dieses wegen des ausgedehnten Territoriums nicht hinreichend sei, den Umständen Rechnung zu tragen. In Anbetracht dieser Thatsache hat die Canada Conferenz bei ihrer letzten Sitzung Erlaubniß gegeben, Distrikt-Conventionen zu halten, welche Gelegenheit der Hamburg Distrikt auch mit Freuden ergriff und eine solche veranstaltete auf Oct. 28. und 29. 1873 in der Kirche in Lingelbachs Gemeinde nahe New Hamburg.

Organisation.

Auf die bestimmte Zeit fanden sich die Prediger und S. S. Arbeiter des Distrikts ein, um die erste Convention abzuhalten, jedoch waren bei der ersten Versammlung noch nicht Alle, die man erwartete, gegenwärtig. Die Ursache mag wohl nicht in ihrer Trägheit gesucht werden, sondern die schwarzen Wolken, mit welchen der Himmel überzogen war, und aus denen beständig Flocken herabfielen und der Erde ein weißes Kleid anlegten, mögen wohl manchen S. S. Freund abgeschreckt haben. Aber wie zu strenge Herrscher nicht lange regieren, so mußte auch dieser neue Winter bald wieder seine herbe Regierung an die liebe milde Sonne abtreten, so daß die S. S. Vertreter herbei kommen konnten. Auch sei hier noch bemerkt, daß mehrere der Prediger und Freunde von den benachbarten Arbeitsfeldern uns mit ihrem Besuch beehrten und das Ihrige zum Interesse der Versammlung beitrugen. Ohne Zweifel sind sie nicht ohne Segen heimgegangen. — Die Convention wurde vom Vorst. Aelt. des Distrikts zur Ordnung gerufen und auf eine schickliche Weise mit Lesen aus der h. Schrift, Gesang und Gebet eröffnet. Eine Fortsetzung der Gebetsübung hatte zur Folge, daß der Herr seine liebliche Erscheinung noch kräftiger unter uns machte und uns kosten ließ von den reichen Gütern seines wohlgefüllten Hauses. Nach diesen Uebungen wurden

die Beamten erwählt, die nöthigen Committeen angestellt und andere nöthigen Geschäfte verrichtet, so daß Alles beseitigt war und man ohne Sorgen an die Arbeit gehen konnte, welche vor uns lag, nämlich:

Das Programm

in Empfang zu nehmen. Die auf demselben bezeichneten Themata sind wirklich sehr inhaltsreich, von welchen, mit des Editors Zustimmung, mehere im Magazin erscheinen werden. (Danke schön! Edr.) Auch haben die Redner denselben ihre ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt und sie nach bestem Vermögen erörtert. Die Besprechungen des großen Sonntagschulwerks waren mit Gottes Geist begleitet und mit des großen Kinderfreunds Liebe durchdrungen. Hier und da zeigte eine stille Thräne von dem tiefen Eindruck, den die Reden machten. Es war erfreulich, wie die Freunde Antheil nahmen, um nach jeder Rede noch Gedanken über das besprochene Thema zu äußern. Das Motto Aller schien zu sein:

„Die Kinder all für Jesum,
Jedes Kind, Jedes Kind,
Wo noch eins verharrt in Sünd,
Die Arbeit erst beginnt."

Ein schönes Motto dieses! Wie kann es wohl schnell zur Ausführung kommen? Die Kinder zu Jesu zu führen ist der Zweck der Sonntagschule, den wollen wir verfolgen, ihr S. S. Arbeiter, Gott helfe uns! — Die Zeit, welche angewandt wurde, um aus der Erfahrung zu erzählen, war gewiß eine interessante. O wie erfahrungsreich ist doch ein treuer S. S. Arbeiter! Es erweist sich gewiß, was der Psalmist sagt: (Psalm 92, 15.) „Und wenn sie gleich alt werden, sollen sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein." Die Sonntagschule bewahrt den Christen vor dem Veralten; merke dies, lieber Leser.

Das Kinderfest,

welches auf den zweiten Tag Nachmittags anberaumt war, war von großem Interesse für Alt und Jung. Die geräumige Kirche war angefüllt, und die Angesichter glänzten vor Freude. Alles schien sich zu interessiren an dem großen Werk. Die Lämmer zu weiden war nun die Aufgabe einer Anzahl tüchtiger Redner, bestehend aus Predigern und Laien. Daß da die Kleinen aufmerksam waren, und Alles Auge und Ohr zu sein schien, läßt sich wohl denken. Die Redner bemühten sich auch die Speise so recht genießbar vorzutragen. Ihr ganzes Bemühen schien zu sein, Jesum vor die Augen zu malen in seiner großen Liebe, dieses geschah dann durch verschiedene wohlgewählte Geschichten, welche oft die Kinder in heitere Stimmung versetzten. Ein kleines Mädchen, als es heim kam, sagte: „Aber Papa! heute mußte ich auch einmal lachen." Oft war auch die Stimmung so, daß Thränen die Wangen benetzten. Die Eindrücke, die bei solchen Gelegenheiten gemacht werden, werden wohl nie von den Herzen der Kinder verwischt.

Noch muß der lebhafte Gesang berührt werden. Es hat derselbe gewiß viel zum Interesse der Conv. beigetragen. Dabei sei hier gesagt, daß die Jubeltöne uns geradezu unentbehrlich geworden sind. Es hat meines Erachtens nichts mehr zum Aufschwung der S. S. Sache hier in Canada beigetragen als gerade der herzerhebende Gesang aus diesem lieben Werkchen. Der Gesang als ein schöner Theil des Gottesdienstes ist wirklich auch bei Conventionen etwas Erhabenes.

Der letzte Abend

sollte wohl der herrlichste werden, und ist es wirklich geworden. Die Muster-Lehrerversammlung über das Thema: „Jesus und die Jugend," war sehr interessant. Wohl kam Einem der 133. Psalm in den Sinn. O, daß sich doch die Lehrer einer jeden S. S. wöchentlich zur Berathung ihrer Lection versammlen würden! Herrlich müßte der darauf folgende Sonntag für Lehrer und Schüler sein.

Schluß.

Es hat also die erste Distrikt S. S. Convention der Canada Conferenz geendet. Siegesfroh kehrten die S. S. Arbeiter heim, doch nicht ehe sie noch beschlossen, daß die nächste Distr. Conv. zu Crediton, Huron Co., abgehalten werden soll.— Möge nun des Herrn reicher Segen alle Arbeiter in dem Weinberg der Sonntagschule erfüllen, möge er auf dieser heiligen Sache ruhen, bis er Lehrer und Schüler

heim nehmen wird, um ihnen den Groschen zu geben! Amen.

S. L. Umbach.

Die Allgemeinen Sonntagsschullectionen noch einmal.

Auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Gebrauchs der Allgemeinen Lectionen in der Sonntagschule ist schon zum Oefteren hingewiesen worden. Es möchte aber nun doch, ganz besonders für uns Deutsche, etwas befremdend sein, daß man darin auf die besondern Jahres- und Festzeiten gar keine Rücksicht genommen, sondern um die Weihnachtszeit die Abschnitte von der Kreuzigung und Auferstehung Christi vornimmt; und möchte es nicht unzweckmäßig sein, etwas über diesen Punkt hier zu bemerken. So schön es auch ist, die Erinnerungstage an die besonderen Vorfälle in dem Leben unseres Heilandes besonders festlich zu begehen, so sollte doch eigentlich ein wahrer Christ in seinem Herzen beständig Weihnacht, Charfreitag, Ostern und Pfingsten feiern, d. h. sich der großen Gottesthaten, zu deren Andenken diese Tage gefeiert werden, unaufhörlich erinnern.

Obgleich nun die Lehrstunden in der Sonntagschule einzig und allein zum Dienste Gottes abgehalten werden sollen, so sind sie aber doch keine Gottesdienste im besonderen Sinn des Worts, sondern in denselben soll den Schülern die christliche Heilslehre, nach den Berichten der heiligen Schrift, vorgetragen und eingeprägt werden. Um darin desto erfolgreicher zu sein, ist es nothwendig, daß eine gewisse geordnete Reihenfolge beobachtet wird. Wenn man z. Ex. einmal hier und ein anderes Mal dort einen abgerissenen Abschnitt aus dem Ganzen herauswählt, so fehlt der Zusammenhang, das System, und somit auch zum großen Theil der gewünschte Erfolg.

Die Committee, welche die „Allgemeinen Lectionen" ausgewählt hat, besteht nicht nur aus gründlich frommen, sondern auch aus erfahrenen und gelehrten Männern, welche die Bedürfnisse der Kirche wohl kennen, und in der christlichen Erziehung und dem Unterricht der Jugend Erfahrung haben. Die gewählten Lectionen sind darauf berechnet, daß in einer gewissen Reihe von Jahren der ganze Hauptinhalt der h. Schrift vorgenommen und durchgangen wird. Es wäre deßhalb durchaus unweislich, wenn die Reihenfolge zu irgend einer Zeit abgeändert, oder unterbrochen würde; es würde eher zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen. Denn wenn man aus einem geordneten Stufengang nur eine Stufe herausnimmt, so ist das Ganze mehr oder weniger zerstört.

Beamte und Lehrer der Sonntagschulen sollten sich dieses deßhalb merken, und sollten auch öffentlich darauf aufmerksam machen, damit alle Glieder, und besonders Solche, welche in Gefahr sind, hier Anstoß zu nehmen, über die Bedeutung und den Nutzen der Reihenfolge der Lectionen ins Klare kommen, so wird damit auch alles Mißverständniß und aller Anstoß vermieden werden. W. H.

Sonntagschul-Convention in Sandusky City, Ohio.

Wenn man an einem schönen Platze zur Verhandlung eines schönen, interessanten Gegenstandes zusammentritt, so hat das eine doppelte Anziehungskraft. So war es bei der S. S. Convention in Sandusky City. Zunächst hat die Stadt viel Anziehendes. Besonders unsere guten evangelischen Leutlein, die Einem das Weilen daselbst sehr angenehm machen. Dann hat die Stadt einen Vorzug (fürs Kellergraben und den Gartenbau vielleicht einen Nachtheil), der den lieben Christen dort von Tag zu Tag ein sinnreicher Prediger sein kann, denn sie ist auf einen Felsen gegründet. Auf manchen Straßen heben die Felsen ihre graue Stirne trotzig in die Höhe und ans Tageslicht. Dieses läßt dann natürlich schließen, daß die Leute dort „steinreich" sind, welches auch viele öffentlichen und Privat-Gebäude bekundet. Die Umgebung ist malerisch schön und hat überall einen romantischen Reiz. Ueber der schmalen Bai drüben sieht man verschiedene Inseln, welche jetzt alle in

rothgoldenem Blätterschmucke prangten und den herbstlichen Duftschleier malerisch um ihre Häupter geschlungen hatten. Hin und wieder wiegten sich Segelschiffe traulich an ihren Ankerketten, und dazwischen durchfurchten schneeweiße Dampfschiffe die wogende Fluth. Wenn der Schreiber hier seiner Phantasie die Feder überließe, so würde das Bild noch weit ausgedehnt werden, aber es ist Zeit für die Convention.

Als ich die Kirche betrat, in welcher die Convention gehalten wurde, fiel mir gleich das Sprichwort ein: „Aller Anfang ist schwer." Die Abwesenheit einer Anzahl der Brüder-Prediger machte sich merklich fühlbar, und die spärliche Vertretung der verschiedenen Sonntagschulen durch Delegaten wirkte auch nicht ermuthigend. Aber „wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg," und manchmal sogar zwei, drei. Den Brüdern, welche gegenwärtig waren, schien es wenigstens ernstlich darum zu thun, in der kurzen Zeit des Beisammenseins so viel als möglich zu lernen. Es wurden auch wichtige Gegenstände verhandelt, wie ja aus dem zu seiner Zeit publizirten Programm zu ersehen ist, und einige der Abhandlungen werden gelegentlich im Magazin erscheinen. Auch mir war ein Thema zur Abhandlung zugetheilt, nämlich: „Wie kann man die Allgemeinen Lectionen am zweckmäßigsten in solche Schulen einführen, wo dieselben noch nicht sind, und wo man Vorurtheile gegen die Einführung derselben hat?"

Wegen Mangels an Zeit war es mir nicht möglich, etwas darüber niederzuschreiben, aber einige Gedanken über diesen Gegenstand mögen zu Nutz und Frommen mancher Sonntagschulen hier Platz finden.

Der Gebrauch dieser Allgemeinen Lectionen ist von der Kirche offiziell angeordnet, dadurch daß sie dieselben in den offiziellen S. Schulorganen publizirt und Erklärungen dazu liefert. Dieses sollte schon allen loyalen Kirchengliedern Grund genug sein, dieselben in ihren S. Schulen zu adoptiren. Wer sich dessen nun weigert, legt dadurch seinen Ungehorsam an den Tag.

An solchen Plätzen, wo dieselben nicht gebraucht werden, sollte der Prediger nachforschen, was die Ursache ihrer Nichteinführung ist. Oft ist es blos Mangel an Erkenntniß, und wenn den Leuten die Bedeutung und der Nutzen ins rechte Licht gestellt wird, ist es nicht schwierig, sie zu bewegen. Das sollte aber jedenfalls geschehen. Oft auch ist es bloßer Eigensinn und unbedachtes Hängen am Alten. Da sollte der Prediger mit seiner Amtsautorität einschreiten als eigentlicher Aufseher der Sonntagschulen auf seinem Arbeitsfelde, wozu ihn schon die Kirchenordnung verpflichtet, indem sie ihm aufträgt, Sonntagschulen zu errichten und zu befördern. Es ist wohl kaum ein Fall aus Hundert, wo sich die Leute nicht in die weisen, gutgemeinten Rathschläge ihres Predigers, bezüglich dieser Sache, schicken, wenn sie sehen, daß er selbst die Sache versteht und ihm dieselbe am Herzen liegt. Haben die Leute Vorurtheile gegen die Einführung dieser Lectionen, so haben sie auch Vorurtheile gegen die Kirche und den Prediger, welche dieselben ja befürworten.

Ganz besonders erfolgreich möchte man aber hierin bei den Schülern sein. Wenn man ihnen die Sache ernstlich vorstellen und erklären, und auch im katechetischen Unterricht die Vortheile von dieser Sache hervorheben würde und ihnen sagen, daß dieses in den besten Sonntagschulen dieses Landes und anderer Länder nicht nur allgemeiner Gebrauch sondern nun auch schon Jahre lang mit sichtlichem Erfolg eingeführt sei, so ist es leicht vorauszusehen, daß die Schüler sich einstimmig für die Einführung dieser Lectionen erklären würden.

Und dann könnte man ja auch experimentiren. Kein aufrichtiger Mensch verwirft etwas, das er nicht vorher geprüft hat. Darum sollte man einen ernstlichen, vorurtheilsfreien Versuch machen. Ist das Resultat nicht vortheilhaft, nicht erwünscht, so kann man ja seiner Zeit wieder zum Alten zurückkehren, welches jedoch nicht der Fall sein wird.

* * *

Das Interesse der Anwesenden und die Begeisterung, mit welcher für das

Abhalten einer Convention auf das künftige Jahr gestimmt wurde, zeigte, daß die Zusammenkunft nicht vergeblich gewesen war. Es ist ohne Zweifel manches Gute zur Beförderung der S. Schulsache ausgerichtet worden. Aber es war der Sitzung nur ein Tag zugemessen und das war zu kurze Zeit.

Recht interessant und erbaulich war das Kinderfest am Abend. Die Kleinen und die Großen waren recht aufmerksam, als sie in deutscher und englischer Sprache angeredet wurden. Möge der große Kinderfreund alle gemachten Eindrücke zum ewigen Heil gereichen lassen!

W. H.

Erklärung der allgemeinen Sonntagschul-Lectionen für 1873.

Sonntag den 7. Dezember.

Jesus vor dem Landpfleger. — Matth. 27, 11—26.

Vorbemerkung. Nachdem der hohe Rath der Juden das Todesurtheil gefällt, brachten sie Jesum zu dem römischen Landpfleger, denn sie konnten selbst dieses Urtheil nicht vollstrecken. Früh Morgens an seinem Todestage stand Jesus schon vor Pilatus. Ihre eigene Ohnmacht und die römische Knechtschaft, unter welcher sie schmachteten, hätte sie warnen, eines Besseren belehren sollen, aber „dies war ihre Stunde und die Macht der Finsterniß," war es ihnen nach dem Gesetz doch nicht erlaubt auch nur ins Richthaus zu gehen wegen des Passahfestes. Joh. 18, 28. So durfte auch nach ihrem Gesetz ein Todesurtheil nicht an demselben Tage gefällt und vollzogen werden; dessenungeachtet drangen sie auf den Vollzug desselben. In welchen Widerspruch haben sie sich so verwickelt zu ihrer Satzungskrämerei! Mark. 7, 3. 4.

1. Die falsche Anklage. — Aus V. 11 vgl. mit Luk. 23, 2 und Joh. 18, 30 lernen wir, daß die Männer des hohen Raths Jesum vor Pilato anklagten auf Verrath und Aufruhr. Die Juden waren mit dem römischen Joche unzufrieden und es standen oft Volksanführer auf, die es versuchten abzuschütteln, Luk. 13, 1; Apg. 5, 36. 37. Eben diese Verkläger hätten selbst gerne die Römer aus dem Lande vertrieben, und nun legen sie es in heuchlerischer Falschheit Jesu zur Last; er mache sich selbst zum König der Juden, sagten sie, und dieses Verbrechens wegen hätten sie ihn dem Statthalter überantwortet. Sie gebrauchten also das Wort König im politischen Sinne, trotzdem daß Jesus ihnen immer gewehrt hatte mit Wort und That (Joh. 6, 15), und auch durch seinen Einzug in Jerusalem ganz das Gegentheil gezeigt (Matth. 21, 1, ff). Anstatt sich zu freuen über die Weissagungen der Propheten, (z. B. Jes. 9, 6. 7; Mich. 5, 1; Mal. 3, 1 ꝛc.), suchten sie den Gesalbten des Herrn zu vernichten.

2. Die Befreiungsversuche des Pilatus. — Pilatus war durchaus kein gutmüthiger Mann, sondern hochmüthigen, tyrannischen Herzens und besonders ein Feind der Juden. Zu verschiedenen Zeiten hat er dieselben grausam behandelt (S. Luk. 13, 1), und wurde später deßhalb abgesetzt. Er war ein ungläubiger Weltmensch. Und doch machte er Versuche, Christum zu befreien.

a) Nachdem Jesus auf die falschen Anklagen lange geschwiegen und dadurch den Pilatus in Staunen versetzt hatte (V. 12—14), übersandte ihn dieser zu dem Herodes, der gerade in Jerusalem anwesend war, Luk. 23, 6 ff. Aber vor Herodes sprach Jesus nicht ein Wort, so daß derselbe ihn mit Hohn wieder zurücksandte.

b) Darauf geht Pilatus näher auf die Anklage ein und fragt den Herrn: „Bist du der Juden König?" Um die volle Antwort zu erhalten, müssen wir V. 11; Mark. 15, 2; Luk. 23, 3 mit Joh. 18, 36. 37 vergleichen. Jesus will sagen: „Ich bin nicht ein König im Sinne meiner Verkläger, denn mein Reich ist nicht von dieser Welt; aber ich bin ein König der Wahrheit und mein Reich ist ein Reich der himmlischen Gnade und Wahrheit zur Beglückung der Menschen (Joh. 14, 6). Alle nach Wahrheit hungernden Seelen hören mit Freuden meine Stimme." Die Majestät dieser Worte überwältigte den Pilatus; er geht hinaus zu den Juden und sagt: „Ich finde keine Schuld an ihm."

c) Pilatus versucht es noch einmal. Nach V. 15 vgl. Joh. 18, 39 war es Sitte der römischen Statthalter, einen Gefangenen los zu geben, wahrscheinlich um das Volk günstig zu stimmen Nun stellt er dem Heiland, von dessen Unschuld er überzeugt war, den Barrabas, einen berüchtigten Böswicht, ja einen Mörder (V. 16 und Luk. 23, 7) gegenüber, in der Erwartung natürlich, daß sie Jesum bevorzugen würden. Allein sie rufen wiederholt und stürmisch: „Gib uns Barrabam los und kreuzige Jesum!"

d) Noch ein Mittel versucht Pilatus, beeinflußt vielleicht auch durch die Worte seiner Frau V. 19. Er läßt ihn geißeln, und zwar auf römische Weise, wobei die Schläge nicht gezählt wurden, wie bei der jüdischen (2. Cor. 11, 24). Die Geißel war aus Riemen geflochten, an deren Enden Blei oder Knochen befestigt wurden, um den bloßen gespannten Rücken recht zu zerfleischen. Diese Geißelung war furchtbar qualvoll, wurde eigentlich nur bei Sklaven angewandt (Apg. 22, 25), und hatte oft den Tod zur Folge. So wurde der Rücken Christi zerfleischt. Auch hatte er schon die Dornenkrone auf und den Purpurmantel an (Joh. 19, 5). Pilatus that dies, um der Juden Mitleid zu erregen, damit sie einwilligen möchten, ihn loszulassen (Luk. 23, 16; Joh. 19, 1. 4. 6), wie aus seinen Worten erhellt: „Sehet, welch' ein Mensch!" Allein sie wollten davon nichts wissen; auch die Menge war überredet worden von den Obersten (V. 20), und riefen aufs neue: „Kreuzige, kreuzige ihn!" „Lässest du diesen leben, bist du des Kaisers Freund nicht." Joh. 19, 12—16.

Das schlug bei Pilatus durch; lieber als bei dem Kaiser in Ungnade fallen, richtet er einen Unschuldigen hin. Er wäscht sich zwar noch seine Hände zum Zeichen seiner Unschuld V. 24 (vgl. 5. Mose 21, 6), gibt aber dann den Barrabas los und überantwortet Jesum zur Kreuzigung. Die Juden wollen auch gern die Schuld tragen und rufen aus: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."

Lehren und Nutzanwendungen. 1. Die Zusammenstellung mit dem Mörder Barrabas zeigt uns, wie Jesus willig war, die furchtbare Sündenschuld der Menschen auf sich zu nehmen und für

sie zu büßen. Er hätte nicht müssen (Joh. 18, 6; 19, 11), aber freiwillig läßt er sich als den schlimmsten Verbrecher behandeln, zu aller, auch der größten Sünder Heil (Jes. 53, 3. 5. 7; Joh. 10, 17. 18; 3, 14. 15; 2. Kor. 5, 21).

2. Das Blut Jesu ist geflossen zum Heil der Welt, aber den Juden wurde es wirklich ein Fluch nach ihrem Wunsch. Dies kann man den Schülern deutlich machen dadurch, daß man hinweist auf die Zerstörung Jerusalems (Matth. 24) und das damit verbundene Elend und Herzeleid, sowie durch ihre fernere Geschichte. Solche Kinder des Reichs werden ausgestoßen (Matth. 8, 12). Heute noch eine Warnung für Alle, die so viele Mittel haben zur rechten Erkenntniß und zum rechten Dienste Christi, auch für die l. S. Schüler.

3. Die Versuche des Pilatus, Christum zu befreien, sowie die Worte s. Gattin V. 19 weisen, wenigstens was die letztere betrifft, hin auf die Wahrheit Matth. 8, 10. 11; Luk. 13, 29. 30. Andere biblische Illustrationen findet man in den Weisen Matth. 2, 1 ff., dem Hauptmanne und Kerkermeister Apg. 10, 1 ff.; 16, 27 ff.

Für die Nachfolge, zu der uns auch hier wieder Christi Beispiel ermuntern soll und zur Darstellung unserer geforderten Gegenliebe bis in den Tod, lassen sich glänzende Illustrationen ziehen aus Apg. 7, 56 ff. und aus der Märtyrergeschichte.

Illustrationen. Vers 11—14. Jesus ein König. Sein Reich ein Reich des Friedens. Einer von Cäsars Amtmännern forderte von den Senatoren für Cäsar eine unumschränktere und ausgedehntere Herrschaft, die ihm jedoch verweigert wurde. Cäsar ergriff sein Schwert, zog es aus der Scheide und sagte: „Da man es mir verweigert, so muß mir dies dazu verhelfen." Pompeji warf einst den Einwohnern der Stadt Messena entgegen: „Was? ihr prahlt und rühmt so viel von eurem Gesetz, uns gegenüber die wir das Schwert an der Seite hängen haben?" Ebenso entschied auch Mohammed alle Streitfragen mit dem Schwert. Aber das Scepter des Königs aller Könige ist das Scepter des Friedens, nicht von Stahl, sondern geistlich. Jesu Reich ist nicht von dieser Welt, sondern von Oben. Seine Waffe ist die Liebe, mit welcher er die Welt erobern wird.

Vers 23. Was hat er denn Uebels gethan? Kazainak, ein Räuberhauptmann, der die Gebirge von Grönland durchstrich und unsicher machte, traf eines Tages einen Missionar in einer Hütte, im Begriff das Evangelium St. Johannis zu übersetzen. Er fragte ihn, was er da mache. Der Missionar erklärte ihm, daß die Zeichen, die er daniederschreibe Worte bilden und wie mittels derselben ein Buch reden könne. Hierauf wollte er gern wissen, was das Buch vor ihm eigentlich zu sagen habe.

Der Missionar las ihm die Geschichte vom Leiden Christi vor, worauf er erstaunt fragte: „Was hat er denn Böses gethan?" Hat er vielleicht Jemand beraubt? Hat er Jemand getödtet? „Nein," war die Antwort. Er hat Niemand beraubt, Niemand getödtet, auch sonst kein Unrecht begangen. Und warum mußte er denn leiden? und warum sterben? „Höre mich an," sagte der Missionar. Dieser Mann hat nichts Böses gethan, aber Kazainak hat Böses gethan. Er hat Niemand beraubt, Kazainak hingegen sehr Viele. Er hat Niemand getödtet; aber Kazainak hat beide, seinen Bruder und sein eigenes Kind ermordet. Jesus hat leiden müssen, damit Kazainak nicht ewig leiden müsse. Er starb, damit Kazainak nicht zu sterben brauche. Sage mir solches noch einmal, bat der erstaunte Räuber. Und der hartherzige Uebelthäter ward zu den Füßen des Gekreuzigten gebracht.

——o——

Sonntag den 14. Dezember.

Christi Kreuzigung. — Matth. 27, 45—54.

Vorbemerkung. Der Kreuzestod unseres Heilandes Jesu Christi wurde 1) im alten Bunde vorgebildet, a) durch die eherne Schlange 4 Mos. 21, 8. 9; Joh 7, 14. 15; b) durch das Passahlamm 2. Mos. 12; 1. Kor. 4, 7 und c) durch mancherlei blutige Opfer. 2.) Durch die Weissagung der Propheten angedeutet Jes. 53, 4. 5; Ps. 22, 17—19 u. s. w. 3) Von Jesu selbst vorhergesagt Matth. 16, 21; 17, 22. 23. 4) Von den bösen Juden vorgenommen und angeordnet Matth. 26, 59—66 und 5) von heidnischen Soldaten ausgeführt Matth. 27, 27—35.

Terterklärungen. — V. 45. Von der sechsten Stunde an. Um die dritte Stunde (Mark. 15, 25) oder 9 Uhr Morgens wurde Jesus ans Kreuz geschlagen inmitten der beiden Uebelthäter. Da bat er für seine Feinde um Vergebung ihrer Sünde. Der Lehrer findet hier Anlaß, auf die 7 Worte Jesu am Kreuz hinzuweisen. Luk. 23, 34, (erstes Wort). Luk. 23, 43, (zweites Wort). Joh. 19, 26. 27, (drittes Wort). Matth. 27, 46, (viertes Wort). Joh. 19, 28, (fünftes Wort). Joh. 19, 30. (sechstes Wort). Luk. 23, 46, (siebentes Wort). Von der sechsten Stunde, also um 12 Uhr Mittags, wo die Sonne am höchsten steht und der Tag am hellsten leuchtet, ward eine Finsterniß über das ganze Land und währte bis zu der neunten Stunde oder Nachmittags 3 Uhr. Als Jesus geboren wurde, erhellte sich die Nacht Matth 2, 9. 10; Luk. 2, 9, als er starb, verfinsterte sich der Tag. Zu Bethlehem ging die Sonne der Gerechtigkeit auf Mal. 4, 2, am Kreuz auf Golgatha ging sie unter; aber am Ostermorgen ging sie wieder auf, um nie wieder unterzugehen. Die Finsterniß deutet an 1) die Macht des Todes und der Sünde, 2) den inneren Zustand der Seele Christi und 3) die Trauer der Schöpfung bei dem Tode des Schöpfers. „Wie bei dem Tode eines Königs aus dem ganzen Staate alle Fröhlichkeit entweicht, so entsagt auch beim Tode Christi die ganze Schöpfung ihrem heitern Glanze." Mit dem Tode Jesu verschwand die Finsterniß, der Tag wurde wieder hell, zum Zeichen, daß Jesus, das Licht der Welt, die Finsterniß der Sünde und des Todes überwunden hat.

V. 46. Jesus schmeckte den Tod der sündigen Menschen, den leiblichen und geistlichen Tod. Der Tod, als die Strafe der Sünde, trifft nicht nur den Leib, sondern auch die Seele Hes. 18, 20. Diesen zwiefachen Tod schmeckte Jesus, indem er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Er fühlte das Verlassensein von Gott in seiner Seele auf ähnliche Weise, wie es die Verdammten im ewigen Tode fühlen müssen, aber dabei hielt er fest an Gott mit den Worten: Mein Gott, mein Gott! und in diesem Festhalten an Gott gewann er den Sieg, der alsobald kund wurde mit den Worten: „Es ist vollbracht!"

V. 47—49. Etliche aber. Frage. — Wer waren die „Etliche," die da standen, waren es Juden oder Heiden? Antwort. — Ohne Zweifel waren

es Juden, denn sie waren bekannt mit der jüdischen Ansicht, Elias müsse dem Messias zuvorkommen. (Siehe Mal. 4, 5; Matth. 17, 10. 11) Frage. — Was war die Ursache, die sie bewog, die heiligen Worte Jesu zu verdrehen? Antwort. — Manche meinen, boshafte Spottlust sei die Ursache gewesen; allein es ist nicht einzusehen, wie die Leute unter den gewaltigen Eindrücken, welche die dreistündige Finsterniß auf sie machen mußte, noch spottlustig sein konnten. „Vergegenwärtigen wir uns den gewaltigen Moment, so darf man wohl annehmen, daß es mit dem spottenden Uebermuth für jetzt vorbei ist (vergl. Luk. 23, 48). Man kann annehmen, daß das Erwachen der Gewissensnoth die Juden bei dem erschütternden Rufe: Eli! Eli! mit dem Gedanken erfüllte: jetzt könne wirklich der Wendepunkt eingetreten sein und Elias zum Tage des Gerichts und der Rache erscheinen, wobei sie dann leicht die folgenden Worte überhörten." „Höchstens kann man annehmen, daß sie den Schrecken des Herzens durch eine zweideutigspöttelnde Fassung des Wortes zu verbergen suchen."

Auf das Wort Jesu: Mich dürstet (Joh. 19, 28)! lief Einer unter ihnen herbei und tränkte den Herrn V. 48. V. 50. Jesus verschied um die neunte Stunde oder Nachmittags 3 Uhr mit den Worten: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände." Luk. 23, 46.

V. 51—54. Siehe da.—Besondere Hinweisung auf die wundervollen Ereignisse, die den Tod Christi begleiteten. 1. Der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus. Der Tempel bestand aus den Vorhöfen, dem Heiligen und Allerheiligsten. Ueber den Vorhang zwischen dem Allerheiligsten und Heiligen siehe — 2 Mos. 26, 31; 36, 35—38; 40, 21—33. Das Zerreißen des Vorhangs deutet an erstens, daß der Welt Versöhnung vollendet ist Hebr. 9, 6—12; zweitens, daß die Scheidewand zwischen den Juden und Heiden und zwischen Gott und der sündigen Menschheit beseitigt ist Eph. 2, 14; drittens, daß der Ausgang aus dem Tode und der Zugang zu Gott eröffnet sei Röm. 5, 12. Hebr. 4, 16; 6, 19; 10, 19—22.

Anmerkung.—Der Lehrer zeige hier, wie wir durch Christum zu Gott kommen können und müssen, wenn wir selig werden wollen Joh. 14 6. Hebr. 7, 25. Ein Bauer in England, der nach London gekommen war, um die Königin zu sehen, wurde von der Schildwache, die vor dem Schlosse stand abgewiesen. Traurig ging er zurück und klagte einem jungen Manne, der grade auf ihn zukam, sein Leid. „Kommen Sie mit mir," sprach der junge Mann zu dem Bauer. Beide gingen dem Schlosse zu und siehe! die Schildwache, die vorhin den Bauer abgewiesen hatte, präsentirte jetzt das Gewehr und ließ beide passiren. — Der junge Mann war nämlich der Sohn der Königin. —

2.) Die Erde erbebte, und die Felsen zerissen V. 52 Das Erdbeben ist eine gewaltige, großartige Erscheinung. die während des Lebens Christi und seiner Apostel öfter vorkam. Siehe Matth. 28, 2. Apg. 4, 31; 16, 26. Matth. 24, 7. Offenb. 6, 12; 11, 13—19; 16, 18. Das Erdbeben beim Tode Jesu ist ein Zeichen seiner Macht, Majestät und Herrlichkeit und deutet an daß durch die Predigt des Evangeliums der ganze Erdkreis soll bewegt werden Hagg. 2, 7.

3) Die Gräber thaten sich auf — V. 52. 53. Bekannt ist, daß im Morgenlande die Gräber mit einem Stein zugedeckt wurden. — Vers 60. Joh. 11, 38. Viele Gräber thaten sich auf und viele Leiber der Heiligen wurden lebendig durch den Tod Christi und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und erschienen vielen Gläubigen in Jerusalem. Diese Thatsache ist ein Beweis, daß Jesu Kreuzestod auch das Leben der Todten ist. „Wer an mich glaubt," spricht der Herr, , der wird leben, ob er gleich stürbe.'

4) Der Hauptmann und seine Soldaten sprachen: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen."

Ein kräftiges Glaubenszeugniß für Jesum.

Schluß. Frage. — Was offenbart uns der Kreuzestod Christi? Antwort. — Er offenbart uns 1) die Bosheit und Grausamkeit, wozu Teufel und böse Menschen fähig sind. 2) Die Größe der Langmuth und Geduld Gottes, die solche Bosheit tragen kann. 3) Die Größe der Sünderstrafe, die das Recht der göttlichen Gerechtigkeit fordert. Jesus litt die größte Strafe, womit Menschen strafen können, und man kann sagen, er fühlte die größte Strafe, womit Gott straft; er fühlte das Verlassensein von Gott. Jesus litt unsere Strafe Jes. 53, 5, und darum soll nun allen Menschen die Strafe ihrer Sünde erlassen und die ewige Seligkeit geschenkt werden. Wer aber diese Gnade nicht annehmen will, der muß seine eigne Strafe selbst leiden in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt. Hier kann der Lehrer hinweisen auf Luk. 23, 31. Konnte das göttliche Strafeuer, das von Sinai lodert, das grüne Holz (Jesum) also brennen, wie vielmehr wird es das dürre Holz (den Sünder) brennen. 4) Offenbart uns der Kreuzestod Christi die große Liebe Gottes des Vaters und des Sohnes. Aus Liebe zu uns Rebellen und Feinden gab der Vater seinen eingebornen Sohn in den Tod Joh. 3, 16., aus Liebe zu uns starb der Sohn am Kreuze. Wie groß müßte unsere Liebe sein zu einem Gegenstand, für welchen wir willig wären unser einziges Kind, oder unser Leben in den Tod zu geben! — In der Schlacht bei Fort Donelson sah ein Union Soldat einen Rebellen nach dem Herzen seines Kapitains zielen, er sprang in einem Nu vor seinen geliebten Offizier und erhielt die tödtliche Kugel. Der Vater jenes Kapitains hatte diesen Soldaten aufgenommen, als er noch ein kleiner Knabe war, und ihn immer sehr liebevoll behandelt, deßhalb ließ er hier sein Leben, um seinen Sohn zu retten. So wollte auch Abraham seinen Sohn opfern für den Herrn, der ja sein Freund und größter Wohlthäter war. Aber Jesus gab sein Leben in den Tod für seine Feinde,

„Um zu retten die Rebellen
Aus dem Pfuhl der tiefen Höllen."

Darin besteht die Größe seiner Liebe, die auf Golgatha offenbar wird. Frage.—Wozu soll uns der Kreuzestod Christi ermuntern? Antwort. — 1) Zum Vertrauen auf den Herrn, 2) Zur Dankbarkeit 3) Zur Demuth 4) Zur Gegenliebe 5)zum Wohlthun, 6) zur Geduld im Leiden, 7) allem Bösen zu entsagen und Gott ganz zu leben. Röm. 12, 1. 2.

Illustrationen. Die große Erlösung. Stelle dir vor ein großes Todtenfeld mit einer hohen Mauer umgeben, und nur ein einziges Thor und selbst dieses stark verwahrt mit einem eisernen Riegel. Innerhalb dieser Mauern befinden sich Tausende von menschlichen Wesen jeglicher Klasse, reif für das Grab, das bereit ist, sie alle zu verschlingen und nirgends eine Rettung. Sie müssen Alle umkommen. In diesem jammervollen Augenblick tritt Barmherzigkeit, eine mitleidsvolle Gestalt, an das Thor, schaut hinein und bebt an bitterlich zu weinen über den traurigen Anblick, während sie ausruft: „O daß ich hinein dürfte. Ich würde sie Alle heilen und erlösen. Aber die Gerechtigkeit hat den Weg versperrt, daß sie nicht entrinnen können." Ein vor-

überschwebender Engel fragt: „Warum lässest du die Barmherzigkeit nicht eintreten?“ Die Gerechtigkeit erwidert: „Sie haben mein Gesetz übertreten und den Tod verdient. Entweder müssen sie sterben oder ich muß vernichtet werden.“ Bei diesen Worten trat plötzlich eine majestätisch aussehende Gestalt herzu und fragte die Gerechtigkeit: „Was ist deine Bedingung?“ Die Gerechtigkeit antwortete: „Meine Anforderungen sind streng und unerbittlich. Ohne Blutvergießung ist keine Vergebung der Sünden. Jemand muß für sie das Leben lassen, um sie frei zu geben.“ Der Sohn Gottes sprach: „Gerechtigkeit, ich nehme deine Bedingungen an. Auf mir ruhe die Schuld. Laß die Barmherzigkeit eintreten.“ „Und wann willst du dein Versprechen erfüllen?“ Der Sohn Gottes erwiderte: „Ueber viertausend Jahre.“ „Und wo?“ „Auf dem Berg Golgatha, außen vor den Thoren Jerusalems will ich mein Versprechen erfüllen in selbsteigener Person.“ Der Vertrag wurde geschlossen und unterzeichnet in Gegenwart aller heiligen Engel. Barmherzigkeit trat ein und verkündigte Heil und Rettung im Namen Jesu. Es wurde zur allgemeinen Kundmachung zuerst den Patriarchen, von da dem Volk Israel und den Propheten übertragen. Endlich „da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn.“ „Er litt, damit wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Siehe Ihn, o Mensch, am Stamm des Kreuzes selbst von Gott verlassen sein und den bittern Tod schmecken für mich und dich, damit wir ewig leben mögen!

Zu Vers 52. Die Felsen selbst müssen Zeugniß geben. In Flemming's Christologie wird, erzählt daß ein Ungläubiger die heiligen Oerter von Palästina besucht habe und daß ihm um Jerusalem her und nahe bei Golgatha die Risse in den Felswänden gezeigt worden seien. Nachdem er dieselben genau und gründlich durchforscht hatte, wandte er sich erstaunt zu seinen Gefährten und sagte: „Lang habe ich die Natur durchforscht und ich bin überzeugt, daß diese Risse nicht durch gewöhnliche Ursachen oder durch ein Erdbeben entstanden sind. Durch derartige Erschütterungen springen die Felsen gewöhnlich nach den Adern von einander; so habe ich es immer beobachtet. Hier aber sind die Spalten ganz gegen alle Naturgesetze quer über die Adern der Steine. Und deßhalb danke ich Gott, daß ich hieher kam, um das merkwürdige Denkmal von Gottes Wundermacht mit anzusehen, welches ein untrüglicher Beweis von der Gottheit Christi ist.“

—o—

Sonntag den 21. Dezember.

Christi Auferstehung. Matth. 28, 1—8.

Vorbemerkung. Die Leidens- und Auferstehungsgeschichte unseres Heilandes zeigt uns auf der Seite Christi so recht ein Bild des Gehorsams, der Hingebung und Liebe zu Gott und den Menschen, sowie des endlichen, herrlichen Sieges, welcher daraus hervorging. Auf Seiten der Jünger zeigt dieselbe ein Bild des Zweifels und Kleinglaubens, indem sie ängstlich zwischen Furcht und Hoffnung dahinschwanken. Auf Seiten des Hohenpriesters und der Schriftgelehrten und des Judenvolkes überhaupt ein Bild satanischer Raserei und ohnmächtiger Wuth, welche sogar noch das Grab des Herrn hüten will, aus Furcht der Raub möchte ihnen wieder entrissen werden. Sie wollten die Allmacht in die engen Schranken einer Felsenkluft bannen, und bedachten nicht, daß der, welcher Wind und Meer gebieten konnte, nicht nur ihrer Wuth Schranken setzen konnte, sondern auch Macht hatte, nach Belieben des Todes Fesseln zu sprengen.

1) Der Herr ist wahrhaftig auferstanden. Die Auferstehung Jesu Christi bildet in dem ganzen Heilsgange den Mittelpunkt und Schlußstein, worauf das ganze Heilsgebäude ruht. Wäre Christus nicht auferstanden, so wäre die Predig nichts, der Glaube wäre nichts, wir hätten keine Hoffnung für uns und für die in Christo Entschlafenen. 1. Cor. 15, 14 ff. Nun aber ist Christus auferstanden. Das bezeugen die Engel vom Himmel V. 2; Mark. 16, 5; Lukas 24, 5; Joh. 20, 12; die Erde bezeugt's mit ihrem Beben V. 2; die Hüter des Grabes V. 11; die Feinde Christi mit ihrer bösen Handlung V. 12—14; die Offenbarungen des Herrn V 9; Mark. 16, 9; Luk. 24, 34. 35. 36; Joh. 20, 26. Kap. 21; Matth. 28, 16; Mark. 16, 15—18; 1. Cor. 15, 6; die Gründung der christlichen Kirche am Pfingstfeste Apg. 1. und deren Fortpflanzung, sowie die Wirkung des Herrn in derselben durch seinen Geist. So bezeugt es auch laut und kräftig die Erfahrung vieler tausend Gläubigen.

Am Sonntag frühe gingen Marie Magdalena, und die andere Maria (nämlich die Frau des Cleopas und Mutter des jüngeren Jacobus und Joses) und Salome, Mark. 16, 1, um das Grab zu besehen; nach Mark. 16, 1; Luk. 24, 1; mit Salben, um den Leichnam des Herrn zu salben. Aber sie fanden das Grab leer; d. h. sie fanden den Leichnam Jesu nicht darin, wohl aber himmlische Brüder, Engel fanden sie darin. Wie schön! da wo das Grauen des Todes hauste, hat der Todesüberwinder dessen Bande zerissen, und wohnen nun himmlische Lichtsgestalten an dem Orte und fragen: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“ Luk. 24, 5. Himmel und Erde freuen sich über das große Ereigniß der Auferstehung und feiern es mit. V. 2.

Anmerkung. „Durch die Fülle der Gotteskraft, die in dem Erlöser war, konnte er, was wir nicht können: im Tode den Tod überwinden, die Verwesung von seinem Leibe fern halten, und ihn zu einer neuen, herrlichen Behausung seiner heiligen Menschheit verklären. Die Auferstehung Christi ist also unendlich verschieden von den Todtenerweckungen eines Lazarus u. A., Dies war nur eine temporäre Wiedervereinigung der abgeschiedenen Seele mit dem alten Leibe, der doch wieder dem Tode und der Verwesung anheimfallen mußte. Vgl. Matth. 26, 29; Mark. 14, 25; Offenb. 22, 1.“

2) Die Auferstehung nach Angabe der Lection.

a) Seine Gestalt war wie der Blitz, V. 3. d. h. leuchtend, sowie auch seine Kleider. Seine verklärte Leiblichkeit war mit Unsterblichkeit und ewiger Herrlichkeit überkleidet, und so fein und ätherisch, daß sie ungehindert durch verschlossene Thüren ꝛc. dringen konnte, und nicht wie unser sündlicher Leib noch äußeren beengenden Schranken unterworfen war.

b) Die Hüter erschraken V. 4. und sie hatten auch Ursache dazu, und die, welche sie bestellt hatten, noch vielmehr. Alle waren wahrscheinlich mehr oder weniger bei der Kreuzigung mitbetheiligt gewesen. Ihr böses Gewissen jagte ihnen Furcht ein.

c) Die Weiber erschraken aber auch Mark. 16, 5; Luk. 24, 5. Es ist dem Menschen nach dem Sündenfalle natürlich, vor geistigen Erscheinungen zu erschrecken; aber die Engel sprachen zu den gottseligen Weibern, wie sie einst bei der Geburt Christi zu den gottseligen Hirten gesprochen hatten (vielleicht waren es dieselben); „Fürchtet euch nicht!“ Wie tröstlich! Seit Adams Fall hieß es im Alten Bunde: „Fürch-

tet euch!" Im Neuen heißt es: „Fürchtet euch nicht, denn nicht der Richter, sondern der Retter ist da."

d) V. 67. Dieses Alles hätten sie wissen können und sollen, ohne das Wort der Engel, wenn sie nur die Weissagungen des Herrn von seiner Auferstehung Kap. 26, 32 ꝛc. recht aufgefaßt hätten.

3) Die Folgen der Auferstehung.

a) Durch die Auferstehung Jesu Christi ist alle darauf bezügliche Schrift des Alten und Neuen Testaments in Erfüllung gegangen und als unwiderlegbare Wahrheit festgestellt, und Christus hat sich kräftiglich erwiesen als der Sohn Gottes (Röm. 1, 4.) und als Sieger über Grab, Tod, Hölle und Teufel.

b) Die Auferstehung Christi ist der Pfeiler unseres Glaubens und unsere Hoffnung auf unsere dereinstige Auferstehung, wo dann Christus unseren nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. (Phil. 3, 20. 21; vgl. 1 Cor. 15, 20—52. Der Tod Christi war die Tilgung der Sündenschuld und Strafe der ganzen Menschheit, die Auferstehung ist die Darstellung des neuen Lebens, das von ihm aus erneuernd und heiligend die Menschheit durchströmt.

Anmerkungen. 1) Wie schwer hält es doch für den Menschen, einen richtigen Begriff von dem Erlösungsplan zu bekommen Die Weiber und selbst die Jünger suchten den Lebendigen bei den Todten.

2) Gerade dieses große weltbeglückende Ereigniß der Auferstehung, welches Himmel und Erde feierten (V. 2.), sucht der Unglaube zu läugnen und zu verlästern, weil es eben das Fundament des christlichen Glaubens ist.

3) Die Weiber bekümmerten sich nach Mark. 16, 3, wer ihnen den schweren Stein wegwälze, und als sie hinkamen, hatten die Engel dieses Geschäft schon besorgt. So räumt der Herr oft die Hindernisse weg, während wir uns noch bekümmern.

4) Dadurch, daß die strahlenden Engel das Grab des Erlösers bewohnten, hat dasselbe für alle gläubigen Seelen seine Schauer verloren.

5) Der Engel erinnert (V. 6.) die Weiber an das, was Jesus ihnen gesagt hatte. Hätten sie das recht erwogen und beherzigt, so hätten sie sich viele Angst erspart. Das kann auch uns zur Lehre dienen. Lasset uns an dem Worte des Herrn hangen und dasselbe fest glauben, so sind wir geborgen.

Illustration. Die Auferstehung Christi. Gleichwie man im Morgenland die ersten reifen Aehren, die auf den Ebenen und an den Seiten der Berge wuchsen in den Tempel zu bringen pflegte und sie vor dem Herrn webete, als Unterpfand dafür, daß alle noch stehenden Getreideähren in Palästina glücklich eingeheimst werden sollten. Ebenso gibt uns die Auferstehung Jesu als Erstlingsgarbe, die Versicherung an die Hand, daß auch wir einmal an der allgemeinen Auferstehung Theilhaber sein werden.

Dies und Jenes.

Die Annexion der Sandwichs Inseln, die jetzt hin und wieder in der Presse besprochen wird, war schon früher vom verstorbenen Staatssekretär Seward angeregt worden. Dieser hatte den Gen. McCook nach Honolulu gesandt, um mit dem damaligen König Kamehameha hierüber zu unterhandeln. Der letztere lud den Gesandten ein, mit ihm in die nächste Bierwirthschaft zu treten, um diese wichtige Staatsangelegenheit zu erwägen. „Setzen Sie,' sagte König Kamehameha, „ich bin jetzt König dieser Inseln, habe nichts zu thun und bekomme dafür einen Jahresgehalt von 40,000 Dollars — mehr als der Präsident. Verkaufe ich diese Inseln, so fällt mein Salair weg, ich bin nicht mehr König, sondern blos noch Bürger der Ver. Staaten und noch nicht einmal ein besonders angesehener. Die Gassenjungen würden mich am Ende gar „Nigger" schimpfen. Ich glaub', ich thue besser, König zu bleiben." General McCook trank sein Glas Bier aus, machte ein sehr diplomatisches Gesicht und sagte: „Majestät, Sie sind ein gescheidter Kerl!" — Damit endete die Unterhaltung und McCook's diplomatische Mission.

Unpassende Zeit. Zu dem Verleger des Leutkircher Wochenblattes kam eines Freitag Abends spät eine Frau heulend und wehklagend, daß sie ihren Geldbeutel verloren habe.

Ach. Herr Buchdrucker, sagte sie, ich bitte Sie doch um Alles in die Welt, nehmen Se mei Unglück doch no ins Blättli uff!

Was do! erhielt sie zur Antwort, 's ist z'spät. 's Blättli ist schau drückt; Sie hätt gestern Ihr Geld verlieren könne, no brücht Se heut net z' komm e!

Ein Bauer bat einen Advokaten, einen Injurienprozeß anzunehmen. Der Advokat weigerte sich mit den Worten: „Ich scheue die Injurienprozesse wie den Tod; es ist unnützer Zeitvertreib. Wenn ich alle die hätte verklagen wollen, die mich einen Spitzbuben nannten, so" — „Ja, mit Ihnen ist das ein anderes Ding!" fiel der Bauer ein, unser Einer aber darf es doch nicht leiden."

In einem Dorfwirthshaus. Tourist: Haben Sie auch frische Erdbeeren?

Wirthin: Ja wohl, mein Herr, zu befehlen, ganzen Korb voll.

Tourist: Ah, das ist herrlich, Erdbeeren esse ich mit Enthusiasmus!

Wirthin: Mit Enthu.... was?

Tourist: Ich meine mit Enthusiasmus.

Wirthin: So können wir sie Ihnen nicht machen, wir thun als nur Zucker und Milch dran.

Räthsel.

Ich bin in Kindes Hand gar oft gefährlich,
Den Frauen aber immer unentbehrlich.
Dem Fleiße muß als Werkzeug ich erscheinen,
Um, was getrennt ist, wieder zu vereinen.
Wo ich am Baume muß den Winter schmücken,
Da wird im Sommer dich die Hitze drücken.
Ich leite sicher durch des Meeres Wüste
Und führe dich zu der ersehnten Küste;
Ja selbst der Heiland mußte mich schon kennen,
Wir hören ihn einst meinen Namen nennen.

Auflösung des Räthsels im Novemberheft: Ur ach.

Grüß Gott!

Zwei Jahre sind nun verflossen, seitdem das Magazin unter unserer Aufsicht hinauswandert in die Welt. Durch Kreuz und Trübsal hat es auch gehen müssen, und manchmal hat es Herzweh gehabt, wo man es ihm im Gesicht nicht angesehen hat. Aber wir leben noch, Gott sei Dank! Der Herr hat bisher geholfen und der Herr hätte vielleicht oft gerne etwas schneller voran geholfen, wenn manches nicht im Wege gestanden hätte, was gar nicht geeignet war, Muth und Lust zu erwecken. Aber der Herr wird weiter helfen. Laßt uns das Trübe der Vergangenheit vergessen und der Zukunft hoffnungsvoll entgegen blicken.

An unsere Agenten und Correspondenten.

Geschätzte Amtsbrüder! Während wir uns am Schlusse des gegenwärtigen Jahrganges dankend der Hülfe Gottes und der regen Thätigkeit erinnern, welche Ihr in der Verbreitung des Magazins entwickelt habt, wagen wir es, aufs Neue um vermehrte, verdoppelte Anstrengung zu bitten, um dasselbe in ein jedes Haus unserer deutschen Gliederschaft einzuführen, und ihm auch zahlreiche neue Freunde außerhalb unserer Kirche anzuwerben. Die Bedingungen für die Zukunft sind so günstig, daß man deßhalb beim Sammeln der Unterschreiber sicherlich auf keine Hindernisse stößt. Die Publikationsbehörde hat diese Bedingungen so günstig gestellt, weil sie das Vertrauen in die Agenten setzt, daß sie nun mit Rücksicht auf die Vergrößerung und Verbesserung, welche das Magazin zur billigsten und begehrenswerthesten deutschen Monatsschrift in Amerika macht, keine Mühe sparen werden, demselben eine möglichst ausgedehnte Circulation zu verschaffen, wie es dieselbe verdient.

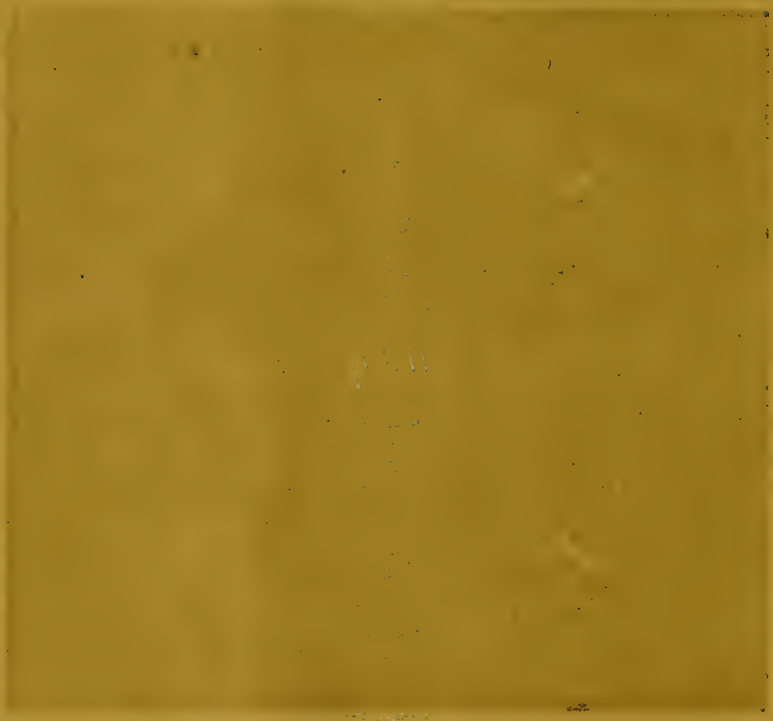
Die Hauptsache ist nun, daß man es überall anbietet und bekannt macht. Hoffentlich wird keiner der alten Unterschreiber verloren gehen dadurch, daß er von keinem Agenten um die Fortsetzung seines Abonnements gefragt wird. Und könnte nicht auf einen jeden gegenwärtigen Abonnenten *wenigstens* ein neuer unter unseren Gliedern gesichert werden. Das würde schon die Unterschreiberzahl verdoppeln. Auch gibt es viele junge Leute, welche gewiß das Magazin halten und lesen würden, wenn es ihnen ernstlich angeboten würde.

Ebenfalls sind viele Leute, welche nicht Glieder unserer Kirche sind, aber gerne etwas Gutes zur Unterhaltung und Belehrung lesen. Man brauchte sie nur zu fragen und man hätte einen neuen Unterschreiber. Etwas lesen werden sie doch, warum können wir sie nicht eben so gut mit Lesematerial versorgen als Andere?

Besonders sollte darauf gesehen werden, daß alle Sonntagschul-Beamten und Lehrer das Magazin halten. Gut, wäre es auch, wenn in jeder Sonntagschule eins oder mehrere Extraexemplare zum Nachschlagen der Lectionen ꝛc. wären.

So laßt uns denn wiederholt eine vereinigte und ernste Anstrengung machen, das Magazin überall einzuführen. Probeexemplare können jederzeit unentgeltlich bezogen werden. Darum munter an die Arbeit. Wünsche viel Glück und fröhliche Weihnachten.—Den l. Brüdern, welche uns durch Zusendung ihrer Federarbeit gen wir herzlichen Dank.

Wir bitten auchum fernere reichliche Mitwirkung durch Mittheilung geeigneter Artikel für das Magazin, ganz besonders für das S. Schuldepartement. Durch die bevorstehende Vergrößerung des Magazins gibt es hinreichenden Raum zur Besprechung aller Sonntagschulfragen. Kommt deßhalb, ihr l. S. Schulfreunde, und erörtert die wichtige S. Schulsache zum Nutz und Frommen aller Leser des Magazins in dem dazu bestimmten Departement. Es wird damit auch viel mehr Nutzen geschafft, als wenn man öffentlich oder privatim seine Unzufriedenheit an den Tag legt, daß dieses und jenes nicht sei wie es sein sollte. Schreibt fleißig fürs Magazin. Alle geeigneten Mittheilungen sind herzlich willkommen.

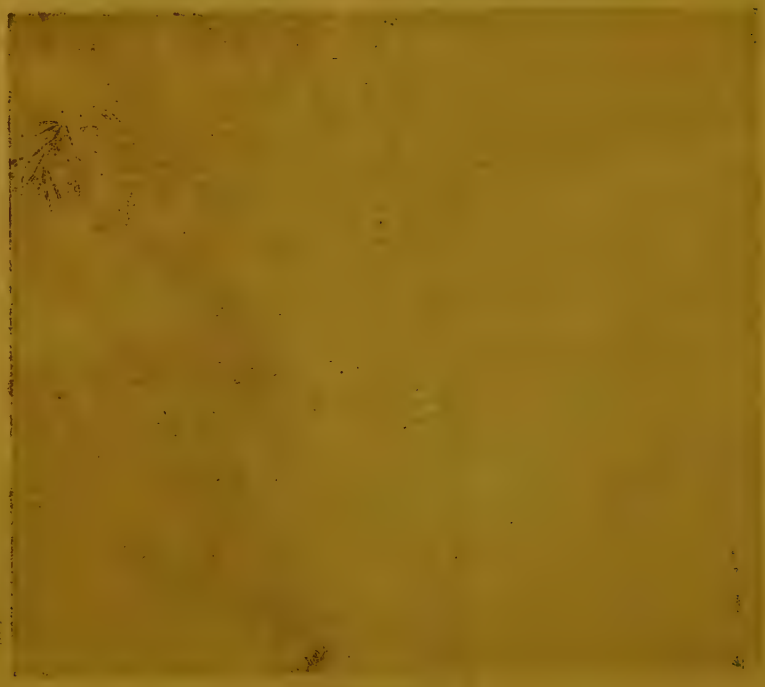


Wandtafelfiguren.

Zu Lection 10.

Zu Lection 11.

Zu Lection 12.



THE UNITED LIBRARY
3 5560 003 538 321

WITHDRAWN

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS